This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Basler Missions-Agentur
in Stuttgart, Heusteigstr. 34, I

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Joh. Hesse.

Vierundzwanzigster Jahrgang. 1880.

Basel.
Im Verlag der Missions-Buchhandlung.
1880.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 5 1989

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

Inhalt.

Seite

Rundschau über Afrika und Asien 1, 49, 97, 129, 177, 225, 257, 305, 353, 385, 433, 490

Der Schwaben-Apostel Columba 18, 62

Aus dem Geistesleben der Chinesen 35, 89, 141, 273, 372, 397, 444, 481

Dr. Joseph Mullens 79

Einige Zeichen der Zeit 112, 204

Die norwegische Mission unter den Sakalawas . . 161

Die norwegische Mission unter den Hovas . . . 195

Die norwegische Missionsgesellschaft und ihre Mission unter den Zulus 232

Die fünfte kontinentale Missionskonferenz in Bremen 243, 264

Eine neue Hiobspost vom Viktoria-Nyanza . . . 319

Das 81. Jahresfest der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft 332, 364

Die Missionsbestrebungen Schwedens 414, 459

Bücherschau:

Dr. Kallar: Geschichte der christlichen Mission . . . 47, 480

Dr. Riggenbach: Siebente Hauptversammlung der Ev. Allianz 48, 128

Missionsbilder, Calwer 96

C. Wagner-Groben: Jakobs Pilgerleben 96

Prof. Kaftan: Die Verheißung des Herrn 96

Dr. Grundemann: Dr. Burckhardt's kleine Missionsbibliothek 127, 175

Vergißmeinnicht der Rheinischen Missions-Gesellschaft . . . 173

K. Trebitz: Helgoland 173

Suum cuique. Gedanken über die Missionsthätigkeit in Elsaß-Lothringen 174

Lic. Plath: Eine Reise nach Indien 174

E. Faber: Introduction to the Science of Chinese Religion . 175

A. H. Haller: Predigten 176

H. Liebhart: Das Leben und Wirken in der Heidenwelt . . 224

Dr. G. Warneck: Warum ist das 19. Jahrhundert ein Missionsjahrhundert? 224

Dr. G. Warneck: Warum hat unsere Predigt nicht mehr Erfolg? 351

R. Andree's Allgemeiner Handatlas 256

E. v. Seydlitz'sche Geographie 256

Jamunabai's Wanderungen 304

A. Riddel: A Grammar of the Chinyanja Language . . 304
Dr. Uhlhorn: Predigten 351
Bericht der von der Ev. Allianz nach Wien abgesandten Deputation 352
M. Frommel: Das Ziehen des erhöhten Christus in der Mission 352
P. Wurm: Der Buddhismus 383
Ein Missionsbild aus dem westlichen Himalaja 384
Joh. Paulsen: Brodkorb für Sonn- und Festtag-Nachmittage . 384
Joh. Paulsen: Nachtisch für Gotteskinder 384
Dr. Christlieb: Der gegenwärtige Stand der ev. Heidenmission . 384
Bericht über die religiösen Jahresfeste in Basel 432
Evangelischer Missionskalender 432
Dr. Thiele: Christliche Kirchengeschichte 432
H. Gundert: Die Evangelische Mission 478
W. Redenbacher: Lesebuch der Weltgeschichte 479
L. Rousselet: Mali, der Schlangenbändiger 479
E. Lehmann: Predigt über Matth. 28, 18 20 480
Dr. Monier Williams: Indian Wisdom 511
Dr. G. Uhlhorn: Vermischte Vorträge 512

Missionszeitung siehe das Register.

[redacted]

Chinesische Landschaft

Rundschau.

I. Afrika.

Eine Menge neuer Bücher, Broschüren und Zeitschriften haben in den letzten Jahren das Ihre dazu beigetragen, die Ergebnisse der Afrika-Forschung bekannt zu machen und das Interesse nicht nur der Missionsfreunde, sondern namentlich auch der Handelswelt auf diesen an Menschen, wie an Schätzen so reichen Erdtheil zu richten. Eine Reihe großartiger Unternehmungen, theils zu weiteren Entdeckungen, theils zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen, theils auch zur Bekehrung der Schwarzen, sind die Frucht davon. An phantastischen Plänen und übertriebenen Erwartungen hat es dabei nicht gefehlt; auch in christlichen Kreisen trägt man sich hie und da wohl mit viel zu großen Hoffnungen, als wenn es nun in Afrika mit Riesenschritten vorwärts gehen müßte. Man übersieht dabei, daß selbst durch die gelungensten Forschungsreisen und durch die wichtigsten geographischen und ethnographischen Entdeckungen an Afrika selbst noch nichts geändert wird. Nur unsere Vorstellungen von Afrika werden dadurch berichtigt, unsere Theilnahme für die Bewohner desselben wird dadurch angeregt.

Dazu kommt die leidige Erfahrung, daß in Afrika nichts schnell geht außer das Krankwerden und Sterben. Der Tod des jungen englischen Reisenden Dr. Keith Johnston (28. Juni 1879), des Inspektors der Londoner Missionsgesellschaft Dr. Joseph Mullens (10. Juli) und zahlreicher deutscher, englischer und anderer Missionare, Reisender und Beamten auch im verflossenen Jahre soll uns ein Mahnruf zur Mäßigung und Geduld sein. Der Verfasser eines sehr lehrreichen und praktischen Buches über Westafrika*), der

*) Hübbe: „Ethiopien". Hamburg, 1879.

selbst als Kaufmann dort thätig war, bezeichnet als wichtigstes Mittel zur Erreichung aller friedlichen und wohlwollenden Absichten in Afrika die — Zeit. „Der Krieg hat Eile, die Civilisation aber geht langsam und bedächtig Schritt vor Schritt. Zeit ist die erste Vorbedingung in Afrika; Eile ist in Ethiopien das größte Verbrechen gegen alle Begriffe und Gewohnheiten des Landes, der ärgste Verstoß gegen den ethiopischen Menschenverstand und jedenfalls der kostspieligste Fehler, den man dort begehen kann. Nirgends in der Welt scheint Zeit weniger Werth zu haben als in Afrika, und doch kostet Eile nirgends in der Welt mehr Geld und mehr Mühe als dort. Durch Geduld, Seelenruhe und Zeit ermöglichte Livingstone die großen Leistungen, welche ihm gelungen sind, und auch Stanley hätte weniger Kämpfe und weniger Geldmittel nöthig gehabt, wäre er auf seiner letzten Expedition nicht durch die Natur der Sache zur Eile gezwungen gewesen."

1. Der Islam in Afrika.

Was nun speciell die evangelische Mission betrifft, so stehen ihr in Afrika, ganz abgesehen von den äußeren Schwierigkeiten, so bedeutende Hindernisse entgegen, daß sie schon im Blick auf diese Grund genug zur Vorsicht und Geduld hat. Vielleicht das größte dieser Hindernisse ist die weite Ausbreitung und der mächtige Einfluß des Islam fast in ganz Afrika. Im Kaplande sind malaiische Muhammedaner einheimisch geworden, in Ostafrika hausen die Araber, ganz Aegypten und der größte Theil von Nordafrika ist muhammedanisch; selbst tief im Innern, ja an der Westküste gibt es islamisirte Fürsten und Völker. Ja, man kann von einer eigentlichen Missionsthätigkeit des Islam namentlich in Nordafrika und der Sahara reden. In seinem großen Reisewerke gibt z. B. Dr. Nachtigal*) einige wichtige Aufschlüsse darüber. Er berichtet von einer Sekte der Neuzeit, welche eigentlich nur eine Gesellschaft für innere und äußere Mission ist und keinen anderen Zweck verfolgt, als Neubelebung und Ausbreitung des muhammedanischen Glaubens. „Der Stifter dieser Genossenschaft, Sîdî Senûsî, nach welchem sie Se-

*) Nachtigal: „Sahara und Sudan", I, S. 192 ff. „Geschichte und Bevölkerung von Fezzan."

nusija genannt wird, soll aus dem fernen Westen, aus der Gegend von Telemsan, nach Ostafrika gekommen sein, gründete ein unabhängiges Centrum für seine Propaganda zu Dschaherbub auf der schwer bestimmbaren Grenze zwischen Tripolitanien und Aegypten, nicht weit von der Oase Siwa, unterrichtete und begeisterte dort bis zu seinem Tode zahlreiche Schüler und Anhänger und dehnte seinen Einfluß über die östliche Hälfte Nordafrikas weiter und weiter aus.

„Sein Sohn und Nachfolger, Sîdî Mâhudî, hat mit Eifer und Verständniß die heilige Sache fortgesetzt, und Hunderte von fanatischen Anhängern werden an dem wüsten Orte unterrichtet, gekleidet und genährt. Die Auserwählten derselben ziehen von dort aus und lassen sich nicht allein die Wiederbelebung des Glaubens bei den erschlafften Anhängern des Islam in den ihnen zugänglichen Ländern angelegen sein, sondern haben hauptsächlich ihr Augenmerk auf die Bewohner der östlichen Wüste gerichtet, die, ob nominelle Muhammedaner, ob Heiden, sehr der Belehrung bedürfen und eine geschlossene Phalanx jugendlich kräftiger und fanatischer Glaubenswächter zu bilden versprechen. Bald gründeten sie religiöse Institute — Zâwia — zu Sôkna, Zawîla, Murzuk, suchten durch ähnliche Missionsstationen zu Ghadâmes und Ghât bei den Bewohnern der westlichen Wüste Eingang zu gewinnen und strebten allmählich nach geistiger Alleinherrschaft über die Stämme der östlichen Wüste. Zunächst schoben sie eine ihrer Stationen auf dem Wege von Dschâlo nach Wadâï vor und besetzten die bewohnerlose Oase Kufâra, deren Dattelbestand ihnen außerdem Existenzmittel bot, kolonisirten nördlich von Tibesti die Oase Wan und nahmen ihren Sitz in der großen Tabu-Oase Kawâr auf der Straße nach Bornû. Von Kufâra rückten sie nach Wanjanga und nach Wadâï selbst vor, dessen König Ali für ihren glühendsten Anhänger galt.

„Schon während meines Aufenthaltes in Murzuk bekam ich eine Ahnung von der Beharrlichkeit, mit der diese Fanatiker einen großen Theil Afrika's in ihr jesuitisches Gewebe spinnen, von der gefährlichen Selbstlosigkeit, mit der sie, unbekümmert um die rastlos verrinnende Zeit und um persönlichen Erfolg, ihrer Sache dienen, und noch oft wurde ich im Verlauf meiner Reisen auf ihre gefahrdrohende Bedeutung hingeführt. An den verhältnißmäßig hoch civilisirten Punkten suchen sie sich zwar Freunde zu erwerben, drängen sich jedoch nicht danach, in der Menge Proselyten zu machen. Von dem eigent-

lichen Aegypten mit seinen in der ganzen muhammedanischen Welt berühmten Gelehrten halten sie sich zurück; auch die Stadt Tripolis paßt ihnen nicht als Schauplatz ihrer Thätigkeit; Fezzân scheint ihnen ebenfalls mehr zum Ausgangspunkte ihrer Bestrebungen zu dienen, und selbst in Bornu, dessen Gelehrte mit dem Scheich Omar an der Spitze einen großen Ruf in der sudanischen Welt haben, treten sie bescheiden auf. Die von solcherlei Bestrebungen bisher verschonten Gegenden der Tubu, der Bidêjât, die uncivilisirten Stämme von Wadâï und die Oasen Aegyptens sind der Gegenstand ihrer Hoffnung und unterliegen mehr und mehr ihrem Einflusse. Die gewonnenen Anhänger spenden ihnen reichlich zur Ehre Gottes, und wo sie in der Wüste ihre frommen Stationen gründen, schließen sie zuvor mit den Eingebornen einen Vertrag über die ihnen zu überweisenden Dattelpflanzungen und die ihnen zustehenden Gerechtsame.

„Bisher war besonders der Westen Nordafrikas durch religiöse Gesellschaften und durch geistliche Herren ausgezeichnet .... Die östliche Wüste hatte eines geistlichen Lenkers entbehrt, bis ihr ein solcher in der Person jenes Senûsî erstand, der in Schroffheit seiner religiösen Anschauungen und im Haß gegen die Civilisation seine westlichen Vorgänger und Kollegen weit übertraf. Der marokkanische Papst war Rohlfs' treuester Beschützer, selbst als er seinen christlichen Charakter kannte; Ahmed el-Bagâï schützte Heinrich Barth vor den fanatischen Verfolgungen der oberherrlichen Fellâta-Fürsten, und der Chef der Tedschûdschna war ein wohlwollender Herr, der sich durch ein freundliches Gespräch mit einem Christen nicht verunreinigt glaubte. Die Senûsîja dagegen sind glühende Christenhasser, deren Feindschaft im Verfolge meiner Reisen mir noch manche Gefahren und Unannehmlichkeiten bereiten sollte." (Tabak ist bei ihnen verpönt, den Cölibat predigen sie aber nicht).

Eine solche Schürung des sinkenden Glaubens von Außen her ist aber z. B. bei den Teda in Tibesti auch nöthig, da aus ihrer eigenen Mitte bis jetzt noch keine Säulen des Islam hervorgegangen sind. „Mühsam erziehen sie in Fezzân einige bescheidene Gelehrte (Fakîh), deren Kenntnisse gerade hinreichen, um die heranwachsende Jugend ihrer Umgebung in den nothwendigsten Gebeten und deren Recitirung zu unterweisen und dem seltenen Ereigniß eines Briefes gewachsen zu sein, der doch gelesen und beantwortet werden muß. Den Glauben an den übernatürlichen Einfluß von Koransprüchen,

die von besonders kundiger und frommer Hand geschrieben sind, und die Sitte, dieselben in wahrer Unmasse in kleinen, sauber gearbeiteten Lederfutteralen an Mütze und Turban, Oberarm und Hals zu tragen — selbst Hals oder Beine der Kameele glaubt man durch sie gegen Krankheit oder bösen Blick zu feien — haben die Tedâ mit den Negern gemein." (S. 445).

In Schimmedru traf Nachtigal einen dieser Senûsi-Scheichs, der im höchsten Ansehen stand und dem Christen nicht einmal die Hand reichte, als dieser ihm die seinige entgegenstreckte. „Der Hochmuth und die Anmaßung dieser Senûsija-Scheichs, welche die wahre Frömmigkeit gepachtet zu haben scheinen, übersteigen alle Begriffe und werden nur noch übertroffen von der Klugheit und List, mit denen sie ihr Ansehen zu erhöhen und Einfluß zu gewinnen wissen." (S. 531).

Unbegreiflich ist uns, wie trotz alledem manche Reisende und Schriftsteller dem Muhammedanismus in Afrika das Wort reden, ja ihn sogar als einen Wegbereiter des Christenthums anpreisen können. Daß König Mteſa, kurz ehe Stanley zu ihm kam und ihn auf seine Art „bekehrte", den Islam angenommen hatte, kann wohl kaum als Beweis hiefür gelten. Denn beide Bekehrungen, die muhammedanische und die Stanley'sche, haben den despotischen Barbaren im Grunde doch ziemlich so gelassen, wie er vorher auch war, und daß das arabische Element an seinem Hofe den christlichen Missionaren geradezu als ein feindliches Lager gegenübersteht, das geht aus den Berichten der letzteren nur allzudeutlich hervor. Auch die gutmüthigen Civilisationsbestrebungen des Sultans von Sansibar, sowie die ägyptischen Reformen sind bodenlos, so lange ihr Boden der Islam mit seiner Vielweiberei, Sklaverei und Geistesknechtschaft ist. Wir freuen uns, daß wie Dr. Nachtigal, so auch der schon angeführte Dr. Hübbe dieses Gemisch von Fanatismus und Fleischlichkeit geradezu als einen Fluch Afrikas bezeichnen. Letzterer sagt u. A.*)

„Es ist im Interesse der Menschheit sehr zu wünschen, daß die muhammedanischen Aegypter die weitere Civilisation des Innern Afrika's nie auf eigene Hand unternehmen werden, wenn sie auch noch so heilig versprechen, den Sklavenhandel nicht zu begünstigen. Sklaverei bleibt die Signatur des Wesens, das sie vertreten und die

*) „Ethiopien", S. 308.

natürliche Folge davon muß stets die eigennützige Knechtung einer ihnen fremden Rasse sein, wo immer sie nur Gelegenheit dazu haben. Mit dem niederen Bildungselement der muhammedanischen Sklavenjäger des östlichen Aequatoreal-Afrika's aber kann unmöglich irgend ein anständiger Mensch Sympathie haben. Es ist offenbar ein großes Glück für die Zukunft der ethiopischen Rasse, daß der wilde Unabhängigkeitssinn der Niamniam und der ihnen verwandten Völkerschaften das westliche Aequatoreal-Afrika von diesem Einflusse gänzlich (?) freigehalten hat. Vielleicht würden andernfalls die Westafrikaner unter der Herrschaft der Halb- oder Zehntel-Kultur des Islam jetzt schon mehr produktive Arbeit leisten, als sie es gegenwärtig thun; wahrer Kultur aber wären sie dann jedenfalls nur mehr verschlossen, als sie es gegenwärtig sind." Von diesem schädlichen muhammedanischen Element ist zum Glück das eigentliche Centralafrika frei. „Hier, gesichert vor allen Einflüssen des Islam, ist ein Feld für die Missionen. Hier haben sie noch ungetrübte Chancen. Hier können sie, wenn sie sich den Vorkämpfern der Civilisation anschließen, ihrer aufopfernden Thätigkeit dauernde Erfolge erringen u. s. w." Ganz besonders verkehrt ist es nach Dr. Hübbe's Meinung, mit Hilfe oder auch nur in Begleitung von Arabern in's Innere Afrika's eindringen zu wollen (S. 341). Stanley — wie früher schon Livingstone, Cameron u. A. nachdrücklich hervorgehoben haben — liefere den deutlichsten Beweis, „daß es vornehmlich der brutale Einfluß der muhammedanischen Händler von Osten ist, der uns dieses Gebiet bisher so vollständig verschlossen hielt." Unvortheilhafter als mit muhammedanischem Wesen könne man sich jedenfalls bei jenen Volksstämmen nicht einführen. Gewiß hat er Recht.

Wie schwunghaft unter muhammedanischer Herrschaft und im Interesse muhammedanischer Kunden im Inneren Afrika's noch immer der Sklavenhandel betrieben wird, davon bekommt man einen Begriff, wenn man z. B. Dr. Nachtigal's Beschreibung von Bornu (S. 683) liest.*) Aber an Zeugen für das ebenso gewaltthätige

*) „Auf der Südseite des Marktes haben im östlichen Theile desselben die Sklavenmakler große Buden aufgeschlagen, in deren Schutz gegen Sonne und Regen ihre Waare in langen Reihen, in Ketten und ungefesselt, ausgestellt ist. Sklaven beiderlei Geschlechts, jeden Alters und Preises, aus den verschiedensten südlich von den Sudanstaaten gelegenen Heidenländern erwarten dort ihr Schicksal. Neben kleinen Kindern, die der zärtlichen Sorge

als entsittlichende Auftreten des Islam an allen Orten, wo er hinkommt, fehlt es ja überhaupt nicht.

2. Die Katholiken in Afrika.

Hat die evangelische Mission am Muhammedanismus in Afrika einen gefährlichen Feind, so erwächst ihr aus den neueren katholischen Missionsversuchen immer mehr — nicht ein Bundesgenosse, sondern ein rücksichtsloser Nebenbuhler. Kaum waren die protestantischen Missionen am Njassa-See und am Viktoria-Nyanza gegründet, so ward auch eine mit den weitgehendsten Aufträgen versehene katholische Expedition in das Seengebiet und bald darauf eine zweite an den Sambesi geschickt. Wie sehr es der römischen Kirche hiebei darum zu thun ist, vor allem der evangelischen Mission eine Niederlage zu bereiten, das geht wie aus jenen Aufträgen im Allgemeinen, so auch aus dem Auftreten der Missionare selbst hervor. Die eben genannte Sambesi-Expedition kam im Juli v. J. im Lande der Bamangwatos an, wo seit vielen Jahren die Londoner Mission in gesegneter Arbeit steht. Statt nun weiter an ihr angebliches Ziel zu reisen, versuchten die katholischen Sendboten sich hier festzusetzen. Wenn sie den protestantischen König Khame für ihre Sache hätten gewinnen können, wäre ihnen das offenbar das Liebste gewesen. Am

einer liebenden Mutter entrissen wurden, bevor sie das Bild derselben in ihre Erinnerung aufnehmen konnten, sitzen lebensmüde Greise; zwischen häßlichen Weibern, denen die fahle Haut um die fleischlosen Knochen schlottert, und die in Arbeit und Elend stumpf geworden sind, blicken frische, junge Mädchen in kokettem Kopfputz, sauber gewaschen und in Butter erglänzend, hoffnungsvoll in die Zukunft. Einen exceptionellen Werth haben die Eunuchen, welche jedoch kaum je auf den öffentlichen Markt kommen. Es ist eine so große Nachfrage nach ihnen von Seiten der fremden Kaufleute, welche sie für die Großen der muhammedanischen Welt Europas, Asiens und Afrikas suchen, während doch der Vorrath an ihnen nur gering sein kann, daß sie sehr schnell unter der Hand verkauft werden. Auch taubstumme Sklavinnen, wenn sie gleich nicht ebenso kostbar sind als Eunuchen, werden von den Großen der höher civilisirten Länder des Islam als Dienerinnen ihrer Frauen sehr gesucht und theuer bezahlt, und Zwerge, womöglich zu Hofnarren erzogen, bilden noch immer ein beliebtes Spielzeug für muhammedanische Fürsten. Beide sah ich in Kuka zur Ausfuhr nach Norden verkaufen."

Mittwoch, den 23. Juli v. J., kamen sie an.*) Natürlich erregte ihr Erscheinen nicht geringes Aufsehen bei den einfältigen Bamangwatos. Mit unglaublicher Geschwindigkeit verbreitete sich die Nachricht, daß eilf Lehrer angekommen seien, und kaum hatten diese ausgespannt, als auch ihre Wagen schon von Schaaren staunender Eingeborner umringt waren. „Eilf Barutwi auf einmal — wunderbar! So etwas haben wir noch nie gesehen! Wo sind ihre Frauen?“ Diese und viele ähnliche Fragen oder Ausrufe wurden laut. Es dauerte nicht lange, so erschien ein Bild auf einem der Wagen: der Heiland am Kreuz, und zu seinen Füßen zwei anbetende Zulu-Kaffern. Das war noch wunderbarer und zog neue Haufen herbei. Diese Schaustellung verfehlte aber völlig ihren Zweck. „Wie kommen denn die Schwarzen dahin?“ sagte Einer, „ich habe doch immer gehört, daß Jesus von Makhoa (Weißen) und Bajuda (Juden) gekreuzigt wurde.“ Ein Anderer meinte: „Das ist pataletscho hela (einfache Verleumdung), die Schwarzen haben ihn nicht getödtet.“ Bald nach ihrer Ankunft begaben einige der Missionare sich zum Häuptling Khame. Nachdem sie ihm einen Hinterlader als Geschenk angeboten, er denselben aber nicht angenommen, baten sie ihn um eine Audienz, in welcher sie ihr Anliegen vorbringen könnten. Am Tag darauf fand eine solche statt. Pater Depelchin fieng an: „Ehe wir unsere Sache vorbringen, möchten wir bitten, daß Sie das Geschenk annehmen, das wir Ihnen schon gestern darbrachten.“ Khame: „Danke, ich nehme keine Geschenke von Missionaren an.“ Pater Depelchin: „So? nun, wir haben hier einen Brief von Sir Bartle Frere. Er hat uns besonders an Sie empfohlen, als an seinen Freund, den guten Häuptling Khame. Er sagte auch, daß es ihn sehr freuen würde, wenn Sie uns einen Platz in Ihrem Lande geben wollten, auf dem wir uns ansiedeln können. Wir wollen gute und getreue Unterthanen sein und Ihren Gesetzen gehorchen. Wir kommen nicht, uns zu bereichern; wir mischen uns nicht in die Politik, wir möchten bloß Sie und Ihr Volk unterrichten. Einige unserer Laienbrüder sind geschickte Handwerker und sie werden Ihre Leute nützliche Dinge lehren. Wir wünschen keine augenblickliche

*) Das Folgende ist einer vom 5. August datirten Korrespondenz des „Cape Argus“ entnommen. Der Berichterstatter ist wahrscheinlich ein Londoner Missionar, jedenfalls aber ein Augenzeuge.

Zusage, sondern bitten Sie nur, die Sache reiflich zu erwägen." Khame: „Ich habe in der Sache nichts zu erwägen, ich habe bereits meinen Lehrer und bin mit seinem Unterricht zufrieden; ich kann Euch daher nicht gestatten, Euch hier niederzulassen." Pater Depelchin: „Aber bedenken Sie, was für Vortheile wir Ihnen anbieten: wir werden Ihre Leute in nützlichen Handwerken unterrichten. Ein Missionar ist nicht genug für eine so große Stadt. Und dann würde es Sir Bartle Frere so angenehm sein, wenn wir hier bleiben dürfen. Wenn wir aber in dieser Stadt nicht bleiben sollen, können Sie uns dann nicht eine andere anweisen? Wenn wir einmal angesiedelt sind, so werden wir Nonnen kommen lassen, die Weiber zu lehren ꝛc." Nachdem Khame nun noch von der Ehelosigkeit der Priester und der Nonnen gehört hatte, ohne ihre Selbstverleugnung zu würdigen, erklärte er, es sei ganz vergeblich, ihn weiter zu drängen, da ein ähnliches Gesuch schon von Miss. F. Coillard im Namen der Pariser Missionsgesellschaft gemacht worden sei; derselbe wünsche zwei Evangelisten in einer entlegenen Stadt des Landes zu stationiren, habe hiezu aber keine Erlaubniß erhalten, bis die Kommittee der Londoner Missionsgesellschaft, in deren geistliche Pflege das Land nun einmal gegeben sei, darüber gefragt worden. Damit war der erste Theil der Unterredung zu Ende. Nun folgte der zweite.

Khame: „Was lehret Ihr?" Pater Depelchin: „Die Liebe Gottes zu den Menschen und die Dahingabe seines Sohnes für uns. Wir predigen aus dem Alten und Neuen Testament, haben die Bibel aber noch nicht ins Setschuana übersetzt." Khame: „Aber es gibt eine Uebersetzung. Wir haben eine solche." Pater Depelchin: „Nun, unsere Bibel ist die nämliche; wo dieselbe von der Eurigen abweicht, handelt es sich bloß um kleine Verschiedenheiten." Pater Law: „Saget nicht so, Pater Superior, sonst gibt's ein Mißverständniß. Saget dem Häuptling, daß wir eine andere Bibel haben." Pater Depelchin: „Nun, Khame, Sie sehen, daß wir die Bibel für Gottes Wort halten; wir gestatten aber keine Privatauslegung derselben. Sie ist ein sehr schwer zu verstehendes Buch. Die Kirche aber, welche noch die gleiche Autorität hat, die ihr bei ihrer Gründung von Christo gegeben wurde, und deren Haupt ein Nachfolger der Apostel ist, hat eine feste Erklärung. Als unser Heiland auf Erden war, übergab er seine Kirche dem Petrus und sagte: Du bist

Petrus, auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und da Petrus später Bischof von Rom wurde, und unser gegenwärtiger geistlicher Vater Leo XIII. sein Nachfolger ist, so haben die Lehren unserer Kirche apostolische Autorität." Khame: „Wer war der Vater des Petrus?" Alle: „O, das gehört nicht hieher, das hat mit der vorliegenden Frage nichts zu thun." Was der Häuptling meinte, war dies: „Wir halten Christum als den Sohn Gottes für das Haupt der Kirche; ist denn Petrus auch ein Sohn Gottes?" Ueberdies muß man wissen, daß wenn irgend jemand mit einem hohen Anspruch auftritt, die Bamangwato gleich fragen: „Wessen Sohn bist du?" Doch der Häuptling ließ die Frage fallen und Pater Depelchin fuhr fort: „Vor seiner Himmelfahrt sprach Jesus zu seiner Kirche: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende, und da wir zu der ursprünglich von ihm gegründeten Kirche gehören, so ist Er bei uns. 1500 Jahre nach Seiner Himmelfahrt trennte sich eine Partei unter Luther und anderen Führern von uns, um eine neue Kirche zu gründen und zu dieser von Menschen gegründeten Kirche gehört Ihr Missionar. Christus kann nicht zugleich in zwei Kirchen gegenwärtig sein, die einander entgegengesetzt sind." Khame: „Ich bin ein Mitglied der hiesigen Kirche, und wenn in der Eurigen anders gelehrt wird, so würde Eure Niederlassung ja nur zu Streitigkeiten Veranlassung geben."

Nachdem man noch weiter hin und her gesprochen, sagten die Priester endlich, sie wollten in's Amantibili-Land gehen, wo aber auch die Londoner Missionsgesellschaft Arbeiter hat. Auf die Frage, wie es komme, daß sie in den Zeitungen eine Sambesi-Mission angekündigt hätten und nun doch in anderer Richtung vorgiengen, gaben sie zur Antwort: „Unserer geistlichen Pflege ist ein weites Gebiet anvertraut worden, dessen Grenze im Norden 200 (engl.) Meilen jenseits des Sambesi liegt, die Südgrenze ist das Bamangwato-Land, die Ost- und Westgrenze sind die portugiesischen Kolonien." Einige Tage darauf traten sie die Reise nach Amantibili an.

„Die Katholischen Missionen", welche ausführliche Nachrichten von der „Mission am oberen Sambesi" bringen, und u. A. auch triumphirend erzählen, daß es den Missionaren schon unterwegs gelungen sei, einige Ungläubige, darunter einen deutschen Lutheraner und dessen Familie zu bekehren und „bedingungsweise" zu taufen, gehen kurz über den kühlen Empfang in Schoschong hinweg. Es

heißt dort nur: „Der Häuptling dieser Gegend, Khama, hat einen englisch-protestantischen Sendboten bei sich und ist selbst Protestant; daher wollte er den katholischen Missionären nicht gestatten, sich in diesem Gebiete niederzulassen. Diese werden also weiter ziehen müssen, bis sie außerhalb des protestantischer Intoleranz(!) die Freiheit finden, das Evangelium zu verkündigen."

Schlimmere Folgen dürfte das Erscheinen der katholischen Missionare am Hofe König Mtesa's in Uganda nach sich ziehen. Als sie vor bald zwei Jahren ihre Reise antraten, da erklärten sie es ausdrücklich für ihre Absicht, „zwei mächtige und kluge Fürsten zu gewinnen, die einen bedeutenden Einfluß im ganzen Lande ausüben, nämlich Mirambo und Mtesa." Für diese beiden nahm denn auch die sich stets ihrer großen Armut rühmende Expedition „zwei sehr reiche Königsmäntel als Geschenk" mit. „Hoffentlich richten diese römischen Sendlinge in dem kaum für's Evangelium geöffneten Uganda keine Verwirrung an" — schrieben wir damals (Miss.-Mag. 1878, S. 480); jetzt müssen wir leider berichten, daß diese Verwirrung bereits angefangen hat, wie aus dem Folgenden hervorgehen wird.

3. Die Mission am Viktoria-Nyanza.

Am 1. Jan. 1879 kamen nach einer Pause von mehr als drei Monaten wieder Briefe vom Viktoria-Nyanza in London an, ein rechtes Neujahrsgeschenk für die Kommittee der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft. Die Nachrichten waren gute. Miss. Wilson hatte ein ganzes Jahr lang allein in Uganda ausgehalten, bis endlich Miss. Mackay zu ihm gestoßen war, und dieser hatte ohne Begleitung und ohne Bewaffnung einen Besuch beim König Lukonge von Ukerewe, dem Mörder der beiden Missionare Lieut. Smith und O'Neill, gemacht und war freundlich empfangen worden. Schmerzlich dagegen war die Nachricht vom Tode des alten, ehrwürdigen Königs Rumanika von Karagwe.

Noch erfreulicher lauteten die Nachrichten, die abermals nach langer, banger Wartezeit am 19. August in London eintrafen, 220 Briefseiten auf einmal! Die Brüder hatten aber auch wirklich viel zu berichten. Erstlich waren die Missionare Litchfield, Felkin und Pearson, welche die Reise Nil-aufwärts durch Aegypten ge-

macht hatten, am 3. Januar glücklich mit Miss. Wilson zusammengetroffen, der ihnen von Uganda aus entgegengereist war und einen Brief von ihrem „getreuen Freund Mtesa, König von Uganda", überbracht hatte, in welchem dieser versichert, daß er sich freuen werde, sie in seinem Reiche zu sehen und daß er hoffe, „mit Gottes Hilfe" würden sie wohlbehalten dort ankommen. Noch wichtiger waren die Nachrichten über die Ereignisse in Uganda selbst: Im August 1878 waren Wilson und Mackay in Kagei zusammengetroffen, am 23. August waren sie in der „Daisy" von dort abgesegelt, am 28. bei Mkongo in Usongora auf dem westlichen Ufer des Sees gestrandet, nach 8 Wochen langem, kümmerlichen Aufenthalt dort in dem inzwischen ausgebesserten Schifflein wieder aufgebrochen und am 6. Nov. endlich „daheim", d. h. in Rubaga, angekommen, wo sie vom König sehr herzlich empfangen wurden und zu ihrer großen Freude ein Packet Zeitungen und einen Brief von Emin Effendi (Dr. Schnitzler) vorfanden, aus dem sie ersahen, daß drei Brüder zu ihrer Verstärkung durch Aegypten hindurch zu ihnen zu kommen im Begriff seien. Am 19. Nov. hatte sich daher Wilson mit 300 ihm vom König gegebenen Trägern auf den Weg gemacht und war, wie schon bemerkt, nach anderthalb Monaten mit den Erwarteten zusammengetroffen. Inzwischen hatte Mackay alle Sonntage eine Suaheli-Predigt vor dem König gehalten, welche von diesem sogleich in's Kiganda übersetzt wurde; am Christtag war überdies eine Extra-Feier gehalten worden und die Häuptlinge dazu in ihrem besten Staate erschienen. Als einige arabische Händler angekommen waren, um Sklaven zu kaufen und sich hiebei auf den Sultan von Sansibar berufen hatten, war Mackay ihnen entgegengetreten, hatte dem König auseinander gesetzt, was für verderbliche Folgen der Sklavenhandel habe und daß der Sultan denselben verboten habe ꝛc. Die Frucht hievon war nicht nur eine Zurückweisung jener Händler, sondern auch ein Verbot, daß bei Todesstrafe kein Unterthan von Uganda mehr einen Sklaven verkaufen dürfe! Durch einen ähnlichen Erlaß hatte der König auch alle Sonntagsarbeit untersagt, und selbst über die Nachtheile der Vielweiberei war zwischen ihm und den Häuptlingen allerlei verhandelt worden. Ferner war die von Mtesa nach Ukerewe geschickte Flotte zurückgekehrt und hatte Lieut. Smith's Gewehre und andere Sachen der getödteten Missionare von dort mitgebracht. An König Lukonge war jedoch auf Mackay's Bitte

keinerlei Rache genommen worden. Die einzigen Feinde der Mission schienen die muhammedanischen Kaufleute zu sein, die auch dadurch schädlich wirkten, daß sie aus Bananen Branntwein machten und die Leute zum Trunk verführten. Der König und die Häuptlinge aber standen im besten Einvernehmen mit Mackay. „Nun danket Alle Gott" — das war die Stimmung, welche durch das Lesen dieser Briefe bei allen Freunden der englisch-kirchlichen Mission und auch in unseren Herzen hervorgerufen wurde.

Seither sind nun aber andere Briefe gekommen, nach denen sogar der Bestand dieser ganzen Mission in Frage gestellt zu sein scheint. Am 14. Februar traf Wilson mit den drei neuen Missionaren in Rubaga ein. Tags darauf machten sie dem König ihre Aufwartung und überreichten ihm ein offizielles Schreiben von Lord Salisbury, dem englischen Minister des Aeußern, wodurch Mtesa sich sehr geschmeichelt fühlte, ferner einen Brief von der Missionskommittee, Briefe und Photographien von Hrn. Stanley und einige werthvolle Geschenke, bei deren Empfang der König spöttisch zu den anwesenden Arabern bemerkte, solche Sachen hätten sie ihm noch nie geschenkt, sondern für dergleichen immer enorme Preise in Elfenbein u. dergl. gefordert. Offenbar war er sehr befriedigt, die Missionare nicht minder. Nur das matte, kränkelnde Aussehen des Königs gefiel ihnen gar nicht. Er war auch in der That leidend. Wie gut, daß in der Person Br. Felkin's nun ein geschickter Arzt zur Hand war! Die Dinge hätten nicht besser stehen können, als sie standen. Die Fortschritte, welche Mackay's Schüler während der letzten Monate im Lesen und Schreiben gemacht hatten, waren auch sehr erfreulich. Mit neuem Muth und neuer Freudigkeit sahen alle fünf Brüder nun in die Zukunft. Aber schon waren zwei Gefahren im Anzug, ohne daß sie es wußten: die eine kam von jener katholischen Missionsexpedition her, deren Ankunft des Königs Freundschaft für die evangelischen Lehrer erschüttern und seine Selbstsucht aufstacheln, die stille Geistesarbeit aber gründlich stören, wo nicht zerstören sollte; die andere nahte in Gestalt eines verhängnißvollen Briefes aus Sansibar, dessen an sich unverfänglicher Inhalt den Feinden der Missionare Gelegenheit bieten sollte, diese als Betrüger und Lügner erscheinen zu lassen. Doch hören wir das Nähere, wie es in einer Reihe von Briefen durch die Betheiligten selbst uns geschildert wird.

Als die Missionare am 23. Febr., einem Sonntag, sich wie

gewöhnlich im Palaste des Königs zum Gottesdienst einfanden, war Alles in Aufregung wegen der Ankunft zweier Weißen, die demnächst vom König sollten empfangen werden. Der Gottesdienst fiel aus. Die Missionare begaben sich in die Empfangshalle. Die beiden Fremden waren katholische Missionare, „Pater Lourdel und Bruder Amanz." Ersterer übergab seine Briefe und Geschenke und brachte dann sogleich sein Anliegen vor: es seien ihrer fünf;*) drei seien am Südende des Sees mit dem Gepäck zurückgeblieben; ihre Absicht sei, in Uganda eine industrielle Mission zu gründen, der König möchte ihnen hiezu Erlaubniß geben und jene drei sammt ihren Sachen abholen lassen. Als er geendet hatte, wandte der König sich an Mackay und beauftragte ihn, seine Meinung zu sagen. Natürlich setzte dieser nun auseinander, daß die beiden Missionen sehr verschieden von einander seien, daß die Katholiken Bilder verehren, die Heiligen anrufen, dem Papst gehorchen u. s. w.; zum Schluß aber wandte er sich an Pater Lourdel selbst und erinnerte diesen an eine Uebereinkunft, die s. Z. zwischen Pater Horner und den evangelischen Missionaren war getroffen worden, daß man sich gegenseitig in diesen Gegenden keine Konkurrenz machen wolle. Die Antwort war eine charakteristische: Pater Horner habe ihnen von seinem damals gegebenen Versprechen wohl gesagt. Dasselbe sei aber für sie nicht bindend, da sie einem ganz anderen Orden angehören!

Nach der Audienz hatten übrigens beide Theile das Bedürfniß, sich noch weiter auszusprechen, die englischen Missionare luden daher den französischen Priester zu ihrem Abendessen ein und schickten ihm, als die Zeit hiezu gekommen war, zwei Jungen entgegen, um ihm den Weg zu zeigen, da die beiderseitigen Wohnungen ziemlich weit auseinander lagen. Kaum waren diese bei den Hütten angelangt, welche Mtesa den neuen Ankömmlingen eingeräumt hatte, als die Leute, welche ebenfalls er ihnen zur Bedienung und Bewachung beigegeben hatte, die Jungen packten und gebunden in zwei getrennte Hütten warfen. Wahrscheinlich wollte der König eine Verständigung zwischen den beiden rivalisirenden Missionen verhindern, um dann desto mehr äußere Vortheile aus jeder von ihnen herausschlagen und gleichsam die eine gegen die andere ausspielen zu können. Das ist

*) Der Superior dieser „Mission der Nyanza-Seen" ist Pater Leo Livinhac.

indessen nur eine Vermuthung. Doch dürfte es schwer sein, das Gebahren des Königs sich anders zu erklären.

In der Nacht gelang es einem der Gefangenen, sich los zu machen und zu den Missionaren zurück zu kehren. Natürlich begaben diese nach Empfang der überraschenden Nachricht sich sobald als möglich in den Palast und baten um Aufklärung und um Befreiung des zweiten Jungen. Letzteres wurde gewährt, Aufklärung aber ward ihnen nicht zu Theil. Zugleich benutzten sie die Gelegenheit, dem König zu erklären, daß die beiden Missionen nie friedlich neben einander würden bestehen können, sondern daß, wenn er die Katholiken bei sich behalten wolle, sie würden weichen müssen. Es sollte aber noch schlimmer kommen. Am Freitag (28. Febr.) hörten die Brüder, daß beide Franzosen erkrankt seien, und sogleich machten zwei von ihnen, Litchfield und Mackay, sich auf, um ihnen beizustehen. Fast an ihrem Ziele angelangt, wurden sie aber von 30—40 Bewaffneten des Königs angehalten und mit dem Tode bedroht, falls sie versuchen würden, weiter zu gehen. Was sollte das bedeuten? Nur der König selbst konnte genügende Auskunft geben. Zu ihm giengen die Missionare nun, wurden aber nicht vorgelassen! Wie schnell doch die Launen so eines afrikanischen Despoten sich ändern! Eben noch der beste Freund der Missionare, und jetzt ihr Tyrann und Verfolger. Aber auch die Häuptlinge waren nicht mehr gesinnt wie gestern und ehegestern. Der kranke König hatte dem ihn behandelnden Felkin erlaubt, jederzeit unangemeldet zu ihm zu kommen, während sonst niemand ohne weitläufige Ceremonien vor ihm erscheinen darf. Diese Auszeichnung eines Fremden hatte die Häuptlinge tief gekränkt, und sie waren entschlossen, sich eine solche Zurücksetzung nicht gefallen zu lassen: die Thürhüter erhielten Befehl, Miss. Felkin einfach abzuweisen, wenn er zum König wolle. Demgemäß handelten sie. Felkin beklagte sich, aber es half nichts. Andere Ursachen zur Beschwerde, z. B. die brutale und verrätherische Handlungsweise eines der Führer, welche Mtesa s. Z. dem Miss. Wilson nach Aegypten mitgegeben hatte, kamen hinzu, und die Brüder beschlossen, alle ihre Anliegen in einer Bittschrift an den König auszusprechen und ihn um eine klare Antwort zu ersuchen. Am 1. März wurde diese Schrift, von allen Missionaren unterzeichnet, durch zwei Edelknaben an den König abgesandt. Tags darauf — es war Sonntag — ließ der König sie rufen und selbst vorlesen, was sie geschrieben. Das geschah. Der

König wollte die Sache schnell abmachen, d. h. die Klagenden abfertigen, ihren Beschwerden aber nicht abhelfen. Sie baten daher dringend, er möchte sich jetzt noch nicht endgültig aussprechen, sondern erst alles erwägen und sie dann wieder rufen lassen. Nur wegen jenes Vorfalls am 28. Febr. baten sie um Aufklärung. Die Antwort lautete: Er, der König, habe nicht die Absicht, Weiße zu tödten, ob aber er jene Bewaffneten ausgesandt, die Missionare anzuhalten, oder jemand anders, das sage er nicht. Dabei blieb es.

Das Schlimmste aber kam am 6. März, und dazu so ganz unerwartet! An diesem Tage nämlich begaben Mackay, Pearson und Wilson sich zum König, um die erbetene Antwort auf ihr Schreiben in Empfang zu nehmen. Es waren aber gerade Boten von der Küste angekommen. Sie brachten u. A. die Nachricht von der Ermordung des Miss. Penrose und der Ausplünderung seiner Karawane, vor allem aber jenen Brief von Konsul Dr. Kirk, in welchem gesagt war, daß kein Engländer in Uganda von der Königin komme oder Briefe von der englischen Regierung habe — so wenigstens übersetzten die anwesenden Muhammedaner den arabischen Brief des Konsuls! Was konnte ihn bewogen haben, so zu schreiben?*) Einerlei — der König und seine Häuptlinge hielten sich nun für berechtigt, die armen Missionare mit den ärgsten Schimpfreden zu überhäufen und sie öffentlich als Betrüger, jenen Brief vom Minister der Königin für eine Fälschung zu erklären! Es folgte eine schreckliche Scene; ein Brief, den Wilson — ebenfalls durch jene Boten — erhalten hatte, wurde ihm entrissen; die Bücher, die für ihn angekommen waren, ihm vorenthalten, dazu immer neue Scheltreden über die Missionare ausgeschüttet. So hatte sich das Blatt gewandt. Kein Wunder, daß die lieben Brüder, tief gekränkt und niedergeschlagen, nun zu erwägen anfiengen, ob es nicht besser sei, Uganda für einige Zeit zu verlassen und zu warten, bis König Mtesa, der ja s. Z. selbst durch Hrn. Stanley um Lehrer aus England hatte bitten lassen, sich wieder nach ihnen sehnen und sein Unrecht gut machen würde. Sie dachten an Madagaskar, wie dort auch der ausgestreute Same erst in der Abwesenheit der Missionare

*) Das auswärtige Amt in London hat bereits an Dr. Kirk telegraphisch die Weisung ergehen lassen, alles, was in seiner Macht stehe, zu thun, um den König über den wahren Charakter der Missionare aufzuklären.

und unter schweren Verfolgungen seine Frucht getragen, und trösteten sich damit, daß sie ja ihre Pflicht gethan und das Wort Gottes in Uganda schon reichlich verkündigt hätten u. s. w. Ihre Berathungen endeten damit, daß sie einen zweiten Brief an den König schrieben, in welchem sie geradezu um Erlaubniß baten, sein Land wieder verlassen zu dürfen. Felkin, dem der König noch am ehesten Gehör schenkte, war der Ueberbringer des Briefes, und nach Vorlesung desselben erklärte Mtesa auch gleich, sie dürften gehen, er wolle ihnen Träger bis Mruli mitgeben u. s. w. Ein Höfling aber mischte sich in die Sache und überredete den König, sein Versprechen zurückzunehmen und die Antwort auf den nächsten Tag zu verschieben. Die Missionare erschienen (12. März), bekamen aber statt einer Antwort fast nichts als Vorwürfe zu hören. Damit waren die Reisepläne zu Ende, und gewiß war es so am besten, denn der rasche Entschluß zum Abziehen war eben doch ein übereilter gewesen. Und als am 9. April zwei neue Missionare Copplestone und Stokes*), welche über Sansibar gereist waren, in Rubaga eintrafen, wurden sie sogar ganz gnädig vom König empfangen. Und am 17. April konnte Miss. Pearson schreiben: „Der König ist sehr freundlich gegen uns gewesen, und die Dinge sehen hoffnungsvoller aus. Ich glaube fast gewiß, daß wir unsere Arbeit werden fortsetzen können ... Die Franzosen sind noch hier ... einer ist gegangen, den Rest der Gesellschaft hieher zu bringen ... Wenn Jesuiten hier leben, gedeihen und arbeiten können, so verlassen Sie sich darauf, daß auch wir mit Gottes Hilfe ein Gleiches thun werden." Und im Mai hören wir von Wilson: „Das gemeine Volk hier ist sehr freundlich und liebenswürdig; hätten wir nur freien Zutritt zu ihnen, so bin ich überzeugt, daß wir vortrefflich mit ihnen auskommen würden. Mtesa und seine Häuptlinge sind das größte Hinderniß der Predigt des Evangeliums in Uganda und werden das

*) So waren denn jetzt sieben englisch-kirchliche Missionare in Uganda beisammen, gerade so viel, als ursprünglich für diese Mission waren bestimmt worden. Aber freilich, von der ersten Aussendung waren nur noch zwei übrig: Wilson und Mackay, vier andere waren gestorben oder ermordet worden, einer war krank nach Europa zurückgekehrt. Und von den 9 später Ausgesandten waren zwei zurückgekehrt, zwei gefallen, die fünf übrigen eben jetzt in Uganda.

bleiben, so lange als die gegenwärtige Ordnung der Dinge hier bestehen bleibt."

Um diese Zeit kam ein Gerücht nach Rubaga, daß die Aegypter nach Süden vorzudringen im Begriff seien. Der König klagte die Missionare des Verraths an. Die Furcht vor Aegypten ist eben sein schwächster Punkt. Die Missionare erklärten aber, sie seien bereit, sich zu Gordon Pascha oder auch nach England als Friedensvermittler schicken zu lassen. Felkin wurde auch wirklich am 17. Mai nach Aegypten abgesandt, und ihm folgte Wilson mit einer aus vier Häuptlingen und deren Begleitern bestehenden Gesandtschaft des Königs, während Copplestone und Stokes mit des Königs Erlaubniß an's Südende des Viktoria-Nyanza gegangen waren. Pearson, Mackay und Litchfield waren in Rubaga geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schwaben-Apostel Columba.

Von Dr. E. Gundert.

Als Apostel der Deutschen wird gewöhnlich Winfried genannt. Das Werk seines Lebens war die Unterwerfung Deutschlands unter den römischen Stuhl. Und es läßt sich nicht leugnen, daß das deutsche Volk erst durch ihn der herrschenden Kirche fest eingegliedert wurde. Allein die Ausbreitung des Christenthums ist jedenfalls im Süden Deutschlands nicht sein, sondern ganz anderer Männer Werk gewesen. Diese Arbeit war hier schon vor seinem Auftreten zu Ende gebracht, nämlich durch Columba und seine Schüler. Man nennt diesen den Jüngeren im Unterschied von seinem älteren Namensbruder, der auf der schottischen Insel Jona gewirkt hatte und dort im Jahr 596 gestorben war, oder auch Columban, weil ihn sein Schüler und Biograph Jonas von Bobio so heißt. Er selbst gibt Columba (Taube) als seinen Namen an und fügt die griechische Uebersetzung Peristera und die hebräische Jona bei. Hat er auch persön-

lich nur an den Grenzen Alemanniens*) gewirkt, so ist er doch von allen Glaubensboten der irisch-schottischen Kirche, welche nach Deutschland zogen, persönlich der bedeutendste, und zugleich das hochverehrte Haupt eines großen Schülerkreises gewesen, der seine Thätigkeit über das ganze Frankenreich, namentlich aber über den östlichen Theil desselben, Austrasien, zu welchem Alemannien gehörte, mit dem rühmlichsten Eifer und mit reich gesegnetem Erfolg ausbreitete. Vergegenwärtigen wir uns nun zunächst die damaligen Zustände in unserer Heimat.

1. Die heidnischen Schwaben im Jahrhundert vor ihrer Bekehrung zum Christenthum.

Noch war das Land von den Vogesen bis zum Lech, von den Alpen bis zum mittleren und unteren Neckar in dichten Wald gehüllt, noch war es eine Behausung von Bären, Wölfen, Büffeln, Auerochsen, Elenthieren, und in seiner finsteren Unwirthlichkeit ein Gegenstand des Grauens für alle Fremdlinge aus milderen Himmelsstrichen. Aber schon hatten sich die unbändigen, blondhaarigen, 7 Fuß langen Bewohner an ein seßhaftes Leben gewöhnt, und gewiß haben sich schon damals die meisten der Dörfer, denen wir in den Urkunden des 8. und 9. Jahrhunderts begegnen, ihres Daseins erfreut. Es stand unter der Oberherrschaft der merowingischen Frankenkönige, hatte aber seine eigenen Herzoge. Ein freier Alemanne galt freilich nicht so viel als ein freier Franke; er war nur 160 Schillinge werth, während jener 200; aber immerhin konnte er mit berechtigtem Selbstgefühl in seinem Hof walten, wenn er auf die Leibeigenen sah, deren Wehrgeld sich nur auf 12—15 Schillinge belief. Von der Lebensweise der alten Schwaben, deren einzige Bekleidung anfänglich in ledernen Beinkleidern bestand, ist uns unter anderem bekannt, daß sie das Bier hochschätzten und deßhalb in guter Meinung auch ihre Götter

*) Alemannen und Sueven oder Schwaben sind in den Urkunden der damaligen Zeit Bezeichnungen für ein und denselben Volksstamm. Alemannien umfaßte im Allgemeinen das Gebiet des nachmaligen Herzogthums Schwaben. Der erste Niederlassungsort Columbas in der Vogesenwildniß gehörte zu Burgund, lag aber an der Grenze Alemanniens; Bregenz und St. Gallen waren mitten in Alemannien.

mit Bieropfern besonders zu ehren glaubten. Aus der alemannischen Gesetzgebung läßt sich schließen, daß blutige Händel unter ihnen mehr als anderswo im Schwange waren; denn dieselbe belegt eine unabsehbare Liste aller nur erdenklichen Todtschläge und Verwundungsarten mit entsprechenden Strafen. Ohne Zweifel gaben zu solchen Ausbrüchen der Rohheit ihre Gelage den meisten Anlaß. Waren sie bei denselben erhitzt, so griffen sie nach ihren Waffen, bestanden dieselben nun in ungefügen Keulen oder in gewaltigen Messern. In früheren Zeiten waren dieselben bloße Steinmesser gewesen. Ein derartiger scharfer Stein oder Sachs (lateinisch: Saxum) war die beliebte Waffe der Sachsen, die von ihm ihren Namen haben.*) Im 6. Jahrhundert nach Christi Geburt war längst das Eisen im Gebrauch. Am weitesten verbreitet war unter dem streitlustigen Volke der Dienst des Schwertgottes, welcher bei den Sachsen (eben von ihrem Steinmesser oder Sachs) Saxnot hieß, bei den Schwaben aber den alten Namen Tiu, nach der damaligen Aussprache Ziu oder Zio behalten hatte. Er ist eigentlich der leuchtende Himmelsgott, der seine Strahlen auf die Erde sendet; sein Sinnbild das Schwert. In der Edda hat er den Namen Tyr; die Bayern nannten ihn vorherrschend Ero oder Erc, von Heru (griechisch: Aor) = Schwert. Daher heißt bei ihnen der Dienstag Ertag oder Erctag, während der schwäbische Zinstag oder Zistig im Schriftdeutsch zum Dienstag geworden ist. An Ziu erinnern heute noch viele Ortsnamen.**) Denn sehr viele Ortschaften entstanden aus Niederlassungen, die sich im Umkreis der Heiligthümer bildeten. An den geweihten Orten wurde ja Recht gesprochen. Hier kam das Volk zusammen. Hier war es am vortheilhaftesten, sich anzusiedeln. Aber auch die andere Form des Namens Ero oder Erc hat manche Spuren hinterlassen. Von ihm ist der Personenname Erich abzuleiten. Und wenn ihm in der Elbgegend der Ziesberg geweiht war, und im Bayerischen der Zumberg, so erinnert in der Nähe von Nürtingen der Ersberg an

*) Wie auch Saas, jetzt Hohensax im Kanton St. Gallen, Stein oder Hohenstein und Sachsbach, jetzt Sasbach bei Breisach, Steinbach bedeutet.

**) Z. B. Zizishausen, oder wie das Volk spricht, Zizhausen, O.-A. Nürtingen, Ziutern, jetzt Zeutern im Badischen, Zutilinga, jetzt Züttlingen, O.-A. Neckarsulm, Zuivelta, d. h. Zinsfeld, jetzt Zwiefalten, Zuivelsberg, d. h. Zinsfeldsberg, jetzt Zweifelsberg, O.-A. Biberach, Zwivelingen, jetzt Zweiflingen, O.-A. Oehringen, Zumberg, jetzt Zunberg in Bayern.

den Eres-Dienst, und auch die Dörfer Arcingen oder Erzingen, O.-A. Balingen, und Heribrechtingen oder Herbertingen, O.-A. Saulgau, dürften ihre Entstehung alten Heiligthümern dieses Gottes verdanken.

Fragen wir nach dem Ursprung der Ziuverehrung, so haben wir uns in das graueste Alterthum, in jene Zeit zurückzuversetzen, in welcher die Erfindung des Steinmessers als ein überaus werthvolles Geschenk des Himmelsgottes angesehen wurde, und in welcher die arischen Völkerschaften noch in Hochasien ihre gemeinschaftlichen Sitze hatten, also die Stammväter der germanischen, der lateinischen, der griechischen, der persischen und der indischen Völkerfamilie noch beisammen wohnten und im wesentlichen dieselbe Religion hatten. Denn die dem Wort Ziu zu Grunde liegende Wurzel div (= glänzen) ist der Stamm, aus welchem der sanskritische Djaus, d. h. Himmel, der griechische Zeus, der lateinische Djuspater, d. h. Ziuvater oder Jupiter, das sanskritische Wort Devas für Gott, das griechische Theos und das lateinische Deus hervorgegangen sind. So war der Ziuvater unter allen deutschen Göttern der älteste, ihr Großvater, ihr Attila.*) Von dem wilden Schlachtgeschrei, bei welchem der Schwertgott Ziu angerufen wurde, hat sich bis heute der Ausdruck Zetergeschrei erhalten. Aber auch im Frieden feierten zu seinen Ehren die Jünglinge den Schwerttanz, in dem sie über eine dichte Reihe vorgehaltener Schwerter hinübersprangen. Der allwaltende Gott, welchen die Semnonen, der angesehenste suevische Stamm, nach Tacitus unter Darbringung grauenhafter Menschenopfer in einem altheiligen Wald verehrten, ist eben Ziu. Nur gefesselt durfte man diesen geweihten Boden betreten. Wer fiel, durfte sich beileibe d. h. bei Lebensstrafe nicht aufrichten, sondern mußte sich hinauswälzen. Die Nachkommen dieser Semnonen zogen später unter dem

*) Deßhalb möchten auch die in Schwaben Attila oder Etzel genannten Berge und Niederlassungen, z. B. Ezelingin oder Eßlingen und Atzelenwiler oder Atzenweiler, O.-A. Ravensburg, am ehesten auf diesen „Atte" zu beziehen sein. Uhland leitet auch den Namen Tübingen von Ziu ab. Denn der alte Name lautet Thuingen. Und da nach dem Gesetz der Lautverschiebung der „Z"-Laut aus dem „T"-Laut entstanden ist, so wird seiner Vermuthung um so eher zuzustimmen sein, als auch der in der Nähe befindliche Hof Schwärzloch, wo noch jetzt heidnische Skulpturen zu sehen sind, gemäß seinem Nachweis dem Schwertgott geweiht war, der hier einen Hain oder Loh, Schwertsloh, hatte.

Namen Juthungen an den Bodensee und hießen Ziuwari, weil sie des Ziu wahrnahmen oder warteten als des von ihnen verehrten Gottes. Unter den Thieren war Ziu vor allem der Löwe heilig, der König der Thiere, dessen Kopf mit der flatternden Mähne mindestens ein ebenso getreues Abbild der Sonne mit ihren Strahlen darstellte, als der ihm gleichfalls geweihte Eber mit seinen hinausstehenden Borsten. An ihn erinnert auch die Sage von dem mit weit verzweigtem Geweih versehenen Hirsch, welcher als Sinnbild der Sonne täglich gejagt wird, bis er hinter den Bergen in die Unterwelt versinkt. Auf hohen Stangen entfaltete man beim Beginn der Schlacht die Banner, welche solche Sinnbilder des Gottes zur Schau trugen. Sie wurden die Wappen der Anführer, wie z. B. noch jetzt viele Fürstenhäuser, auch das württembergische und das bayerische, einen Löwen in ihrem Wappen tragen. Von den Pflanzen führt Simrock den Ziolindebast, d. h. Seidelbast, als ein Gewächs an, das von Ziu den Namen habe. In der christlichen Zeit trat der heilige Michael in seine Stelle ein.*)

Neben Ziu wurde Donar oder, wie ihn die Edda nennt, Thor verehrt. Auf seinem Wolkenwagen einherfahrend, schleuderte er seinen Hammer, den Wetterstrahl, spaltete die Felsen, sandte den fruchtbaren Regen hernieder. Der Ackerbauer erkannte in ihm seinen Freund, der die feindlichen Naturmächte, die kahlen Steinriesen, die harten Winterfröste überwand. Gab es ja doch eine Zeit, in welcher jene wilden Gewalten, jene Riesen, das grausige Scepter führten, und erst nach hartem Kampfe wurden die gefräßigen Ungeheuer, die Jötune oder Jetten, von den Göttern besiegt und gebändigt. Jetzt stehen sie als Felsen da mit ihren harten Steinköpfen und müssen sich vom Donar die Schädel spalten lassen, daß sie zu fruchtbarer Erde zerbröckeln und der Landmann auf ihnen den Acker bebaut**). So wird Donar zum Gott der Kultur. Unsere Bretzeln bilden seinen Hammer ab. Der Jüngling warf der von ihm erwählten Jungfrau seinen Hammer in den Schoß. Damit war sie zu seiner Braut geweiht.

*) Es ist daher anzunehmen, daß der Michaelsberg und der Ort Michelbach bei Brackenheim, ferner Michelenstein, jetzt Michelstein im O.-A. Spaichingen, der Michelingarda, jetzt Großgartach, O.-A. Heilbronn, und das Michelfeld, O.-A. Hall, ehemals geweihte Stätten des Ziudienstes gewesen sind.

**) An diese Jetten erinnert z. B. der Name des Weilers Jettenhausen. in Tettnang.

Der Hammerwurf bestimmte auch nach deutschem Recht die Grenzen des Eigenthums. Beim Hausbau ist der erste Hammerschlag von Bedeutung. Gibt er Feuer, so brennt das Haus ab. Am Donnerstag gieng man zu Donars Ehren in den Kleidern aufgedonnert einher. Ihm war der Donnersberg in der Rheinpfalz und Donnesperch, jetzt Dornberg im Bayerischen, geweiht. Donars Thier war der Lindwurm, auf welchen die Namen Lintpurch, jetzt Limburg, Lintoue, jetzt Lindau, Lintbach, jetzt Leimbach, O.-A. Sulz, hindeuten. Ueberreste des Donardienstes pflanzten sich nachmals in der Verehrung St. Peters fort. Daß Donar seit den ältesten Zeiten verehrt wurde, erhellt aus der Würde des Großvaters Atli oder Attila, welche auch ihm beigelegt wurde. Zwar scheint er bei den Franken und Sachsen eine bevorzugtere Stellung als bei den Alemannen eingenommen zu haben. Doch bedeutet es noch jetzt in Schwaben Glück, wenn bei der Geburt eines Kindes Lämmerwolken am Himmel stehen, oder wenn es der Braut in den Kranz regnet. Und Regen war Donars Gabe.

Weit allgemeiner scheint in Alemannien die Verehrung Wuotan's gewesen zu sein, welcher sich allmählich zum höchsten Gott der Deutschen aufgeschwungen hat. Man leitet seinen Namen von Wuot, was nicht gerade eine heftige, sondern überhaupt eine das Gemüth durchdringende Bewegung bedeutete, und dieses von watan, waten, d. h. durchdringen, ab. Demnach wäre Wuotan der alles durchdringende Geist der Natur. Die sinnliche Unterlage für diesen geistigeren Begriff bildet die Luft. Ruft doch Tersteegen den wahren Gott mit den Worten an: „Luft, die alles füllet, Drin wir immer schweben, Aller Dinge Grund und Leben!"

So weist denn der weite, blaue Mantel, in welchen Wuotan gehüllt ist, auf die Luft hin, das Eine blitzende Auge, das er hat, auf die Sonne, der breite Hut, den er tief über dasselbe drückt, auf die Wolken, der mächtige Speer, den er in der Hand trägt, auf den Sonnenstrahl, das fliegende Roß, auf welchem er einhersprengt, auf den Sturmwind. Ihm brachten die Sueven in Tuggen an der Linmat Bieropfer dar, als Columba herzutrat. Aber noch heute sieht ihn der Volksglaube an der Spitze der wilden Jagd in den Stürmen der heiligen Jahreszeiten seinen Umzug durch die Lande halten. Noch heute lautet eine württembergische Zauberformel: „Grüß dich Gott an, Wot (Wuotan), Und alles, was die angot, Und alles,

was dir ist, Büß dir der Nam Herr Jesus Christ † † †". Darnach ist die Vorstellung Wuotan's später in die des Teufels übergegangen; aber so viel er auch Anrecht auf Leib und Seele des Menschen haben mag, so tritt doch der Name Jesu Christi für alles mit stellvertretender Genugthuung ein. Häufiger trug man die Abzeichen seiner Würde auf St. Martin über. Er ist der Pelzmärte, der Knecht Ruprecht, d. h. der ruhmglänzende, an welchen auch der Ortsname Rupprechtsbruck erinnert. Ein Mantel (oder Kappa), welcher Wuotan's Mantel vorstellen sollte, wurde an heiligen Orten von Priestern gehütet, vor der Schlacht aber den Königen umgehängt. Nachmals wurde die Kappa als Reliquie des heiligen Martin an vielen Orten aufbewahrt. Ihre Hüter hießen Kappellane, die Aufbewahrungsorte Kapellen.*) Stets war Wuotan von seinen Raben begleitet. Auch der Adler war ihm heilig. Und immer noch wissen in Schwaben die klugen Leute davon zu sagen, daß es Krieg bedeutet, wenn die Raben in der Luft gegen einander fliegen, und einen Todesfall, wenn ein Rabe in der Nähe eines Hauses schreit. Siedet man aber Eier aus seinem Nest und legt sie wieder hinein, so bringt der alte Rabe eine Wurzel in's Nest, welche, wenn man sie im Beutel trägt, für alle Geldgeschäfte Glück bringt. In der Edda lautet Wuotan's Name Odin. Wo das Lateinische Einfluß hatte, wie in den Klöstern, wurde der Anfangsbuchstabe W in G verwandelt. So wurden die Welfen und Waiblinger in Italien zu Guelfen und Guibellinen, das deutsche Werre in Frankreich zu Guerre, und der deutsche Wuotan im Mönchslatein zu Guotan oder Goten. Demgemäß führen uns die Namen Gutenberg, O.-A. Kirchheim und Gutenzell, in der lateinischen Urkunde cella dei, O.-A. Biberach, vor alte Heiligthümer Wuotan's.**)

---

*) Noch im Jahr 1101 kommt ein Graf Eigil de Kappis vor. Dieser Herr war von Kappishäusern, O.-A. Nürtingen. Der Name Kappel oder Käppele tritt überhaupt sehr häufig auf im Oberamt Riedlingen, im Kanton Zürich, als Bergname in der Nähe von Fellbach, O.-A. Cannstatt, und bei Dettingen, O.-A. Kirchheim.

**) Andere Formen desselben Namens sind Wuoltan, Foldan, Notin, Utin; daher die Namen Boltenbach, jetzt Fautenbach bei Achern, Uotinbrugge, jetzt Jettenburg, O.-A. Tübingen, Uotingen, jetzt Eutingen, O.-A. Horb, Utinwilare, jetzt Uttenweiler, O.-A. Riedlingen, Utinkhofen, jetzt Uttenhofen, O.-A. Hall, Uttingehusin, womit der jetzt in Abgang gekommene Ittingshäuser Hof bei Degerloch gemeint ist.

Ein Sohn Wuotan's war der Gott des Sonnenlichts Baldur, der in der aufsteigenden Hälfte des Jahres regiert und am längsten Tage von seinem Bruder Hödur, in welchem die absteigende Jahreshälfte verkörpert ist, mit einem Mistelzweig, dem von keiner Menschenhand gepflanzten, noch jetzt für zauberkräftig gehaltenen Gewächs, erschossen, aber darauf von seinem Sohne Wali, dem wieder auflebenden Jahre, gerächt wird. An verschiedenen Stätten hatte Baldur ein Heiligthum, namentlich auf Anhöhen, z. B. auf dem Belthersberg, jetzt Weltersberg, O.-A. Künzelsau, und dem Belsenfelt, jetzt Besenfelt, O.-A. Freudenstadt. Das eine mal mochte es in einem rohen Tempel, zu deutsch Hof oder Haus, das andere mal in einem geweihten Hain bestehen. Im ersteren Falle konnte es Balzhof, so ein Hof im O.-A. Brackenheim, oder Baldeshusen, so eine Ortschaft Balzhausen in Bayern, im letzteren Balzholz heißen, so ein Dorf im O.-A. Nürtingen.*)

Als Gemahlin des Himmels dachte man sich die Erde. Aus der Verbindung beider entstand die Vielheit der Götter. Daher ist die Erde die Göttermutter. Geheimnißvoll waltet sie in ihrem dunkeln Reiche, die hehlende, verborgene Göttin Halja, die bei den Indern Kali heißt, ein Name, mit welchem das griechische kelainos (schwarz) und das lateinische caligo (Finsterniß) zusammengestellt wird. In das verborgene Innere der Erde konnte man hinabzusteigen glauben, wenn man sich in die Aue der Halja, in die Kalewa oder Chalawa, wie Calw früher hieß, von den umliegenden Höhen

*) Ebenso erklären sich die Namen Baldinga, jetzt Bahlingen in Baden und Baldisheim, jetzt Balzheim, O.-A. Laupheim. Diese Bezeichnungen sind viel zu alt, als daß sie mit dem König Balthasar etwas zu schaffen haben könnten. Sie treten Jahrhunderte vorher auf, ehe sich in einer schwäbischen Urkunde überhaupt die sagenhaften Namen Kaspar, Balthasar oder Melchior vorfinden. Aus Balzheim konnte das Wort Belsen entstehen. Und es ist bedeutsam, daß sich gerade bei dem Weiler Belsen, O.-A. Rottenburg, eine Kirche mit heidnischen Abbildungen, namentlich auch der Sonne, befindet. Auch sonst gab es Sonnentempel oder Sonnenkirchen, so in Sunichilendorf, jetzt Sindeldorf, O.-A. Oehringen, oder Sonnenhaine, so Suntheim, jetzt Southeim bei Heilbronn, und überhaupt wurden die Niederlassungen gerne der Sonne geweiht, wie die Namen Sunningen für Sinningen, O.-A. Laupheim, Sunnesheim für Sinsheim in Baden, Sunimutingen für Sulmetingen, O.-A. Biberach, beweisen.

begab.*) Sie wohnt im Teich, im See, im Kinderbrunnen. Sie tritt aber im Frühjahr, im Sommer, im Ernteſegen auch mit glänzendem Schimmer als Frau Berchta auf, welche zugleich als fleißige Spinnerin über die häusliche Arbeitſamkeit und Ehrbarkeit wacht. Als Gemahlin des Himmelsgottes Ziu heißt ſie einfach Ero oder Ere, d. h. Erde und in der Verkleinerungsform Erka oder Erke. Auf ſie weist der Perſonenname Erkanbert hin und die Ortsnamen Erkenbrechtsweiler, O.-A. Nürtingen, Erkenboltswilare, jetzt Ergetsweiler, O.-A. Ravensburg, Erkenwiler, jetzt Eckenweiher, O.-A. Maulbronn, in deren Nähe ſich fruchtbare Gewäſſer befinden. Quellen waren ja überhaupt heilig, wie der Name Heilicbrunnen, d. h. Heilbronn zeigt. Und die Sinnbilder der Frau Erde waren Wagen, Schiff und Pflug, weil ſie über Land und Waſſer gebot. Gerade ſo erſcheint Sif, die Gemahlin Thors, als Erdgöttin, und es ſind nur verſchiedene Ausprägungen desſelben Gedankens, wenn ſie das eine mal unter dem Namen Freyja, das andere mal unter dem Namen Frigg, dem Wuotan als Gemahlin beigeſellt wird. Der Freyja war der Freitag heilig, die Frigg hatte vielleicht in Frickenhauſen ein Haus und Heiligthum und wurde auch in Friginbach, jetzt Freienbach im Kanton Schwyz, verehrt.

Der gemeinſame Name der Himmelsgottheiten war Aſen oder Enſen. Die Bedeutung desſelben iſt noch nicht befriedigend erklärt. Aber ſicher iſt, daß ſie auch bei den alten Schwaben ſo hießen. Dies beweist der Ort Aſinheim, ſpäter Enſenheim im O.-A. Riedlingen, welcher jetzt abgegangen iſt. Und daran reihen ſich die Ortsnamen Ansbach, Atzenſtein, jetzt Hatſtein in der Oberpfalz, Enſingen, O.-A. Nürtingen u. a. Einträchtig glänzten damals noch in einer verödeten Kirche zu Bregenz die vergoldeten Erzbilder Wuotans, Donars und Zius und waren ein Gegenſtand eifriger Verehrung ſeitens der Umwohner. Die Erdmutter ſteht in einem

*) Aber auch wer dieſe Ableitung des Namens Calw von einer Kaliane nur für einen Kalauer hält, wird anerkennen müſſen, daß Halja (woher Hölle), Hel, Hilde, Holla, Holda und Hulda lauter Bezeichnungen ein und derſelben Erdmutter ſind, welche dadurch als die hehlingen, verborgen wirkende dargeſtellt werden ſoll, und daß der Helonſtein oder Hellenſtein bei Heidenheim, der Hollenſtein, jetzt Holenſtein, O.-A. Neresheim, der Hollenbach, O.-A. Künzelsau, der Ort Holdeskirchen, jetzt Holzkirchen in Bayern und Hilteſinga, jetzt Hilzingen in Baden, auf ihre Verehrung hinweiſen.

gewissen Gegensatz zu ihnen, und nur so lange sie ihre Vermählung mit der Himmelsgottheit feiert, d. h. in der warmen Jahreszeit, hat sie an ihrer lichten Herrlichkeit Antheil.

Neben den höchsten Göttern gab es zahllose untergeordnete göttliche Wesen. Die ganze Natur wimmelte von ihnen. Solche halbgöttliche Wesen hießen Elbe oder Alb, ein Name, der in Alwisbach, jetzt Alsbach im Elsaß, Alfingen, jetzt Eilfinger Hof bei Maulbronn, und in Alpirsbach enthalten ist. Man unterschied zwischen Licht- oder Tag-Elfen und Schwarz-Elfen.*) Die Königin der Elfen war Berchta. Die einen waren Erdgeister, die anderen Wasser-, eine dritte Art Feuergeister. Die Erdgeister oder Zwerge hießen Wichte, wie es denn im Klettgau einen Wichtelperc, (der heutige Wichtelberg) gab, oder Norgen, die in ihrer Geschäftigkeit an allen möglichen Gegenständen herumnörgelten, oder Butzen, die z. B. im Butzenberg, O.-A. Aalen, ihr Wesen trieben und sich wohl auch in Buzmundishusen, jetzt Bußmannshausen, O.-A. Laupheim, Bozzensheim, jetzt Possenheim in Bayern, Buzechoven, jetzt Beizkofen, O.-A. Saulgau, Butenkheim, jetzt Bietigheim, besonderer Aufmerksamkeit erfreuten. In der Schweiz nannte man sie Toggeli, daher Toggenburg und Tuggen an der Limmat. Sie bildeten eigene Königreiche, stahlen gerne Eier und Kinder, legten sich unnahbare Rosengärten an, wie z. B. die Blümlisalp im Kanton Bern, wühlten in den Erzgruben der Erde, trugen Nebelkappen, durch welche sie sich unsichtbar zu machen vermochten, erwiderten kleine Dienste mit freigebiger Wohlthätigkeit, konnten aber bei ihrer lichtscheuen Natur durch einen Sonnenstrahl in Stein und Felsen verwandelt werden. Oft sah man in ihnen die Geister Verstorbener. Die Wassergeister sind theils schön gestaltete Jungfern, Nixen oder Mümmelchen mit rother Mütze, grünem Hut und grünen Zähnen, theils rauhbehaarte Wassermänner, wie der Mummel im Mummelsee, der Necker, der Donaufürst. Alle fordern ihre Menschenopfer, sie locken mit täuschenden Verheißungen in ihre Tiefe; manche, wie der Rhein, thun dies jährlich an einem bestimmten Tage, namentlich dem Johannistag. Deßhalb vermeidet man es noch jetzt, über eine verrufene Brücke zu gehen. Und es erklärt sich das geflügelte Wort jenes Bönnigheimer

*) Von den Tagalfen haben wohl Dagolwinga, jetzt Thailfingen, O.-A. Balingen, und Neckarthailfingen im O.-A. Nürtingen ihren Namen.

Kutschers, welcher jüngst ein nur durch Civiltrauung verknüpftes Ehepaar führte und bei einer Brücke die scheuen Pferde nicht mehr zu halten vermochte: „Niemols me en meim Lebe fahr i mit Heide über dui Teufelsbruck!“ Die Seelen der Ertrunkenen birgt der Wassermann unter umgestülpten Töpfen, wo ihr Wimmern vernimmt wer lebend in sein Reich hinabsteigen durfte. Hebt er einen der Töpfe auf, so fährt die erlöste Seele rasch empor.

Zu den Feuergeistern gehörten die Irrlichter, die Herdgeister und die Hauskobolde. Wer zählt alle die Gespenster auf, welche die Menschen tückisch spanen, d. h. locken! Die Seelen der Verstorbenen erscheinen besonders gern in der Gestalt von Mäusen, Ratten und anderen unter der Erde wühlenden Thieren. Sie sind die Mäuse, die nach der Sage den Bischof Hatto bis zum Mäusethurm im Rhein verfolgten. Denn unter der Erde ist ja das Todtenreich. Da thront als Fürstin die Erdmutter Hel. Zu ihr kehrt im Sterben das Leben zurück, das sie als Hulda in Kinderbrunnen oder Kinderseen dargereicht hat, wie ja z. B. Titisee Kindersee bedeutet. Schöpft doch der Weltenbaum selbst seine verjüngende Kraft aus dem Brunnen Urdh (d. h. Vergangenheit), in welchen er seine Wurzeln hinabstreckt. Wie sollte es da befremden, daß die Menschen das einemal aus der Quelle hervorgesprudelt, das andere mal auf den Bäumen gewachsen sind, z. B. die Semnonen in dem schon erwähnten hochheiligen Walde?

Die Tempel denke man sich als Hütten, welche aus Stämmen und Zweigen um den heiligen Baum gefügt waren. Derselbe konnte z. B. eine Eiche sein, wie die Donnerseiche bei Geismar oder eine Aſcha, d. h. Esche, wie auf dem Aſcberg, jetzt Asperg, in Aschhausen, O.-A. Künzelsau, an dem Aspach, O.-A. Heidenheim, und an der Aschaha, der heutigen Eschach, oder eine Linde, wie vielleicht in Linsenhofen bei Nürtingen und Lienzingen bei Maulbronn. In den heiligen Hainen bestattete man die Todten. Hier wurden sie dem „Freund Hain“ übergeben. Hier versammelte man sich auch, um Recht zu sprechen. Auf diesem gefreiten Raum oder Frithof fand der Verfolgte Zuflucht. Der geweihte Raum hieß bei den Gothen Ahls, im Althochdeutschen Alah.*) Der Hüter des Heiligthums wird Al-

*) Bildete sich um denselben durch die Ausrodung der nächsten Bäume ein Ried und durch Ansiedlung eine Wohnstätte, Haus, Dorf, so konnte die Niederlassung Alteurieth heißen, wie z. B. ein Dorf im O.-A. Nürtingen oder Alstetten, das jetzige Altstetten im Kanton St. Gallen, oder Alhusen das heu-

mann geheißen haben, ein Wort, das noch im Jahr 844 als Eigenname vorkommt. Daher wären dann die Ortsnamen Almansdorf im Badischen, und Altmannshausen im O.-A. Münsingen, wo ein Dorf dieses Namens abgegangen ist, einfach abzuleiten. Vielleicht haben sich auch die „Alamannen", welche im 4. Jahrhundert über die römischen Grenzwälle hereingebrochen waren, ihren Namen mit Beziehung darauf gegeben, daß sie nicht in unterworfenem Lande, sondern um die alten Heiligthümer herum ihre Wohnsitze hatten. Denn ihr Hauptkennzeichen war damals der wildeste Haß gegen die Römer und deren Niederlassungen, besonders gegen die unmauerten Städte. So führt Stälin in seiner württembergischen Geschichte folgenden Zug an: Dem Alemannenkönig Chrokus gab seine Mutter vor seinem Einfall in Gallien den Rath: „Mein Sohn, willst du dir in der Welt einen Namen machen, so reiße die großen Bauwerke der Römer nieder und vertilge die Einwohner; denn schönere Gebäude kannst du nicht aufführen, auch durch Kriegsruhm jenes Volk nicht übertreffen." Der Sohn hielt sich an diese Worte wie an einen Götterspruch.

Dabei fehlte es auch nicht an Götterbildern, wie solche z. B. in Bregenz gefunden wurden. Verwandelte man die heidnische Kapelle in eine christliche Kirche, so wurde der Sieg des Christenthums dadurch versinnbildlicht, daß man die Götzenbilder aus dem Heiligthum verwies und in die äußere Wand desselben einmauerte, wie z. B. in Belsen, wo überdem das Kreuz hoch am Giebel die überwundenen Heidengötter zu seinen Füßen hat und mitten über der Thüre den Eingang weiht.

Das Jahr begann mit dem Winteranfang am 23., da und dort auch am 11. November. In den 12 Nächten von Weihnachten bis Berchtentag ruht die Sonne aus, um ihren Lauf mit verjüngter Kraft wieder aufwärts zu wenden. Es waren und sind für den Volksglauben noch jetzt Lostage, in welchen sich die Witterung des künftigen Jahres entschied. Da wurden die heiligen Bäume mit den Fellen und Häuptern der Opferthiere behängt und mit Kerzen beleuchtet. Beliebt war die immergrüne Fichte. Hatten der Sonnen-

---

tige Althausen im O.-A. Mergentheim, oder Alshusen, jetzt Altshausen O.-A. Saulgau, oder Alidorf, das heutige Aulendorf, Alechdorf, jetzt Alfdorf, O.-A. Welzheim, Alahdorf, jetzt Altdorf, O.-A. Hall.

gott und die Erdgöttin in der Mitte des Winters ihre Verlobung gefeiert, so gieng um Ostern ihre Hochzeit an, wobei die Sonne drei Freudensprünge machte. Aber schon vorher hielt die noch in das Eiskleid gehüllte Erdgöttin auf einem Schiffswagen (Karrus navalis oder Karnaval) über Land und Wasser einen Umzug, dessen Fröhlichkeit man in der tollen Faselnacht oder Fasnacht nachahmte. Die Schwaben verehrten sie da, wie schon Tacitus bezeugt, unter dem Namen Isis oder Eise. Besonders hartnäckig behauptete sich der Isisdienst in Ulm.*) Die Sommersonnenwende an Sommerjohanni wurde dadurch festlich begangen, daß man den Triumph der Sonne mittelst eines wilden Feuers noch künstlich erhöhte. Zur Hervorbringung desselben bediente man sich eines Rades mit 9 Speichen von 9-erlei Holz, das von Osten nach Westen gewälzt ein Bild der Sonne war. Um die Achse desselben legte man ein Seil, welches so stark angezogen wurde, daß die rasche Drehung Feuer erzeugte. Von dieser heiligen Flamme wurde das Herdfeuer genommen. Die 9 Speichen erinnern an die 9 ältesten Asen, entsprechend den 9 Tagen der alten Woche, wie denn auch der Gründonnerstag seinen Namen von den 9-erlei frischen Kräutern hat, aus welchen das Mus dieses Tages bereitet wurde. Das Rad**) des Sonnengottes wurde häufig Stadtwappen. Das große Erntefest fand am 29. September statt zu Ehren Zius, später des heiligen Michael, welcher dem deutschen Michel seinen Namen gab. Was man uneingeheimst stehen ließ, galt als Opfer bald für den Sonnengott, bald für Frau Erke. Daher wird noch jetzt an einigen Orten das zuletzt abgemähte Getreide Herkelmai genannt. In der ältesten Zeit unterschied man nur drei Jahreszeiten.***)

---

*) Auf ihn weisen auch die Namen Isenesheim, jetzt Eisisheim, O.-A. Heilbronn, Isininga, jetzt Eislingen, O.-A. Göppingen, Isininum, jetzt Isny, Ysenheim, jetzt Essenheim in Rheinhessen und Isenburg in Rheinpreußen hin.

**) Ein Radfeld, auf welchem man sich mit der eben beschriebenen Prozedur abquälte, konnte Rathfelda, jetzt Rothfelden, O.-A. Nagold, sein. Auch Ratesdorf, jetzt Rasdorf im ehemaligen Kurhessen und Rastadt scheinen sich unter die besondere Obhut des Sonnenrades gestellt zu haben.

***) Sollte an sie der Kinderreim erinnern:

Es reiten drei Reiter um's Rathhaus herum
Und tragen drei Schüsseln mit Griesbrei drin rum,
Und wenn sie tapfer reiten, so kommen sie bald rum,
Und wenn sie tapfer reiten u. s. f. in's Unendliche?

Die Priester wurden aus den edelsten Geschlechtern genommen. Sie waren auch Richter; denn göttliches und menschliches Recht fielen zusammen. Sie durften weder Waffen führen, noch auf Hengsten reiten. Sie übergaben dem Könige das Schwert Zius als Zeichen der Herrschaft. Sie trugen die Sinnbilder der Götter, d. h. die Bilder der ihnen geheiligten Thiere, als Heerzeichen (Wappen) aus dem Hain in die Schlacht, verrichteten die Opfer, weissagten und zauberten nach vorausgegangenem Opfer, wobei nur Thiere, welche zauber oder sauber, d. h. nach altem Sprachgebrauch ziefer waren, gebraucht werden durften, während alle nicht opferbaren Thiere Ungeziefer hießen. Die hohe Werthschätzung der Frauen befähigte auch sie zu priesterlichem Dienst. Sie entschieden durch Loos- und Weissagung, ob es Zeit sei, die Schlacht zu beginnen. Die grauhaarigen, barfüßigen Wahrsagerinnen der Cimbern schlachteten die Gefangenen und weissagten aus dem Opferblut. Wie man den Priester im Norden Godhi, von Gudh, Gott, hieß, so nannte man später im Süden die Pathin Gode, oder mit kindlicher Aussprache Dode, weil sie das priesterliche Amt übernahm, ihre Pfleglinge den Glauben zu lehren. Priester und Priesterinnen hatten eine Menge von Heil- und Segenssprüchen wie von Flüchen und Verwünschungen zur Verfügung, machten Wetter und Hagel, bestimmten aus Runenstäben von Buchenholz das kommende Geschick, empfiengen auf der Haut einer geopferten Kuh sitzend bei Nacht auf Kreuzwegen Offenbarungen, befragten Todte und lauschten den Stimmen der weissagenden Pferde. Noch jetzt meinen manche Leute in Schwaben, wer sich am Neujahr um Mitternacht auf einen Kreuzweg stelle, sehe den Himmel offen und schaue die Ereignisse des beginnenden Jahres, oder man könne in Zauberspiegeln Erscheinungen Verstorbener erhalten, welche dann auf Fragen Auskunft geben, oder es sei von heilender und schützender Wirkung, wenn man jemand anhauche und dabei geheime Worte lisple, oder man brauche sich nur in der Nacht des Andreas- oder Nikolaustages auf einen Kreuzweg zu stellen, dann komme der Teufel und ertheile Belehrungen über allerlei Künste. Die Zauberkünste wurden eben auch nach der Christianisirung des Landes fortgesetzt, nur daß sie jetzt, weil die heidnischen Götter zu Teufeln geworden waren, als Hexerei gebrandmarkt waren. Einen Blick in dieses Zauberwesen gewährt schon der Kindervers:

Steht e Kindle an der Wand,
Hot e Gackele in der Hand,
Möcht's gern esse, hot kei Messer,
Fällt e Messerle obe ra, schlägt em Kindle s'Aermle a.
Mer springt zum Balbirer?

Ist niemand zu Haus,
D'Katz kehrt d'Stuben aus,
Der Hund trägt s'Gschnipflich n'aus.
Und der Gockeler auf em Dach
Hot sich halbe kropfig g'lacht.

Das Messer, das von oben herabfällt, wird wohl von derjenigen der drei Schicksalsschwestern herrühren, welche in das günstige Geschick das Herbe zu mischen und den Lebensfaden, an welchem die anderen spinnen, zu durchschneiden pflegt. Aber zugleich ist durch Zauberei dafür gesorgt, daß sich keine Hilfe finden läßt. Denn die Katze, welche die Stube des Arztes d. h. nach heidnischer Vorstellung des Zauberers kehrt, und der Hund, welcher das Geschnipfel hinausträgt, sind offenbar verzauberte Menschen, weßhalb auch der wache Hahn auf dem Dach, der in seiner Weisheit den wahren Hergang durchschaut, in unmäßiges Gelächter ausbricht. Die Hexen und Hexenmeister können ja aus ihrem Leibe herausgehen und denselben verwandeln, und als Katzen, Hunde, Ratten, Mäuse, Hasen, Eulen, Schlangen u. dergl. umherschleichen und so andere plagen, an Mauern hinauflaufen und durch die Luft schweben. Der angeführte alte Spruch läßt daher auch die Deutung zu, daß das Kind einfach durch die Zauberei des Hexenmeisters und seiner Frau, welche als Hund und Katze zu Hause hantiren, um Arm und Leben kommt.

Ueberhaupt hatten die Götter zahllose Mittel, den Menschen das Geheime zu offenbaren. Sie durften ihnen nur Träume schicken oder ihnen durch weisende Thiere als ihre Boten z. B. den Ort einer Niederlassung zeigen. Dieser Glaube gieng in die christlichen Zeiten über. Bei Lienzingen trank nach der Sage der die Mönche führende Maulesel aus einer Quelle. Deßwegen wurde hier eine Kapelle errichtet. Eine Stunde später brach er in Maulbronn den Fuß. Damit war dieser Brunnen als die Stätte des Klosterbaues bezeichnet. Es war gar nicht gleichgiltig, ob man friedlichen Hasen, alten Weibern, Priestern begegnete, oder ob man Schwein (Sau) hatte, indem ein kriegerisches Mutterthier mit ihren Ferkeln

oder ein Wolf, ein Bär daherstürmte. Letzteres bedeutete Glück, jenes Unglück. Und noch rührt mancher, wenn er zum erstenmal den Kuckuck hört, das Geld in der Tasche um, weil er dann das ganze Jahr hindurch Geld in der Tasche zu haben hofft. Doch besonders geheimnißvoll war die kunstreiche Thätigkeit der Spinnen, namentlich der Kreuzspinnen. Wer hat nicht schon den geistreichen Spruch gehört:

Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen,
Spinne am Abend, erquickend und labend.

Am Krankenbett zeigt sie den Tod an. Den Spielern, die in eine Lotterie setzen, offenbart sie die Glücksnummer, indem sie an dieselbe ihren Faden anknüpft. Spinnen ja doch die drei Schicksalsschwestern mit unsichtbaren Fäden das Geschick eines jeden Menschen. Sie tragen in ganz Süddeutschland die Namen Einbett, Worbett, Wilbett. Der Name Bett bezieht sich nach Simrock auf den Ort ihrer Verehrung, Ein oder Agin aber bedeutet Schrecken, Wor oder Werre, wie noch jetzt im Englischen und Französischen, Streit, Krieg, Wil den günstigen Schicksalswillen. Von Worbet wird der Name Borbetomagus oder Worms abgeleitet. In allen kommt die Erdmutter zu vervielfältigter Erscheinung. Die eine spinnt auf lachender Flur die schimmernden Seidenfäden der Sonne, die andere webt im feuchten Nebelgrunde des Weidengebüsches, die dritte flicht Feuerfäden drein. So singt man noch heute den Kindern in Stuttgart:*)

Hotte, Hotte, Rößle,
Z'Stuegert steht e Schlößle,
Z'Stuegert steht e goldes Haus,
Gucket drei schöne Jungfere raus,
Die ein' spinnt Seide,
Die ander graue Weide,
Die dritt' spinnt en rothe Rock,
Für mei kleine Lumpedock.

In tausend Banden hielt die vergötterte Natur den Menschen gefangen. Welch' ein Anliegen mußte es ihm daher sein, sich die waltenden Mächte günstig zu stimmen!

Das geschah vor allem durch das Gebet. Bitten war so viel als sich bieten, sich durch Niederfallen und verschiedene Gebärden der Selbstdemüthigung dem höheren Wesen als wehrloses Opfer unter-

*) Ganz ähnlich in Basel.

werfen. Das Haupt war entblößt, der Blick nach Norden, dem Götterberge zu, gewendet, aber dabei das Auge mit den Händen bedeckt, als fühlte es sich vom Glanze der Gottheit geblendet. Die heiligen Orte, wo man sich vor der Gottheit niederwarf, hießen Badi, Bett, d. h. Altar.*)

Aber mit bloßen Worten ließ man es nicht bewenden. Man brachte einen Theil der Habe, und zwar gerade den köstlichsten, zum Opfer mit. So nahmen denn die Menschenopfer eine hervorragende Stelle ein. Schon vor der Schlacht wurden die Kriegsgefangenen der Gottheit geweiht für den Fall, daß sie Sieg verleihe. Außerdem opferte man nicht nur gekaufte Knechte, sondern auch Frauen und Kinder, bei öffentlichen Unglücksfällen selbst Könige, der Unterwelt, damit sie die Ueberlebenden in Ruhe lasse. Man gibt das fremde Leben hin, um das eigene zu retten. Mit dem Tod ist die Büßung vollbracht, die unmittelbare Verbindung mit der Götterwelt hergestellt. Deßhalb besitzen die Leichen eine heilende Zauberkraft, die man noch jetzt in ekelerregender Weise auszubeuten sucht. Die wichtigsten Opferzeiten fielen in den November, den sogenannten Schlachtmonat, in den Dezember und in den April. Das große Herbstdankopfer wurde im November dargebracht. Da empfiengen die Götter ihren Antheil an Gänsen, Hühnern, Schweinen, Kühen und Pferden, nämlich das Eingeweide mit Herz, Leber und Lunge, d. h. das Gebütt, das Dargebotene, aber auch am Backwerk, welchem man die Gestalt von Götzenbildern gab, wie man auch einen Theil der Getreide- und der Obsternte für sie hatte stehen lassen. Um Weihnachten erflehte man mit Bittopfern den Feldern Fruchtbarkeit. Im Frühjahr wurden die unterweltlichen Götter mit Sühnopfern versöhnt, daß sie keine Plagen heraufführen und die kämpfenden Krieger nicht für sich fordern. Als eine Darbringung, als ein weihendes Opfer ist wohl auch die heidnische Taufe anzusehen. Das neugeborene Kind wurde, wenn es der Vater am Leben ließ, in's Wasser getaucht. Zugleich erhielt es seinen Namen und mit demselben ein Geschenk, besonders häufig ein Schwert, damit es kühn werde.

Das waren die Alemannen, welche am Ende des 6. Jahrhunderts eine Schaar ernster Männer im einfachen, ungefärbten

*) Daher Batimaringen, jetzt Bettmaringen in Baden, Patinhova, jetzt Bettighofen, O.-A. Ehingen, Betenhusen, jetzt Bettenhausen, O.-A. Sulz, Bettenweiler, O. A. Tettnang, Bettlingen, O.-A. Nürtingen.

Wollenkleid und einem leichten, Kopf und Schultern bedeckenden Ueberwurf, den gekrümmten Pilgerstab in der Hand, an ihren Grenzen ankommen sahen. Was konnten diese Fremdlinge in dem unwirthlichen Lande suchen? Wer hätte damals geahnt, daß von den unscheinbaren Leuten eine Umwälzung ausgehen werde, durch welche die alten Götter von ihren Thronen gestürzt und die harten Nacken eines trotzigen Volkes unter das sanfte Joch Jesu Christi gebeugt werden sollten! Es war Columba, der sich mit wenigen Getreuen in den Vogesen niedergelassen hatte.

(Schluß folgt.)

Aus dem Geistesleben der Chinesen.

1. Einleitung.

Im Kampfe des Christenthums mit dem Heidenthum steht eine geistige Macht gegen die andere; der Kampf wird aber von unserer Seite um so erfolgreicher geführt werden, je mehr wir des Gegners Kraft und Eigenthümlichkeit zu würdigen verstehen. Es muß daher den Missionaren daran gelegen sein, das Heidenthum nach allen Seiten kennen zu lernen und richtig zu beurtheilen. Nicht nur von gegnerischer Seite (Langhans, Buß ꝛc.), sondern auch von Männern, die der Mission nahe stehen und ihr wohl wollen,*) ist wiederholt die Vermuthung ausgesprochen worden, es möchte der geringe Erfolg der Missionsverkündigung dem Umstande zuzuschreiben sein, daß die Missionare zu wenig die in den heidnischen Religionsanschauungen zerstreuten Wahrheitskeime und Gottesgedanken anerkennen und daher auch dieselben nicht als Anknüpfungspunkte für die christliche Lehre benützen. Die hierin liegende Anklage ist keine ganz gerechte. Denn wer hat mehr zur Förderung der vergleichenden und allgemeinen Religionswissenschaft beigetragen, als eben die Missionare. Wir

*) Siehe z. B. Beiträge aus der Seelsorge für die Seelsorge von Dr. L. Windel, 4. Heft.

wollen im Blick auf China nur Ein Beispiel anführen, den rheinischen Missionar E. Faber. Derselbe hat uns mit einer Reihe von Schriften beschenkt, in denen er die Weltanschauung einiger großen chinesischen Denker nicht nur quellenmäßig schildert, sondern auch von christlichem Standpunkte aus ihren Wahrheitsgehalt auf's Unbefangenste würdigt. Er sagt uns, wie es ihm klar geworden sei, daß eine genaue Kenntniß der chinesischen Gedankenwelt unumgänglich nöthig sei für den, der an Chinesen herankommen wolle; denn der Chinese wünsche, daß ihm alles chinesisch werde, d. h. daß alles neu ihm Entgegentretende sich an chinesische Grundanschauungen anschließe. Faber hat sich, so weit dies einem Abendländer und Christen überhaupt möglich ist, in diese Gedankenwelt eingelebt. Seine Art, gelegentlich der heidnischen Christenheit die tiefen Gedanken edler Heiden zur Beschämung vorzuhalten, gefällt uns besser, als das unchristliche Bestreben einiger Gelehrten, durch Einimpfung chinesischer Gedanken unserer Zeit wieder zurechtzuhelfen. Und Missionar Faber steht nicht allein da. Wie sehr seine Arbeiten gerade in Missionskreisen geschätzt werden, geht z. B. daraus hervor, daß er neuerdings von einem Ausschuß sämmtlicher chinesischen Missionare beauftragt worden ist, ein größeres Werk, eine Art christlichen Kommentar zu den bedeutendsten chinesischen Klassikern auszuarbeiten, und daß seine Gesellschaft ihn zu diesem Zweck von anderen Obliegenheiten entbunden hat, ohne ihn deßwegen aus ihrem Dienste scheiden zu lassen.

Immerhin aber mag etwas Wahres daran sein, daß von der Mehrzahl der Missionare und noch mehr der heimatlichen Missionsfreunde die Bedeutung des Studiums der heidnischen Religionen unterschätzt wird. Als vor 167 Jahren Bartholomäus Ziegenbalg, der erste evangelische Missionar in Ostindien, seine „Genealogie der malabarischen Götter" an die Missionsanstalt in Halle schickte, schrieb der berühmte A. H. Francke nach Trankebar zurück, an einen Druck dieses Werkes könne gar nicht gedacht werden: die Missionare seien ausgesandt, das Heidenthum in Indien auszurotten, nicht aber den heidnischen Unsinn in Europa zu verbreiten! Aehnlich mögen heute noch manche Missionsfreunde denken, die mehr Frömmigkeit als Einsicht besitzen. Sie sehen in den heidnischen Religionen nur „Unsinn" und protestiren dagegen, wenn Missionare ihre Zeit und Kraft auf das Studium desselben verschwenden oder gar ihn „in Europa verbreiten" wollen. Und doch ist's nothwendig,

daß nicht nur einige hervorragende Missionare, sondern alle, auch die, welche weder Lust noch Zeit zu selbständigem Forschen haben, und nicht bloß sie, sondern auch die Missionsfreunde in Europa, sich richtigere Vorstellungen vom Heidenthum machen und die entgegenstehenden Vorurtheile fahren lassen. Sonst wird auch ihre Vorstellung von der Aufgabe, von den Schwierigkeiten und der richtigen Methode des Missionirens immer eine ungenügende, wenn nicht ganz falsche bleiben.

Wohl zu beherzigen sind daher die Worte, welche Victor von Strauß zunächst freilich an eine andere Adresse gerichtet hat, wenn er sagt: „Wer in dem Heidenthum, d. h. in den Völkerreligionen, von den ausgebildetsten bis herab zu dem schwachen Aufleuchten des religiösen Bewußtseins bei den rohesten Horden, — wer darin eitel Finsterniß und Teufelswerk sieht, wer, bei allem sittlichen Ernst und aller Wärme des Gemüths den Kopf, der ihm zum Denken gegeben ist, auf dem fertigen Polster kirchlicher Dogmen ruhen läßt, der taugt ebenso wenig zur Arbeit an der allgemeinen Religionswissenschaft, als andererseits der Atheist und Materialist. Er steht ebenso wenig wie diese in der lebendigen Erfahrung, daß der, welcher sich selbst das Licht der Welt und die Wahrheit nennt, auch dem denkenden Geiste die Fesseln sprengt und ihm jene Freiheit gibt, welche den leisesten Schimmer des Lichts, die dunkelste Ahnung der Wahrheit unter jeder Umhüllung mit liebreichem Forschen zu suchen, zu finden und zu schätzen vermag, ohne sie doch zu überschätzen, ohne sie in eine Stelle zu rücken, die ihnen nicht gebührt. Der Geist Christi ist nicht Enge und Beschränktheit sondern Weite und Größe. Denn er ist Gottes Geist, welcher alle Dinge erforscht, auch die Tiefen Gottes, welcher offenbart und unserem Geist mitbezeugt, was uns von Gott gegeben ist, sowohl an Gnade als an Wahrheit ... Freilich kann nur im Lichte des Christenthums das wahre Wesen aller Religionen erkannt und beurtheilt werden. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, sondern eingeschlossen, daß der rechte Forscher, unter Festhalten seines höheren Standpunktes und Kriteriums, sich liebevoll in den Anschauungskreis jeder ... anderen Religion versetze und vertiefe."

Insbesondere von den alten Chinesen darf man nicht gering denken. Namentlich zur Zeit des Konfucius und kurz nach seinem Tode zeigt sich ein reges, reich entwickeltes Geistesleben bei ihnen.

In einem chinesischen Buche, einer Art Geschichte der chinesischen Philosophie, werden uns eine Reihe von Philosophenschulen aufgezählt und ihre Hauptlehren angegeben; der eine habe die Allgemeinheit hoch gehalten, ein anderer die Oeffentlichkeit, ein dritter die Innerlichkeit, ein vierter die Gleichheit. Die Schule des Konfucius spaltete sich wieder in acht Parteien. Ein Schüler behauptete, der Mensch sei von Natur gut, ein anderer, der Mensch sei von Natur böse, ein dritter hielt die Mitte ein und behauptete, des Menschen Natur habe Gutes und Böses. Wie es zu geschehen pflegt, standen die verschiedenen Philosophenschulen nicht im besten Einvernehmen zu einander. Selbst die Schüler des Konfucius sagten sich gegenseitig Böses nach, z. Beispiel: die Orthodoxie eines gewissen N. N. bestehe in vornehmer Mütze, feinen Redensarten; ein anderer setze seine Rechtgläubigkeit in Zurechtrücken der Kleider, Regeln des Gesichtsausdrucks, Selbstgefälligkeit und tagelanges Schweigen; wieder ein anderer in schamlose Arbeitsscheu, in Freude am Essen und Trinken u. s. w. Wahrlich wunderliche Heilige! Die Chinesen lieben es eben, einen Gegner durch übertreibende Lächerlichmachung seiner schwachen Seiten an den Pranger zu stellen und so zu überwinden, eine Taktik, welche bekanntlich auch in den griechischen Philosophenschulen nicht verschmäht wurde.

Die Chinesen haben nun auch dafür gesorgt, die Werke ihrer Denker auf die Nachwelt zu bringen; man staunt über ihre schriftstellerische Betriebsamkeit, wenn man von diesen philosophischen Sammelwerken hört, deren Bändezahl sich auf 120, 180, ja 360 beläuft. Dabei ist ihre Verehrung für das geschriebene Wort so groß, daß auch die ältesten Schriften ohne die geringsten von Abschreibern herrührenden Abweichungen und Fehler durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende uns sind überliefert worden. Verschiedene Lesarten wie bei unseren hebräischen und griechischen Bibeltexten gibt es da nicht. Um so größer freilich ist oft die Schwierigkeit des Verständnisses der betreffenden Schriftstücke, und eine fließende deutsche Uebersetzung derselben zu liefern ist oft eine Sache der Unmöglichkeit. Einestheils sind selbst die chinesischen Erklärer über gar manches im Unklaren, so daß der deutsche Gelehrte sich keineswegs immer auf sie verlassen kann, anderntheils fehlen uns eben häufig die Ausdrücke zur richtigen und vollständigen Wiedergabe der von unseren eigenen so völlig verschiedenen, höchst eigenthümlichen chinesischen Begriffe

und Vorstellungen. Indessen haben Männer, wie Abel Remusat, Stanislaus Julien, Chalmers, Legge, Edkins, von der Gabelentz, Plänckner, von Strauß, Faber u. A. auf diesem Gebiete doch schon Großes geleistet, so daß wir in den Stand gesetzt sind, uns vom Geistesleben der alten Chinesen wirklich ein, wenn auch nicht vollkommen, so doch annähernd richtiges Bild zu entwerfen.

2. Ein Ueberbleibsel der Urreligion.

Im Widerspruch gegen den biblischen Bericht vom Sündenfall und von der Entstehung des Heidenthums haben ungläubige Gelehrte, zumal in neuerer Zeit, die Behauptung aufgestellt, die Menschheit habe sich aus thierähnlichen Anfängen ganz allmählich zur gegenwärtigen Höhe ihrer Entwickelung heraufgearbeitet; die wilden Horden, welche eben deßwegen als Naturvölker bezeichnet werden, seien nicht eine Karrikatur, sondern vielmehr das Urbild aller Menschheit. Wie sie jetzt sind, so seien einmal alle gewesen; sie seien eben nur in ihrer Entwickelung zurückgeblieben. Daraus folgt dann natürlich, daß auch die Religion dieser Naturvölker, oder am Ende gar ihre Religionslosigkeit, nichts ist als der — Urzustand der Menschheit. Kein Wunder daher, daß man neuerdings alle Religion vom Fetischismus herleitet und die Erkenntniß des Einen Gottes, die nach der Bibel den ersten Menschen so natürlich und selbstverständlich gewesen sein muß, wie ihr eigenes Dasein, erst eine Frucht des philosophischen Nachdenkens sein läßt.

Nun ist's aber eine aus der Luft gegriffene Behauptung, daß jene rohen, wilden Horden Ueberbleibsel der ursprünglichen Menschheit sein sollen. Je genauer man ihre Sprache, ihre Sitten und ihre Ueberlieferungen erforscht, desto deutlicher stellt sich heraus, daß sie herabgekommene Glieder der großen Menschenfamilie sind, die sich aus irgend welchen Gründen vom gemeinsamen Stamm, vom Erbe der Väter und damit auch vom ursprünglichen Quell des geistigen und religiösen Lebens abgewandt und ähnlich dem verlorenen Sohn immer tiefer und tiefer gesunken sind. Und andererseits, je weiter man die Geschichte der sogenannten Kulturvölker zurückverfolgt, desto gewisser wird es einem, daß auch bei ihnen in manchen Stücken die Entwickelung keine auf-, sondern eine absteigende gewesen ist.

Namentlich in der Religion ist dies der Fall. Die ältesten Denkmale des Glaubens dieser Völker, welche uns noch zugänglich sind, stimmen alle darin überein, daß nicht Mythologie, Aberglaube und Vielgötterei, geschweige denn ein grober Götzendienst, das Ursprüngliche gewesen, sondern daß ein lebendiges Bewußtsein, daß Ein Gott sei, und die Erinnerung an eine frühere Einheit Gottes und des Menschen — die Urreligion ausgemacht habe. Die ältesten ägyptischen Urkunden, die bis tief ins vierte Jahrtausend vor Christo zurückgehen, spiegeln den reinsten Monotheismus als damalige Volksreligion wieder und selbst in einer viel späteren Zeit wurde in Theben neben all' den anderen Göttern immer noch Amon, der verborgene Gott, der Vater der Götter und Menschen, verehrt; und schon anderthalb Jahrtausende vor Mose sind in den altägyptischen Liedern die Schöpfer- und Herrschereigenschaften Gottes so klar und nachdrücklich besungen worden, als man nur wünschen kann. In den Rig-Veda-Liedern der alten Inder aus dem zweiten Jahrtausend vor Christo sieht man freilich schon den Polytheismus wie ein üppiges Unkraut sich entfalten; aber gewiß hat Max Müller Recht, wenn er von dieser Periode sagt: „Der Monotheismus ist dem Polytheismus vorausgegangen und durch den polytheistischen Nebel in den Vedas bricht die Erinnerung an den Einen, unendlichen Gott hindurch." Die merkwürdige Religion des Zarathustra bei den alten Iraniern scheint sogar ein bewußter Protest dieses ursprüglichen Gottesglaubens gegen die allmählich aufkommende phantastische Vielgötterei gewesen zu sein.

Das handgreiflichste Zeugniß für die Ursprünglichkeit des Monotheismus und für die vergleichsweise Reinheit der ältesten Religionen liefern uns aber die Chinesen. Alles, was wir vom Kultus, der Regierungsform und den Sitten der ältesten Chinesen urkundlich wissen, legt die Vermuthung nahe, daß wir in ihnen noch am ehesten ein Stück der urältesten Menschheit zu finden haben. Die Chinesen waren durch die geographische Abgeschlossenheit ihrer weiten Lande von jeher davor geschützt, in die Entwickelung und Geschicke anderer Welt- und Kulturvölker verflochten zu werden. Neuere Forschungen haben es immer wahrscheinlicher gemacht, daß wir in ihnen im Ganzen die treueste und unverfälschteste Fortsetzung ältester Menschheit aus unvordenklicher Zeit vor uns haben. Schon die ursprüngliche einsilbige Sprachform (im Gegensatz zur Vielsilbigkeit und Vielförmigkeit

der Sprachen der fälschlich sogenannten Naturvölker) legt diesen Gedanken nahe. Ist derselbe aber richtig, dann haben wir in den ältesten chinesischen Vorstellungen von Gott auch ein Ueberbleibsel der Urreligion! Wie es bei ihnen von jeher als Grundsatz galt, die Lehren, Sitten und Gebräuche der Vorzeit so treu als möglich festzuhalten, so haben sie auch von dem einfachen Gottesglauben ihrer Väter im sog. Schuking und Schiking, Liedersammlungen aus der Zeit vom 23.—7. Jahrhundert v. Chr., eine gewiß zuverlässige Darstellung bis auf die Gegenwart erhalten. Hören wir, wie der gelehrte Uebersetzer des Schiking*) sich darüber ausspricht:

„Die Religion des chinesischen Alterthums kennt keine Mythologie, aber auch keine Offenbarung und weiß dennoch nur von Einem Gott. Dem ‚schwarzhaarigen Volke' ist Gott auch nicht bloßer Nationalgott: es kennt ihn so sehr nur als den Alleinigen und Einzigen, daß es nicht einmal einen Gattungsnamen für ihn hat. Es nennt ihn Ti, den Herrn oder Herrscher oder Thian, den Himmel, mit dem Bewußtsein, daß jeder dieser Namen dasselbe Eine, höchste Wesen bezeichne. Hat man neuerdings die Bezeichnung Schang Ti oder Ti durch Gott übertragen, so ist das nicht falsch, doch insofern ungenau, als es den bedeutsamen Eigennamen durch einen Gattungsnamen ersetzt.

„Der höchste Herr nun, oder der Himmel, ist allherrschend, und niemand kann ihm widerstehen. Er ist bewußter Geist, der Alles sieht, hört und auf das lichtvollste erkennt. Er will und wirkt, doch ‚ohne Laut und Geruch', d. h. unkörperlich. So ist er allgegenwärtig, denn er geht mit dem Menschen aus und ein und ist über und unter ihm. Er gibt dem Menschen das Leben und den Völkern das Dasein. Alle Tugend und Weisheit stammt von ihm. Keinen bevorzugt er, hasset auch keinen, aber er liebt, die ihn fürchten, belohnt und segnet die Guten. Der Bösen Frevel erzürnen ihn und er bestraft sie. So kommt von ihm aller Segen, von ihm alles Unglück. Er sieht den Weltgang voraus, setzt demzufolge die Bestimmung der Menschen und beschließt über sie, je nachdem sie seinem Willen gehorchen. Darum regieren auch die Könige aus seinem Auf-

*) Das Folgende, wie schon manches Frühere, ist entnommen den höchst lehrreichen „Essays zur allgemeinen Religionswissenschaft" von Victor von Strauß und Torney. Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1879.

trag, und nach ihrem Verhalten zu seinem Willen macht er sie groß oder stürzt er sie. Die Erkenntniß seines Willens wird durch die von ihm bestimmte Naturordnung, vornehmlich auch durch das allgemeine Volksbewußtsein vermittelt. Ja, nach einem Liede des Schiking (III 1, 7) hat der höchste Herr sogar dreimal zu dem Könige Wen unmittelbar geredet; eine Angabe, welche freilich die späteren chinesischen Ausleger in die größte Verlegenheit setzt.*)

„Diese Aussagen des altchinesischen Gottesbewußtseins gehören aber sämmtlich einer Zeit an, da noch nicht philosophirt und spekulirt wurde, geben daher auf viele Fragen, die damit erst auftauchen, keine Antwort. Ueberdies mangelt es an einem religiösen Grundbuche, sowie an einer Priesterschaft, die eine Theologie hätte ausbilden können. Alles beruhte auf unvordenklicher Ueberlieferung, welche sich mannigfaltigen Kultushandlungen anheftete. Alles priesterliche Thun war, ganz patriarchalisch, Sache des Hausvaters, vom geringen Mann bis zum Kaiser hinauf.

„Einen Monotheismus im höchsten Sinne kann man diesen Theismus allerdings nicht nennen; dennoch war in ihm das höchste Wesen zu sehr nach seiner in sich beschlossenen Einheit und Einzigkeit aufgefaßt, um sich im Bewußtsein der Menschen mythologisch, d. h. polytheistisch zersetzen zu können. Eben deßhalb aber war es in seiner scharfen Unterschiedenheit von der Welt auch so unerreichbar und ohne Selbstmittheilung, weil ohne Offenbarung — denn die erwähnten Reden desselben an König Wen stehen ganz einsam und fremdartig in der ganzen chinesischen Literatur — daß zwischen ihm und der Menschenwelt für das religiöse Gefühl eine Kluft blieb, die durch ein Vermittelndes ausgefüllt sein wollte. Diesem Bedürfniß kam der Glaube an die Fortdauer abgeschiedener Menschenseelen und an eine Menge von Naturgeistern entgegen. Beide wurden als Vertreter der Menschen bei dem höchsten Herrn und als Ausrichter seiner Befehle gedacht. Ihre Gunst zu erlangen und zu bewahren war daher von größtem Interesse, weßhalb dieser Ahnen- und Geniendienst in Glauben und Kultus der alten Chinesen einen ebenso großen Raum einnahm, wie bei dem katholischen Volk mancher Gegenden der Heiligen- und Engeldienst, der zwar auch den Gottes-

*) Weil bei ihnen der Satz gilt: „Der Himmel spricht nicht."

dienst nicht verdrängt, aber breit, vielgestaltig und mit manchem Aberglauben behaftet, in den Vordergrund tritt."

Das ist kein Fetischismus, sondern ein ursprünglicher Monotheismus, wie er nirgends sich unzweideutiger ausgesprochen findet. Bedenkt man überdies, wie sich derselbe im Lauf der Jahrtausende in China verflacht und abgeblaßt hat, so läßt dieser Vorgang schließen, daß er in vorgeschichtlicher Zeit eine noch weit größere Reinheit und Innigkeit gehabt haben müsse. Ganz ist er ja auch heute dem chinesischen Volke wohl noch nicht abhanden gekommen.

Missions-Zeitung.

Die Katholiken in Madagaskar.

Einem beachtenswerthen Artikel in den „Katholischen Missionen" (Juli 1879) entnehmen wir Folgendes: „Zwar hatten die Missionäre der Gesellschaft Jesu bereits 1844 sich in der Hafenstadt Tamatawe niederlassen können, aber das Innere der Insel blieb ihnen verschlossen. Unter Todesstrafe war damals allen katholischen Priestern verboten nach der Hauptstadt vorzudringen. Dennoch wagte im Jahr 1855 P. Finaz die gefährliche Reise anzutreten. Ein in Tananariwo ansässiger Franzose, Hr. Laborde, hatte von der grausamen Ranawalona I. die Erlaubniß erhalten, zwei Landsleute zu sich kommen zu lassen: am 13. Juni 1855 kamen P. Finaz und Hr. Lambert, ein französischer Kaufmann, auf diese Erlaubniß hin in der Hauptstadt an, P. Finaz allerdings im Laienanzug, da der erhaltene Paß einen katholischen Missionär keinenfalls beschützt haben würde. Ungefähr einen Monat später, am 8. Juli, wurde zum erstenmal in der Hauptstadt Madagaskars das allerheiligste Opfer dargebracht. Zu diesem Zwecke war das obere Zimmer in einem Hr. Laborde gehörigen Gartenhause gewählt worden; alle Zugänge des Gartens sowohl als des Gartenhauses waren sorgfältig bewacht; nur 7 Personen wohnten dieser h. Messe bei, nämlich die Hrn. Laborde und Lambert, dann der Erbprinz Rakoto Radama, der nach dem Tode seiner Mutter als Radama II. den Thron bestieg, aber wegen seiner katholikenfreundlichen Gesinnung bald heimlich aus dem Wege geräumt wurde, und vier andere Madagassen. Von da an bis zur Thronbesteigung Radamas wurde mit gleicher Heim-

lichkeit allsonntäglich das heiligste Opfer in diesem Gartenhaus dargebracht, indem sich die Zahl der demselben Beiwohnenden langsam mehrte. „Seit dieser ersten h. Messe in der Hauptstadt Madagaskars sind noch nicht 25 Jahre verflossen — und wie ganz anders sieht es jetzt dort aus. Gleich mit der Thronbesteigung Radamas II. konnte die katholische Kirche öffentlich in Tananariwo auftreten, und wenn auch durch die Ermordung Radamas der erste Aufschwung, den die Mission nahm, gehemmt wurde und die englischen Prädikanten den katholischen Glaubensboten zahllose Schwierigkeiten in den Weg legten, so hat doch langsam die Wahrheit gesiegt. In der Hauptstadt selbst gibt es gegenwärtig vier große katholische Kirchen, die fleißig besucht werden, und weit über die Provinz Imerina hinaus nach Süden und nach Norden hin sind eine ganze Anzahl katholischer Gemeinden gegründet. Allerdings nach dem Tode Radamas gewannen die vom ersten Minister begünstigten englischen Sendboten das Uebergewicht, und gegenwärtig ist weitaus die größere Zahl der früher heidnischen Madagassen — wenigstens dem Namen nach — protestantisch. Wir sagen „dem Namen nach," denn daß von dem wirklichen Christenthum dieser protestantischen Madagassen nicht viel zu halten ist, das gestehen die Londoner Sendboten selbst ein." Folgt ein Brief des anglikanischen Missionars Street aus dem „Mercantile Record" von Port-Louis auf Mauritius vom Okt. 1877, der sich über den damals von der „Hofkirche" geübten Druck beklagt und u. A. die Sätze enthält: „Selbst unter unsern eifrigsten Christen würden viele zum Heidenthum zurückkehren, wenn sie nur könnten." „Der Druck der Regierung erstickt uns." „Seit einem Jahre sage ich mir oft, daß man von uns erwartet, wir sollten nicht Christus nach dem Evangelium sondern Christus nach dem ersten Minister predigen... Die unglücklichen Betsileos werden wie Thiere in unsere Mission getrieben, die man fälschlich Regierungsschule nennt. Man zwingt sie, Kirchen zu bauen, die sie nicht haben wollen; man prügelt sie, wenn sie Widerstand leisten, und ihre Häuptlinge führen sie Sonntags zum Gottesdienst, wie sie eine Heerde führen würden. Meine ganze Seele empört sich beim Anblick dessen, was hier geschieht, und ich kann nichts thun" u. s. w. Man bemerke, daß hier nicht über Mißerfolge der eigenen Arbeit, sondern über die Eigenmächtigkeit und Gewaltthätigkeit des ersten Ministers und der Hofkirchen-Partei geklagt wird. (Schluß folgt.)

Allerlei.

— Die neulich in Saratoga gehaltene Generalsynode der amerikanisch-presbyt. Kirche wählte den Miss. Dr. Jessup aus Syrien zu ihrem Vorsitzenden und faßte zugleich einen recht missionsmäßigen Beschluß. Es wurde nämlich vorgeschlagen die Missionsschuld von 26,538 Dollars durch ein in Bälde fälliges großes Legat zu decken. Diesen Vorschlag aber wies die Synode zurück und be-

schloß, daß jene Schuld einfach auf die verschiedenen Bezirkssynoden vertheilt, das Legat aber ausschließlich für Erweiterung der Missionsarbeit verwendet werden solle.

— Der Jahresbericht der englisch-kirchlichen Miss.-Ges. erscheint diesmal in kondensirter, abgekürzter Gestalt, wodurch an Druckkosten 130 Pf. St. erspart worden sind.

— Aus der Bremer Mission. „Es ist schon eine Reihe von Jahren her, da waren mehrere Todesfälle auf unseren Stationen vorgekommen. Wir sandten dann den l. Br. Schauffler aus, und nach einem Vierteljahr starb auch er. Da gieng ich in tiefer Betrübniß einen einsamen Weg und dachte: Wie viele, die uns damals Mörder nannten — den Vorwurf hört man nicht mehr — werden jetzt wieder laut ihre Stimme gegen unsere Mission erheben, und wie viele werden uns ihre Gaben ganz entziehen. Da kommt jemand schnell hinter mir her, legt mir die Hand auf die Schulter und sagt: „Kommen Sie doch bald in mein Haus, ich habe 6000 Thaler Gold für die Mission liegen!" — Und nun wieder, wenige Tage nachdem die Trauerbotschaft vom Tode Br. Jünglings eingetroffen, kommt eine Frau zu mir, gibt mir ein kleines Packet und sagt, das schicke mir eine andere Frau für die Mission, aber ich dürfe weder nach ihrem, noch nach der Geberin Namen fragen. Das habe ich auch nicht gethan. Das Packet aber war so vielfach umwunden und zugebunden, wie ärmere Leute es zu thun pflegen, und sein Inhalt in einem Pappkästchen eingeschlossen und noch in einem schwarzen Täschlein liegend, war 110 Mark."

(Monatsbl. der Nordd. M.-G.)

— Aus der Barmer Mission. „Durch Vermächtnisse und Schenkungen gehen uns alljährlich kleinere und größere Summen zu, welche ausdrücklich für den Reservefond bestimmt sind, so daß nur die Zinsen dieser Kapitalien in laufende Rechnung kommen. Solche Bestände sind für uns auch durchaus nothwendig, da auf Grund derselben, wenn Deficits vorhanden sind, vom Bankier der Gesellschaft die nöthigen Vorschüsse gemacht werden und wir anders in die Lage kommen würden, manchmal selbst unseren laufenden Verbindlichkeiten nicht nachzukommen. Da dachte ich neulich: ich will doch einmal sehen, wie sich die Summe dieser auf Reserve-Conto, also nicht unter die laufenden Einnahmen gestellten Beträge zur Gesammtsumme unserer Deficits stellt? Wir berechneten die Jahre 1863 bis Ende 1877, und was ergab sich? Die Gesammtsumme der zur Deckung der jeweiligen Deficits in den genannten 15 Jahren aufgebrachten Gaben betrug M. 289,000, und die Gesammtsumme der in diesem Zeitraume nach Bestimmung auf Reserve-Conto gestellten Beträge ergab M. 289,000. Ein in der That wunderbares Zusammentreffen! Und wenn man will, ergibt sich aus dieser Thatsache der Satz, daß die Rheinische Mission bisher eigentlich noch nie

ein Deficit gehabt, vielmehr bei einer Gesammteinnahme und Ausgabe von so und so vielen Millionen Mark sich zuletzt, auf's Ganze angesehen, Einnahme und Ausgabe ganz genau gedeckt habe." Luk. 22, 35!

(„Berichte der Rhein. M.-G.")

— Die unirte Presbyterianerkirche in Schottland hat eine Visitation ihrer sämmtlichen Missionsgebiete angeordnet und zunächst die Herren Dr. D. Young und D. M'Laren nach Indien geschickt.

— Außer den neulich von uns aufgezählten großen Gaben für die evang. Mission sind noch folgende zu erwähnen: Von Hrn. Jones der englisch-kirchlichen M.-G. 700,000 M., von einem der Sekretäre derselben Gesellschaft 100,000 M., von einem Freund Afrika's der Londoner M.-G. 100,000 M., von Hrn. Sloane der amerik.-presbyterianisch. M.-G. 120,000 M., von Frau Lapsley der gleichen Gesellschaft 800,000 M., von Hrn. Gardner Colby in Boston der amerik.-baptist. M.-G. 160,000 M., von Hrn. Moses P. Pape der amerik. Miss.-Association 40,000 M. Die amerik.-presbyt. Mission hat solche Hilfe gut brauchen können, da sie nicht nur eine Schuld von 248,000 M., sondern durch den Bankrott eines Bankhauses in Liverpool neulich auch einen sehr großen Verlust gehabt hat. Dieses Haus hatte der genannten M.-G. 22 Jahre lang ihre englischen Geldgeschäfte besorgt, ohne irgendwelche Commission oder auch nur Porto u. dgl. zu berechnen.

— Das Aprilheft des amerik. »Baptist Missionary Magazine« klagt darüber, daß trotz aller Aufrufe und trotz der einladenden Erfolge im Teluguland sich doch niemand in den Missionsdienst melde und wirft die Frage auf, ob man nicht tüchtige Männer einfach in die Mission berufen sollte, gerade wie man einen Pfarrer für eine Gemeinde oder einen Professor für einen Lehrstuhl beruft, entscheidet dann aber doch zu Gunsten von Matth. 9, 38. Seither haben sich eine Reihe von Arbeitern gemeldet und mehrere sind auch schon ausgesandt worden.

Todesfälle.

In Udschidschi am Tanganjika-See starb 7 Tage nach seiner Ankunft daselbst der Londoner Miss. A. W. Dodgshun (Ende August 1879), 32 Jahre alt.

— Am 1. Juni in Natal Miss. Jakob L. Döhne, 68 Jahre alt, anfangs Berliner Missionar, dann im Dienst der Bostoner M.-G. unter den Zulus.

— Am 13. Juni 1879 der Hermannsb. Miss. Böttcher in Vakadu, Ostindien, und am 16. Juni der Hermannsb. Miss. Fr. Meyer in Lüneburg, Südafrika.

— Am 15. Juni Miss. Jos. Hanna in Jamaika, 71 Jahre alt, Missionar der unirten Presbyterianerkirche in Schottland, ein geborner Irländer.

— Am 24. Juni 1879 G. Taplin, 47 Jahre alt, seit 20 Jahren Vorsteher der Missionsanstalt für Eingeborne in Point Maclear am Alexandria-See in Südaustralien, ein genauer Ken-

ner der Sprachen und Sitten der aussterbenden Schwarzen.

— Am 23. Aug. 1879 Miss. Jüngling, Vorsteher des Bremer Missionsseminars in Anyako nach langer, schwerer Krankheit und Schwachheit.

— Am 28. Sept. in Abetifi der Basler Miss. G. J. Lodholz, 40 Jahr alt.

— Am 29. Sept. Miss. H. Ritchie, englisch-presbyter., in Taiwanfu, seit 14. Dec. 1867 in Formosa, geb. 14. Sept. 1840.

— Am 5. Okt. 1879 Bischof Russell von Nordchina. Er und Cobbold waren 1847 die ersten englischen Missionare in Ningpo. In den 31 Jahren hat er mehrere hundert Chinesen gewonnen, den größten Theil des N. T. in die dortige Umgangssprache übersetzt, Traktate ꝛc. geschrieben. Am 15. Dec. 1872 war er zusammen mit Miss. Royston (Bischof von Mauritius) und Miss. Horden (Bischof von Musuni) geweiht worden. Seitdem hatte er 4 Chinesen ordinirt, beinahe 300 konfirmirt, mehrere Missionskirchen eingeweiht, und die Entwickelung der einheimischen Kirche gefördert.

Bücherschau.

Geschichte der christlichen Mission unter den Heiden. Von Dr. Chr. H. Kalkar. Erster Theil: Katholische und evangelische Mission in Amerika, Ostindien, Hinterindien und den indochinesischen Ländern. Autorisirte deutsche Ausgabe von A. Michelsen. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1879.

Der 77-jährige Verfasser bietet hier eine Frucht seiner jahrzehntelangen Beschäftigung mit der Mission. Seine Belesenheit ist eine außerordentliche, sein Urtheil ein gediegenes und vorurtheilsloses, seine Darstellung eine wissenschaftliche, sein Stil ein gefälliger. Das Buch liest sich wie ein gut geschriebenes Stück Kirchengeschichte. Sein eigenthümlicher Werth liegt in der gründlichen Würdigung, welche der katholischen Mission zu Theil wird und in der Genauigkeit, mit welcher meist die Quellen angegeben sind. Besonders werthvoll ist die Einleitung über die Entwickelung des Missionslebens innerhalb der Christenheit selbst, sehr interessant die als Beilage angehängten Aussprüche des Erasmus, sowie des Verfassers Eintheilung der ganzen Missionsgeschichte in eine soteriologische, eine anthropologische, christlich-humane und eschatologische.

Was das Einzelne betrifft, so ist die ethnographische und statistische Seite ziemlich zu kurz gekommen, namentlich bei Indien, das überhaupt etwas dürftig behandelt worden ist. S. 291 ist outcasts (d. h. Auswürflinge) durch „Kastenlose" erklärt, S. 296 Wellesley

und Wellington für gleichbedeutend erklärt; S. 331 wird die C. M. S. statt der S. P. G. genannt; S. 333 der Bischof von Kalkutta zum Erzbischof gemacht; S. 336 ein beklagenswerther Konflikt zwischen der Mission und Regierung erwähnt, von dem uns nichts bekannt ist; S. 338 Trankebar und Tinneweli verwechselt; S. 371 „Buddha" für „die Idee des Nichts" (?) erklärt. Die Orthographie der fremden Namen ist leider sehr vernachlässigt, dazu durch zahlreiche Druckfehler, „die trotz aller Sorgfalt nicht zu verhüten waren" (S. XII), entstellt.

Die Uebersetzung ist so gelungen, daß man durchgehends den Eindruck behält, als habe man ein Originalwerk vor sich. Wenn der Uebersetzer etwas mehr den Ueberarbeiter und Ergänzer gemacht hätte, wäre es vielleicht gut gewesen. Die wenigen Anmerkungen, die er sich erlaubt hat, beweisen, daß er hiezu wohl befähigt gewesen wäre.

Siebente Hauptversammlung der Evangelischen Allianz. Berichte und Reden, herausgegeben durch Prof. Dr. Ch. J. Riggenbach. I. Band. Basel, 1879. Bahnmaier's Verlag.

Machten schon die Versammlungen in Basel den Eindruck großer Nüchternheit und zielbewußter Tüchtigkeit, so zeigt vollends dieser Bericht, welch' eine solide Basis die Festfreude der Versammelten an den gediegenen, sorgfältig ausgearbeiteten Vorträgen der berufenen Redner gehabt hat. Es ist ein Stück Kirchengeschichte, ein Spiegelbild des gesammten evangelisch-christlichen Lebens und Strebens der Gegenwart, das uns hier dargeboten wird, ganz geeignet auch den Verächtern der Allianz Respekt einzuflößen. Die britischen Freunde sind im Begriff, auch eine englische Ausgabe dieses Berichtes erscheinen zu lassen. Derselbe hat bleibenden Werth und wird gewiß noch vielen Tausenden, die nicht selbst nach Basel gehen konnten, eine Quelle der Belehrung und herzerhebenden Anregung sein.

Berichtigung.

Es thut uns sehr leid, daß wir, einem „Specialbericht" der „Frankfurter Zeitung" folgend, auf S. 512 des vorigen Jahrgangs Hrn. Dr. Nachtigal unter die Gegner der Mission gerechnet und ihm, von jenem Bericht verführt, Dinge in den Mund gelegt haben, die er nie gesagt hat. Wir widerrufen also vollständig das dort über Hrn. Dr. Nachtigal's, auf der Naturforscher-Versammlung in Baden gehaltenen Vortrag Bemerkte, und danken zugleich dem verdienten Reisenden dafür, daß er selbst uns zur Berichtigung dieses Irrthums verholfen und bei dieser Gelegenheit uns versichert hat, daß ihm daran liege, daß seine Ansichten über das Missionswerk, dessen Selbstlosigkeit er gerade dem allzu schnell und gewaltsam verfahrenden Handel gegenüber hoch halte, nicht falsch gedeutet werden. Er wolle uns verzeihen, daß wir auf einen entstellenden Zeitungsbericht hin ihn angegriffen haben.

Scene aus einem afrikanischen Walde.

Rundschau.

I. Afrika.

4. Die Folgen des Zulu-Krieges für die Mission.

Der Zulu-Krieg hat ohne Zweifel manche gute Folgen gehabt, freilich nicht bloß der schließliche Sieg der Engländer, sondern auch ihre anfänglichen Niederlagen und Verlegenheiten. So z. B. das grausige Blutbad bei Isandhlwana, wodurch ganz Südafrika und England in Schrecken versetzt wurde. Schon lange hatte man den Mangel direkter telegraphischer Verbindung zwischen den südafrikanischen Kolonien und dem Mutterlande schmerzlich vermißt, namentlich bei den früheren Kafferkriegen. Trotzdem hatte die Regierung kurz vor dem Ausbruch des Zulu-Krieges die Verhandlungen, welche über die Errichtung einer Telegraphenlinie von Port Natal über die Delagoa-Bay, Mosambik und Sansibar nach Aden schwebten, abgebrochen. Infolge jenes Schreckens wurden diese Verhandlungen aber gleich nach der Niederlage wieder aufgenommen. Die Legung des Kabels erfolgte mit großer Geschwindigkeit, und merkwürdiger Weise war eines der ersten Telegramme, welche auf diesem neuen Wege nach Europa gelangten, die Nachricht von der am 28. August 1879 erfolgten Gefangennahme des Königs Ketschwajo,*) durch welche der Zulu-Krieg so gut wie beendigt war.

*) Es wird unsere Leser interessiren, zu erfahren, daß bei dieser Gefangennahme Martin Oftebro, der Sohn eines norwegischen Missionars, fast die Hauptrolle gespielt hat. Er diente als Dolmetscher bei der englischen Armee und ihm gelang es, das Versteck des Königs aufzufinden. Der letztere war sost gerührt, als er den Missionarssohn wiedersah, trug ihm Grüße auf und hätte ihn gar zu gerne bei sich behalten. — Als Ketschwajo von der am 2. Dec. erfolgten Gefangennahme Sekukuni's hörte, soll er sich sehr gefreut

Schwer hatte die Mission während desselben zu leiden gehabt. Schon zu Anfang des Jahres 1879 hatten die letzten Missionare das Zulu-Land verlassen. Diejenigen von ihnen, welche bei Ketschwajo anfragten, ob sie bleiben oder gehen sollten, erhielten, wenn nicht eine deutliche Aufforderung, das Land zu verlassen, so doch eine Antwort, welche das Bleiben kaum möglich machte. Von der kleinen Schaar der Bekehrten und Getauften, welche der König spöttisch als die „abgeschüttelten" (Früchte) bezeichnete, waren viele schon mit den Missionaren geflohen, die übrigen verließen mit ihnen das Land. Wohl an 20 Stationen waren verwaist und wurden nach und nach zerstört; die Hermannsburger allein beklagen den Verlust von 13 Stationen. Nur beispielsweise sei folgende Stelle aus dem Brief eines dieser hannoverschen Brüder hier angeführt. Derselbe schrieb im Juli v. J.: „Von der Mündung der Tugela bis zum Pongolo ist kein Ort so heimgesucht, als unser kleines Lüneburg; ja es ist an der ganzen langen Grenze nicht so viel gebrannt, geraubt und gemordet worden, als hier. Viele Gebäude, die mühsam erbaut waren, sind in Asche gelegt, zwei Drittel sämmtlicher Wohnhäuser sind niedergebrannt. Hiezu gehört auch die Station Entombe und die provisorische Station Zoar. Die Getauften sind zerstreut." Von Entombe mußte Miss. Fr. Meyer, einer der ältesten Hermannsburger Brüder, flüchten und es erleben, daß die von ihm gesammelte kleine Gemeinde zerstreut, seine Station in Asche gelegt wurde; bald darauf (Juni) starb er in Lüneburg. Ueber eine andere Hermannsburger Station schreibt jemand in einer englischen Zeitung: „Montag, den 14. Juli, machten wir Halt neben der Missionsstation Emvuyini. Dies ist augenscheinlich ein sehr großer Ort gewesen, aber jetzt sind nur noch Reste von einigen Mauern da, Haufen von Backsteinen, zerbrochene Pflüge, ein Mühlstein mit der Jahrzahl 1866, und alles ist überwuchert von dem üppigsten Pflanzenwuchs. Die Station ist von Syringen-Bäumen umgeben und nach der Seite des Flusses hin stehen Apfelsinen, Bananen, Pfirsich- und Maulbeerbäume. Die Truppen, welche vor uns die Station erreichten, hatten sich an den

---

und darüber gespottet haben, daß dieser Bapedi-Hund es gewagt habe, gegen die Engländer zu kämpfen. Erfreulich ist, daß der gefangene Zulu-König seine unfreiwillige Muße dazu benutzt, unter Kapt. Poole's Leitung eifrig lesen und schreiben zu lernen.

herrlichen Früchten gelabt, wie man an den vielen umherliegenden Schalen und Hülsen sehen konnte. Die Ochsentreiber unserer Kolonne nahmen sich auch einen Vorrath Peitschenstöcke mit von den Bambus, welche sehr gut in der Nachbarschaft der Station wachsen." Was für ein melancholisches Bild! Und wie tief schnitten die kriegerischen Ereignisse in das Leben mancher Christen- und auch mancher Missionsfamilie ein. Der oben angeführte Missionar (Filter) z. B. verlor einen hoffnungsvollen Sohn, der als Freiwilliger mitkämpfte und fiel. Die Eltern hatten nicht einmal den Trost, seinen Leichnam auffinden und christlich bestatten zu können. Von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit des Krieges aber ist dieser deutsche Missionar so überzeugt, als nur irgend ein Engländer hätte sein können. Er sah denselben an als einen Kampf zwischen „Christenthum, Bildung, Recht und Ordnung" auf der einen und „Heidenthum, Tyrannei und Barbarei" auf der andern Seite; ja er fügt hinzu: „Hätte ich nicht mein Amt und meine Familie gehabt, ich hätte noch selbst zu den Waffen greifen können." *)

Aehnlich mögen noch manche Missionare gedacht haben, wenn auch nicht alle mit der englischen Politik einverstanden und von den erwarteten guten Folgen des Krieges überzeugt waren. In Mitleidenschaft aber wurden sie alle gezogen; ebenso viele Christen innerhalb der Kolonie Natal, die als Soldaten in den schwarzen Regimentern mitkämpfen mußten. Bei Isandhlwana z. B. zeichneten sich die eingeborenen Christen von der wesleyanischen Missionsstation Edendale sehr vortheilhaft aus, durften aber auch Gottes gnädige Bewahrung augenfällig erfahren, indem nur drei von ihnen getödtet wurden. Sie erregten durch ihre Tapferkeit und gute Aufführung im Allgemeinen, sowie durch ihre regelmäßig gehaltenen Gottesdienste und ihr gutes Singen allgemein die Bewunderung der Europäer, ähnlich wie im Asante-Krieg die Basler Missionschristen, welche unter Kapt. Glover dienten. Andere Christen dagegen, wie natürlich auch

*) Aehnlich der Hermannsburger Miss. K. Hohls, welcher in einem Brief erwähnte, er habe von der Regierung 25 Hinterlader erhalten, die Kirche in Vertheidigungszustand gesetzt, besitze auch noch seine alte Axt, und dann hinzufügte: „Sollte ich sie nun ergreifen müssen im Kampf gegen die Heiden, die ich so gerne alle zum Herrn Christus bekehren möchte, so könnte ich das nur mit bebendem Herzen thun; dann aber sollte mein Wahlspruch sein: Im Namen des Herrn will ich sie zerhauen!"

viele Heiden, haben während des Krieges durch Verkauf von Brennholz, Getreide, Schweinen, Hühnern, Schlachtvieh und Zugochsen, sowie durch Arbeitsleistung viel Geld verdient und dadurch einen gewissen ökonomischen Aufschwung genommen.

Am nämlichen Tage, an welchem 6 Jahre zuvor Ketschwajo gekrönt worden war und die feierlichsten Versicherungen in Betreff seiner Treue gegen die Engländer und seines Wohlverhaltens als Landesherr gegeben hatte, hielt General Sir Garnet Wolseley die große Zusammenkunft mit den unterworfenen Zulu-Häuptlingen bei Ulundi, in welcher er ihnen eröffnete, wie in Zukunft das Land verwaltet werden solle. Seine Rede, die von Herrn J. Shepstone übersetzt wurde, dauerte länger als eine Stunde. Der Hauptinhalt war folgender: Das Land wird in 13 gleich große und von einander ganz unabhängige Distrikte getheilt, über jeden Distrikt wird ein Häuptling gesetzt. Eigentlich gehöre das Land nach dem Recht der Eroberung nicht mehr den Zulus, sondern der Königin von England, diese aber sei großmüthig und gebe dasselbe den Zulus (etwa 300,000 Seelen) zurück. Nur wird ein englischer Resident ernannt werden, der über das Wohlverhalten der Häuptlinge zu wachen und an die Regierung zu berichten habe. Im Uebrigen bleiben die alten Landesgesetze in Kraft, d. h. die Gesetze, welche vor der Zeit Tschaka's, des Gründers der Zulu Militär-Herrschaft, in Geltung waren. Der Militärzwang, das große stehende Heer, die Heirathsverbote u. s. w. sind also abgeschafft. Weiße dürfen sich im Zululand nicht ansiedeln und keinen Grundbesitz darin erwerben. „Doch darf jeder Häupling, welcher Missionare bei sich zu haben wünscht, diesen so viel Land verkaufen, als für eine Station nöthig ist. Dies ist aber ganz in ihr eigenes Belieben gestellt, denn man will und wird den Zulus keine Missionare aufzwingen."

Als wir diesen Bericht über die neue Ordnung der Dinge im Zulu-Land (das sog. settlement) lasen, waren wir sehr erfreut über die wohlwollende Rücksicht, welche darin auf die Mission genommen ist. Es dauerte aber nicht lange, so verlautete, einer der neu ernannten Häuptlinge, der halb zum Zulu gewordene Engländer John Dunn, habe entschieden erklärt, daß er keine Missionare in seinen Distrikt hereinlassen werde. Das Recht hiezu hatte er nach obiger Erklärung Sir Garnet Wolseley's unzweifelhaft. Nun ist sein Distrikt (zwischen der Tugela und dem Umthlatuzi, von dessen

Quellen bis zum Meer) aber gerade derjenige, welcher der Natal-Kolonie am nächsten liegt, in welchem bisher die meisten Missionsstationen lagen, und durch welchen hindurch alle Missionare reisen müßten, auch wenn sie sich in einem der anderen Distrikte niederlassen wollen. Jenes Verbot wäre also thatsächlich einer völligen Ausschließung aller Missionare aus dem soeben vom christlichen England unterworfenen Zulu-Land gleichgekommen. Ein Schrei der Entrüstung gieng durch die englische, wie durch die südafrikanische Presse. Selbst Gegner der Mission erklärten offen, daß dies ein Rückschritt sei. Laut wurde die Unvorsichtigkeit Sir Garnet Wolseley's getadelt. Den Häuptlingen solche Macht geben, daß sie alle Weißen von ihren Grenzen fern halten können, das sei doch unerhört! Spöttisch bemerkte z. B der «Natal Mercury»: „Weiße Ansiedler, weiße Kaufleute und weißer Einfluß sollen sorgfältig von dieser neuen Reservation des Barbarenthums ferngehalten werden. Missionare sollen verachtet und verjagt werden dürfen und das Zulu-Land soll für die Zulus im Allgemeinen und für Herrn John Dunn im Besonderen aufbehalten bleiben!" Und der Londoner »Record« unterstützte seinen Warnungsruf durch das bekannte Wort, das Lord Macaulay s. Z. im Parlament aus Veranlassung einer indischen Frage gesprochen: „Jede öffentliche Handlung, welche das Christenthum herabsetzt, ist an und für sich ein Hochverrath an der Civilisation der Welt."

Die Missionare aber mußten sagen, daß es unter solchen Umständen am Ende zu Ketschwajo's Zeiten noch besser gewesen sei, und die »Cape Times« spottete: „Das neue Arrangement besteht einfach darin, daß an die Stelle des Einen Ketschwajo nun ein ganzes Dutzend Ketschwajos getreten sind, und daß an ihre Spitze ein weißer Mann gesetzt ist, der — seine Hautfarbe allein ausgenommen — in allem selbst ein Ketschwajo ist." John Dunn ist nach einer Lesart der Sohn eines englischen Geistlichen, nach einer anderen der Sohn eines englischen Arztes in Natal, ein roher, selbstsüchtiger Abenteurer und Feind der evangelischen Mission. Nachdem er sein europäisches Erstgeburtsrecht gegen die barbarische Zügellosigkeit des Heidenthums verkauft, ist er in allen Stücken ein Zulu geworden. Anfangs war er ein Gegner Ketschwajos und ein Helfershelfer von dessen mit ihm rivalisirenden Bruder; nachdem dieser aber seine Rolle ausgespielt, wurde er der vertraute Rath-

geber Ketschwajos und zugleich der gut bezahlte Agent der englischen Regierung im Zulu-Land. Diese Doppelstellung mißbrauchte er dazu, Schießwaffen in's Zulu-Land einzuführen, wodurch er ein reicher Mann, aber auch der eigentliche Urheber des ganzen Krieges wurde. Im rechten Augenblick wurde er dann am König zum Verräther und gieng ganz zu den Engländern über. Da er diesen während des Krieges wichtige Dienste geleistet hat und durch eine 20-jährige Bekanntschaft mit dem Lande und dessen Sitten sich allerdings zu einer Häuptlingstelle qualificiren mag, so hat man ihn durch Verleihung einer solchen belohnt. Er soll viele Weiber haben und überhaupt das Christenthum so gründlich abgestreift haben, daß man wohl begreifen kann, warum evangelische Missionare ihm verhaßt sein müssen.

Indessen ist ein am 26. September geschriebener Brief von ihm veröffentlicht worden, in welchem er versichert, daß er keineswegs alle Missionare aus seinem Territorium auszuschließen wünsche. Er selbst werde dafür sorgen, daß die Zulus in den Wissenschaften und Künsten der Weißen unterrichtet werden und Missionare, die hiebei helfen und dabei seiner Oberhoheit sich unterwerfen, würden ihm willkommen sein! Bedeutet diese Erklärung schon an und für sich nicht viel, so wird sie vollends werthlos, wenn man hört, daß John Dunn einen benachbarten Häuptling, der bereits den auf seine alte Station zurückgekehrten Miss. Robertson willkommen geheißen hatte, so umzustimmen wußte, daß er sich auch gegen die Missionare erklärte. Andererseits liegt ein Brief von Sir Garnet Wolseley vom 4. Oktober vor, in welchem dieser, von Bischof Schreuder hiezu veranlaßt, eine ausführliche Erklärung darüber abgibt, wie er die Sache ansehe. „Die Stellung der Missionare im Zulu-Land," sagt er, „bleibt ganz die gleiche wie früher, mit der Ausnahme, daß, während sie es früher mit einem launischen und despotischen Monarchen zu thun hatten, der ein großes und starkes Heer besaß, sie es jetzt mit Häuptlingen zu thun haben, die kein Heer haben, die feierlich gelobt haben, gerecht zu regieren, keinen Menschen ohne vorherige Untersuchung hinzurichten u. s. w. und deren Betragen beständig von dem britischen Residenten überwacht werden wird. Möglicherweise wird anfangs in einigen das angeborne (native, was man auch mit landesüblich oder eingeboren übersetzen kann) Vorurtheil gegen Missionare so stark sein, daß sie keinen in ihren Distrikt

hereinlassen werden; aber es ist so gut als gewiß, daß viele von ihnen nichts gegen das Kommen der Missionare haben werden. Ja, in Anbetracht dessen, daß fast alle Missionare, die bis jetzt im Zulu-Land gearbeitet haben, zugleich Handel getrieben haben (?), werden die Häuptlinge es wohl vortheilhaft finden, eine so ehrenwerthe Gattung von Kaufleuten in ihrer Nähe zu haben. Wenn sie auch ihre Lehre nicht mögen, werden sie doch die Vortheile zu schätzen wissen, welche eine Missionsstation ihnen bieten kann. Ich hoffe daher zuversichtlich, daß die neue Ordnung der Dinge das Zulu-Land erst recht der Missionsarbeit aufschließen wird; und obgleich ich entschieden dagegen bin, daß das Evangelium von Christo, dem ‚Mann des Friedens', jemals einer Nation gewaltsam aufgedrängt werden sollte, so würde doch niemand mehr als ich sich freuen, wenn das Christenthum jenseits der Tugela-Grenze schnelle Fortschritte machen würde" u. s. w. Hieraus geht soviel mit Sicherheit hervor, daß von Seiten der Regierung John Dunn's missionsfeindliche Haltung also keineswegs wird beanstandet werden. Dagegen haben sich auch der Erzbischof von Canterbury, der englische Marine-Minister Smith und Bischof Colenso höchst entrüstet über Dunn's Auftreten und zu Gunsten der Mission im Zulu-Land ausgesprochen.

Seither hat John Dunn erklärt, daß er nur unter folgenden Bedingungen eine beschränkte Zahl von Missionslehrern in seinem Lande aufnehmen werde: 1) Vor Gründung einer Station müsse jeder Missionar sich schriftlich verpflichten, ihn als Häuptling anzuerkennen; 2) versichern, daß er für seine Person keinen Anspruch auf Land und keinen Grundbesitz im Territorium habe. 3) Die auf der betreffenden Station zu gründenden Schulen müssen nach den Grundsätzen einer gewöhnlichen englischen Volksschule eingerichtet sein, nur muß außer Englisch auch Zulu gelehrt werden; auf gewisse Fertigkeiten, wie Singen u. drgl. darf kein übermäßiges Gewicht gelegt werden. 4) Alle Eingebornen, die es wünschen, sollen ein Handwerk gelehrt werden. 5) Kein Eingeborner darf ohne des Häuptlings Erlaubniß irgend einen Kraal verlassen, um sich auf der Missionsstation anzusiedeln. 6) Es muß klar anerkannt werden, daß kein Eingeborner dadurch, daß er auf einer Missionsstation wohnt, seiner Stammespflicht gegen den Häuptling enthoben ist. 7) Jeder Eingeborne, der sich auf einer Missionsstation niederlassen will, muß angehalten werden, sich hier ein Wohnhaus in europäischem Styl zu

erbauen. 8) Die so angesiedelten Eingebornen sollen auf alle Weise dazu ermuntert werden, verkäufliche Artikel zu produciren. 9) Alles soll gethan werden, um industrielle Unternehmungen zu fördern, so daß die Station allmählich sich selbst erhalten kann. 10) Die Missionsstationen dürfen nicht als Handelsstationen für Viehkauf ꝛc. benutzt werden. Ueberdies war ferner in der Augsburger „Allg. Zeitung" zu lesen: „Ein deutscher Missionsverein hat an Sir Garnet Wolseley eine Petition gerichtet, sie für den Verlust ihrer zerstörten Stationen, die sie auf den Vorschlag von Sir Theophilus Shepstone räumten, schadlos zu halten; aber Se. Excellenz hat das Gesuch abschlägig beschieden mit dem Bemerken, daß, da der Aufenthalt der deutschen Missionare im Zulu-Land nur ein freiwilliger war, er keine Gründe für die Erfüllung ihrer Bitte ermitteln könne."

Noch schmerzlichere Erfahrungen haben die norwegischen Missionare gemacht, welche schon Anfang September, ohne eine Friedensproklamation oder drgl. abzuwarten, die Tugela überschritten und ihre alten Arbeitsstätten im Zulu-Land wieder aufsuchten. Am 5. Sept. traf Miss. Oftebro auf seiner früheren Station Ekjowe, die während des Krieges auch von den Zeitungen oft genannt wurde, ein. Aber wie fand er sie? Kaum war noch etwas von der einstigen Stätte friedlichen Wohnens, Betens und Arbeitens zu entdecken; aus der Station war eine Art Festung gemacht worden, und auch diese lag nun verlassen und verfallen da. Eine Freude aber war es, wie die Eingebornen ihre alten Wohlthäter so freundlich willkommen hießen, ihnen Nahrungsmittel brachten und schon Gras zu schneiden anfiengen für die bevorstehenden Neubauten. Alles ließ sich hoffnungsvoll an. Die Freude dauerte jedoch nicht lange. Am Morgen des 10. Sept. kam ein Eingeborner und brachte einen Brief von John Dunn an Miss. Oftebro mit der Erklärung, daß er einstweilen keinem Missionar gestatten werde, sich auf seinem Gebiet niederzulassen, Oftebro möchte dies auch allen anderen Missionaren mittheilen, die etwa im Sinne hätten, auf ihre Stationen zurückzukehren. Das war ein harter Schlag. Oftebro und mehrere seiner Kollegen mußten nun nach Natal zurückkehren. Tief betrübt schreibt er von dort: „Dieser Ausgang des Krieges ist so überraschend, daß man ihn fast wie einen Traum ansehen muß. Soll wirklich der Polygamist John Dunn, der 15 oder 16 schwarze Weiber hat, der Lenker der Geschicke des Zulu-Landes und gewissermaßen Ketschwajo's

Nachfolger werden, um jeden Einfluß von Christenthum und Civilisation vom Lande auszuschließen? Dieser Dunn ist doch im Grunde die Ursache des langen traurigen Krieges:*) er hat sich bereichert, indem er Feuerwaffen und Munition bei den Zulus einführte und dazu noch den König aufgemuntert, nach alter Zulu-Weise zu regieren. Nachdem er ihnen Waffen verschafft, konnte er sie freilich nicht abhalten, nun ihre Kräfte an den Engländern zu versuchen; dann aber wußte er sich im rechten Moment auf die Seite dieser zu schlagen und ihnen solchen Beistand zu leisten, daß sein Einfluß auf die Machthaber maßgebend geworden ist und er alles erlangt hat, wonach er begehrt. Ob das aber auf die Länge so weiter gehen wird, dürften wohl die meisten bezweifeln ... Daß wir jetzt genöthigt werden sollten, die Zulu-Mission aufzugeben, scheint uns so unglaublich, daß wir zunächst diesem Gedanken keinen Raum geben können. Wie schwer ist es auch nur zu denken, daß nach so viel Mühe, so großer Arbeit, so langem Harren auf bessere Zeiten wir auch noch diese Enttäuschung erleben sollen. Gott erbarme sich unser in Gnaden!"

---

5. Vergewaltigung Miss. Brune's.

Von anderer Seite wird zwar betont, daß in Folge des Zulu- und des letzten Kafferkrieges (mit den Gaikas und Galekas) nun doch fast all' jene heidnischen Machthaber beseitigt seien, welche allerdings durch ihre barbarische Tyrannenherrschaft, Vielweiberei und Kriegslust ein Haupthinderniß des Missionswerks bildeten; jetzt bedürfe es nur noch guter englischer Beamten, dann werde in Südafrika alles besser werden. Aber wo sollen die herkommen? Die Erfahrungen der letzten Jahre, die manchen Missionaren zu Theil gewordene Behandlung, die Unfähigkeit der Engländer, den Einge-

*) Der Zulu-Krieg soll nach offiziellen Angaben 90 Millionen Mark gekostet haben, ja Bischof Colenso, der immer noch für Ketschwajo eintritt und mit diesem kleine Liebesbriefe austauscht, versichert, daß diese Angabe falsch und 160 Millionen das Richtige sei! Da kommt einem unwillkürlich der Gedanke, wie viel fruchtbarer, auch politisch fruchtbarer, eine solche Summe in den Händen der Mission angelegt gewesen wäre. Die Zahl der Getödteten soll auf Seite der Zulu's 10,000, auf Seite der Engländer und ihrer Verbündeten 2500 betragen!

bornen zugleich Respekt und Vertrauen*) einzuflößen, die Rohheit der einen und die übergroße Zartheit der anderen — alles spricht gegen dies Beamtenthum. Ja, wenn die Mehrzahl dem Gouverneur der Kapkolonie ähnlich wäre, oder wenn man diesen auch nur ungehindert seine energischen und doch menschenfreundlichen Pläne durchführen ließe! Aber keines von beiden ist ja der Fall. Dazu kommt, daß die Boers in Transvaalien ihre drohende und aufrührerische Haltung noch immer nicht aufgegeben und sonst noch viele ungelöste Schwierigkeiten in Südafrika vorliegen. Wir können auf politische Fragen hier natürlich nicht näher eingehen. Dagegen müssen wir doch die Vergewaltigung, welche Miss. Brune und seine Korannas von englischen Beamten zu erdulden hatten, unsern Lesern zur Kenntniß bringen.

Unter den Korannas am Vaalflusse hatte ein Berliner Missionar im Jahr 1847 die Station Saron gegründet. Nur mit großer Mühe war es ihm gelungen, dem Wandertrieb des Stammes entgegen, eine kleine seßhafte Gemeinde zu bilden. Kaum aber hatte er 1854 begonnen eine kleine Kirche zu bauen, als, den eindringenden

---

*) Der vielgereiste Trollope z. B. urtheilt: „Es kann kein Zweifel sein, daß die Verhältnisse der afrikanischen Rasse ganz unendlich gewonnen haben durch den Einfluß der Weißen; würde man aber morgigen Tages von sämmtlichen Kaffern ein Plebiscit fordern, ob die Weißen in's Meer geworfen werden oder im Lande bleiben sollten, die ganze Rasse würde sicherlich für Ausrottung der Weißen stimmen." Namentlich verstehen die Engländer es nicht, die Kaffern zur Arbeit anzuhalten, müssen daher indische Kulis einführen, deren es in Natal schon 10,000 sind. Schmeichelhaft für uns Deutsche fällt ein Vergleich aus, den Trollope zwischen einem englischen und einem deutschen Pflanzer anstellt:

„Der Engländer sagte, er sei außer Stande, irgend etwas zu Wege zu bringen, lediglich wegen des Schadens, den ihm die Vagabunden von Eingebornen anthäten. Er würde keinen Zulu sich haben nahe kommen lassen, wenn er es hätte vermeiden können. Man hätte ihm wünschen mögen, daß er einmal für ein Jahr ganz von den Zulus befreit worden wäre, so daß er sich sein Pferd selbst hätte fangen, seine Schafe selbst schlachten und seine großen Stiefel selbst putzen müssen, in denen er an dem schönen Morgen stolz einherspazierte. Der Deutsche dagegen war voll Lobes für alle guten Seiten des Landes, leugnete auch seinen eigenen Wohlstand durchaus nicht und milderte auch in seiner Ausdrucksweise wesentlich die schlechten Seiten der Eingebornen. Der konnte doch ohne Schwierigkeit die Zulus arbeiten machen — gegen Bezahlung."

Boers weichend, die Korannas sämmtlich ungeachtet aller Gegenvorstellung nach Nieuweland übersiedelten und Saron als Missionsstation aufgegeben werden mußte. Bald jedoch kehrten die Weggezogenen zurück, und es entstand ohne Wissen der Missionare auf's Neue Kirche und Schule unter Leitung früher Getaufter. In stetem innerem Kampfe gegen die Boers hatten die Korannas sich schon 22 Jahre in ihrem guten Rechte behauptet, als eine öffentliche Erklärung ihres Capitäns, die das ganze Land als Eigenthum in Anspruch nahm, die alte Feindschaft zum vollen Ausbruch brachte. Jetzt erst wurde ein Missionar zu Hilfe gerufen. Nur schwer gelang es ihm, einen Vergleich zu bewirken, in dem die Boers erklärten, alle Feindseligkeiten bis zur Ankunft des neuen Präsidenten der Transvaal-Republik, Herrn Bürgers, einstellen zu wollen. Bürgers' Ankunft verzögerte sich, die Feindschaft blieb bestehen, aber ruhte, wenigstens dem Anschein nach. Die Berliner Gesellschaft nun, ermuntert durch die 22-jährige wunderbare Ausdauer, sowie dringende Bitten der kleinen Christengemeinde, entschloß sich zur Wiederaufnahme der Arbeit auf Saron und entsandte 1877 Miss. Brune dorthin. Von seiner Ankunft an betrachtete sie den Ort mit Recht auf's Neue als ihre Station. Eine inzwischen durch die Boers bewirkte Erklärung eines Kafferhäuptlings, das Land sei sein Eigenthum und ihm von einem Bauer O'Reilly überlassen, erwiderte der Koranna-Capitän durch eine Gegenerklärung. So blieb zunächst Alles beim Alten, und das Missionswerk nahm einen guten Fortgang. Durch geschickte und fleißige Arbeit wurden Land und Leute gebessert. Vergebens versuchten die Bauern durch Gewalt und List, direkt und indirekt die neuen Unternehmungen zu hintertreiben. Der von den Boers beeinflußte Landdrost konnte keinerlei Entscheidung des endlosen Streitens herbeiführen. Da gelang es den Gegnern, eine längere Abwesenheit des Missionars benutzend, dem Gouverneur von Transvaal, Sir Theophilus Shepstone, die Korannas derartig zu verdächtigen, daß er seinen Sohn mit einem Truppenkommando und einem Aufgebot von Boers gegen dieselben entsandte. Die Vorstellungen der Missionare jedoch überzeugten die englischen Offiziere von der Unschädlichkeit der Korannas. Shepstone jun. vermittelte eine Eingabe der Missionare an den Gouverneur; dieser rief darauf die Truppen zurück und löste das Bauern-Commando auf. Dennoch stellte man die Korannas auch weiterhin auf harte Proben. Man ver-

langte sogar Heeresdienst gegen Stammesgenossen. Als sie sich auch hierin zuverlässig erwiesen, erklärte der Gouverneur, niemand werde sie ferner im Besitze ihres Landes stören.

So schien die Bauernpartei unterlegen zu sein. Aber sie wußte Rath. War doch der fragliche Distrikt (disputed territory) bestrittenes Landgebiet zwischen Transvaal und Griqualand-West. War es in Transvaal nicht geglückt, warum sollte man es beim Gouverneur von Griqualand wenigstens nicht versuchen? Unbegreiflicher Weise war dieser, der doch die Entscheidung Shepstone's kennen mußte, leicht zu bewegen, zur Regelung des streitigen Landbesitzes den Oberst Warren zu entsenden. Es galt, sollte ein günstiger Ausgang erzielt werden, den Missionar zu entfernen. So erschien denn der Bauer O'Reilly als Träger eines schriftlichen Befehles des Landdrosten und gebot Missionar Brune, sofort Saron zu verlassen. Der Missionar sah, da der Landdrost seine Autorität nur den umwohnenden Bauern verdankte, und da das Gebiet seines Wissens von der englischen Regierung bisher nicht eigentlich annektirt war, also weder zu Transvaal noch zu Griqualand gehören konnte, sich nicht veranlaßt, dem Befehle Folge zu leisten. Den andern Tages mit Verhaftsbefehl des Landdrosten erscheinenden Boers erklärte der Korannahäuptling, Brune nicht ausliefern, selbst aber nur der Gewalt weichen zu wollen. Man verließ Saron unverrichteter Sache. Bald darauf erhielt Brune eine Vorladung des Oberst Warren als ernanntem Landeskommissär. Der Missionar begab sich sogleich zu ihm nach Christiana. Der Oberst erklärte, über das Land sei der Belagerungszustand verhängt, er besitze demgemäß unbedingte Vollmacht, Brune habe am morgigen Tage Saron zu verlassen. Vorstellungen fanden kein Gehör. Abends spät langte Brune auf der Station wieder an, er theilte den Leuten mit, er müsse morgen den Platz räumen. Schon in der Nacht aber wurde er von Bauern gefangen genommen und gewaltsam, ja unter roher Mißhandlung, nach Christiana geschleppt. Es hieß, Oberst Warren habe ihm befohlen gehabt, die Nacht in Christiana zu bleiben; so habe er sein Wort gebrochen. Brune gibt an, diesen Befehl wegen geringer Kenntniß der englischen Sprache nicht verstanden zu haben. Der Oberst hatte den Ort vor des Missionars Rückkehr verlassen und die Weiterführung der Sache einem Major Rollestone übergeben. Dieser behandelte den Gefangenen persönlich zuvorkommend, ließ ihn aber sofort

wieder nach Saron transportiren, wohin er selbst folgte. Hier angekommen, ritt Rollestone unbewaffnet zu den Korannas und forderte sie auf, ihre Waffen abzuliefern. Hierbei entlud sich, wie der englische Offizier selbst sagt, zufällig das Gewehr eines Koranna. Dieser und alle anderen gaben darauf willig ihre Waffen ab. Nach der Entwaffnung durchstreiften die Bauern, nach zerstreuten Korannas suchend, die Büsche, ein Vorgehen, das einem direkten Angriffe fast gleich kam; so setzte man sich zur Wehr und einer der Gegner wurde verwundet, ein anderer getödtet. Die Thäter büßten mit sofortigem Tode. Jetzt hieß es, die Rebellion sei konstatirt, und sämmtliche Bewohner, Männer, Frauen und Kinder, wurden gefangen genommen. Brune blieb in Haft. Der Vater des verwundeten Boer trat an ihn heran und schlug ihn mit der Faust in's Gesicht. Andern Tages sonderte Major Rollestone alle Alten und Schwachen aus, die übrigen wurden zu Gefangenen gemacht, ihr Hab und Gut als Kriegsbeute weggenommen, ebenso Brune's Sachen und Vieh; letztere wurden aber späterhin zum größten Theil wieder zurückgegeben. Alle wurden über Christiana nach dem Hauptort Kimberley gebracht, Brune dort bedeutet, er sei frei, solle aber nicht wieder den Distrikt betreten. „Besser konnte des Missionars Unschuld, das Unrecht der Verhaftung und Mißhandlung nach Lage der Verhältnisse nicht anerkannt werden, grausamer eine hoffnungsvolle, friedliche Missions- und Kulturarbeit nicht zerstört werden." *)

Gegenüber all' diesen entmuthigenden Thatsachen könnte man sich zwar mit dem trösten, was ein deutscher Bewunderer der Engländer sagt: „Bei ihnen ist's allemal nur eine Frage der Zeit, daß sie das Rechte finden. Es herrscht bei ihnen zuviel gesunder Menschenverstand, als daß nicht da, wo sich die Verhältnisse thatsächlich umgestalten, oder anders gestalten, als es erwartet wurde, die Regierung auch gezwungen ist, sehr bald solchen veränderten Verhältnissen gerecht zu werden." Wir ziehen es aber vor, auf Den zu blicken, dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden und der gewiß auch die jetzt so verwickelte Lage der Dinge in Südafrika zur Ehre seines Namens und zur Förderung seines Reiches wird ausschlagen lassen, und stimmen dem lieben Oftebro bei, wenn er ausruft: „Könnten wir nur in kindlichem Glauben alles in des

*) S. „Kölnische Zeitung", 9. Mai 1879.

Herren Hand legen, so würde uns das ungereimt Scheinende nicht so niederdrücken. Sein ist das Reich und die Kraft; da muß auch die Herrlichkeit und Ehre sein bleiben in Ewigkeit!“

Der Schwaben-Apostel Columba.

Von Dr. E. Gundert.

2. Die Wirksamkeit Columba's.

Zwar war das Christenthum in Schwaben zu jener Zeit nicht mehr eine völlig unbekannte Sache. Die fränkischen Herrscher waren ja selbst Christen, und auf dem römischen Stuhl saß seit 590 der kraftvolle Bischof Gregor der Große, welcher das Werk der Heidenmission scharf in's Auge faßte. Aber für beide war die Ausbreitung des Christenthums in erster Linie eine Machtfrage. Unter dem schwachen Scepter der Merowinger hatten die hadernden Königinnen Brunhilde und Fredegunde das Frankenreich mit Blut und Greueln gefüllt, und der Haß verpflanzte sich auf die Nachkommen fort. Ueber den größten Theil des Landes herrschte der Sohn der Brunhilde Hildebert II., 576—596; nach seinem Tode fiel die eine Hälfte, Burgund, dem von ihr bevorzugten jüngeren Enkel Dietrich II. zu, welcher 596—613 regierte, während sein älterer Bruder Dietbert gleichzeitig über den östlichen Reichstheil, Austrasien genannt, gebot, wozu auch Alemannien gehörte. Dagegen schwang sich nach dem Tod dieser beiden feindlichen Brüder der Sohn der Fredegunde, Chlotar II., der vor dem Jahr 613 nur die kleine Landschaft Neustrien zwischen der Oise, der Seine und dem Meer besessen hatte, zum alleinigen Beherrscher des gesammten Frankenreiches auf, über welches er von 613—622 dem Namen nach König war. In alle Händel des Reichs war die käufliche Geistlichkeit verwickelt. Sie fühlte sich als eine zweite Macht neben dem weltlichen Adel und war, ohne Rücksicht auf die Gebote der Sittlichkeit, zu jedem Dienst bereit, welcher mit einer Erweiterung ihrer Gerechtsame be-

zahlt wurde. Die heidnischen Schwaben hatten auf alle diese Dinge ein sehr aufmerksames Auge, und es ist nicht zu verwundern, daß sich ihnen der Christenglaube durch dieselben nicht eben empfahl, wenn sich auch die Verständigeren nach dem Urtheil des Geschichtsschreibers Agathias im 6. Jahrhundert von dem Christenthum angezogen fühlten. Die tiefsten, innerlichsten Anregungen zu einem wahrhaft christlichen Leben kamen ihnen von ganz anderer Seite her.

In Irland hatte der edle Patrik im 5. Jahrhundert sein Leben der Verkündigung des Evangeliums unter einem wilden Volke geweiht und die ganze Insel mit einem Netz christlicher Niederlassungen überzogen, in welchen sich die bekehrten Familien sammelten, oder auch eheloſe Glaubensboten die Stützpunkte ihrer Wirksamkeit fanden. Der Hauch seines Geistes wirkte Jahrhunderte hindurch fort. Dieselbe uneigennützige Liebe trieb schon um's Jahr 500 den Iren Fridolt nach dem Festland, wo er das Kloster Säckingen gründete. Aber der bedeutendste Missionar der irisch-schottischen Kirche auf deutschem Boden war Columba der Jüngere. Dieses von Rom unabhängige Gemeinwesen wahrte die älteren christlichen Ueberlieferungen, gestattete den Priestern und Mönchen die Ehe, kannte keine auf Lebenszeit bindende Gelübde, verlieh den Klöstern den Charakter eines familienartigen Zusammenlebens, begünstigte ein ernstes, wissenschaftliches Studium, namentlich in der heiligen Schrift, betrieb die Ausbreitung des Evangeliums mit glühendem Eifer, stellte aber in Beziehung auf Selbstverleugnung und Sittenzucht die strengsten, hie und da auch zu weit gehende, von ängstlicher Befangenheit zeugende Anforderungen an jedes einzelne seiner Mitglieder, der Gottesmänner, Culdäer, wie sie sich nannten. Und Columba ist der würdigste Vertreter jener culdäischen Kirche, welche im Geiste demüthigen Opfersinns und bewundernswerther Glaubenskühnheit das Licht des Evangeliums in unserer schwäbischen Heimat auf den Leuchter gestellt und in die entlegensten Hütten hineingetragen hat, so daß das Land ein christliches geworden war, ehe ein römischer Priester seinen Fuß dahin gesetzt hatte, ein Zustand, der dem Papst Zacharias im 8. Jahrhundert den Klageruf auspreßte: „Ihr habt bis jetzt falsche und irrige Priester gehabt. Denn da war kein Unterschied zwischen Priestern und Laien!“

1. Columba's Jugendzeit.

Schon als Knabe und noch weltlichen Sinnes hatte Columba mit Eifer Grammatik, Rhetorik, Geometrie und der Reihe nach die biblischen Bücher studirt. Da gerieth er in innere Kämpfe und begab sich auf den Rath einer frommen Frau zu dem durch seine Frömmigkeit wie durch seine Schriftkunde weithin berühmten Gelehrten Silenes in der irischen Landschaft Leinster. Unter seiner Leitung arbeitete der Jüngling eine Auslegung der Psalmen aus, bei welcher er sich bemühte, den hebräischen Grundtext in's Lateinische zu übersetzen und namentlich die Abweichungen desselben von der griechischen Uebersetzung der Septuaginta überall hervortreten zu lassen, ein Unternehmen, welches an sich schon auf die Höhe der wissenschaftlichen Bestrebungen inmitten der Culdäerkirche ein überraschendes Licht wirft. Seine weitere Ausbildung erhielt er im Kloster Bancor in Wales. Dasselbe befaßte nicht weniger als 2100 Mönche und Neubekehrte, von welchen je 300 unter einem Vorgesetzten standen, in seinen Mauern. Hier war ein äußerst reges Leben im Dienste der Schriftforschung und der Liebesthätigkeit. Hier sog er mit vollen Zügen jene Grundsätze der irisch-schottischen Kirche ein, welche er sein ganzes Leben hindurch gegen Papst und Bischöfe mit unerschütterlichem Freimuth vertrat, daß man außer dem Evangelium und der apostolischen Lehre nichts als Glaubenswahrheit annehmen dürfe, daß man das Heil nicht in den eigenen guten Werken, sondern in der Barmherzigkeit Gottes zu suchen habe, auf die man sich in dem Bewußtsein der menschlichen Schwäche mit demüthigem Vertrauen stützen müsse, daß den Christen nicht Streit um eitle Ehre, sondern der Wetteifer in der Dienstwilligkeit, nicht Zwietracht, sondern ein auf unzertrennlicher Herzensgemeinschaft beruhender Einklang des Wollens und Nichtwollens, nicht beleidigtes Nachtragen, sondern liebevolles Vergeben, nicht Eigennutz, sondern freudige Entsagung zieme. Mit welchem Feuer der Liebe man in diesen Kreisen der unglücklichen Heiden gedachte, geht aus den eigenen Aussprüchen Columba's hervor. „Was wollen wir", ruft er, „zur Entschuldigung vorbringen, wenn wir die Liebe verleugnen, in welcher sich alle Gebote des Herrn zusammenfassen? etwa: sie bringt zu viele Mühen und Beschwerden mit sich? nein, Liebe ist nicht Mühsal; sie ist Süßigkeit, Arznei, Heilung für das Herz!" Den Bischöfen Gallien's

schrieb er nachmals: „Unsere Regeln sind die Gebote des Herrn und der Apostel. Dies ist unser Glaube, dies unsere Waffenrüstung, Schild und Schwert, dies unsere Vertheidigung, dies ist's, was uns aus dem Vaterland getrieben hat."

2. Columba in Burgund. 594—610.

Es war im Jahre 594, daß der dreißigjährige Mann, „erfaßt von dem Feuer, von welchem der Herr sagt, daß er gekommen sei, es auf Erden anzuzünden", in das Frankenreich reiste, um den Heiden an den Grenzen desselben das Evangelium zu verkündigen. Auf dem fränkischen Thron herrschte damals noch Hildebert II. Er lud den Ankömmling dringend ein, am Hofe zu bleiben. Allein dieser behielt sein Ziel fest im Auge und drang in die dichte Waldwildniß der Vogesen, wo er auf den Trümmern des alten Schlosses Anagrates die Niederlassung Anagray gründete. Umgeben von heidnischen Räuberhorden mußten die irischen Mönche in einer ungesunden, von wilden Thieren wimmelnden Gegend ihre Hütten sich selbst zimmern und mit eigener Hand ein Stück Waldes urbar machen. Tagelang lebten sie von Baumrinde, Kräutern und Beeren. Wie furchtbar die Anstrengungen und Entbehrungen waren, ersieht man aus der Thatsache, daß ihnen im Laufe von 12 Jahren 17 seiner Gefährten erlagen. Denn oft trat der bitterste Mangel ein, wenn die Ernte mißrieth oder es in den Bächen an Fischen fehlte. Welch' ein Gegensatz zu dem Uebermuth der üppigen, wohlgenährten, fränkischen Priester, die in fleischlicher Rohheit ein ungebundenes Leben führten. Doch immer trat, wenn die Noth am größten war, im entscheidenden Augenblick die Hilfe dessen ein, auf welchen Columba sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte. Sein Schüler Jonas von Bobio erzählt eine Menge von Wundern, die er verrichtet habe. Columba selbst schweigt von ihnen. Sie sind aber großentheils so gut bezeugt, daß ihnen etwas Thatsächliches zu Grunde gelegen sein muß, wenn sie gleich hie und da einen Charakter an sich tragen, welcher uns zu der Vermuthung führt, sie möchten erst im Munde der ehrlichen, jedoch einfältigen Augenzeugen in die abenteuerliche Form hineingewachsen sein, in welcher sie sich uns zuweilen darstellen. Jedenfalls kennzeichnen sie ihn als einen Mann von großer Seelenstärke, von feuriger Liebe und von mächtigem Gebetsgeist. Wurden so

manche seiner Gebete wunderbar erhört, so glaubte man ihm auch das Außerordentlichste zutrauen zu dürfen. Wir werden deßhalb auch diese Seite seines Lebensbildes unverwischt lassen müssen. Einmal sieht Columba ein Rudel Wölfe auf sich zukommen. Ruhig betend bleibt er stehen. Sie entfernen sich, ohne ihn zu verletzen. Vögel und Eichhörnchen nahen sich ihm auf seine Lockung und führen muntere Spiele vor ihm auf. Auf seinen gebieterischen Ruf trollt sich ein Bär aus dem Thal. Einen andern, der an einem von Wölfen zerrissenen Hirsch schnobert, verscheucht er durch Blick und Wort. Bald drang sein Ruf durch das ganze Frankenland. Söhne aus allen Ständen wurden ihm zur Erziehung übergeben. Das Kloster in Anagray bot nicht mehr genügenden Raum. So baute er ein zweites auf den Ruinen des Schlosses Luxovium, Luxeuil, und ein drittes Fontanä oder Fontaines an einem quellenreichen Ort in der Franchecomté. Eine neue Begeisterung loderte allenthalben empor. Und überall legt er selbst Hand an, überall ist er zu Rath und Hilfe bereit. Eben fällt er eine Eiche. Da fährt bei einem Streiche der Keil seinem treuen Reisegefährten von Bancor her, dem Priester Winnoc, an die Stirn und legt den Knochen bloß. Betend wirft sich Columba auf die Erde, bestreicht die blutende Stelle mit seinem Speichel und heilt ihn so, daß man später kaum noch eine Narbe an ihm bemerkte. Als eben dieser Winnoc in Luxeuil Zweifel äußert, ob der geringe Getreidevorrath für ein Jahr reichen werde, beruft sich Columba einfach auf das Psalmwort: Ich bin jung gewesen und alt worden und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brot gehen. Am andern Morgen finden sie die Scheune gefüllt. Der Geber war nicht zu ermitteln. Bald ist es ein gelungener Fischzug, bald eine Sendung von einem im Traum gemahnten Geistlichen, was je und je der Noth abhilft. Sobald es aber die Verhältnisse zulassen, wird Bier gebraut. Für das Essen und Trinken jedoch galt folgende Regel: „Wenn wir uns sättigen, wenn wir trinken, so wollen wir hier auf Erden nicht unser ganzes Theil dahin nehmen, nur soweit es nöthig, nicht soweit es angenehm ist. Mit dem Armen laßt uns essen, mit dem Armen laßt uns trinken, mit dem Armen laßt uns theilen, damit wir einst auch dort gewürdigt werden, mit dem Armen zu theilen, wo diejenigen gesättigt werden, welche hienieden im Blick auf Christum nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten.“ Diese Brüder

wollten nicht durch gemachte Selbstpeinigungen in den Himmel kommen. Wenn sie sich Entbehrungen auferlegten, so geschah es um des Nächsten willen. Aus dem Fell eines von Wölfen zerrissenen Bären fertigen sie sich sofort Schuhe. Für den Winter machen sie sich Handschuhe zurecht, welche man in jener Gegend Wanten (Gewand, daher das französische gant) nannte. Aber wo sie Nothleidende sehen, da darben sie sich den letzten Bissen vom Munde ab und geben fröhlich her, was sie besitzen.

Der ebenso einfache als großartige Missionsplan Columba's war also, vor allem sowohl Heiden als Halbchristen das Bild einer echten, von den Lebenskräften des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung getragenen Christengemeinde vor Augen zu stellen und ihre Anziehungskraft wirken zu lassen, dann aber denjenigen, welche sich der Wahrheit zuwandten, eine Freistätte zu bieten, in welcher sie, den verführerischen Einflüssen ihrer Umgebung entnommen, den Grund zu einem neuen Leben legen konnten. Namentlich wurden ihm viele Kinder zur Erziehung übergeben. Die Alten hatten das Gefühl, daß es mit ihrer Religion zur Neige gehe und daß die neue eine bessere sei. Mochten sie auch für ihre Person den Wechsel schwer nehmen, so wollten sie doch das heranwachsende Geschlecht für die Aufgaben der anbrechenden neuen Zeit vorbereitet wissen.

Für diese Neubekehrten schrieb Columba seine Instruktionen. Hier handelt er zuerst von dem Einen, dreieinigen Gott, welcher unsichtbar alles erfülle und in den Seinen wohne, wie die Seele im Leibe, dann von der Ertödtung der Laster und der Erwerbung der Tugenden, welche weit wichtiger sei, als äußerliche Bußübungen und frommes Gerede ohne Besserung des Herzens. Hierauf zeigt er, wie man die vergängliche Welt verachten und die ewigen, himmlischen Güter lieben lernen müsse, und wie verkehrt diejenigen handeln, welche das Ihrige mehr lieben als sich selbst, das äußere nichtige Besitzthum mehr als die Seele, welche streng genommen unser einziges Eigenthum sei. Man müsse deßwegen im gegenwärtigen Leben arbeiten, um im künftigen ruhen zu dürfen. Ertrage man schon, um ein Schmid, Baumeister, Musiker, Arzt oder Gelehrter zu werden, viele Züchtigungen, Schläge, Mühen und Beschwerden, wobei man erst noch nicht wisse, wie weit man es in einem solchen Beruf bringe, wie viel mehr sollte man die Anstrengungen und Bitterkeiten der christlichen Zucht willig auf sich nehmen, um ewiger Freude theil-

haftig zu werden. Das gegenwärtige flüchtige Leben verdiene nicht den Namen Leben (vita); es sei nur für diejenigen, welche es verstehen, der Weg (via) zum Leben, und man dürfe nicht auf dem Weg suchen, was man erst in der Heimat finden werde, sondern habe sich mit der Reisezehrung zu begnügen. Jeder sehe also zu, daß die Reife seines geistlichen Lebens mit seinem äußeren Lebensalter gleichen Schritt halte, und daß die Zahl seiner Fehler in demselben Maße wie die Zahl der noch zu erwartenden Lebensjahre abnehme. Bei dem Menschen heiße es: Aus Erde, auf der Erde, in die Erde, von der Erde in's Feuer, vom Feuer in's Gericht, vom Gericht entweder in die Hölle oder in's Leben. „Denn", so fährt er fort und zeigt damit, daß er nicht der Lehre von einem Fegfeuer zwischen Tod und jüngstem Tag huldigt, „aus Erde bist du geschaffen, auf der Erde wandelst du, in die Erde wirst du hinabsteigen, von der Erde wirst du auferstehen, im Feuer wirst du geprüft werden, das Gericht wirst du erwarten, und darnach wird ewige Pein oder das Königreich dein Theil sein. Es gilt also, alles, was wir außer Christo lieben, um Christi willen bereitwillig zu verlieren, vor allem unser leibliches Leben im Zeugentod zu lassen, oder wenn die Gelegenheit zu solch' seligem Glück nicht vorhanden ist, doch wenigstens unsern Willen in den Tod zu geben. Jeder von uns muß sein eigener Gegner sein. Denn wenn wir nicht unsere eigenen, sondern der Brüder Gegner sind und reden, wie es uns beliebt, so ist unsere Art der Frömmigkeit nicht die wahre, sondern eine falsche. Seien wir demnach nicht stolz, dreist, frei, sondern demüthig, mild, umgänglich, leutselig, damit der demüthige und doch hocherhabene König Christus in uns regiere." „O Herr," ruft er zum Schluß, „du selbst bist die lebendige Quelle. Gib uns, Herr Christe, immer dieses Wasser, daß auch in uns ein Quell des lebendigen und in's ewige Leben strömenden Wassers vorhanden sei! Großes bitte ich, wer weiß es nicht? Aber du, König der Herrlichkeit, verstehst Großes zu geben und hast Großes verheißen. Nichts ist größer als du, und du hast dich uns geschenkt, dich für uns gegeben. Darum erflehen wir uns dich, damit wir wissen, was wir lieben. Denn wir begehren keine andere Gabe als dich. Du bist ja unser Alles, unser Leben, unser Licht, unser Heil, unsere Speise, unser Trank, unser Gott!"

In so unmittelbaren Verkehr setzte sich Columba mit dem Quell

des Lebens. Dahin wies er seine Schüler. Von der Vermittlung der Heiligen, der Engel, der Priester, der äußerlichen Ceremonien, der verdienstlichen Werke ist keine Spur zu finden.

Ganz in demselben Geist ist Columba's Mönchsregel gehalten. An die Spitze stellt er die Pflicht der Liebe zu Gott und dem Nächsten. Abgeleitete Pflichten sind der freudige Gehorsam, welcher in der Weise zu leisten ist, daß sich auf das erste Wort eines Aeltern alle dienstwillig erheben, die Schweigsamkeit, welche unnütze Geschwätze meidet, Mäßigkeit im Genuß der Nahrung, nämlich des Krauts, der Hülsenfrüchte und der Mehlspeisung, welche jeden Abend die einzige Tagesmahlzeit bilden sollen, Freiheit von Begierden und von eitler Ruhmsucht, Keuschheit der Gedanken, die Eintheilung der täglichen Gottesdienste, wobei für die drei Nachtwachen eine sehr erkleckliche Anzahl von Psalmengesängen abfällt, der sittliche Takt, welcher zwischen Gutem und Bösem fein unterscheidet und zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig das richtige Maß trifft, endlich die Ertödtung des eigenen Willens. Am Schlusse heißt es von der mönchischen Vollkommenheit: „Der Mönch lebe im Kloster unter der Zucht des Einen Vaters und zugleich in der Genossenschaft vieler, damit er von dem ersteren Demuth, von der letzteren Geduld lerne. Jener schule ihn in der Schweigsamkeit, diese in der Sanftmuth. Er thue nicht, was ihm beliebt, vielmehr esse er, was er geheißen wird, habe so viel als man ihm gibt, bringe den ihm zugemessenen Theil der Arbeit in's Reine und unterwerfe sich, ohne sich selbst die Personen auszuwählen, denen er gehorchen will. Müde komme er zu seinem Strohlager und schlafe im Gehen. Ehe er ausgeschlafen hat, werde er zum Aufstehen angetrieben. Ist ihm Unrecht geschehen, so schweige er. Den Vorgesetzten des Klosters fürchte er als seinen Herrn und liebe er als seinen Vater. Er glaube, daß ihm heilsam sei, was dieser ihm vorschreibe. Und es erlaube sich kein Urtheil über die Meinung Aelterer, wer die Pflicht hat zu gehorchen und die Befehle zu vollziehen, denn Moses sagt: Höre Israel! Das heißt nicht: rede, sondern schweige!"

So gemessen hienach die Zucht war, unter welche sich namentlich die jüngeren Klosterbrüder zu beugen hatten, so fern blieb diese auf innerlich sittliche Einwirkung berechnete Mönchsregel sowohl von dem Geist der Priesterherrschaft, der die Benediktiner zu gefügigen Werkzeugen der Bischöfe und des Papstes machte, als auch von der

Härte der Strafmittel, welche bei den letzteren in Anwendung kamen. Mit keiner einzigen Strafe ist gedroht. Und schon dieser eine Umstand läßt es, ganz abgesehen von allen äußeren Verdachtsgründen, als undenkbar erscheinen, daß gewisse Machwerke, denen Columba's Name aufgeklebt wurde, und in denen ein barbarisches Prügelsystem im Bunde mit der geistlosesten Herabwürdigung der Gebete seine Gesetze diktirt, den innigfrommen Glaubensboten aus Irland zum Verfasser haben.

Uebrigens hat der schweigende Gehorsam der Culdäermönche Wunder gethan. Einmal waren in Luxeuil alle erkrankt. Columba hieß sie sich aufraffen und in der Scheune Korn dreschen. Dann ließ er den Ermatteten Speise vorsetzen, und sie waren gesund.

Inzwischen zogen sich finstere Wolken über seinem Haupte zusammen. Seine Sittenstrenge machte ihn einem großen Theil der einheimischen Geistlichkeit, besonders aber der Großmutter Dietrich's II., Brunhilde, verhaßt. Sie wollte nicht, daß eine rechtmäßige Gemahlin des Königs ihren Einfluß untergrabe, gab deßhalb ihrem Enkel ein Nebenweib und verlangte von Columba, daß er den drei unehelichen Kindern Dietrich's als künftigen Herrschern den Segen ertheile. Ihre Wuth kannte keine Grenzen, als Columba nicht nur seine Weigerung mit unbeugsamem Freimuth aussprach, sondern auch den König bewog, sein Lasterleben aufzugeben. Wirklich heirathete derselbe im Jahre 608 eine rechtmäßige Prinzessin, Irmengard, die Tochter des westgothischen Königs Betterich. Aber noch ehe es so weit gekommen war, hatte Brunhilde schon alle Hebel in Bewegung gesetzt, um Columba bei der fränkischen Geistlichkeit als Ketzer zu verdächtigen. Und allerdings war dieser keineswegs geneigt, den Glauben seiner Väter gegen den römischen Rock wie ein Kleidungsstück zu wechseln. Im Jahr 604 schrieb er Gregor dem Großen, er müsse sich bei aller Hochachtung, die er vor ihm habe, doch verwundern, daß er der verkehrten Osterfeier der Gallier noch kein Ende gemacht habe. Wenn er solches aus Rücksicht auf seinen Amtsvorgänger Leo unterlassen habe, so sollte er bedenken, daß ein lebendiger Hund mehr sei als ein todter Löwe. Es habe doch keinen Sinn, das Auferstehungsfest in den Jahren, in welchen es mit dem jüdischen Passah, dem 15. Nisan, zusammenfallen würde, nur damit dieß nicht geschehe, in das letzte Mondsviertel zu verschieben, das ja nicht den Sieg des Lichts über die Finsterniß, son-

dern umgekehrt nur den der Finsterniß über das Licht versinnbildlichen könnte. Columba ahnte nicht, daß er damit auch den römischen Gebrauch angegriffen hatte. Die fränkischen Geistlichen aber bemächtigten sich mit Begierde der Gelegenheit, nunmehr an dem Gottesmann als an einem Ketzer ihr Müthchen zu kühlen. Denn wich auch die irische Sitte in der Tonsur und der Klosterverfassung von der gallischen ab, so fiel das nach damaliger Anschauung doch nicht so schwer in's Gewicht als die Osterfrage. Auch Dietrich war seither sein Feind geworden, hatte Irmengard schmachvoll heimgeschickt und zürnte, weil ihm Columba den Eintritt in's Innere des Klosters gewehrt hatte. Vergeblich erbat sich dieser Gehör bei dem Könige. Vergeblich flehte er den Papst Bonifazius an, er möchte ihnen als fernher gekommenen Arbeitern, denen doch nicht die Annahme der fränkischen Osterregel zugemuthet werden könne, den Trost seiner zustimmenden Entscheidung gewähren, damit sie, die, ohne jemand zur Last zu fallen, in der Einöde wohnen, nach den Regeln ihrer Alten weiterleben können, wie ja auch Polykarp und Papst Anicet trotz der Verschiedenheit ihrer Ansichten über die Osterberechnung doch in friedlicher Eintracht mit einander gelebt haben. Vergeblich richtete er an die zu einer Synode versammelten gallischen Geistlichen ein geistvolles, von christlicher Demuth und Festigkeit eingegebenes Schreiben, in welchem er den Wunsch aussprach, sie möchten statt der Osterfrage die Verbesserung des sittlichen Lebens zum Gegenstand ihrer Verhandlungen machen. Er sei ja, schrieb er, nicht schuld an diesem Unterschied; er sei um des Erlösers Christi, ihres gemeinsamen Herrn und Gottes willen in diese entlegenen Länder gereist, darum flehe er sie bei dem gemeinsamen Herrn an und beschwöre sie bei dem Richter der Lebendigen und der Todten, wenn sie von ihm anerkannt werden wollen, der zu vielen sagen werde: „wahrlich, ich sage euch, ich habe euch noch nie erkannt," es möchte ihm in Friede und Liebe gestattet sein, in diesen Wäldern still zu leben neben den Gebeinen seiner 17 dahingeschiedenen Brüder, wie er seither 12 Jahre unter ihnen gelebt habe, damit er wie bisher seiner Pflicht gemäß für sie beten könne. Sie mögen zusehen, wie sie gegen jene in Armut ergrauten, gegen jene greisen Pilgrime verfahren. Nach seinem Dafürhalten wäre es für die heiligen Väter der Synode besser, dieselben zu stärken, als sie zu verwirren. Seine Genossen halten dafür, daß sie ohne zeitliche Güter das Wort des

Herrn leichter erfüllen können, als mit der bestrickenden Last des Reichthums. Dann aber, wenn sich alle die Befolgung der göttlichen Gebote gleich angelegen sein lassen, könne auch eine allgemeine Herzensgemeinschaft eintreten. Und dazu sei erforderlich, daß man werde wie ein Kind, welches 1. demüthig ist, 2. Beleidigungen vergißt, 3. wenn es ein Weib sieht, seiner nicht begehrt, und 4. nichts anderes auf den Lippen als im Herzen hat.

Die feile Geistlichkeit sprach das Verdammungsurtheil über ihn aus. Dietrich verbannte ihn aus Luxeuil. Er wich nur der Gewalt, ließ sich nach Besançon schleppen und kehrte, als er sich unbewacht fand, nach Luxeuil zurück. Brunhilde und Dietrich schicken eine Reiterschaar nach ihm. Aber ihr Führer mag sich nicht an ihm vergreifen. Dagegen sprengt Dietrich's Stallmeister mit erhobenem Speer gegen ihn an, um ihn zu durchbohren. Doch plötzlich sinkt ihm die Hand, der Speer fährt in den Boden; er stürzt zu Columba's Füßen nieder, und dieser behält den Verzweifelnden Tag und Nacht bei sich, betet mit ihm und entläßt ihn mit Frieden. Columba wurde nun auf's Neue in Begleitung seiner alten Freunde Eustasius und Potentius nach Besançon und dann über Autun und Nevers nach Orleans gebracht, wo er nach der Erzählung des Jonas Gebetsheilungen an einem Blinden und an Besessenen vollbrachte. Eine den Führern abgenöthigte Rast in Tours benützte er zum Besuche der Grabstätte des heiligen Martinus. Der Bischof Leopar lud ihn zur Tafel. Hier traf er einen nahen Verwandten des königlichen Hauses, Chrodowald, der ihn fragte, ob es nicht doch besser sei, Milch zu trinken als Wermuth, d. h. die Gnade Dietrich's zu verschmecken, als seinen Zorn. Columba erwiderte, er solle zu König Dietrich gehen und ihm ankündigen, er werde selbst mit seinen Kindern innerhalb dreier Jahre vertilgt werden, und der Herr werde sein Geschlecht mit der Wurzel ausrotten. „Warum sprichst du so schreckliche Dinge?" fragte Chrodowald. „Ich kann nicht schweigen, wenn der Herr mich reden heißt," antwortete Columba. Das geschah im Jahr 610. Auch in Nantes soll er wunderbare Heilungen verrichtet haben. Man machte nun Anstalt, ihn zu Schiff nach Schottland zu bringen, bewachte ihn aber so nachlässig, daß er merkte, man wünsche seine Flucht. Er schrieb von hier an seine Schüler und Mönche in Luxeuil, bezeichnete Attala als ihren nunmehrigen Abt, forderte sie zur Eintracht auf, rieth zur Entlassung der-

jenigen Brüder, welche den irischen Gebräuchen abgeneigt wären und empfahl sich der Fürbitte aller seiner Getreuen. Dann entrann er seinen Wächtern und begab sich zu Chlotar II. nach Neustrien. Dieser gab ihm sicheres Geleite durch Austrasien, wo Dietrich's Bruder Dietbert herrschte. So gelangte er über Meaux nach Mainz und von da in die Schweiz. Damit begann der zweite Abschnitt seiner Wirksamkeit.

3. Columba unter den Alemannen. 610—613.

Er befand sich jetzt in dem Gebiet Dietbert's, welcher freilich nicht mehr lange herrschte. Denn im Mai 612 wurde er von seinem Bruder Dietrich in zwei Schlachten geschlagen, hinterlistig gefangen und ermordet, und sein kleiner Sohn Meroväus auf Dietrich's Befehl an einem Felsen zerschmettert. Aber schon 613 starb Dietrich zu Metz an der Ruhr. Alle Großen fielen Chlotar II. zu. Dietrich's Söhne wurden theils getödtet, theils verschwanden sie spurlos. Brunhilde fand ein schreckliches Ende. Sie wurde nach dreitägiger Folter von einem wilden Pferde zu Tode geschleift. Chlotar II. war Alleinherrscher. Columba hatte ihm in Neustrien gerathen, sich von dem Streit der beiden Brüder fernzuhalten. Denn binnen drei Jahren werde beider Land ihm zugefallen sein.

In Tuggen an der Linth beschloß Columba einige Zeit zu verweilen, um die Saat des Glaubens auszustreuen. Eben stand ein Haufe Sueven im Begriff, dem Wuotan eine Kufe voll Bier zu opfern. Nachdem er sie um ihre Absicht gefragt hatte, blies er von oben in die Kufe hinein und in demselben Augenblick barst sie unter lautem Krachen. Die Heiden sagten, der Mann müsse einen starken Athem haben, daß er ein mit Reifen beschlagenes Faß zersprengen könne. Viele bekehrten sich und ließen sich taufen. Andere gewann er „als ein guter Hirte" mit seinen Ermahnungen für das Evangelium.

In Arbon am Bodensee wurde die Gesellschaft von einem Pfarrer Willimar, der vielleicht durch einen Schüler Fridolts zum Glauben gekommen war, auf's freudigste willkommen geheißen und sieben Tage lang gastlich bewirthet. Gallus las die h. Schrift vor und suchte in den Anwesenden die Liebe zur himmlischen Heimat zu erwecken, so daß Willimar, erstaunt über eine solche Schriftkunde

und im innersten Herzen ergriffen, in einen Strom von Thränen ausbrach.

Dann begab sich Columba nach Bregenz, wo eine zerfallene Kirche stand, in deren Wand die drei Götterbilder Wuotans, Donars und Zius angebracht waren. Hier wirkte er drei Jahre lang in Gemeinschaft mit seinen Schülern Gallun und Chagnoald. Durch den Ertrag seines Gartenbaues und Fischfangs erwarb er sich die Zuneigung der Heiden. Bald bildete sich ein blühendes Gemeindewesen. Als aber im Jahr 612 der Krieg zwischen den beiden Brüdern Dietbert und Dietrich ausbrach, begab sich Columba zu dem ersteren und drang in ihn, er möchte allem irdischen Stolz entsagen und in den Dienst der Kirche treten, damit er nicht mit dem irdischen Königreich zugleich des himmlischen verlustig gehe. Lachend erwiderte Dietbert mit den Höflingen, sie hätten noch nie gehört, daß ein Merowinger Geistlicher geworden wäre. Da sagte Columba, wenn er jetzt nicht freiwillig Geistlicher werden wolle, so werde er es bald auf unfreiwillige Weise werden, und kehrte nach Bregenz zurück. Dietbert aber wurde nach seiner Niederlage verrathen, von Brunhilde zum Geistlichen geweiht und bald darauf ermordet. Während jener Entscheidungsschlacht bei Zülpich hatte Columba in Bregenz einen Traum, den er dem Chagnoald sofort erzählte, daß Dietbert's Heer im blutigen Handgemenge weiche. Da rief Chagnoald: „So laßt uns beten, daß Dietbert den Sieg gewinne." Columba jedoch erwiderte: „Du ertheilst einen thörichten und unfrommen Rath. Denn nicht das ist der Wille des Herrn, welcher uns die Vorschrift gegeben hat, für unsere Feinde zu bitten. Ihr Geschick ruht in der Hand des gerechten Richters." Sobald Bregenz zu Dietrich's Reich geschlagen wurde, begannen die Verfolgungen. Der Landesfürst, Herzog Gunzo, der seinen Sitz in Ueberlingen hatte und sich schon zum Christenthum bekannte, wurde schwierig. Zwei Brüder wurden ermordet. Täglich drohte neue Gefahr. Columba zog nach Italien. Gallun, durch Krankheit zurückgehalten, gründete das Kloster St. Gallen, welches bald durch sein reiches geistiges Leben der leuchtende Mittelpunkt für ganz Alemannien wurde. Der Tod Dietrichs II. und die Erhebung Chlotars II. auf den Frankenthron blieb ohne Einfluß auf Columba's weitere Wirksamkeit. Er hatte schon den letzten Schauplatz seiner Thätigkeit betreten.

4. Columba in der Lombardei. 613—615.

Der arianische Longobardenkönig Agilulf ließ sich zur Annahme des rechtgläubigen Bekenntnisses, welchem auch seine Gattin Dietlinde zugethan war, durch Columba bewegen. Der Schritt war, wie Agilulf wohl erkannte, ein gewagter und kostete auch wirklich seinem Sohne Adelwald, der ihm im Jahr 615 nachfolgte, aber schon neun Jahre darauf durch Gift aus dem Wege geräumt wurde, sein junges Leben. Allein Agilulf, eine kräftige Herrschernatur, überwand die Bedenken. Es war derselbe, der seine Eroberungen tief in das Herz Italiens ausbreitete und sogar von dem griechischen Kaiser Jahrgelder erpreßte. Seine Freunde schützte er mit mächtigem Arm. Unbehelligt konnte Columba unter dem arianischen Volke seinen Glauben verkündigen. Er gründete das Kloster Bobio bei Pavia. Nach Luxeuil schickte er noch im Jahr 613 den Eustasius zurück, der unter dem Schutze Chlotar's II. die halbverödeten klösterlichen Anstalten wiederherstellte. Mit jugendlicher Frische leitete Columba das Bauwesen in Bobio. Einmal sperrt eine gefällte Fichte von ungeheurer Größe den Weg. Die Arbeiter meinen verdrießlich, 30 Mann könnten sie nicht von der Stelle bringen. Da tritt Columba mit ein paar Begleitern herzu, lädt sie sich und ihnen auf die Schultern und trägt sie auf dem holperichten Pfade raschen Schrittes fort.

Von besonderer Wichtigkeit ist das Schreiben, welches er etwa ein Jahr später an den römischen Bischof Bonifaz IV. richtete. Derselbe hatte dem byzantinischen Hof zulieb den Monophysitismus in Schutz genommen, d. h. die Lehre, daß Christus nicht zwei Naturen, eine göttliche und eine menschliche, sondern nur eine gehabt habe, indem die menschliche in der göttlichen völlig aufgegangen sei. Und Columba wandte sich, so wenig derartige dogmatische Fragen seine Stärke waren, doch auf das ausdrückliche Geheiß des Königs Agilulf mit einer eindringlichen Warnung an den diplomatisirenden Völkerhirten. Er that es mit der äußersten Demuth, welche beinahe wie Ironie klingt. Die Ueberschrift lautet: „Dem alleredelsten Haupt aller Gemeinden Europa's, dem allerliebsten Papst, dem allerhöchsten Vorgesetzten, dem Hirten der Hirten, dem verehrungswürdigsten Wächter, dem Erhabensten, Größten wagt der Niedrigste, dem Feingebildeten der Ungebildete, dem Meister der Beredtsamkeit der Un-

und im innersten Herzen ergriffen, in einen Strom von Thränen ausbrach.

Dann begab sich Columba nach Bregenz, wo eine zerfallene Kirche stand, in deren Wand die drei Götterbilder Wuotans, Donars und Zius angebracht waren. Hier wirkte er drei Jahre lang in Gemeinschaft mit seinen Schülern Gallun und Chagnoald. Durch den Ertrag seines Gartenbaues und Fischfangs erwarb er sich die Zuneigung der Heiden. Bald bildete sich ein blühendes Gemeindewesen. Als aber im Jahr 612 der Krieg zwischen den beiden Brüdern Dietbert und Dietrich ausbrach, begab sich Columba zu dem ersteren und drang in ihn, er möchte allem irdischen Stolz entsagen und in den Dienst der Kirche treten, damit er nicht mit dem irdischen Königreich zugleich des himmlischen verlustig gehe. Lachend erwiderte Dietbert mit den Höflingen, sie hätten noch nie gehört, daß ein Merowinger Geistlicher geworden wäre. Da sagte Columba, wenn er jetzt nicht freiwillig Geistlicher werden wolle, so werde er es bald auf unfreiwillige Weise werden, und kehrte nach Bregenz zurück. Dietbert aber wurde nach seiner Niederlage verrathen, von Brunhilde zum Geistlichen geweiht und bald darauf ermordet. Während jener Entscheidungsschlacht bei Zülpich hatte Columba in Bregenz einen Traum, den er dem Chagnoald sofort erzählte, daß Dietbert's Heer im blutigen Handgemenge weiche. Da rief Chagnoald: „So laßt uns beten, daß Dietbert den Sieg gewinne." Columba jedoch erwiderte: „Du ertheilst einen thörichten und unfrommen Rath. Denn nicht das ist der Wille des Herrn, welcher uns die Vorschrift gegeben hat, für unsere Feinde zu bitten. Ihr Geschick ruht in der Hand des gerechten Richters." Sobald Bregenz zu Dietrich's Reich geschlagen wurde, begannen die Verfolgungen. Der Landesfürst, Herzog Gunzo, der seinen Sitz in Ueberlingen hatte und sich schon zum Christenthum bekannte, wurde schwierig. Zwei Brüder wurden ermordet. Täglich drohte neue Gefahr. Columba zog nach Italien. Gallun, durch Krankheit zurückgehalten, gründete das Kloster St. Gallen, welches bald durch sein reiches geistiges Leben der leuchtende Mittelpunkt für ganz Alemannien wurde. Der Tod Dietrichs II. und die Erhebung Chlotars II. auf den Frankenthron blieb ohne Einfluß auf Columba's weitere Wirksamkeit. Er hatte schon den letzten Schauplatz seiner Thätigkeit betreten.

4. Columba in der Lombardei. 613—615.

Der arianische Longobardenkönig Agilulf ließ sich zur Annahme des rechtgläubigen Bekenntnisses, welchem auch seine Gattin Dietlinde zugethan war, durch Columba bewegen. Der Schritt war, wie Agilulf wohl erkannte, ein gewagter und kostete auch wirklich seinem Sohne Adelwald, der ihm im Jahr 615 nachfolgte, aber schon neun Jahre darauf durch Gift aus dem Wege geräumt wurde, sein junges Leben. Allein Agilulf, eine kräftige Herrschernatur, überwand die Bedenken. Es war derselbe, der seine Eroberungen tief in das Herz Italiens ausbreitete und sogar von dem griechischen Kaiser Jahrgelder erpreßte. Seine Freunde schützte er mit mächtigem Arm. Unbehelligt konnte Columba unter dem arianischen Volke seinen Glauben verkündigen. Er gründete das Kloster Bobio bei Pavia. Nach Luxeuil schickte er noch im Jahr 613 den Eustasius zurück, der unter dem Schutze Chlotar's II. die halbverödeten klösterlichen Anstalten wiederherstellte. Mit jugendlicher Frische leitete Columba das Bauwesen in Bobio. Einmal sperrt eine gefällte Fichte von ungeheurer Größe den Weg. Die Arbeiter meinen verdrießlich, 30 Mann könnten sie nicht von der Stelle bringen. Da tritt Columba mit ein paar Begleitern herzu, lädt sie sich und ihnen auf die Schultern und trägt sie auf dem holperichten Pfade raschen Schrittes fort.

Von besonderer Wichtigkeit ist das Schreiben, welches er etwa ein Jahr später an den römischen Bischof Bonifaz IV. richtete. Derselbe hatte dem byzantinischen Hof zulieb den Monophysitismus in Schutz genommen, d. h. die Lehre, daß Christus nicht zwei Naturen, eine göttliche und eine menschlkche, sondern nur eine gehabt habe, indem die menschliche in der göttlichen völlig aufgegangen sei. Und Columba wandte sich, so wenig derartige dogmatische Fragen seine Stärke waren, doch auf das ausdrückliche Geheiß des Königs Agilulf mit einer eindringlichen Warnung an den diplomatisirenden Völkerhirten. Er that es mit der äußersten Demuth, welche beinahe wie Ironie klingt. Die Ueberschrift lautet: „Dem alleredelsten Haupt aller Gemeinden Europa's, dem allerliebsten Papst, dem allerhöchsten Vorgesetzten, dem Hirten der Hirten, dem verehrungswürdigsten Wächter, dem Erhabensten, Größten wagt der Niedrigste, dem Feingebildeten der Ungebildete, dem Meister der Beredtsamkeit der Un-

beredte, dem Ersten der Letzte, dem Einheimischen der Pilgrim, dem Hochmächtigen das arme Männlein, — man staune! unerhörter Weise! ein seltener Vogel! — dem Vater Bonifazius wagt zu schreiben die Holztaube." (Columba heißt zu deutsch Taube. Er nennt sich aber hier nur Palumbus, Holztaube, wohl mit Rücksicht auf seinen Aufenthalt in Wäldern). Aber der Ton wird bald ein anderer. In einer Nothlage, in der es sich um das Wohl der Kirche handle, komme nicht in Betracht, wer er sei, der sich ausspreche, sondern was er spreche. Andere mögen sich eine Freude daraus machen, den Papst insgeheim herabzuziehen, er wolle ihn mit Trauer und Schmerz öffentlich zur Rede stellen. Nicht in Selbstüberhebung, sondern in bitterem Kummer müsse er ihm sagen, daß durch beide streitende Parteien der Name Gottes unter den Heiden verlästert werde. Er gestehe es, mit Schmerz erfülle ihn die offene Schande des Stuhles Petri. Die Iren insgesammt, die Bewohner des äußersten Weltendes, seien Schüler des h. Petrus und Paulus und aller Jünger, die im h. Geist den göttlichen Kanon geschrieben haben, und nehmen nichts an außer der evangelischen und apostolischen Lehre. Keiner sei ein Ketzer, keiner ein Jude, keiner ein Rottengeist gewesen, sondern unerschütterlich bleibe man bei dem katholischen Glauben, wie er zuerst von den römischen Bischöfen, als den Nachfolgern der Apostel, überliefert worden sei. Und so sei er für ihn mit der Zusage eingestanden, daß sich die römische Kirche auf keines Ketzers Seite gegen den katholischen Glauben stellen werde. Er möge deßhalb den katholischen Glauben in öffentlicher Schrift bestätigen und durch eine Synode bekräftigen lassen. Er möge ein besserer Wächter sein, als (der römische Bischof) Vigilius (zu deutsch: Wächter; derselbe hatte, von weltlichen Rücksichten geleitet, dreimal seine Lehre gewechselt.) „Wache", ruft er, „vor allem für den Glauben, dann aber auch zur Einschärfung der Glaubenswerke und Niedertretung der Laster! Denn deine Wachsamkeit wird das Heil vieler sein, wie umgekehrt deine Sicherheit die Verstörung vieler sein wird. Denn wehe, längst ist es offenkundig, wir sind in diesem geistlichen Kampfe schon besiegt, auch wir Christen, zuerst durch Fleischessünden und den Prunk der Lebensweise, sodann durch die Lauheit des wankenden Glaubens, bei dessen Schwäche wir unversehens von einer dreifachen Feindesmacht umzingelt sind, welche uns zur Strafe für unsere üppige Sorglosigkeit gegeben ist." Vom Ende der Welt, fährt

er fort, sei er herbeigekommen; dort habe er geistliche Führer die Kriege des Herrn führen sehen; wie sei nun seine Hoffnung, kräftigere und erfahrenere Vorkämpfer in diesem heiligen Streite zu finden, so bitter getäuscht worden! Der Longobardenkönig Agilulf sei wegen Spaltung in seinem Volke in schmerzlicher Besorgniß für die Königin, für den Sohn, ja vielleicht für sich selbst, und drohe mit der Rückkehr zum Arianismus. Mit Recht widerstehen dem Papste seine eigenen geistlichen Kinder. Denn wenn das wahr sei, was man ihm nachsage, daß er die Ketzer in seine Gemeinschaft aufnehme, so seien seine Kinder zum Haupt geworden, er aber zum Schwanz. Nicht die Person gelte, sondern die Sache. Rom sei wegen der beiden Apostel Petrus und Paulus das Haupt der ganzen Kirche auf Erden, unbeschadet des besonderen Vorrangs, welcher dem Ort der Auferstehung des Herrn zukomme. Aber nur so lange werde es die Macht behalten, als die Wahrheit auf seiner Seite stehe. Hochmüthige Ansprüche setzen in den Augen des obersten Hirten Jesus Christus nur herab. Die Einheit des Glaubens in der ganzen Welt sei die Grundlage, auf welcher allein die Einheit der Vollmacht beruhe. Diese aber bestehe darin, daß der Wahrheit von allen überall Freiheit verstattet, dem Irrthum von allen gleicherweise der Zugang verwehrt werde. Denn das Wahrheitsbekenntniß sei es gewesen, was dem h. Petrus das Vorrecht der Schlüsselgewalt im gemeinsamen Namen aller verschafft habe. Ohne dasselbe könne der Schlüsselträger weder öffnen noch schließen. Besser sei es zu sterben, als in Schwäche den Glauben zu verleugnen. So möge denn Bonifazius die Einheit und den Frieden in Eile herstellen, daß alle mit einander Eine Herde Christi werden!

Columba starb bald darauf im Jahr 615, nach kirchlicher Annahme am 15. November. Kurze Zeit vor seinem Tode hatte er noch eine Einladung Chlotar's II. zur Rückkehr in's Frankenreich erhalten. Sein Werk lebte fort.

Luxeuil gelangte unter Eustasius zu neuer Blüte und wurde die Metropole etlicher 40 Klöster, welche von lauter unmittelbaren oder mittelbaren Schülern Columba's gestiftet wurden. Nördlich von einer Linie, welche vom Gotthard über Bern, Laufen, Genf und Lyon nach den Pyrenäen gezogen wird, hatte nach Ebrard's Untersuchungen das culdäische Klosterwesen mit ganz geringen Ausnahmen die Oberhand; es wurde auf einer Synode zu Macon unter Chlo-

tar II. in seiner vollen Berechtigung anerkannt. Nachdem Eustasius auch in das bayerische Gebiet eine Missionsreise unternommen und dort ein Kloster gegründet hatte, legte er sich in klarer Voraussicht seines Todes, umgeben von den Seinigen, zum Sterben nieder.

Attala, den Nachfolger Columba's in Bobio, hatte Eustasius selbst noch sterben gesehen. Derselbe hatte sich wenige Stunden vor seinem Tode, auf den Arm zweier Brüder gestützt, noch vor ein Kreuz geschleppt, unter strömenden Thränen die Barmherzigkeit Gottes angerufen und dann dem Allmächtigen laut gedankt, daß er ihm die Thüre des Himmels offen gezeigt habe.

Der Diener Columba's, Chagnoald, der Sohn des mächtigen Hagnerich, kehrte nach Columba's Tod in das vornehme elterliche Haus zurück. Seine Schwester Burgundofara gründete ein Mädchenkloster; sein Bruder Walbert wurde als Abt von Luxeuil Nachfolger des Eustasius.

Gallun beschäftigte sich mit ausgedehnten Vorarbeiten zu einer alemannischen Bibelübersetzung und starb 640 in den Armen des greisen Willimar zu Arbon. Er hat seinem Kloster den Charakterzug wissenschaftlichen Strebens, fleißiger Arbeit und strenger Sittenreinheit auf die Dauer eingedrückt. Eine Reihe bedeutender Geister gieng aus demselben hervor, auch nachdem es dem römischen Kirchenwesen eingegliedert war. Man denke an Ratbert, an die Ekkeharde, an die Notker, besonders an Notker Labeo (mit den großen Lippen), welcher, des Griechischen und des Hebräischen kundig, um das Jahr 1000 eine deutsche Umschreibung der Psalmen herausgab, nachdem schon ältere Bibelübersetzungsversuche in St. Gallen vorausgegangen waren. Der Einfluß dieses anfänglich rein culdäischen Klosters und seiner zahlreichen tüchtigen Schüler erstreckte sich nicht nur auf die Schweiz und das badische und württembergische Oberschwaben, wie die massenhaften Schenkungsurkunden aus den Oberämtern Tettnang, Ravensburg, Waldsee, Leutkirch, Saulgau, Wiblingen, Ehingen, Münsingen, Riedlingen, Tuttlingen, Spaichingen, Rottweil, Oberndorf, Sulz, Balingen, Reutlingen und Kirchheim beweisen, sondern bis in's mittlere Neckarthal hinab, wo Herzog Gottfried von Alemannien im Jahr 708 den abgegangenen Ort Biberburg bei Cannstatt dem heiligen Gallun vermachte. Noch im Jahr 772 ließ Rudhaus in Wilmandingen zu Ehren Gottes und des heiligen Gallun für das Heil seiner Seele eine Basilika erbauen. Auch über Oberbayern

breitete sich dieses Netz von Niederlassungen aus, nachdem Gallun's Schüler Magnoald das Kloster Füßen am Lech gegründet hatte.

In das Erbe der irischen Glaubensboten trat später die stolze Macht des Papstthums ein. Aber wie es für den Mann nicht gleichgiltig ist, welche Geister an seiner Wiege Wache gehalten haben, so bleibt es für das deutsche Volk von unschätzbarer Bedeutung, daß es seinem weitaus größten Theile nach nicht durch äußere Gewalt zu dem Christenthum gezwungen oder durch das Trugbild weltlichen Glanzes zu demselben verlockt, sondern durch die Arbeit demüthiger, selbstloser Liebe für den Dienst der höchsten Liebe gewonnen worden ist.

Dr. Joseph Mullens.

Einer der schwersten Verluste, welche die Mission — menschlich gesprochen — im vergangenen Jahr erlitten hat, ist der Tod des noch nicht 60-jährigen Inspektors der Londoner Missionsgesellschaft. Trotz der Warnung seiner Freunde, trotz aller Bedenken der Missionskommittee, trotz seines vorgerückten Alters, hatte er sich's nicht nehmen lassen, selbst den ernsten Schritt in's Innere Afrika's hineinzuwagen. Mit dem Eifer eines jungen Missionars und dem Enthusiasmus eines alten Reisenden hatte er darnach gedürstet, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Händen zu helfen. So lange alles gut gieng, hatte er Jüngere machen lassen, als aber Schlag auf Schlag das neue Unternehmen am Tänganjika-See traf, da litt es ihn nicht mehr daheim in seinem bequemen, stets wohlgeordneten Studirzimmer, auch nicht am grünen Tisch des Kommitteezimmers der Londoner Missionsgesellschaft: er bestand darauf, daß man ihm wenigstens gestatte, die neu hinausziehenden Brüder bis Sansibar zu begleiten und von dort aus das Mögliche zu thun. Und kaum war er hier angekommen, so zeigte es sich, daß er weiter müsse. Der aus Madagaskar zur Leitung des Werkes bestellte Miss. Pickersgill war nicht eingetroffen, die Schwierigkeiten

im Innern nicht gehoben, also voran! Am 27. Mai 1879 waren die drei — Dr. Mullens, Dr. Suthon und Miss. Griffith — in Sansibar angekommen, am 13. Juni brachen sie von hier auf, am 8. Juli waren sie bis Tschakombe in der Nähe von Mpwapwa vorgedrungen, und am 10. hatte Dr. Mullens seinen Lauf vollendet! Selten ist ein Leben so völlig und so ununterbrochen der Missionsarbeit gewidmet gewesen, wie das seinige; selten ist es einem einzelnen Manne vergönnt gewesen, in so vielseitiger Weise und mit so schönen Kräften dem Herren bis zum letzten Athemzug zu dienen, wie ihm.

Schon in frühester Jugend war Joseph Mullens nicht nur mit der Mission bekannt, sondern auch vom Missionsgeist ergriffen worden. In London am 2. September 1820 geboren, von christlichen Eltern erzogen, von seinem neunten Jahr an unter dem Einfluß Dr. Tidman's, des späteren Londoner Missionsinspektors, stehend, wuchs er recht eigentlich in einer Missionsatmosphäre auf. Von einer auffallenden Erweckung oder Bekehrung war unter solchen Umständen nichts zu merken. Doch blieb es ihm für's ganze Leben eine wichtige Erinnerung, daß er an seinem 15. Geburtstag „sein Herz und sein Alles feierlich dem Heiland dargebracht." Ein Jahr später, 1836, wurde er als Mitglied in die independentische Gemeinde Dr. Tidman's aufgenommen, ein Akt, der äußerlich betrachtet etwa unserer Konfirmation entspricht, thatsächlich aber doch mehr bedeutete. Hand in Hand mit der Entwickelung seines religiösen Lebens gieng aber auch seine wissenschaftliche Ausbildung. Nachdem er eine sehr gute Knabenschule durchgemacht und zwei Jahre lang sorgfältigen Privatunterricht genossen, trat er in ein höheres Gymnasium ein und erwarb sich im Jahre 1841 an der Universität London den Titel eines Baccalaureus (B. A.), alles im Blick auf den Eintritt in's Predigtamt, nicht aber im gewohnheitsmäßigen Gang einer Erziehung für den Kirchendienst.

Mit seltener Klarheit und Geistesruhe erwog nämlich schon damals der 21-jährige Jüngling die Frage, wie und wo in aller Welt er seine Gaben am besten würde anwenden können, und als er zum Schluß gekommen war, daß sein Sprachentalent und seine Neigung zu geographischen und naturwissenschaftlichen Forschungen wohl in Indien das passendste Feld finden würden, da stellte er sich auch gleich — im Juni 1842 — der Londoner Missionsgesellschaft

zur Verfügung. Einen jungen Mann wie diesen aufzunehmen, fiel natürlich der Kommittee nicht schwer, wenn gleich damals noch niemand daran gedacht haben wird, daß Mullens einmal der Leiter und Neugestalter ihres ganzen Werkes werden sollte.

Er studirte nun noch ein Jahr in Edinburg — nicht, wie wir erwarten würden, Theologie, sondern — Philosophie, wurde dann am 5. September 1843 ordinirt und reiste schon 4 Tage darauf in Begleitung des ausgezeichneten Miss. Lacroix, seines nachmaligen Schwiegervaters, nach Kalkutta ab. Hier war es seine Aufgabe, neben der Fortsetzung seiner schon unterwegs begonnenen bengalischen Studien in der großen Missionsschule zu Bhawanipur Unterricht zu ertheilen. Im J. 1845 heirathete er eine Tochter seines eben genannten älteren Kollegen. Er hätte keine bessere Gehilfin für sich selbst und für seine Missionsarbeit finden können: was er an den Männern und Knaben, das that sie für die Frauen und Mädchen ihrer Umgebung, zuerst durch Errichtung von Schulen, dann auch durch Besuche in den sogen. Zenanas, den abgeschlossenen Frauengemächern Bengalens. Im Jahr darauf übernahm er die Leitung der eingebornen Gemeinde in Bhawanipur und blieb von da an 20 Jahre lang ihr Pfarrer. Nebenbei nahm er aber auch an der Bazarpredigt und an Missionsausflügen in die Umgegend auf Götzenfeste, Märkte und dergl. theil, wobei ihm sein gutes Bengali und seine Vertrautheit mit dem indischen Geistesleben vortrefflich zu Statten kam. Von Anfang an nämlich hatte er neben seiner Schul- und Gemeindearbeit Zeit gesucht und gefunden, die indische Literatur zu studiren und sich zugleich mit allen Vorgängen religiöser und kirchlicher Art in Indien auf dem Laufenden zu erhalten. Eine ganze Reihe bedeutender Schriften sind die Frucht hievon gewesen, z. B. eine Preisschrift über „Vedantismus, Brahmaismus und Christenthum“ und eine zweite Preisschrift über „die religiösen Seiten der indischen Philosophie“, ferner „Missionen in Südindien“, „Ergebnisse der Missionsarbeit in Indien“, eine Statistik der Missionen in Indien und Ceylon (1852 und 1863), „Zehn Jahre Missionsarbeit in Indien“, eine Lebensbeschreibung Miss. Lacroix's u. s. w. Ueberdies war er Sekretär der Bibelgesellschaft und Senatsmitglied der Universität in Kalkutta, schrieb öfters Artikel für die „Kalkutta Revue“ und den „Christlichen Beobachter“, gab Schulbücher heraus, machte größere Reisen über Ben-

galen hinaus, namentlich nach Südindien, dann in's Pandschab und sogar bis in den Himalaja hinauf, so daß er sich nach und nach aus eigener Augenzeugenschaft eine Kenntniß des gesammten indischen Missionswesens erwarb, wie sie vor ihm wohl niemand besessen.

Im J. 1858 kehrte er nach Europa zurück und blieb hier bis zum Spätjahr 1860. Aber auch in dieser Erholungszeit war er nichts weniger als unthätig. Erstlich fanden seine immer aus dem Vollen schöpfenden, oft glänzenden Missionsvorträge so viel Beifall, daß er an verschiedenen Orten als Redner auftreten mußte, und dann fiel in jene Zeit die Allgemeine Missionskonferenz in Liverpool, an deren Verhandlungen er einen hervorragenden Antheil nahm, wie er denn auch bei Herausgabe der hier gehaltenen Reden und Berichte beschäftigt war. Vieler Augen richteten sich jetzt auf ihn, und in den Kreisen der Kommittee sah man wohl schon damals in ihm den Nachfolger des alternden Dr. Tidman.

Ende 1860 war er wieder auf seinem Posten in Indien, wohin ihm ein Jahr später die Ernennung zum Doktor der Theologie nachfolgte, durch welche eine amerikanische Fakultät ihm ihre Verehrung zu bezeigen wünschte. Im gleichen Jahre aber traf ihn auch der empfindlichste Schlag seines ganzen Lebens, der Tod seiner geliebten Gattin. Weder die Ehre noch das Kreuz hielten ihn indessen in seiner Arbeit auf. Mit erstaunlicher Beharrlichkeit und in Indien doppelt bewundernswerther Geistesfrische that er seine Schuldigkeit ein Jahr um's andere, bis 1865 der Ruf an ihn ergieng, als Gehilfe Dr. Tidman's in's Inspektorat und in die Kommittee zu London einzutreten.

Ganz unerwartet kam ihm derselbe wohl nicht, jedenfalls hatte er, wie kein anderer, gerade für ein solches Amt sich vorbereitet. Es fiel ihm daher auch nicht schwer, dem Rufe zu folgen. Zuvor besuchte er nun die verschiedenen Londoner Missionsstationen in Indien, ja auch in China, wo er bis nach Peking und an die große chinesische Mauer kam, und dann trat er in die neue Arbeit in London ein. Am 22. April 1866 traf er hier ein; aber nur kurze Zeit war es ihm vergönnt, unter und neben seinem alten Lehrer und Seelsorger Dr. Tidman zu wirken, denn im August desselben Jahres wurde dieser vom Schlage gerührt und dadurch arbeitsunfähig. Zugleich war die Gesellschaft in finanzieller und administrativer Beziehung in eine Krisis eingetreten. 14 Tage nach Dr. Mul-

lens' Eintreffen war eine Kommission ernannt worden, welche alle Verhältnisse genau prüfen und dann eine Neuordnung derselben vornehmen sollte. Natürlich fiel die Hauptlast dieser verantwortungsvollen Arbeit auf den neuen Inspektor. Er widmete ihr alle Kräfte seines energischen Geistes und alle Schätze seiner reichen Erfahrung und Sachkenntniß. Nach Verlauf von fünf Jahren war die Aufgabe gelöst und eine ausführliche auf alle Zweige des Missionsbetriebes sich ausdehnende Geschäftsordnung festgestellt, die bis auf den heutigen Tag nicht nur innerhalb der Londoner Gesellschaft sich bewährt hat, sondern theilweise auch anderen Gesellschaften zum Muster geworden ist. Ein Hauptanliegen war dem energischen Mann hiebei nicht nur die Erreichung möglichster Sparsamkeit gewesen, sondern er hatte auch gesucht, wo immer es angieng, namentlich in Südafrika die älteren Stationen, wo größere Gemeinden bestanden und die Missionsthätigkeit eine mehr pastorale geworden war, von der Gesellschaft abzulösen und auf eigene Füße zu stellen. Ob freilich alles an diesem Reformwerk zu loben war, ist mindestens fraglich, denn „manche der Neuerungen waren sehr radikal (sweeping), und so begeistert Mullens stets für die Missionssache selbst war, so schien es ihm doch hie und da an Liebe (sympathy) für die einzelnen Missionare zu fehlen, und so sehr ihm eine ungewöhnliche Geisteskraft und ein klares, gesundes Urtheil eigen war, besaß er doch nicht immer jenen feinen Takt und jene gewinnende Höflichkeit, welche im Verkehr mit den verschiedensten Menschenklassen so nützlich sind." *) Im Ganzen aber kann jenes Werk der Reorganisation, wie überhaupt die ganze Amtsführung des Mannes nur als eine höchst gedeihliche und segensreiche bezeichnet werden.

Alle großen Geister haben auch ihre Fehler. „Dr. Mullens hatte eine so merkwürdige Fähigkeit, bei allen Unglücksfällen und Enttäuschungen gleich die Lichtseite herauszufinden, daß dadurch die theilnehmende Liebe wohl manchmal zu kurz kam. Er hatte eine abrupte, etwas absprechende Manier, und seine Schwäche war jene Allwissenheit, welche in allen Stücken und auf allen Arbeitsgebieten besser unterrichtet zu sein meinte als die betreffenden Arbeiter selbst... Er war durch und durch ein starker Geist und daher, wie das ja meist der Fall ist, ein wenig hart." So urtheilt wenigstens einer

*) Siehe Evang. Magazine 1879, SS. 670—676.

seiner besten Freunde, der andererseits voll von Bewunderung ist wie für die außerordentlichen Gaben so auch für die selbstlose Hingabe des Verstorbenen an das Missionswerk.

Im J. 1867 erhielt Mullens auch von der Edinburger Universität das Doktorat der Theologie und im J. 1868, nachdem Dr. Tidman gestorben war, wurde er zum alleinigen Inspektor (eigentlich Foreign Secretary) der Londoner Missionsgesellschaft ernannt; im gleichen Jahr erschien sein interessantes Buch „London und Kalkutta"; 1870 reiste er im Auftrag der Kommittee nach Amerika, um am Jahresfest der Bostoner Missionsgesellschaft theilzunehmen und in Kanada das Interesse für die Heidenmission zu wecken; und 1873 gieng er nach Madagaskar, um im Namen der Kommittee eine gründliche Visitation der dortigen Gemeinden, Stationen, Schulen und Anstalten vorzunehmen, zugleich aber auch seinem wissenschaftlichen Forschungstriebe durch geographische und geologische Beobachtungen, ja theilweise Entdeckungen Genüge zu thun. Das werthvolle Buch „Zwölf Monate in Madagaskar" ist eine Frucht dieser Reise; wichtiger aber ist die in Folge der Visitation vorgenommene Reorganisation der madagassischen Mission und der diesem Werke hiedurch gegebene neue Aufschwung. Zugleich nahm die kürzlich begonnene Mission in Neuguinea seine Aufmerksamkeit in Anspruch; und als im J. 1875 durch Stanley's berühmten Aufruf und Hrn. Arthington's großartiges Geldanerbieten die Londoner Missionsgesellschaft sich vor eine neue schwere Aufgabe in Centralafrika gestellt sah, da war es Dr. Mullens, der mit seiner ganzen Energie und Unternehmungslust auf diesen Plan eingieng, ja schließlich für die Ausführung desselben sein Leben einsetzte. Hören wir, wie der junge Missionsarzt Dr. Suthon, welcher mit ihm diese „unglückliche Reise nach Afrika" machte, über die letzten Wochen und Tage des Hingeschiedenen Bericht erstattet:

„Sobald wir in Sansibar angekommen waren, nahm Dr. Mullens thätigen Antheil an allen Vorbereitungen zur Reise. Wir arbeiteten immer in vollster Harmonie mit einander, und wenn schon sein Alter ihm manches, körperliche Anstrengung erfordernde Geschäft nicht zuließ, so that er doch, was er konnte. Es thut mir wohl, mich an so viele Fälle zu erinnern, wo er sich selbst verleugnete, um anderen Mühe und Sorge zu ersparen, insbesondere an seine beständige Fürsorge für Br. Griffith und mich, sowie

an seine Gewohnheit, alles im Gebet vor den Thron der Gnade zu bringen.

„Dr. Mullens wurde in einem eisernen Stuhl getragen, den man in Sansibar hatte machen lassen. Acht Träger waren ausschließlich für ihn bestimmt. Der Stuhl war zwischen zwei Bambusstangen befestigt und wurde von je vier und vier Männern, die miteinander abwechselten, auf den Schultern getragen. Der Weg war aber so schmal, daß nur eine Person darauf gehen konnte, nicht zwei nebeneinander. Seine Träger mußten also beständig im dichten, harten Grase wandern, was sehr lästig war, und die Reise verlangsamte. In Mkange rasteten wir einen Tag und ich änderte den Tragstuhl so, daß die Männer denselben fortbringen konnten, ohne daß zwei neben einander herzugehen brauchten, sie also alle auf dem Weg bleiben konnten. Der neue Apparat stellte sich aber bald als zu schwer heraus. In Kikwaso wurde Dr. Mullens daher in einen gewöhnlichen eisernen Feldstuhl gesetzt und fortan in diesem getragen. Alles gieng prächtig von statten. Die Leute thaten ihre Pflicht willig und vergnügt, und obschon der arme, liebe Doktor meist sehr müde war und oft etwas spät im Lager ankam, so kehrten doch seine Lebensgeister immer wieder, sobald er eine Tasse Thee oder Kakao zu sich genommen. Er klagte fast nie, außer über das hohe Gras; und auch als er einmal von 1/2 7 Uhr Morgens bis 2 Uhr Mittags ohne Nahrung geblieben, hatte er sich bald wieder ganz erholt. Ueberhaupt fand er die Beschwerden der Landreise nicht so groß, als er erwartet hatte. Wiederholt sprach er sich sehr erfreut über unsere vortrefflichen Zelte aus, die bei Nacht so gut gegen die Kälte und bei Tag gegen die Hitze schützten und so bequem waren. Oefters gieng er auch zu Fuß, anfangs um die Träger zu schonen, später aber um des Genusses willen. Im Lager angekommen, ruhte er gewöhnlich auf seinem Bett liegend eine Stunde lang aus, oder machte sich, wenn er nicht gar zu müde war, mit dieser oder jener Kleinigkeit zu thun; nach der Mahlzeit schrieb er dann sein Tagebuch ꝛc., und wenn die Tageshitze etwas nachgelassen, ließ er sich von den Eingebornen die Namen aller umliegenden Berge nennen, nahm Messungen vor, machte Beobachtungen u. dergl.

„Da ich mich sehr wohl fühlte, äußerte ich öfters, die Reise komme mir eigentlich wie ein Pikuik vor, so glatt und leicht geht alles. Dr. Mullens stimmte mir dann bei und fügte nur hinzu:

„Ausgenommen dies widerwärtige lange Gras“ oder: „Wenn ich ein Mittel erfinden könnte, die Beschwerden des Tragens für die Träger und des Getragenwerdens für mich wegzuschaffen, dann wäre es das reinste Vergnügen, in diesem Theil Afrika's zu reisen.“ Mit dem Klima war er sehr zufrieden, die Nächte seien ja so kalt, daß man doppelte Teppiche zur Bedeckung brauche, und die Hitze eigentlich nie sehr groß. Gegen Griffith und mich war er wie ein Vater, der von der Hilfe seiner Söhne abhängig ist, von ihnen aber geliebt und verehrt wird. Jeden Tag lernte ich ihn mehr schätzen.

„Es war in Kitange, am Samstag den 5. Juli, 50 Wegstunden von der Küste landeinwärts, daß Dr. Mullens sich stark erkältete, nachdem er, um Beobachtungen zu machen, einen ziemlich hohen Berg erstiegen hatte. Da er, wieder unten angekommen, sehr erschöpft war, hoffte ich, er werde nicht weiter reisen, sondern den Sonntag hier zubringen. Aber die Ankunft Dr. Baxter's von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft aus Mpwapwa, der an die Küste wollte, und eine stärkende Mahlzeit bewogen ihn noch zwei Stunden weiter zu reisen, bis nach Rubeho, um hier die Sonntagsrast zu halten. Dr. Baxter gieng mit uns. Aber in Rubeho angekommen, war Dr. Mullens sehr ermattet und aß nur wenig, unterhielt sich aber so lebendig wie immer. Ich fürchtete ein afrikanisches Fieber, und da Dr. Baxter das Zelt mit ihm theilen sollte, bat ich diesen aufzupassen und mich zu rufen, falls bedenkliche Symptome sich zeigen sollten. Den ganzen Sonntag blieb er im Bett, und obgleich er Fieber hatte, machte er doch seinen eigenen Doktor und sagte, am nächsten Morgen werde alles in Ordnung sein. Um 5 Uhr Morgens aber gieng es ihm entschieden schlechter, später freilich wieder besser, so daß er aufstand. Wir blieben den ganzen Tag im Lager. Gegen Abend wurde er von hartnäckigem Erbrechen befallen; er rief nun die beiden Aerzte, Dr. Baxter und mich, und bat uns, ihn zu behandeln. Wir thaten was wir konnten und beschlossen, am nächsten Tag weiter zu reisen, da es in Rubeho so kalt war.“

An diesem Tage, dem 7. Juli, entschloß Dr. Mullens sich, bloß noch bis Mpwapwa zu reisen und von da in Dr. Baxter's Begleitung an die Küste zurückzukehren, während dieser sich erbot, umzukehren und das Stück bis Mpwapwa, das er eben zurückgelegt hatte, noch einmal zu reisen. Am Morgen des 8. Juli konnte Dr. Mul-

lens wieder etwas gehen, aber natürlich trug man ihn bis zur nächsten Station, Tschakombe, etwa drei Stunden weiter als Rubeho. Hier angekommen, war er sehr erschöpft, wurde jedoch durch eine Tasse Arrowroot recht erquickt. Leider begieng er nun aber die Unvorsichtigkeit, seinen Durst mit sehr kaltem Wasser zu stillen, wodurch das Erbrechen wieder herbeigeführt ward. Endlich wurde dasselbe, nachdem allerlei Mittel angewandt worden, beschwichtigt; ja er schlief ein. In der Nacht ließ er aber wieder Dr. Southon kommen und klagte über eine Unterleibsbeschwerde, die ihm schon seit Jahren zu schaffen gemacht. Der Doktor verschaffte ihm Erleichterung und Schlaf; Tags darauf (9. Juli) hatte er aber viel Schmerzen, eine Unterleibsentzündung hatte sich eingestellt, er verfiel in Bewußtlosigkeit, wurde immer schwächer und starb am 10. Juli Morgens bald nach 5 Uhr.

Hören wir noch einmal Dr. Suthon's eigene Worte: „Als wir sahen", schreibt derselbe, „daß keine menschliche Hilfe den Kranken retten könne, warfen wir uns an seinem Bett auf die Kniee und übergaben ihn mit strömenden Thränen dem allweisen Vater droben, und während wir noch beteten, nahm Er ihn zu sich in die bessere Heimat. Nun beteten wir um Weisheit für uns, wickelten dann den Leichnam in Leintücher, legten ihn in eine Hängematte, packten alle Sachen ein und brachen nach Mpwapwa auf, wo wir nach zwei starken Märschen am nächsten Morgen eintrafen und wo Dr. Baxter und Hr. Last alle Anordnungen für's Begräbniß trafen. Nur wegen eines Sarges waren wir in großer Verlegenheit, bis Dr. Baxter auf den Gedanken kam, einen der von Miss. Thomson hier zurückgelassenen Wagen der Londoner Mission auseinanderzunehmen, und Miss. Last eigenhändig einen schönen Sarg daraus zimmerte. Dieser Sarg, mit weißem Zeug ausgeschlagen, nahm den Leichnam auf, der nun die Nacht über im Zelt liegen blieb bis an den nächsten Morgen. Ein lieblicher Platz am Abhang eines Berges mit der Aussicht auf die Ebene war zum Gottesacker bestimmt worden. Hier ward in der harten Erde das Grab gegraben. Miss. Last war sogar so aufmerksam gewesen, einen Weg bis zur Stelle auszuhauen. Auf diesem bewegte sich dann am Samstag Morgen, den 12. Juli, aus Miss. Last's Hause der Trauerzug auf den Gottesacker, durch tiefe Thäler hindurch und steile Anhöhen hinauf, zu beiden Seiten der herrliche Urwald, über

uns das neue Tageslicht, ringsum kein Laut, nur hie und da ein Geflüster und die regelmäßigen Tritte der Träger. Es folgte die Beerdigung nach dem gewöhnlichen englischen Ritus. Zum Schluß sprach ich noch ein kurzes Gebet. Dann noch ein Blick auf den Sarg, und da liegt er nun im Frieden."

Gewiß, einen schöneren Ruheplatz hätte der Mann nicht finden können, dessen Herz sein Leben lang für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden und besonders warm in den letzten Jahren für den dunkeln Welttheil geschlagen hatte. Fern von der Heimat, einsam liegt er da, ein Unterpfand, daß Afrika nicht vergessen werden darf von der Christenheit, und zugleich — der Londoner Missionsinspektor als erster Todter auf dem englisch-kirchlichen Gottesacker in Mpwapwa — ein Zeuge von der brüderlichen Eintracht, in welcher alle evangelischen Gesellschaften berufen sind, das Werk der Heidenbekehrung zu treiben, und zu deren Herstellung er bei Lebzeiten, zuletzt noch auf der großen Missionskonferenz in London (Mildmay), mit Wort und That das Seinige beigetragen.

Ja, die Mission hat viel mit ihm verloren. Wer ihn nicht näher kannte, der meinte wohl je und je, daß der Missionsmann hinter dem Schriftsteller und Gelehrten, der fromme Christ hinter dem Geschäftsmenschen ein wenig zurückgetreten sei; und vielleicht litt seine eigentliche Berufsarbeit auch wirklich zuweilen unter den immer neuen Plänen und Unternehmungen seines vielseitigen Geistes. Seine vertrautesten Freunde aber versichern, daß trotz alledem die allbeherrschende Macht seines Lebens und das sehnlichste Verlangen seines Herzens überall und zu allen Zeiten die Ausbreitung des Reiches Gottes gewesen, an dessen endlichem Sieg er mit unerschütterlicher Ueberzeugung festhielt.

Er hatte einen gesunden, robusten Körper, einen hellen, starken Geist und einen festen Willen. Alles was er that, geschah — with a will, wie die Engländer sagen, d. h. mit Nachdruck und Bewußtsein. Er konnte anhaltend arbeiten, ohne zu ermüden, und mit Leichtigkeit von einem Gegenstand zum andern überspringen. Wie in seinem Studirzimmer eine musterhafte Ordnung, so herrschte auch in seinem Inneren eine zielbewußte Klarheit und gleichmäßige Ruhe. Nie gieng er z. B. in's Bett, ohne vorher, in seinem Zimmer oder ehedem in Indien auf dem flachen Dach seines Hauses auf- und abspazierend, noch einmal alle Ereignisse des Tages an sich vorüber-

gehen zu lassen, und des Morgens war er dann auch gleich wieder da, wo er Abends hatte abbrechen müssen. Unschlüssigkeit und Schläfrigkeit kannte er nicht. Wie gern hätte er noch manches Jahr so weiter gemacht. Wie gut hätte man ihn noch brauchen können!

Eins geht hier, das andre dort
In die ew'ge Heimat fort,
Ungefragt, ob die und der
Uns nicht hier noch nützlich wär.

Doch der Herr kann nichts versehn;
Und wenn es nun doch geschehn,
Hat man nichts dabei zu thun,
Als zu schweigen und zu ruhn.

Aus dem Geistesleben der Chinesen.

3. Laotse.*)

Zu den drei Religionsgemeinschaften, welche in China gesetzlich anerkannt sind, gehören neben den Konfucianern und Buddhisten auch die sog. Taoisten. Diesen ist Laotse und dessen Buch vom Tao und der Tugend die höchste Autorität. Würde man aber aus ihren Ansichten und Gebräuchen, welche von kindischem Aberglauben und alchemistischen Träumereien beherrscht sind, einen Schluß auf jene Autorität machen, so wäre das ungefähr eben so ungerecht, wie wenn man Christus und die Apostel nach dem Christenthum der Kopten oder Abessinier beurtheilen würde. Laotse (d. h. der ehrwürdige Lehrer), eigentlich Li pe jang genannt und wahrscheinlich im Jahr 604 v. Chr. geboren, ist vielmehr einer der edelsten und erhabensten Denker des gesammten Heidenthums und seine Lehre unter allen vorchristlichen Philosophien die reinste und tiefste. Als Religionsstifter ist er nie aufgetreten, höchstens als Reformator. Er hat weder predigend das Land durchzogen, noch auf andere Weise Jünger oder Anhänger gesammelt. Bis in sein hohes Alter blieb er in kaiserlichen Diensten und war zuletzt Geschichtsschreiber der Archive der Tschen-Dynastie. Erst als er, um sich in ein abgeschie-

*) Nach Victor v. Strauß, „Essays zur Allgemeinen Religionswissenschaft." Heidelberg. Carl Winter. 1879.

denes Privatleben zurückzuziehen, in den Westen des Reiches zog, schrieb er unterwegs, von einem Freunde hiezu aufgefordert, seine einzige Schrift, den Tao te king, d. h. das klassische Buch vom Tao und der Tugend. Dasselbe besteht aus 81 kurzen Kapiteln in zwei Theilen und enthält Theosophie, Moral und Politik in ungetrennter Einheit. Mit dem über 50 Jahre jüngeren Konfucius soll Laotse einmal zusammengetroffen sein und ihm bei dieser Gelegenheit seinen Hochmuth und Aeußerlichkeit vorgehalten haben, nicht ohne dem Weltmann zu imponiren, aber auch ohne ihn zu bekehren. Ein Philosoph, der alles Dasein und selbst alle Sittlichkeit auf ein übersinnliches, mystisches Urwesen zurückführt und auf die Erkenntniß und Betrachtung desselben den höchsten Werth legt, konnte dem nüchternen, flachen Konfucius unmöglich sympathisch sein. Polemisirt hat er gegen Laotse zwar nie, wohl aber bei der von ihm veranstalteten Auswahl und Zusammenstellung der alten Urkunden und Lieder alles das weggelassen, worauf sich Laotse's Lehre vom Tao stützte. Daß diese aber keine Erfindung Laotse's, sondern von ihm nur weiter ausgebildet war, geht aus den von ihm selbst angeführten alten Sprüchen und Versen hervor, deren einer z. B. also lautet: „Des Menschen Herz ist unzuverlässig, Tao's Herz ist tief, ist lauter, ist eins", d. h. immer dasselbe.

Hieraus erhellt schon, was mit diesem unübersetzbaren „Tao" gemeint ist: es ist das ursprünglich als Person gedachte höchste Wesen, Gott selber. In der Wortbedeutung liegt das freilich nicht. Denn Tao heißt eigentlich Weg, Straße, Gang, Methode, Ordnung, und erst im abgeleiteten Sinne „Weltordnung" kann es den Urgrund alles Seienden bezeichnen. So wird es von Laotse gebraucht, wenn er sagt: „Es gibt ein Wesen, unbegreiflich, vollkommen, bevor Himmel und Erde entstanden. So still, so übersinnlich! Es allein beharrt und wandelt sich nicht. Durch alles geht's und gefährdet sich nicht. Man darf es ansehen als der Welt Mutter. Ich kenne nicht seinen Namen; bezeichne ich's, so nenn' ich's Tao." Auf die Erkenntniß dieses Tao kommt alles an, dieselbe fängt aber damit an, daß man sein Nichterkennen erkenne. Wen dieses drückt, der ist schon ein Genesender.

Wie weiß man aber von Ihm? Durch Ihn selbst! Tao selbst ist's, der sich nach seiner unendlichen Mittheilsamkeit und Allgegenwärtigkeit zu erkennen gibt. Wer nur begierdenlos vom Sinnlichen

abgewandt in sein Inneres einkehrt, der schaut Tao; denn durch tägliches Suchen wird Tao gefunden, und wessen Thun übereinstimmt mit Tao, wird eins mit Ihm. „Wer sich selbst kennt, ist erleuchtet".

Indem nun unser Denker sich in die Betrachtung Tao's als des Urwesens vertieft, findet er ihn zunächst als „leeren Abgrund", d. h. als bloße Möglichkeit des Seins. Aber „aus dem Nichtsein entsteht das Sein". Demgemäß ist das Urwesen sowohl ein Nichtseiendes, Unnennbares, Unwahrnehmbares, als auch ein Seiendes, Offenbargewordenes. „Der Namenlose ist Himmels und der Erden Urgrund; der Namen Habende ist aller Wesen Mutter. Diese beiden sind desselben Ausgangs und verschiedenen Namens. Zusammen heißen sie tief, des Tiefen abermal Tiefes, alles Geistigen Pforte." Ja, Laotse kennt noch ein drittes, das jene Zweiheit vermittelt, das „tief Weibliche", das „wie daseiend" ist, d. h. es ist, als wäre es nicht, und in dieser Freiheit vom Sein ist es eben. Daher der als Grunddogma geltende Satz: „Tao erzeugt Eins, Eins erzeugt Zwei, Zwei erzeugen Drei, Drei erzeugen alle Wesen." Dies „erzeugen" bedeutet aber nicht mehr als unser „verursachen". Laotse denkt also nicht pantheistisch. Jener Dreiheit Tao's entspricht die Dreiheit des geschaffenen Seins: Jin, das dunkle, ruhende, weibliche Prinzip der Materie, Jang, das lichte, thätige, männliche Prinzip der Form, und Khi, das seelische, beide verbindende Prinzip. „Tao bringt alle Dinge hervor, seine Güte erhält sie, sein Wesen gestaltet sie, seine Kraft vollendet sie; daher von allen Wesen keins, das nicht huldige Tao und verehre seine Güte ... Hervorbringen und nicht besitzen, machen und nichts darauf geben, großziehen und nicht beherrschen — das heißt tiefe Gütigkeit." Mithin schafft, erhält und segnet Tao alle Geschöpfe nicht um seinetwillen, sondern um ihretwillen; sie bedürfen seiner, aber er nicht ihrer; er liebt sie, aber nicht aus Verlangen, sondern aus reiner Güte. Darum ist ihnen allen der Zug eingeboren, ihn zu ehren, nach ihm hinzustreben, aber es ist ihnen nicht als Gebot auferlegt; Tao entläßt sie zu völliger Freiheit, gleich als wären sie nicht sein und er ihrer nicht mächtig.

Schließlich übrigens kehren alle Dinge zu Tao zurück. „Alle Wesen mit einander treten hervor und wir sehen sie wieder zurückgehen. Wenn sich die Wesen entwickelt haben, kehrt jedes zurück in seinen Ursprung. Zurückgekehrtsein in den Ursprung heißt ruhen.

Ruhen heißt die Aufgabe erfüllt haben. Die Aufgabe erfüllt haben heißt ewig sein." Der Mensch aber geht dann nicht etwa in eine allgemeine Weltseele auf, sondern in dem Maße, wie er hier „mit Tao eins geworden", verliert er im Tode nichts. „Hat man seine Kindschaft erkannt und kehrt zurück zu seiner Mutter, so ist des Leibes Untergang ohne Gefahr ... Gebrauchte man seines (Tao's) Lichtglanzes und kehrt zurück in seine Klarheit, so verliert man nichts bei des Leibes Zerstörung. Das heißt Ewigkeit anziehen." „Sind wir erst körperlos, welche Plage haben wir noch? — Wer aber nur nach außen lebt, all' seine Interessen in die Außenwelt verlegt und sie da verfolgt, ist bei Leibesende nicht zu retten." Allein wie Tao allen Wesen hilft, „aller Wesen bergende Zuflucht" und der „guten Menschen köstlicher Schatz" ist, so verläßt er auch die Nichtguten nicht; er ist vielmehr ihr „Retter", der sich auch von ihnen durch Suchen finden läßt und ihnen „die Schuld vergibt, weßhalb er das Köstlichste in der Welt ist."

Welch' inhaltsreicher, lebensvoller Gottesbegriff ist das gegenüber dem abstrakten Deismus nicht bloß des herkömmlichen Chinesenthums, sondern sogar vieler unserer Zeitgenossen! Eine Gotteserkenntniß, die außerhalb der Offenbarung ihres Gleichen an Tiefe und Wahrheit vergebens sucht. Der volksthümliche chinesische Ausdruck für Gott — Ti, d. h. Herr, oder Schang Ti, d. h. der höchste Herr — findet sich bei Laotse nur einmal und zwar als gleichbedeutend mit Himmel, so daß Tao natürlich als das Höhere erscheint. Denn „des Menschen Richtmaß ist die Erde, der Erde Richtmaß der Himmel, des Himmels Richtmaß Tao, Tao's Richtmaß sein Selbst."

Damit sind wir schon bei Laotse's Sittenlehre angelangt. Sein Ideal ist der „heilige Mensch". Während die große Masse sich in der Sinnenwelt verliert, „beschäftigt der heilige Mensch sein Inneres, nicht seine Augen." Er wird nicht durch Lernen des Herkömmlichen aufgeblasen, sondern beschäftigt sich mit dem der Mehrzahl gleichgültigen und geschmacklosen Tao, und „wer sich beschäftigt mit Tao, nimmt täglich ab." „Wer das Ewige kennt, ist umfassend; umfassend, daher gerecht; gerecht, daher ein König; ein König, daher des Himmels; des Himmels, daher Tao's." Selbstlosigkeit, innere Einheit und Einfalt, Nachahmung Tao's in der eben geschilderten Gütigkeit, Liebe üben, „Thun und nicht Streiten" — das ist des heiligen Menschen Weise. Und wie Tao — obgleich seiend und

wirkend — dennoch über dem Wirken wie über dem Sein ist, so auch der heilige Mensch: „er thut nicht und doch ist er nicht unthätig.“ Sein Thun, welches sein soll, ist das reine, selbstlose Auswirken der von Tao in's Herz sich ergießenden, inneren Güte; das Thun, welches nicht sein soll, ist jenes, das sich selber weiß und will, das sich sichtbar hervordrängt und sich selbst zum Zweck hat. Die Verneinung dieses Thuns ist das oft mißverstandene und für Quietismus gehaltene Nicht-Thun des Laotse. Nicht auf dem Thun also, sondern auf dem Sein beruht der sittliche Werth des Menschen, indem das Sein das Thun gut macht, nicht das Thun das Sein.

So wirkt denn auch auf Andere der heilige Mensch nicht durch sein Reden und Thun, sondern durch seinen ganzen Wandel. „Wandel, nicht Rede, ist seine Lehre ... Er thut und gibt nichts darauf. Er vollbringt Verdienstliches und verweilt nicht dabei.“ „Darum ist der gute Mensch des Nichtguten Erzieher; der nichtgute Mensch des Guten Schatz“, d. h. sein Gut, das er gebraucht, das ihm hilft, seinen Beruf zu erfüllen. Diese durch die reine Hingabe an Tao begründete Selbstlosigkeit, welche das Sein für Andere in sich schließt, ist Laotse's höchste Tugend oder Te, von der er ausdrücklich die bloße Tugendhaftigkeit unterscheidet, welche trotz alles Redens von Menschlichkeit, Pietät u. s. w. doch immer nur sich selbst sucht und will. Der heilige Mensch ist demüthig, begierdenlos, bescheiden, behutsam, vorsichtig, zurückhaltend und immer gefaßt, friedfertig und nachgiebig, sparsam, um wohlthätig und barmherzig sein zu können, genügsam und unscheinbar vor der Welt. „Der heilige Mensch ist in der Welt voller Scheu, daß er durch die Welt sein Herz verunreinige“, ja er vergilt „Feindschaft mit Wohlthun“. So übt er den durchgreifendsten Einfluß auf die Welt. „Er umfaßt das Eine und wird der Welt Vorbild. Nicht sich siehet er an, drum leuchtet er; nicht sich gefällt er, drum glänzt er; nicht sich preiset er, drum hat er Verdienst; nicht sich erhöhet er, drum steht er hoch. Er streitet nie, drum kann keiner in der Welt mit ihm streiten. — Wenn die Alten sagten: ‚das Unvollkommene wird vollkommen‘, sind das leere Worte? — Ein wahrhaft Vollkommener — und (alle) kehren sich zu ihm.“ Möchte man in dieser Aussicht eines alten sogenannten Heiden nicht etwas im höchsten Sinne Prophetisches finden? Mit seiner Sittenlehre hat denn auch Laotse sich so sehr über seine Zeit

erhoben, daß dieselbe weder Verständniß noch praktische Folge gefunden. Der Hauptmangel derselben ist die Nichterwähnung der Sünde, obgleich Laotse nirgends mit Konfucius behauptet, der Mensch sei von Natur gut.

Wie Laotse's Moral aus seiner Theologie, so ist seine Politik aus seiner Moral hervorgegangen. Jeder selbstersonnenen und selbstwilligen Macherei im Regiment sich zu enthalten, dem Volksgeist seine freie Entwickelung zu lassen, allen zu dienen, überall obenan und vornenan zu sein und doch nicht zu drücken und zu verletzen, wesentlich durch die stille Macht des Beispiels wirken — das ist Regentenpflicht. Vielthuerei, Gesetze, Aufklärung, Geschicklichkeit, Berechnung — alles hilft nicht; nur mit Einfalt und Redlichkeit kann man ein Land regieren. Es sind goldene Worte, die Laotse in diesem Zusammenhang sagt. Auch auf die Todesstrafe kommt er zu sprechen und meint, zu beidem gehöre Muth: sowohl den Verbrecher zu tödten, als ihn leben zu lassen, und beides sei bald nützlich, bald schädlich, daher falle dem heiligen Menschen jedesmal die Entscheidung schwer; doch fügt er hinzu: „Fürchtet das Volk nicht das Furchtbare, dann kommt das Furchtbarste."

Jeder Anwendung von Waffengewalt ist Laotse entschieden feind. Er sieht darin einen Abfall von Tao. Alles Heil und alles Gute aber kommt nur durch Festhalten an Tao. Also kann Kriegführung, Eroberung, Empörung nur heillos wirken. Laotse's Ideal ist es, daß von dem Höchsten im Reich Kultus und Kultur Tao's auf alle ausgehe und seine Tugend sich darin bewähre, daß er damit bei der eigenen Person alles Ernstes beginne. Daß eine solche Staatslehre den Menschen nicht gefalle, weiß Laotse wohl und spricht sich ironisch darüber aus: „Die Menschen alle sind zu gebrauchen — ich allein bin tölpisch gleich einem Bauern. Ich allein bin anders als die Leute, aber — ich ehre die nährende Mutter (Tao)."

Und weil Tao nicht verstanden werde, deßwegen verstehe man auch ihn nicht. „Die mich verstehen, sind wenige; demnach werd' ich geschätzt." — Das gilt noch heute und über China hinaus.

Wie würde aber der „ehrwürdige Lehrer" sich freuen, wenn er wüßte, wie ihn in unseren Tagen der deutsche Gelehrte und Staatsmann zu Ehren gebracht hat, dem auch wir für diese Darstellung des Tao te king zu danken haben.

Missions-Zeitung.

Die Katholiken in Madagaskar.

(Schluß.)

Doch hören wir weiter, was die Katholiken zu sagen haben: „Die große Mehrzahl des Volkes ist dem Namen nach protestantisch, in der That aber hat sie gar keine Religion; man versammelt sich Sonntags in den Bethäusern, weil das Gesetz (?) es unter Strafe vorschreibt, aber damit ist's auch aus. Gott sei Dank, beginnen die Einsichtsvollen unter den Madagassen zu begreifen, daß sie nur in der katholischen Kirche für sich und für ihr Land das Heil finden können. Eine Sache vor allem erregt das Staunen und die Bewunderung der Madagassen, dieser großen Kinder; es ist das nicht sowohl die Tiefe und Festigkeit der Beweise für unsere h. Religion, als vielmehr die Verwirklichung der evangelischen Vorschriften und Räthe, die ihm in der katholischen Kirche entgegentritt. Sie sind ganz erstaunt zu sehen, wie alle Diener der katholischen Kirche, Patres, Schulbrüder, Schwestern vom h. Joseph, stets in vollkommenster Eintracht gemeinschaftlich arbeiten für das Wohl des madagassischen Volkes, ihre Gelübde der Armut und Keuschheit treu beobachten und sich nicht erschrecken lassen durch die vielen Hindernisse, die man ihnen in den Weg legt. Nicht weniger sind sie darüber erstaunt, daß alles, was sie in Bezug auf Unterricht und Erziehung thun, bei weitem das von gegnerischer Seite Geschehende übertrifft, und sie müssen anerkennen, daß unter den von den katholischen Missionären herangebildeten Eingebornen sich wahre Muster aller christlichen Tugenden finden.... Außer den Schulen wirken wir auch vieles durch unsere Buchdruckerei. Früher konnten wir den protestantischen Flugschriften keine Antwort entgegenstellen; das hat sich geändert, seit wir die Presse besitzen, und jeder Angriff wird jetzt sofort beantwortet. Gott sei Dank, hat das schon den Erfolg gehabt, daß die Protestanten sich jetzt hüten uns anzugreifen. Außer diesen polemischen Schriften haben wir dann madagassische Katechismen, Schul-, Gebet- und Gesangbücher, ein Leben der Heiligen u. s. w. gedruckt. Augenblicklich ist man mit der Uebersetzung der h. Schrift (!) beschäftigt. P. Callet gibt in madagassischer Sprache eine Geschichte Madagaskars und eine Studie über die Sitten und Gebräuche des Landes heraus; der zweite Band dieses großen Werkes ist schon im Druck vollendet. P. Caussegue redigirt noch immer die „Resaka" (Plaudereien), eine kleine Monatsschrift, die in jeder Nummer zunächst eine Religionslehre in Gesprächform entwickelt, dann eine kleine Erzählung und eine Biographie eines Heiligen gibt, an welche sich eine Uebersicht der bedeutenderen kirchlichen und politischen Neuigkeiten anschließt. Den Schluß bildet immer

die Widerlegung eines Einwurfes gegen unsere h. Religion."

Neuerdings haben die Katholiken in Antananarivo eine steinerne Kathedrale gebaut. „Sie bildet die Bewunderung aller Madagassen, und in der That, unter allen Bauten der Stadt, den königlichen Palast nicht ausgenommen, kann keiner mit der neuen Kirche der unbefleckten Empfängniß weder an Größe noch an Schönheit verglichen werden."

Bücherschau.

Missions-Bilder. Neue Serie: Asien, 7.—10. Heft. Calw und Stuttgart. Verlag der Vereinsbuchhandlung. 1879.

Mit diesen 4 Heften ist das ganze Werk nun abgeschlossen, und zwar so schön und würdig, daß man dem um die Mission so sehr verdienten Calwer Verlagsverein zurufen möchte: „Du hast den guten Wein bisher behalten." Wer an den früheren Bänden seine Freude gehabt hat, wird dieselbe durch diese Schlußhefte: „Ceylon und Hinterindien", „die ostasiatische Inselwelt", „China's Millionen" und endlich „China's Missionsgemeinden" noch erhöht finden. Es ist uns unbegreiflich, wie mit solchem Material in der Hand manche Geistliche noch immer die Klage hören lassen können, es fehle an passendem Stoff für Missionsstunden.

Jakob's Pilgerleben oder menschliche Sünde und Gottes Erbarmen. Von C. Wagner-Groben. Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel. 1880.

Dies im Funkeschen Styl und zugleich mit pädagogischem Takt geschriebene Büchlein ist die Gabe eines früheren Zöglings der Basler Missionsanstalt an diese. Um so lieber empfehlen wir dasselbe. Druck und Ausstattung sind vortrefflich. Die kurzen, körnigen Betrachtungen sind reich an praktischer Lebensweisheit und beachtenswerthen Winken für Christen sowohl, als auch für solche, die es noch werden sollen.

Die Verheißung des Herrn an seine Kirche auf Erden. Pfingstpredigt über Matth. 16, 17. 18 von Prof. J. Kaftan. Basel. Bahnmaier's Verlag (C. Detloff) 1878.

Ein ernstes, praktisches Wort des Zeugnisses und der Ermahnung, gegründet auf eine gesunde Auslegung des schwierigen Textes. Des Missionswerkes ist darin in höchst sachgemäßer Weise gedacht: „Es bedarf aller verfügbaren Kräfte. Es ist nur, was es heißt, wenn es von der Theilnahme und Hilfe der ganzen Gemeinde des Herrn getragen wird."

Thyda, Hafenstadt von Dahome.

Rundschau.

I. Afrika.

6. Die Londoner Expedition an den Tanganjika-See.

Die Londoner Missionare, welche in der Absicht am Tanganjika-See eine Station zu errichten, in's Innere Ostafrika's eingedrungen sind, haben viel Unglück gehabt. Der Versuch, mit südafrikanischen Ochsenwagen voranzukommen, scheiterte nach einem vielversprechenden Anfang an der Sterblichkeit der Thiere und dem Vorhandensein der Tsetse-Fliege, zwei Missionare und dazu der Inspektor der Missionsgesellschaft selbst starben auf der Reise oder bald nach der Erreichung des Zieles. Andere Arbeiter erkrankten, die schwarzen Träger und Diener machten Noth, ein ganzer Güterzug fiel dem räuberischen Mirambo in die Hände, in Udschidschi, wo man endlich eine Niederlassung zu gründen anfieng, zeigten sich zwar die Eingebornen freundlich, die dort wohnhaften Araber aber mißtrauisch und hinderlich trotz aller Ermahnungen des Sultans von Sansibar. Um so erfreulicher ist's nun, daß die Briefe der in Udschidschi angesiedelten Brüder Hore und Hutley einen muthigen Ton anschlagen und von allerlei Arbeiten vorbereitender Art berichten können: der See wurde theilweise erforscht und z. B. festgestellt, daß der auf der Westseite des See's befindliche Lukuga wirklich einen Ausfluß des Sees bildet und die Wasser des Lualaba-Congo bereichert. Ueberdies sind von Miss. Griffith und Dr. Southon, welche mit Dr. Mullens hinauszogen (Vergl. S. 84 ff.), gute Nachrichten über ihre Weiterreise nach Westen in London angekommen, zur großen Freude der Missionskommittee.

Von Mpwapwa, wo Dr. Mullens sein einsames Grab gefunden, zogen sie weiter nach Lagula an der Grenze von Ugogo,

dann nach Unanguira, dem Mittelpunkt einer zahlreichen Bevölkerung aus dem Stamm der Wagogo. Hier hatten sie am 8. Aug. 1879 eine Audienz bei Mekengi, einem alten, schwachen Häuptling, der sich „Sultan von ganz Ugogo" nennt, und bereitwilligst erklärte, daß den weißen Gästen sein Land offen stehe; jedermann würde sich freuen, ihnen zu dienen und Freundschaft mit ihnen zu schließen. Er bekam einen Schlafrock geschenkt, sein erster Minister ein Pulverhorn, seine Gattin einen Spiegel, seine zwei Söhne je ein Taschenmesser. Auch das Volk interessirte sich für die Missionare, und man suchte allen, die darnach fragten, den Zweck der Reisenden in etwas klar zu machen, freilich eine sehr schwierige Sache! Weiter giengs nach Muhalala, nach Koi Kirondah und von hier zum bekannten Häuptling Said bin Salim nach Uyui. Damit hatten die Missionare den gewöhnlichen Karawanenweg wieder betreten. Die Strecke von Mpwapwa bis Koi Kirondah (194 englische Meilen) hatten sie in 24 Tagen auf einem neuen Wege zurückgelegt und hier nur etwa den fünften Theil des auf den betreteneren Pfaden von unverschämten Häuptlingen geforderten Durchgangszolls (hongo) zahlen müssen. Nur einigemal waren die Landeskinder aufdringlich und frech gewesen, meist in betrunkenem Zustand, sonst immer freundlich.

Von Uyui aus gieng's dann noch fünf Tagereisen weiter, bis am 30. August Urambo, des berüchtigten Häuptlings Mirambo Haupt- und Residenzstadt, erreicht war. Dieser „afrikanische Mars", der sich von der Würde eines Dorfhäuptlings von Ujoweh bis zum Herrscher eines selbstgeschaffenen großen Reiches (Unjamwesi) aufgeschwungen hat, ist seit dem Jahr 1871 bei Eingeborenen und Reisenden eine der berühmtesten und zugleich gefürchtetsten Persönlichkeiten Ostafrika's. Von Njangwe bis Sansibar ist sein Name in jeder Hütte heimisch, und wer ihm nicht flucht, der verherrlicht ihn im Heldengesang. Im Jahr 1876 traf der Reisende Stanley mit ihm zusammen, und seine am gleichen Tage noch niedergeschriebene Schilderung des merkwürdigen Mannes lautet folgendermaßen:

„Mirambo ist ungefähr 5 Fuß 11 Zoll hoch, etwa 35 Jahre alt, hat kein Loth überflüssigen Fleisches. Er ist ein schöner Mann mit regelmäßigen Gesichtszügen, milder Stimme, sanfter Sprache, mit einem Benehmen, das man fast sanft oder bescheiden nennen möchte, dabei großmüthig und freigebig. Seinen Charakter fand ich so anders als das Bild, das ich mir unwillkürlich von ihm ent-

worfen hatte, daß ich einen Augenblick argwöhnte, man wolle mich täuschen: das sei gar nicht Mirambo! Anwesende Araber jedoch überzeugten mich, daß er es wirklich war. Ich hatte erwartet, etwas von dem Mteſa-Typus zu ſehen: einen Mann, deſſen Aeußeres ſchon ſeine Vergangenheit und ſeine hohe Lebensſtellung ankündigen würde; aber dieſer anſpruchsloſe Mann mit den milden Augen, dem ruhigen, in keiner Weiſe auffälligen, faſt demüthigen Aeußern und einem ruhigen, alle Geſten vermeidenden Weſen, bot dem Auge durchaus nichts von dem napoleoniſchen Genie dar, das er bereits fünf Jahre lang im Herzen von Unjamweſi, die Araber und ihren Handel ſchädigend und die Elfenbeinpreiſe verdoppelnd, entfaltet hat. Ich ſagte „durchaus nichts“, aber ich muß doch ſeine Augen ausnehmen, welche den ruhigen, aber zugleich feſten und ſichern Blick eines Herrn und Meiſters hatten.

„Während der Unterredung, die ich mit ihm hatte, ſagte er u. A., daß er Knaben und Jünglinge als Begleiter auf ſeinen Kriegszügen vorziehe; er nehme nie Leute mittleren oder höheren Alters, da ſie ſicherlich durch Weiber und Kinder geſtört und vom Dienſt abgezogen würden und nicht halb ſo gut kämpften, wie junge Burſche, welche auf jedes ſeiner Worte lauſchten. Er ſagte: „Sie haben ſchärfere Augen und ihre jungen Glieder befähigen ſie, ſich mit der Leichtigkeit von Schlangen und der Geſchwindigkeit von Zebras zu bewegen, und wenige Worte pflegen ihnen den Muth von Löwen einzuflößen. In allen meinen Kriegen mit den Arabern hat eine Armee von Jünglingen, von unbärtigen Knaben, mir den Sieg verliehen. Fünfzehn meiner jungen Leute fielen an einem Tage, weil ich ſagte, ich müſſe ein gewiſſes rothes Tuch haben, das in einer Herausforderung hingeworfen worden war. Nein, nein, gebt mir Jünglinge für den Krieg, für die offene Feldſchlacht, und Männer für die Palliſadenverſchanzungen des Dorfes.“ Auf die Frage, warum er mit den Arabern Krieg geführt habe, meinte er, ihre große Anmaßung habe ihn dazu genöthigt, ſie ſeien aber jetzt gewitzigt, in Zukunft handle es ſich zwiſchen ihnen und ihm nur noch darum, wer der größte Schlaukopf ſei und die beſten Handelsgeſchäfte mache; jeder Araber oder auch Weiße, der Luſt habe, durch ſein Land zu ziehen, ſei ihm willkommen, er werde ihn mit Speiſe und Trank verſorgen und ihm ein Haus geben und niemand ſolle ihm etwas anhaben. Zuletzt ſchloſſen Mirambo und Stanley ſogar Blutbrüderſchaft und

schieden endlich als die besten Freunde.*) Trotzdem trauten die jetzt herankommenden Missionare dem Gewalthaber nicht, befand sich doch in seinem Besitz noch immer ein großer Theil des Missionseigenthums. Ob er das wieder herausgeben werde, war sehr zweifelhaft. Und doch kam gar viel darauf an, ob er den Missionaren sich feindlich entgegenstellen oder ihnen behilflich sein würde.

Am 30. August also kamen sie in seiner Residenz an. Dieselbe besteht aus einer riesigen, festgebauten, quadratischen Mauer, an deren vier Innenseiten ringsum Reihen von Häuschen angebaut sind, in denen wohl 5000 Personen Platz haben, während 200 im Inneren des so eingeschlossenen Raumes stehende große runde Hütten gegen 10,000 weitere Einwohner beherbergen. Größere und kleinere Dörfer befinden sich in nächster Nähe — und das alles zusammen ist Urambo. Einige von Mirambo's Leuten trugen englische Hemden und Röcke, einer auch ein Paar hohe Wasserstiefel, der König selbst einen ebenfalls aus den geraubten Missionskisten stammenden Rock. Das war schon nicht sehr ermuthigend. Auch sonst machte er keinen günstigen Eindruck. Von rohen, wie durch Weingenuß aufgeregten Leuten umgeben, selbst ziemlich banditenmäßig aussehend und beständig mit seiner Umgebung allerlei Späße machend, schien er der

*) „Maunwa Sera wurde ersucht, unser Freundschaftsband zu befestigen, indem er die Ceremonie des Blutbrüderschaftschließens zwischen Mirambo und mir vornahm. Nachdem er uns einander gegenüber auf einen Strohteppich hatte niedersitzen lassen, machte er in unsere rechten Beine einen kleinen Einschnitt, aus dem er Blut entnahm und indem er dies unter uns austauschte, rief er laut aus: „„Wenn einer von euch beiden diese jetzt zwischen euch geschlossene Brüderschaft bricht, so möge der Löwe ihn verschlingen, die Schlange ihn vergiften, möge Bitterkeit in seiner Nahrung sein, mögen seine Freunde ihn verlassen, möge seine Flinte in seinen Händen zerspringen und ihn verwunden und alles Böse ihm widerfahren, bis daß er stirbt.““

„Mein neuer Bruder gab mit dann 15 Kleider zur Vertheilung unter meine Führer, während er von mir nur drei annehmen wollte. Da ich aber nicht knauserig erscheinen wollte, so schenkte ich ihm einen Revolver nebst 200 Stück Patronen und außerdem einige feine Kleinigkeiten aus England. Da ihm aber der Ehrgeiz, mich in Freigebigkeit zu übertreffen, keine Ruhe ließ, so beauftragte er jetzt fünf seiner jungen Leute, nach Urambo zu reisen — so heißt jetzt Ujoweh — und drei Milchkühe mit ihren Kälbern, sowie drei junge Ochsen auszuwählen und sie mir entgegen treiben zu lassen. Er gab mir auch drei Führer, um mich längs der Grenze der raubsüchtigen Watuta zu geleiten."

Stanley'schen Beschreibung wenig zu entsprechen. Indessen bewillkommte er die Missionare sehr freundlich und stellte ihnen sogleich eines seiner größten Häuser zur Verfügung. Später bat er, man möchte ihm die Flinten und andere zur Expedition gehörige Dinge zeigen, was Dr. Southon höflich aber fest abschlug. Nach zwei Tagen ließ er diesen kommen und zeigte ihm einige Geschwüre am Arm, die ihn sehr plagten. Der Doktor erbot sich, ihn zu operiren, und auf sein Verlangen: „Nur schnell!" wurde ihm auf der Stelle das schlimmste der Gewächse ausgeschnitten. Chloroform wollte er nicht nehmen, die bedeutenden Schmerzen ertrug er mit bewundernswerther Ruhe. Er wünschte nun gleich auch die anderen Plagegeister entfernt zu sehen, was Dr. Southon aber für gefährlich erklärte und nicht that. Nun kamen allerlei Geschenke; der König selbst saß stundenlang bei den Missionaren, ließ sich einige Kisuaheli Bibelstellen vorlesen und erklären, machte verständige Fragen und zeigte sammt seinen Leuten ein solches Interesse für die neue Botschaft, die ihm verkündigt wurde, daß die Missionare ihre Herzensfreude daran hatten und diese Wendung der Dinge als eine besondere Gnade und Gebetserhörung aus der Hand Gottes dankbar hinnahmen.

Als man auf die Errichtung eines provisorischen Missionshäuschens zu sprechen kam, sagte der König zu Dr. Southon: „Bruder, das Land steht dir offen, wähle dir einen Platz, wo du willst; alles ist dein!" Auch wurde ausgemacht, daß Dr. Southon etwa nach einem Jahr wieder kommen sollte; ja Mirambo versprach, ihm bis dahin ein Haus zu bauen, ein Spital zu errichten u. s. f. Endlich kam die Rede auch auf die der Mission gehörigen Güter. Der König selbst fieng davon an. In einem langen, niedrigen Raum zeigte er Dr. Southon den ganzen Vorrath, zusammen ungefähr 120 Lasten, enthaltend Nahrungsmittel, Kleider, Werkzeuge, einen Anker, eine Kaffeemühle u. dergl. Einige Gegenstände waren, wie wir gesehen haben, schon in Gebrauch genommen; alles übrige gab jetzt der König den Missionaren zurück, indem er zugleich erklärte, daß nur ein Mißverständniß daran schuld sei, daß er die Sachen so lange mit Beschlag belegt habe. Bald darauf reiste die Karawane weiter. Mit Gottes Hilfe wird sie jetzt in Udschidschi angelangt sein. — Ganz neuerlich ist ein Gerücht nach Europa gedrungen, als sei Mirambo gestorben; dasselbe bedarf aber noch der Bestätigung.

7. Einiges über die alten Missionen in Westafrika.

Ueber all' dem Neuen, was in und für Afrika geschieht, darf man nicht vergessen, daß die längst begonnenen Arbeiten auf den alten Stationen fast überall mit Erfolg weitergeführt werden. Wollte man freilich einigen geschworenen Feinden der evangelischen Mission, wie z. B. Herrn von Hellwald, Glauben schenken, so müßte man an diesem Werk überhaupt verzweifeln. Letzterer kann zwar nicht umhin, die literarischen und industriellen Leistungen der Basler Mission auf der Goldküste anzuerkennen; damit aber ja niemand hiedurch zu einem günstigen Urtheil über dieselbe verleitet werde, fügt er bei: „Allzugroßartig dürfen wir uns indeß die Fortschritte der Missionäre nicht vorstellen: Die weitaus größte Menge der Neger huldigt noch ihrer heidnischen Denkweise." Und über Sierra Leone sagt er triumphirend: „Die socialen Zustände hier sind eben nicht sehr erfreulich. Die Missionäre, wenigstens die katholischen, arbeiten hier, wie übrigens auch in Senegambien und vielen anderen Theilen Afrika's mit ziemlichem Mißerfolg, und mit knapper Noth gelingt es ihnen, einige Kinder zu gewinnen. Die protestantischen Sendboten aber, zum größten Theil selbst Neger, bilden eine wahre Plage Sierra Leone's: Allen erdenklichen Sekten angehörig, bauen sie überall Gotteshäuser und predigen überall, und haben es richtig so weit gebracht, daß die unehelichen Geburten in der Stadt 90 Procent betragen!"

Das klingt ja, wie wenn die Mission an allem Bösen in Sierra Leone schuld wäre, und wirklich behaupten selbst viele Augenzeugen, d. h. aus Afrika zurückgekehrte Reisende und Kaufleute, dieselbe mache die Schwarzen nur noch schlechter, als sie von Natur schon seien. Glücklicher Weise gibt es aber auch ernste und einsichtsvolle Beobachter, welche diesen Verleumdungen — trotz aller Ausstellungen, die sie selbst an der Mission zu machen haben — nachdrücklich entgegentreten. Hören wir z. B., was ein deutscher Handelsherr, der selbst einige Jahre in Westafrika war, hierüber zu sagen hat:*)

„Oft hört man an der afrikanischen Küste die Missionen tadeln und namentlich sie dafür verantwortlich machen, wenn ihre früheren Zöglinge das, was sie dort gelernt haben, im späteren Leben mißbrauchen; ja unter der niederen Klasse der handeltreibenden Europäer

*) Hübbe: „Ethiopien", S. 62.

dort ist allgemein die Ansicht herrschend, daß alle Missionen dort mehr schaden als nützen. Die Thorheit solcher Ansicht ist so handgreiflich, daß es kaum nothwendig scheinen würde, dieselbe zu berücksichtigen, wenn nicht sogar manche gebildete Kaufleute dieser Ansicht zuneigten. Es ist nun freilich nicht zu leugnen, daß oft viele, ja manchmal alle Resultate des moralischen Einflusses, unter dem die Zöglinge in der Mission gestanden haben, ihnen verloren gehen, sobald sie sich mit nicht erzogenen Stammesgenossen verheirathen oder sonst in andere, der Mission fern oder gar zu ihr feindlich stehende Kreise gerathen. Es ist ferner eine unbestreitbare Wahrheit, daß, wenn man schon gut thut, Negern von einem so klugen Stamme wie die Mpongwes in allen Geschäften zu mißtrauen, man dazu in höherem Grade genöthigt ist bei denen, die sich in den Missionen einen gewissen Bildungsgrad erworben und dabei auch ihre intellektuellen Fähigkeiten noch mehr entwickelt haben. Die Kaufleute sind aber jedenfalls am allerwenigsten berechtigt, einen Tadel hierüber laut werden zu lassen, denn nicht nur sind gerade sie es, denen der größte und direkteste Vortheil aller Missionen zufällt, sondern wenn für die erwähnten Uebelstände überhaupt irgend jemand in der Welt verantwortlich zu machen ist, so würden dies wohl in erster Linie auch die handeltreibenden Europäer jener Gegend selbst sein. Namentlich ist der demoralisirende Einfluß, den der irrationelle Betrieb des dortigen Handels im Lande übt, eines der wesentlichsten Hindernisse, welche dem besten Streben der Missionare und zugleich den eigenen Interessen des Handels selbst entgegenwirkt. Und kann hierfür auch der Einzelne weniger verantwortlich gemacht werden, so leidet er dabei doch nur die Folgen des Unverstands seiner Vorgänger, der sich bei ihm forterbt bis in's dritte und vierte Glied. Uebrigens muß billiger Weise der Einfluß des Handels mit den viel größeren praktischen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, für so überwiegend gelten über den Einfluß der Missionen, daß, wenn sich in jenen Gegenden zugleich mit unserer Civilisation Uebelstände einstellen, schon um dieses Grundes willen vorzugsweise der Handel dafür verantwortlich gemacht werden sollte."

Am eingehendsten spricht Dr. Hübbe sich über die Mission aus, welche theils von Presbyterianern, theils von Katholiken unter den Mpongwes in der französischen Kolonie am Gabun getrieben wird. Nachdem er die äußeren Verhältnisse daselbst geschildert hat, fährt er

fort:*) „Der rühmliche Vorgang Englands, seiner segensreichen Niederlassung in Sierra Leone den Namen Freetown zu geben, hat die Franzosen veranlaßt, den alleinstehenden Komplex von Häusern (Regierungsgebäude, Kaserne, Pulvermagazin) Libreville zu nennen. Vielleicht noch bemerkenswerther als diese Werke ist ein bequemer Fußweg, den die Franzosen von ihrem Etablissement aus dem Strande parallel nach den beiden umliegenden Missionen angelegt haben, nach der amerikanisch-presbyterianischen im Süden und der französisch-katholischen im Norden dieses Libreville.

„Diese beiden Missionen gehören zum Bedeutsamsten, was man an moderner Kultur in Gabun sehen kann. Im ersten Wetteifer um ihre verschiedenen Konfessionen ist es den beiden Instituten gelungen, wenigstens einen Negerstamm dem äußerlichen Wesen unserer Civilisation so weit zu erschließen, wie vielleicht noch kein anderer Stamm der afrikanischen Rasse je gewonnen ist. Es sind dies die Mpongwes, die Ueberbleibsel des alten Pungo-Stammes, die man heutzutage schlechtweg die Gabunesen nennt. Ich glaube, daß man unter diesem Stamm jetzt verhältnißmäßig weniger erwachsene Männer finden wird, die nicht irgend eine europäische Sprache etwas lesen und schreiben können, als man noch diesen Augenblick selbst in London Leute findet, die nicht einmal ihre Muttersprache rein sprechen, geschweige denn lesen oder schreiben können. Allgemein bekannt geworden ist die amerikanische Missionsstation besonders durch die öftere Hervorhebung des Ortsnamens auf Karten und in Reisewerken als Baraka-Mission. Solche Hervorhebung aber ist dieser Mission nicht unverdienter Weise zu Theil geworden. Da ihr auch nicht annähernd die Mittel zu Gebote stehen, über welche die französische Mission verfügt, und da überdies ihre Grundsätze ihr Lehre und Predigt zur Hauptsache machen, so ist es um so mehr anzuerkennen, daß sie doch ganz unverkennbare Beweise einer segensreichen Wirksamkeit gegeben hat und noch gibt.

„Natürlich darf man nicht erwarten, daß irgend eine Mission aus Afrikanern Europäer macht, und in der That sind die Mpongwes auch heute noch durchaus Neger in Charakter, Sitten und Anschauungen so gut wie in ihrer äußeren Erscheinung. Auch ist das innere Wesen eines Stammes gerade so wie das eines einzelnen Menschen

*) Hübbe, „Ethiopien", S. 58 f.

sehr viel schwieriger und langsamer umzugestalten, als ihm Manieren, Kenntnisse und Fertigkeiten anzulehren sind, und an schwerfälligem Konservatismus gibt der Neger kaum unserer europäischen Landbevölkerung etwas nach; aber dem mehr äußerlichen Fortschritt wird doch nach und nach wohl auch das innere Wesen folgen, wenn nicht in dieser Generation, doch vielleicht in der nächsten oder in der dritten oder vierten nach dieser. Mit wirklichem Verständniß der Civilisation kann eben keine Erziehung anfangen: praktische Anweisung in allerhand nützlichen Dingen legt den ersten Grund, und Unterricht in den leichter verständlichen Gebieten des menschlichen Wissens erweitert darnach allmählich den Horizont ihrer geistigen Anschauung. Wenn man erwägt, daß solchen Negern dort die Vorbedingungen unserer Civilisation, unsere europäischen Rechts- und Lebensverhältnisse gegenwärtig durchaus fehlen und auch nicht so leicht geboten werden können, so muß es den vorurtheilslosen Beobachter befriedigen, wenigstens die intellektuelle Bildung der jüngeren Leute solches Stammes wachsen zu sehen. Wesentlich begünstigt wird die amerikanische Mission dadurch, daß sie den Negern unsere Kultur durch das Medium der englischen Sprache zuführt. Dies Idiom ist an und für sich dem kindlichen Verstande der Eingebornen leichter mundgerecht zu machen, als irgend ein anderes. Aber es ist nicht die Sprache und intellektuelle Bildung allein, was sie von dieser Mission gelernt haben, sondern vor allem auch europäisches Handwerk und sogar ein gewisser Sinn für selbständige Arbeit . . ."

„Man kann in der That sagen, daß der Einfluß, welchen die beiden Missionen in Gabun üben, größer ist, als der manches Geistlichen in seiner hochcivilisirten europäischen Gemeinde, und an dem Lande oder seinen Bewohnern liegt es wahrlich nicht, wenn mancher Eiferer auch dort noch die Erfolge weit hinter seinen Wünschen zurückbleiben sieht." (S. 307).

Soviel über die Mission am Gabun. Aus den Berichten der betreffenden Gesellschaft könnten wir natürlich noch manches Erfreuliche beifügen, wir lassen es aber bei diesem Zeugniß eines „Unparteiischen" bewenden. Auch über Sierra Leone können wir ein solches anführen. Dr. Soyaux, ein Mitglied der deutschen westafrikanischen Expedition, entwirft davon das folgende anschauliche Bild:*)

*) Soyaux: „Aus Westafrika", I, 23. ff.

„Die Straßen der Stadt (Freetown), mit einer Art Ficus- oder Spondiasbäumen alleeartig bepflanzt, sind in einigen Theilen der Stadt regelmäßig angelegt und von hübschen, meist gelbgetünchten, zweistöckigen Häusern mit platten Dächern und Veranden gebildet. Die meisten Häuser dienen Europäern, viele aber auch reichen Negern zur Wohnung, fast alle jedoch sind Eigenthum von Eingebornen und nur auf eine bestimmte Zeit an Europäer vermiethet. In den anderen Stadttheilen verschwindet der europäische Anstrich mehr und mehr, und kleine Lehmhäuschen mit Palmblattdächern bergen dort noch die Ursprünglichkeit des wilden Afer, welche, in allen Gegenden desselben ziemlich gleichförmig wiederkehrend, die Behauptung von der Einförmigkeit des afrikanischen Kontinents in dieser Hinsicht wahr macht. Wieder ein anderes Quartier, welches schon an die Nähe Europa's mahnt, möchte ich das Judenviertel oder Ghetto Freetown's nennen. Zu beiden Seiten der Straßen sind hier budenartige Verkaufsläden bis spät in die Nacht geöffnet, in welchen alle möglichen Dinge, auch alte Kleider, verhandelt werden . . .

„In der Stadt besuchten wir die bäurische Kirche, die Markthalle, in welcher eine große Menge in- und ausländischer Produkte schnatternd, keifend, schreiend und lachend feilgeboten wurde, und stiegen dann zu den englischen Forts hinauf, deren Inneres uns durch Vermittelung eines Offiziers bereitwilligst gezeigt wurde. Die hier garnisonirenden Soldaten bestehen aus einigen westindischen Regimentern unter englischen Offizieren; viele davon sind Freiwillige. Die überall herrschende große Sauberkeit und Genauigkeit berühren wohlthuend. Die Disciplin der Truppen wird von den Offizieren als eine ausgezeichnete gelobt, und als wir die Wohnungen der Soldaten besuchten, wurden wir von lauter freundlich blickenden Leuten in strammer Haltung begrüßt. Man sah ihnen und ihrer Umgebung an, daß die Regierung große Sorgfalt auf ihr Wohlergehen verwendet. Einer der Oberärzte des stehenden Heeres, welchem sich noch eine Miliz anschließt, ist ein Neger, der Verfasser eines als werthvoll geschätzten medicinischen Werkes über die tropischen Krankheiten.

„In den Straßen fielen mir die vielfach verschiedenen Farben und Trachten der Leute auf. Aus allen Theilen von Nord- und Nordwest-Afrika kommen Händler hierher, und auch die ständige

Einwohnerschaft der Kolonie selbst bietet eine bunte Zusammensetzung verschiedener Völkerstämme dar. Von fremden Stämmen sieht man: die Susu, welche mit Erdnüssen und Sesam, die Timmini (Temne) aus der Sierra-Leone-Niederung, die mit Palmöl, die Mandingo, die mit Häuten und Wachs, die Fulah, die mit Gold, die Serrakuli, die mit Gold und Elfenbein, die Benna, die mit Reis, die Limba, Kanna und Bundo, die ebenfalls mit Gold nach Freetown kommen; die letzteren sind die pfiffigsten Händler, zugleich auch im Koran sehr (?) bewandert. Von den Bewohnern der Kolonie selbst sind zu nennen: die Aku, theils Mohammedaner, theils Christen, die reichsten Leute in Sierra Leone; die Ebu, die den Donner anbetenden Boppo, die dummen Kongo und die Marun aus Amerika. Letztere bildeten den Stamm der Kolonie. Schon halb civilisirt, doch noch unfertig, kamen sie (1792) nach Sierra Leone und später mit den von Sklavenschiffen befreiten Negern zusammen, denen sie Verachtung entgegenbrachten. Diesem Umstand hauptsächlich ist es zuzuschreiben, daß die Marun sich der Arbeit schämten, schließlich verarmten und jetzt dem Trunke ergeben ihrem gänzlichen Untergange entgegengehen.

„Die gegenwärtige Regierung behandelt die schwarzen und farbigen Unterthanen mit einer außerordentlichen Zuvorkommenheit, welche an ein Kokettiren mit Humanität und Philanthropie streift und in ihren Konsequenzen weder dem Einheimischen noch dem Eingewanderten zum Segen gereichen kann. Statt eine Vermittelung der Gegensätze zwischen Weiß und Schwarz herzustellen, wird eine fortwährend wachsende Spannung hervorgebracht: die Europäer fühlen sich oft zu Gunsten der Schwarzen ungerecht behandelt, und die letzteren, besonders natürlich sobald sie Beamte sind, mißbrauchen häufig ihre Gewalt. Wird doch der Ankömmling, wenn auch in halb scherzhafter Weise gewarnt, auf offener Straße gesprächsweise das Wort negro oder gar nigger oder auch das deutsche Neger zu gebrauchen. Ein blackman (Schwarzer), der das höre, könne leicht Beschwerde wegen ‚Beschimpfung' führen. Uebrigens fand ich auch an anderen Orten, daß die Eingebornen unter sich das Wort negro als Scheltwort anwenden. Die schwarzen Polizisten sind natürlich unantastbare Persönlichkeiten, die ihre Nase auch in Dinge stecken, welche sie gar nichts angehen, ohne eine Zurückweisung gewärtigen zu müssen. Während meiner Anwesenheit in Freetown

hörte ich oft genug sagen, daß bei einem Zank oder Streit zwischen Negern und Weißen die ersteren vor dem Richter stets Recht erhielten. Uebrigens glaubte ich, dergleichen Bitterkeiten doch immer nur cum grano salis nehmen zu müssen.

„Trotz alledem stellen wir Sierra Leone als Muster einer Kolonie in Westafrika auf. Es gab allerdings eine Zeit, wo sie im Argen lag und man über sie, ebenso wie über Liberia, höhnisch und mitleidig lächelnd die Achseln zuckte. Besonders die Negerfeinde schienen sagen zu dürfen, diese Kolonie liefere ja den besten Beweis, wie alle zur Erziehung der Schwarzen aufgewandte Mühe umsonst sei! Dabei aber vergaßen sie nur, daß der Hauptmasse nach die dorthin verpflanzten Neger nicht das geeignete Material zur Erziehung waren, daß sie am wenigsten aber als Repräsentanten der Rasse in Hinsicht auf Civilisationsfähigkeit gelten konnten. Es waren eben Sklaven, und aus solchen freiwillig arbeitende und arbeitstüchtige, ihren Platz ausfüllende Mitglieder der Gesellschaft heranzubilden, fällt ganz ungeheuer schwer. Der eingeführte Neger, aus welchem Theile Afrika's er ursprünglich geraubt oder verkauft sein mag, hat keine Heimat mehr, kein Volk, dem er ureigen angehört, keine Familie, keine eigene Sprache, keine eigene Sitte mehr; ein von seinem Standpunkt aus berechtigtes, unausrottbares Mißtrauen gegen alle Weißen, ob sie nun Gutes oder Böses für ihn sinnen, erfüllt ihn und macht alle Hebungsversuche zur größeren Hälfte vergeblich; die Hauptbasis für die Empfänglichkeit guter Lehren, das Vertrauen zu der Selbstlosigkeit und guten Absicht seiner Lehrer fehlt. Was soll in aller Welt aus solchen Menschen werden? Haben die Verächter der Negerkolonien — denn noch heute gibt z. B. Liberia manchen Grund zum Tadel und zum Lachen — noch nicht einsehen gelernt, welchen moralischen Einfluß die Sklaverei ausübt? — Nachdem der Sklave als solcher moralisch und theilweise auch physisch zu Grunde gerichtet, heruntergearbeitet worden, ändert sich jetzt das Benehmen der Weißen gegen ihn: aus Schlägen und brutaler Behandlung wird urplötzlich überschwängliche Liebe, die ihn als gleichberechtigten Mitmenschen veredeln und heben soll, — und da wundert man sich nun, daß aus ihm ein bemitleidenswerthes, lächerliches Zerrbild wird, eine Mischung von Sklaven und Freien, ein Neger im Frack und Cylinderhut, aber ohne Hemd, Beinkleid und Schuhe?!

„Doch liegen die Sachen jetzt (ich spreche von Sierra Leone)

schon anders und besser. Seit die britische Regierung den Werth der Kolonie erkannt hat, wurden ausreichendere Mittel an Geld, wird besseres Material an Beamten für sie verwendet; seit besonders die Wesleyaner-Missionare nicht nur unter den ursprünglichen Bewohnern der Kolonie, den dorthin verpflanzten Sklaven, Erfolge erzielt, sondern auch die mit denselben von außen verkehrenden oder eingewanderten Völkerschaften günstig beeinflußt haben, seit der Verkehr mit England sich hob und manche wohlhabenden Neger ihre Kinder in Europa erziehen lassen, seit eine Anzahl schwarzer Civilisatoren selbst in ihrer Heimat thätig ist: hat Sierra Leone ein durchaus anderes und zwar achtunggebietendes Ansehen erhalten. Der unparteiische Beobachter wird auf einem Gang durch die Stadt den entschiedensten Eindruck der Rührigkeit und des Fleißes erhalten; er wird hier, wie auch in Liberia, manchen Schwarzen finden, der sich ihm nahe- und gleichstellen kann und mit dem zu verkehren er sich sicherlich nicht zu schämen braucht. Er wird, sobald er alle für und wider wirkenden Verhältnisse in's Auge faßt, ganz bestimmt zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Neger, im Allgemeinen schon über die Stufe der Rohheit, die wir den ‚Wilden' zuschreiben, hinaus — auch zu größerer geistiger Selbständigkeit, zu eigenem Nachdenken, zu Produktivität geführt werden kann, sobald man nur die rechten Erziehungsmittel dazu in Anwendung bringt."

Eine Bestätigung des Obigen fand der Reisende in Fernando Po, wo sich viele Neger aus Sierra Leone als Pflanzer, Handwerker, Wäscher, Fischer und Handlungsdiener aufhalten und „an Mäßigkeit, Fleiß und Ausdauer über dem gewöhnlichen Spanier der Insel stehen."

Weniger Gutes läßt sich über die Negerrepublik Liberia sagen Doch findet Dr. Soyaux auch für diese ein Wort verständnißvoller Theilnahme:*)

„Was ich über den Werth von Sierra Leone äußerte, übertrage ich auch auf Liberia; das Urtheil über diesen kleinen Freistaat, der durch mancherlei Fehlgriffe das Mitleid und Gelächter der Welt auf sich zog, ist nicht wohl anzufechten, doch muß eine Berücksichtigung der Verhältnisse es mildern. Wir sind gern geneigt, einen Menschen zu entschuldigen, den mißliche Umstände in eine unwürdige

*) A. a. O., S. 41. f.

Lage brachten, warum nicht auch einen jungen Staat, der versuchsweise von civilisirten Männern gegründet, aber viel zu früh, während er noch der Leitung und Führung durch feste Charaktere bedurfte, sich selbst überlassen wurde. Es war unserer Meinung nach ein Fehler, Liberia zu einem selbständigen Staat und gar zu einer Republik zu machen; man hätte bedenken sollen, daß die republikanische Staatsform selbst hochgebildeten Völkern viel zu schaffen gemacht, und daß sie in ihrer Tadellosigkeit vorläufig auch für civilisirte Menschen noch ein frommer Wunsch ist. Und da verlangt man gar von einem sich selbst überlassenen Staat, dessen Grundstock Freigelassene, d. h. ehemalige Sklaven sind, daß er eine wirkliche Republik sei!

„Und doch, mag man auch achselzuckend über Liberia lächeln, niemand wird in Abrede stellen können, daß trotzdem die kleine Republik schon manches Gute gewirkt hat. Der Menschenhandel jener Gegenden ist hauptsächlich durch ihren moralischen Einfluß schon seit lange unterdrückt, die Missionäre dürfen von günstigen Erfolgen sprechen, und nicht mehr den zehnten Theil der aufreibenden Kriege, welche früher dort unmittelbar aufeinander folgten, wird die Geschichte verzeichnen können."

Gewiß würde es ganz anders in Liberia aussehen, wenn die christlichen Staaten Europa's, insbesondere wenn England mehr für dasselbe gethan hätte.*)

Was die übrigen älteren Missionsfelder der Westküste betrifft, namentlich die Basler Mission auf der Goldküste, die schottische in Alt-Kalabar, die baptistische am Camerun und die Niger-Mission unter Bischof Crowther, so müssen wir uns darauf beschränken, im

*) Der Londoner Korrespondent der „Allg. Ztg." gibt hierüber interessante Andeutungen, wenn er schreibt: „Niemand scheint sich mehr hier um das Schicksal des afrikanischen Freistaats zu kümmern . . . Die Zustände in Liberia sind tief zerrüttet. Nicht geringe Schuld daran trägt aber das vor mehreren Jahren von England befolgte Verfahren in der wohl ziemlich allgemein vergessenen Sache der Schmuggler-Schiffe aus Sierra Leone. Ein liberisches Gericht hatte die Schuldigen in aller Form Rechtens verurtheilt. Ein liberales englisches Kabinet nahm aber, lediglich weil Sierra Leone eine Besitzung der Krone ist, ungerecht Partei für die überwiesenen gewaltthätigen Pascher, verlangte die sofortige Herausgabe der Fahrzeuge, drohte mit Bom-

Allgemeinen zu konstatiren, daß es fast auf allen Punkten vorangeht.*) Die Joruba-Mission hat in neuerer Zeit wieder durch einen Krieg zwischen Abeokuta und Ibadan zu leiden gehabt, auch will unter den dortigen Christen das Sklavenunwesen wieder aufleben, wird aber energisch bekämpft. In Dahome (S. das Bild) ist leider noch alles am Alten: der König hat die ihm schon vor Jahren auferlegte Buße den Engländern noch immer nicht gezahlt. Am Congo und in San Salvador sind aber neue Unternehmungen im Werk; ja neuerdings hat die Bostoner Missionsgesellschaft beschlossen, in Bihe eine Mission zu gründen. Damit wäre dann die Lücke zwischen der südlichen Herero-Mission und den nördlichern Missionsgebieten einigermaßen ausgefüllt. Man vergesse aber nicht, daß mit ein paar Stationen noch lange nicht Alles gethan ist. Afrika ist eben groß, sehr groß. Wenn's erobert werden soll, muß noch ganz anders gearbeitet werden als bisher.

---

barbirung und erpreßte Geldentschädigung. Daß die Behörden von Liberia sich gezwungen sahen, nachzugeben, trug weder zur Stärkung der inneren Ordnung, noch zur Blüte der Finanzen des armen Neger-Freistaates bei ... England war die erste Macht, welche die Unabhängigkeit Liberia's anerkannte und in mehrfacher Weise die Errichtung eines geordneten Neger-Staats an der wilden Küste von Guinea förderte. Tief zu bedauern ist daher, daß diejenige Partei in England, der vor allem die Sorge um den Schutz der noch von barbarischen Stämmen umringten, aber der Bildung zustrebenden Republik zukäme, in neuester Zeit so feindselig gegen dieselbe auftrat und sich jetzt so gleichgiltig gegen ihr Schicksal zeigt (es sollen neulich ein paar Stämme von der Republik abgefallen sein). Für Schulen wurde in Liberia früh gesorgt. Ein stehendes Heer ist nicht vorhanden, jedoch herrscht allgemeine Wehrpflicht. Die Sklaverei wird nicht geduldet. Keinem, der außerhalb der Landesgrenzen Sklavenhandel treibt, wird der Aufenthalt gestattet. Wie die Neger in Amerika, so sind allerdings auch die in Liberia sehr zur Muckerei geneigt. Für den einen oder den andern liberalen Führer in England kann dies jedoch kein Grund sein, sich nicht für sie zu interessiren; gerade im Gegentheil ..."

So viel wir wissen, versteht unser Gewährsmann unter „Muckerei" ungefähr das, was wir Frömmigkeit nennen würden. Gebe Gott, daß zu solcher Muckerei alle Neger immer mehr neigen mögen.

*) Zwar ist die Station Onitscha Anfang November von einem englischen Kriegsschiff zusammengeschossen worden zur Bestrafung der heidnischen Ortsbewohner, dagegen konnte Gbebe, wo 1862 die Erstlinge der Nigermission getauft wurden, wieder besetzt werden.

Einige Zeichen der Zeit.

1. Indien's Frage: „Wer ist Christus?“ und Kesab Tschander Sen's Antwort darauf.

Der Sauerteig des Evangeliums hat in Indien mächtig zu wirken begonnen, wenn auch nicht unter dem Volk im großen Ganzen, so doch in weiten Kreisen und in vielen einzelnen Herzen. Einer von zahlreichen Beweisen hiefür ist die merkwürdige Rede, welche am 9. April v. J. der bekannte Führer der indischen Reform, Babu Kesab Tschander Sen, im Stadthaus zu Kalkutta vor beinahe 2000 Zuhörern gehalten. Das Folgende ist ein Auszug daraus:

„Ich bin kein Christ: keine der zahlreichen Sekten, in welche die Kirche Christi sich gespalten hat, würde mein Glaubensbekenntniß als das ihrige anerkennen. Ich bin nicht auf dem Schooß einer christlichen Mutter erzogen oder von christlichen Lehrern unterrichtet worden. Das Land, in welchem ich lebe, ist kein christliches, und mein Haus ist kein Christenhaus. Meine Bibelkenntniß ist mangelhaft und in der Auslegungskunst bin ich nicht geübt. Dennoch muß ich von Christus reden. Meine Liebe zu ihm drängt mich, von Christus zu reden. Das sei meine Rechtfertigung. Und wenn das nicht genügen sollte, so möchte ich eure Aufmerksamkeit darauf richten, daß ja Indien selbst so ernstlich und aufrichtig als nur möglich die Frage stellt: Wer ist Christus?

„Auf allen Seiten begegnet man Zeichen und Beweisen, welche deutlich bezeugen, daß diese Frage aus dem innersten Herzen der Nation aufsteigt. Es ist auch gar nicht zu verwundern, daß Indien so fragt; denn bahnt sich nicht eine neue, erobernde Civilisation von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr weiter den Weg in's innerste Herz und in die Seele des Volks? Schlagen nicht christliche Anschauungen und Einrichtungen überall ihre Wurzeln in den indischen Boden? Hat nicht eine christliche Regierung von Indien's Städten, Landschaften und Dörfern Besitz genommen? von Indien's Bergen und Ebenen, Flüssen und Seen, Häusern und Herden mit den Millionen Männern, Weibern und Kindern darin? Ja, die Wellen

einer mächtigen Revolution stürmen immer stärker auf uns los und im Namen Christi dringen unerhörte Neuerungen bis in's Mark des indischen Volkes ein. Mit Recht also fragt unser Vaterland ebenso aufrichtig als begierig: Wer ist dieser Christus?

„Vielleicht sagt man mir, diese Frage sei längst beantwortet. Was für eine Flut christlicher Bücher und Schriften hat sich über das Land ergossen. Ganze Haufen von Büchern und zahllose Prediger und Lehrer umgeben uns, die alle eine endgültige Antwort auf jene Frage zu geben versuchen. Sicherlich hat Indien auf diesem Wege eine gewisse Bekanntschaft mit Jesus von Nazareth gemacht. Diese Bekanntschaft genügt ihm aber nicht; denn schließlich hat England uns eben doch nur einen abendländischen Christus gebracht. Das ist sehr zu bedauern. Unsere Landsleute finden, daß in diesem aus England gekommenen Christus etwas ist, das ihrem Genius widerspricht und das ihnen daher fremd bleibt. Der Christus, den man uns gebracht hat, kommt ihnen vor wie ein Engländer, und sie fühlen sich abgestoßen. Warum sollen wir uns einem Fremden unterwerfen, warum vor einem ausländischen Propheten uns beugen? Es ist eine Thatsache, die nicht wegzuleugnen ist, daß Hunderte und aber Hunderte, ja Tausende und aber Tausende, selbst unter den Einsichtsvollsten im Lande, instinktmäßig vor dem Bilde dieses fremdländischen Christenthums zurückschrecken, welches die indische Gesellschaft ummodeln und unterwerfen möchte; dieser innerliche Widerwille ist ohne Frage daran schuld, daß der wahre Geist des Christenthums in diesem Lande nicht größere Fortschritte macht.

„Aber warum sollt ihr Hindus nach England gehen, um Christum kennen zu lernen? Ist das Geburtsland Christi nicht näher bei Indien als bei England? Sind nicht Jesus und seine Apostel und ersten Anhänger näher mit uns als mit den Engländern verwandt? Heimeln nicht die Scenen der evangelischen Geschichte uns Hindus an? Wenn wir von den Lilien des Feldes und den Sperlingen und der Wasserquelle und hundert anderen dem Orient gemeinsamen Dingen lesen, fühlen wir nicht, daß wir im heiligen Land ganz daheim sind? Warum sollten wir denn nach England wandern, um Wahrheiten zu lernen, die wir in viel größerer Nähe haben können? Wendet euch der Sonne zu, die im Osten aufsteigt, nicht zu der, die im Westen untergeht, wenn ihr Christum schauen wollt in seiner vollen Glorie, in seiner ursprüng-

lichen Fülle und Frische. Warum vergleiche ich den Christus in England und Europa einer untergehenden Sonne? Weil dort das apostolische Christenthum so gut wie verschwunden ist, das Leben Christi in leblose Formeln und veraltete Symbole gebannt. Wendet ihr euch aber dem wahren Christus des Ostens und seinen Aposteln zu, so ergreift euch sein Geist: ihr bekommt die christlichen Wahrheiten noch frisch und lebendig.

„Stellet euch den wahren asiatischen Christus vor, aller abendländischen Anhängsel entledigt. Siehe, er kommt zu uns in weitem, wallendem Gewand, seine ganze Erscheinung eine orientalische, er selbst ein vollkommener Asiate: wenn er sitzt oder wenn er aufsteht, wenn er ausgeht oder wenn er eingeht, wenn er predigt und wenn er dient, ja in jedem Wort und in jeder Geberde erkennt ihr den ächten Orientalen. Ja, wenn wir das Evangelium lesen, fühlen wir, daß wir da bei Jesus daheim sind und er einer der unseren ist. Er ist unser Christus. Der äußere Christus jedenfalls ist ein Asiate, und als solcher kommt er zu uns und als solcher gewinnt er unsere Herzen. Aber kann man das auch vom unsichtbaren Christus, vom geistigen Christus, der eigentlichen Seele Christi sagen? Könnt ihr als Asiaten den Geist Christi verstehen und annehmen?

„Vor allem macht die Sittenlehre Christi diesen Anspruch, daß wir sie annehmen und ihr einen Platz in unserem Herzen einräumen. Und das thun wir auch bereitwilligst. Die erhabene und wunderbare Sittenlehre Christi — wer kann die verwerfen? wer wollte die nicht anerkennen? Das Gebot der Versöhnlichkeit und Liebe, der Sanftmuth und Demuth, der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit und Einfalt, was er über den Besitz, über Selbstverleugnung und Entsagung lehrt: das macht die höchste, reinste Moral aus, wie sie in aller Welt zur Anerkennung kommen muß. Obgleich wir Hindus sind, können wir doch der Reinheit und Erhabenheit dieser Sittenlehre unsere Bewunderung nicht versagen. Niemand kann ihr widersprechen, niemand ihr widerstehen. Sie ist von Gott. Euer Gewissen bezeugt das. Die Philosophie des Alterthums beugt sich davor. Ein größerer als Sokrates hat uns diese Sittlichkeit gelehrt, und um der Wahrheit willen sind wir gehalten, dieses Vermächtniß Christi anzunehmen. Darin sind wir alle, ohne Unterschied des Glaubens und der Kaste einig(?), daß das Sittengesetz, das Christus lehrte und lebte, das vollkommenste ist. Wenn ihr Hindus

Christum nicht annehmen wollt, so kommt das nicht daher, daß ihr seine Sittenlehre nicht möget. Es ist überhaupt nicht Christi Menschheit, was den Stein des Anstoßes bildet, sondern seine sogenannte Gottheit.

„Denn Christus wollte mehr sein als ein bloßer Sittenlehrer, er beansprucht eine höhere, eine göttliche Macht. Da fragt es sich nun, sind wir Hindus bereit, ihm diese erhabene Stellung in unseren Herzen einzuräumen? Sind wir gewiß, daß nichts als irdische Menschlichkeit in ihm ist? Haben wir ihm alle Ehre gegeben, die ihm gebührt, wenn wir ihm das Recht einräumen, als Mahner auf unsere Gewissen zu wirken? Wahrlich, es gibt auch eine Gottheit Christi! Ehe die Welt war, gab es einen ewigen Gott und in seinem Busen schlief Jesus oder richtiger das Jesus-Ideal. Ja, Christus war da mit allen seinen Jüngern, und alle seine Apostel und Propheten waren da, ja der ganze Plan der Vorsehung im Blick auf die christliche Offenbarung ... Der Baum liegt unentwickelt im kleinen Samen, so Christus in Gottes ewigem Rath. Der Herr nahm, wenn ich so sagen darf, die untere Hälfte(!) seines heiligen Wesens, das, was darin Bezug hatte auf das sittliche Verhältniß des Sohnes, umgab das mit Fleisch und Bein und Blut und sandte es in die Welt ... Hat Jesus der Welt jemals gesagt, daß er der Vater sei? Niemals .... Ich glaube nicht, daß die sogenannte Dreieinigkeitslehre von den Christen recht verstanden wird. Ich behaupte auch nicht, daß ich die wirkliche Stellung des Sohnes Gottes ganz verstehe. Mir scheint aber, Christus habe aufrichtig und fest an das geglaubt, was ich in Ermangelung eines besseren Ausdrucks die Lehre von der göttlichen Menschlichkeit nennen möchte. Was ist das aber für eine Lehre? Den Schlüssel zu derselben hat Christus selbst gegeben, als er vor einer staunenden Welt seine Gottheit mit den Worten erklärte: ‚Ich und mein Vater sind eins'. In Gott lebte, webte und war er. Keinen Athemzug that er, außer von Gott; keinen Blutstropfen hatte er in seinen Adern, der nicht aus der Quelle alles Lebens im Himmel geflossen wäre. Er sah, hörte und fühlte wie wir; aber dabei war es ihm stets bewußt, daß die Wurzel seines Wesens Gott selber war — eine Thatsache, deren wir uns nicht immer bewußt sind. Sein Leben wurzelte in der Gottheit. Er fühlte beständig als Grund seines ganzen Daseins den Herrn. Sein eigenes Ich vergaß und verleugnete er dabei völlig. Für ihn exi-

stirte nur Gott. Und so konnte er ohne alle Zweideutigkeit (?) und mit der Kühnheit und Aufrichtigkeit bewußter Einfalt sagen, daß er eins sei mit Gott. Aber er behauptete dieses geistige Einssein nicht nur im Blick auf die Gottheit, sondern auch im Blick auf seine Mitmenschen. Er wollte nicht nur in Gott sein, sondern auch in den Herzen seiner Jünger. Wie betete er z. B. für diese, ehe er sich an's Kreuz schlagen ließ? ‚Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, daß auch sie in uns eins seien.' So suchte also Christus in dieses umfassende Einssein Gott, sich selbst und alle Menschen einzuschließen. Bei seinem letzten Mahl empfahl er sich seinen Jüngern als bloßes Brot und Wein, welche die Seele sich assimiliren soll, als bloßen Sauerteig, welcher allmählich die ganze Masse durchsäuert. Und zu denen, welche um ihn standen, sagte er: ‚Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der bleibet in mir und ich in ihm.' Das ist freilich eine sonderbare Sprache: Christi Leib sollte in seine Jünger eingehen; die, welche ihn liebten, sollten ihn essen. Wie ist so etwas möglich? Offenbar nur dann, wenn man es in dem schon erwähnten Sinne des geistigen Einsseins nimmt. Alle, die Jesum mit ganzer Treue annehmen, werden mit ihm in Wahrheit, in Liebe, in Weisheit, in Reinheit des Charakters — eins. Wie Christus eins war mit Gott, so wollte er, daß auch andere mit ihm und mit Gott eins sein möchten, damit alle Menschen zusammen in der Herrlichkeit des Himmels ein Leben ewiger Reinheit, Heiligkeit und Freude in Gott selbst genießen möchten. Das war Christi Mission, das war der große Zweck seines Lebens. Er dachte nicht daran, sich vor seine Zuhörer hinzustellen als ein Dogma oder eine Lehre oder eine theoretische Wahrheit. Er wünschte vielmehr in ihnen zu leben mit all' seinen Gedanken, Grundsätzen und Empfindungen, mit seiner Frömmigkeit und seiner mystischen Selbsthingabe an Gott.

„Seit 2000 Jahren suchen die Menschen den todten Christus (?), der im Grabe liegt. Aber der Geist Gottes hat auf wunderbare Weise den Stein von des Grabes Thür gerollt und Christus ist nicht da. Auch keine drei Tage lang hätte Christus als ein todter Christus auf Erden sein mögen. So nahm denn der Herr seinen Christus zu sich und hat seither alle die, welche einen todten Christus auf Erden gesucht haben, zu Schanden werden lassen. Wo ist er denn jetzt? Er lebt überall, wo ein christliches Leben geführt wird

und wo christliche Einflüsse unter uns wirksam sind. Vom todten Christus spreche ich nicht. Von welchem Nutzen könnte uns oder unserem Volke ein solcher sein? Lasset den lebendigen Geist Christi in eure Herzen und Gemüther, in euer tägliches Leben und Denken eindringen. Seht ihr nicht, wie Christus vorhanden ist in der ganzen Christenheit, wie ein alles durchwirkender Sauerteig, der geheimnißvoll und unmerklich den Willen von Tausenden und Millionen lenkt. Ihr könnt seinem Einfluß nicht widerstehen: ihr könnt seiner Lehre widersprechen, ihr könnt selbst seinen Namen hassen und verwerfen, er zieht dennoch in eure Herzen ein und durchwirkt euer Leben. Er kümmert sich nicht darum, was für eine Lehre ihr glaubt oder was für ein Dogma ihr unterschreibt, ja nicht einmal, was für ein Leben ihr lebt. Ihr mögt die verworfensten Sünder sein; ihr mögt mit dem Verstande viele seiner Lehren bestreiten: die Wahrheit, welche in Christus ist, wird trotz allem und allem eure Herzen überwinden und euch am Gängelbande führen. Was für eine Macht ist es, die gegenwärtig die Geschicke Indien's beherrscht? Diese Macht ist Christus. Christus beherrscht Indien und nicht die englische Regierung. Niemand als Jesus, niemand als Jesus, niemand als Jesus hat je dieses leuchtende, kostbare Diadem, dies Indien, verdient — und er soll es haben. Wer hält Indien? Ist's Lord Lytton (der Generalgouverneur)? Nein! Ist's Sir Fr. Haines (der Oberbefehlshaber der Truppen) mit blinkendem Bajonnet und feuerspeienden Kanonen? Nein! Ist's die Politik der Kabinete und die Weisheit der Staatsmänner? Nein! Nein! Wenn irgend ein Heer den Ruhm verdient, daß es Indien den Engländern erhält, so ist's das Heer der christlichen Missionare, angeführt von ihrem unbesiegbaren Feldherrn Jesus Christus. Ihre Hingebung, ihre Selbstverleugnung, ihre Menschenfreundlichkeit, ihre Liebe zu Gott, ihre Treue und Festigkeit gegen die Wahrheit — alles das hat in der Dankbarkeit unserer Landsleute einen unverlierbaren Platz gefunden. Daher ist es unnöthig und völlig überflüssig, daß ich diesen erprobten Freunden und Wohlthätern unseres Landes irgend welches Lob spende. Sie haben uns Christum gebracht. Sie haben uns die erhabene christliche Sittenlehre gebracht; ihre Lehren und ihr Beispiel haben heimlich Tausende nichtchristlicher Hindus beeinflußt und gewonnen. England soll es wissen, daß Dank der edlen Schaar dieser Boten Christi, die es uns gesandt hat, es ihm schon gelungen

ist, sein Banner im Herzen der Nation aufzupflanzen. Gottes Segen und Indiens Dank wird daher auf immer diesen Männern gehören, die in vielen Fällen bereit gewesen sind, selbst ihr Leben für das Zeugniß der Wahrheit zu opfern.

„Ihr könnt nicht leugnen, daß eure Herzen berührt, erobert und überwunden worden sind von einer höheren Macht. Der Christus, der in alle Weltgegenden ausgeht, hat auch Indien berührt und daher die Frage: Wer ist Christus? Der Geist der ganzen Nation fragt so, und wir sind verpflichtet, darauf zu antworten. Im Interesse des Landes, im Interesse der Wahrheit, so oder anders, früher oder später — aber beantwortet muß diese Frage werden. Der ernste, herzbewegende Aufschrei muß endlich einen Widerhall finden.

„Inzwischen bitte ich euch, die ächt nationale Lösung dieses Problems, die ich gegeben habe, anzunehmen. Wenn ihr darüber nachdenkt, werdet ihr finden, daß die Lehre von der göttlichen Menschlichkeit wesentlich eine indische Lehre und das Bild von Christi Person und Leben, das ich entworfen habe, durch und durch das Bild des idealen Hindu ist. Die Vorstellung des sich Versenkens in die Gottheit und des Einswerdens mit ihr ist eine von den Vorstellungen des vedantischen Hinduismus, welche am verbreitetsten in Indien sind. Vom erhabensten Weisen bis herab zum geringsten Bauer glauben Millionen von Menschen an die pantheistische Lehre, daß Gott und Mensch eins sind. Die Lehre vom Aufgehen des Menschen in die Gottheit ist das eigentliche Glaubensbekenntniß Indiens, und ich denke, diese Vorstellung (?) ist die Brücke, über welche Indien zu Christus gelangen wird. Will er nicht auch die indische Schrift erfüllen? Ich denke an das Wort, das er gesagt hat, er sei nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen. Gilt das allein von der mosaischen Religion (dispensation)? Vielleicht auch von der indischen? — In Indien wird er die indische Religion erfüllen.

„Die Religion unserer Vorfahren war von A bis Z Pantheismus. Ich verlange nicht, daß man den Pantheismus, wie er in indischen Büchern existirt, festhalten soll. O, es finden sich schädliche Irrthümer und greuliche Vorstellungen damit vermischt, und diese muß man verwerfen. Der Pantheismus Christi (!) ist ein höherer und vollkommenerer. Es ist die bewußte Vereinigung des menschlichen mit dem göttlichen Geist in Wahrheit, Liebe und Freude. Der Hindu-Weise verwirklicht diese Vereinigung nur in seiner Me-

ditation: er sucht ein unbewußtes Aufgehen in seinen Gott, unbekümmert um sittliche Fehler und Gebrechen, die ihm anhangen. Die Vereinigung aber, welche Christus will, ist eine thätige und sittliche: sie umfaßt beides, andächtige Hingabe an Gott und praktische Heiligung im Leben. Der indische Pantheismus in seiner schlechtesten Gestalt ist stolz, weil er auf dem Glauben ruht, daß der Mensch Gott sei, er ist quietistisch und phantastisch; der Pantheismus Christi ist die thätige Selbsthingabe eines demüthigen Knechts, eines liebenden Kindes. Mitten in der Arbeit war Christus in Gott versenkt. Essend oder trinkend, predigend oder wohlthuend — sein Geist genoß immer jene selige Gemeinschaft. Kein Stolz findet sich in ihm, denn er ist todt für das Ich. Kein träumerischer Mysticismus, denn er thut beständig den Willen des Vaters. In Christus seht ihr, was ächter*) Pantheismus ist. Und da die Grundlage des alten Hindnismus pantheistisch ist, werdet ihr, meine Landsleute, nicht anders können, als Christum im Geiste dieser eurer Nationalreligion auffassen. Ihr habt schon gesehen, wie er in seiner äußeren Gestalt und Erscheinung mit euch verwandt ist; nun hört ihr, daß auch der Geist Christi euch gerade vermittelst eurer nationalen Instinkte anzuziehen geeignet ist. Ihr habt eine natürliche Verwandtschaft für den unsichtbaren nicht minder als für den sichtbaren Christus. Könnt ihr es leugnen?

„Siehe, Christus kommt als ein Asiate von Geburt, als ein Hindu dem Glauben nach, als euer Verwandter und Bruder; er wirbt um die Liebe eurer Herzen. Wollt ihr sie ihm versagen? Er kommt, jene Religion der Gottesgemeinschaft zu erfüllen und zu vollenden, nach welcher Indien gedürstet hat wie der Hirsch nach Wasserbächen.

„Mögen alle, die in Indien den Christennamen tragen, dessen eingedenk sein, daß sie Indien's Wiedergeburt nicht dadurch herbeiführen können, daß sie uns einen abendländischen Christus anbieten. Wenn ihr wollt, könnt ihr ja die englische Seite des vielseitigen Charakters Christi der englischen Nation, und so den Deutschen einen deutschen, den Amerikanern einen amerikanischen Christus pre-

*) Das heißt in Wahrheit das Gegentheil alles Pantheismus, insbesondere aber des indischen. Entweder weiß Hr. Sen selbst nicht, was indischer Pantheismus ist, oder er treibt — Falschmünzerei.

digen. Aber wenn ihr uns Hindus zur Erneuerung (Wiedergeburt) verhelfen wollt, so stellt uns Christus vor in seinem Charakter als Hindu. Wenn ihr uns Christum bringen wollt, so bringt ihn uns nicht als einen civilisirten Europäer, sondern als einen asiatischen Entsager (Asceten), dessen Reichthum seine Frömmigkeit, dessen Schätze seine Gebete sind. Jene schreckliche Abart der Entsagung, welche als Selbstpeinigung in diesem Lande vorherrschend geworden, ist freilich höchst verderblich und schädlich. Wahre Entsagung, wie Christus sie meint, besteht einfach darin: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das andere alles zufallen.*)

„Noch Ein Wort und ich bin fertig. Die Zeit kommt und ist schon jetzt, daß Indien den Vater anbeten wird im Geist und in der Wahrheit. Saget zu Christo als zu eurem besten Freunde: Willkommen! Ich sage es mit Nachdruck und ich sage es vor euch allen: Christus ist schon in euch gegenwärtig. Er ist in euch, selbst wenn ihr seiner Gegenwart euch nicht bewußt seid; selbst wenn euer Mund ihn verleugnet, eure Herzen nehmen ihn heimlich auf. Denn Christus ist das Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen. Wenn ihr den Geist der Wahrheit und der kindlichen Hingebung, den Geist der Selbstaufopferung in euch habt, — das ist Christus. Mein Christus, mein süßer Christus, Schmuck meiner Seele und kostbarster Juwel meines Herzens! Seit 20 Jahren habe ich ihn geliebt in meiner innersten Seele, in meinem armen Herzen. Obgleich oft geschmäht und verfolgt von der Welt, habe ich doch in meinem Meister Jesus unaussprechliche Freude gefunden. Für mich ist Jesus keine schwere Lehre; er ist mir nie eine Lehre gewesen. Es freut mich, sagen zu können, daß ich auch nie Vergnügen an antichristlichen Büchern gefunden und nie mit meinem Christus Krieg geführt habe. Die gewaltigen Geschosse seiner Liebe hatte er auf mich gerichtet und ich ward überwunden und fiel ihm zu Füßen und sprach: ‚Gebenedeites Kind Gottes, wann werden andere das Licht sehen, das in dir ist?‘ Darum sage ich zu euch, meine Landsleute, seid nicht, wie die Ungläubigen sind; stürzet euch nicht in den Abgrund des Materialismus und Skepticismus. Christus, euer Freund, wandelt durch dieses Land und trägt das Banner Gottes, des Aller-

*) Das heißt wiederum: das reine Gegentheil der indischen Entsagung.

höchsten. Er fordert euch auf, eurem Ich zu entsagen. Meine Landsleute! so ziehet denn das Schwert aus der Scheide und tödtet dieses verabscheuungswürdige Ich und errichtet das Himmelreich in eurem eigenen Leben. Erkämpfet den Sieg und frohlocket, denn der Bräutigam kommt"!

Wer nichts Näheres über den Mann weiß, welcher — selbst ein Hindu — so zu Hindus gesprochen, der wird beim Lesen dieser Rede auch frohlocken und den Ruf eines Vorboten des nahenden Bräutigams darin begrüßen. Wer aber mit dem kaleidoskopischen Lehren und Leben dieses indischen Reformers bekannt ist, wird sich sagen müssen: soweit ist es noch nicht; was Kesab Tschander Sen von ganz Indien behauptet, das gilt in Wahrheit eben doch nur von ihm selbst und einer Schaar ähnlich Gesinnter. Aber auch das ist etwas Großes und ein Angeld für die umfassendere, gründlichere Umwandlung, welcher das ganze indische Volk unaufhaltsam entgegengeht!

---

2. Eine Frucht amerikanischer Missionserziehung in Japan.

In Kioto, der alten religiösen Hauptstadt von Japan, besteht seit wenigen Jahren eine höhere, christliche Erziehungsanstalt, die ihr Dasein hauptsächlich den Bemühungen eines in Amerika bekehrten und von dort als ordinirter Missionar zurückgekehrten Japaners, des bekannten Nisima, verdankt. Mehrere tüchtige Amerikaner sind als Lehrer an derselben thätig, und ihren Anstrengungen ist es gelungen, diese Schule zu einem Mittelpunkt zugleich evangelistischer Thätigkeit und wissenschaftlicher Bildung zu machen. Am 18. September 1876 wurden die eigenen Gebäulichkeiten, welche für die Anstalt errichtet worden waren, feierlich eingeweiht, und im Juni 1879 konnte die erste Klasse von Zöglingen nach wohlüberstandenem Examen aus der Schule entlassen werden, theils um in den Missionsdienst zu treten, theils um sich anderen Berufsarten zuzuwenden. Im Ganzen waren es 15, die das Examen bestanden hatten. Zwei von diesen war der ehrenvolle Auftrag geworden, bei der Entlassungsfeier je eine englische Rede zu halten. Der eine sprach über das „Geheimniß des

Lebens St. Pauli", der andere, namens Yamasaki, der von nun an als Lehrer der Naturwissenschaft im Seminar selbst wird beschäftigt werden, behandelte das Thema: „Wissenschaftliche Bildung in Japan". Das Folgende ist ein Auszug aus dieser Rede. Derselbe wird genügen, unseren Lesern zu zeigen, daß diese Anstalt (in doppeltem Sinne) den Amerikanern Ehre macht und daß sie verdient, auch „ein Zeichen der Zeit" — gewiß ein erfreuliches — genannt zu werden.

„In was für einem Zeitalter leben wir? Das heroische Zeitalter ist vorüber, ebenso das Zeitalter des Glaubens. Wir leben im Zeitalter der Naturwissenschaft, des Materialismus, wo nicht Männer, wie Plato und Sokrates, Paulus und Augustin, Luther und Calvin, sondern ein Voltaire und Göthe, Bentham und Mill, Tyndall und Spencer den Ton angeben. Wissenschaft und Glaube haben einander den Rücken zugewandt und die Kluft zwischen ihnen wird täglich größer. Woher kommt das? Wissenschaft und Glaube stammen doch beide von demselben Gott her — dem Schöpfer und Lenker von Himmel und Erde. Der wahre Grund jener Spannung liegt also nicht in der Wissenschaft, sondern in den Wissenschäftlern, nicht in der christlichen Religion, sondern in den christlichen Theologen. Es ist der modernen Kultur eigen, daß sie auf allen Gebieten Specialisten erzeugt, Männer, bei denen Eine Fähigkeit auf's Höchste entwickelt ist — zum Schaden aller übrigen; Männer, die stark sind in Einem Stück, aber schwach in allen übrigen; Männer, die auf ihrem speciellen Gebiet alles Zutrauen verdienen, die aber geneigt sind, Dinge, die in ein anderes Gebiet hineingehören, zu verachten, mißzuverstehen und falsch darzustellen. So haben viele christliche Theologen es gemacht, so die meisten Naturforscher. Christen haben die Wissenschaft verachtet und mißkannt und Naturforscher haben es mit dem Christenthum nicht besser gemacht. Es ist ein Satz, dessen Richtigkeit auf's Strengste bewiesen werden kann, daß man Theile eines Ganzen erst kennt, wenn man das Ganze kennt. Religion und Wissenschaft sind die zwei Seiten eines großen Ganzen, und das Verhältniß beider zu einander kann nur von solchen weitherzigen, vorurtheilsfreien und wohlunterrichteten Leuten verstanden werden, die ebenso auf dem Gebiet der Wissenschaft, wie auf dem der Religion daheim sind.

„Wir, die wir berufen sind, an der Neugestaltung der Dinge

in Japan mitzuarbeiten, müssen an den Erfahrungen Europa's klug werden. Dort hat man Wissenschaft und Christenthum für unversöhnliche Gegensätze erklärt, und die Folge davon ist das Ueberhandnehmen des Materialismus. Japan hat angefangen, sich auf die Wissenschaft zu werfen, und bald wird es überall wimmeln von ungläubigen, einseitigen, voreingenommenen Wissenschäftlern, die in allem, was über ihren Gesichtskreis hinausgeht, nichts erblicken werden, als Unwissenheit, Aberglauben und Betrug. Sie werden aus Eitelkeit und Eigennutz auch das Christenthum angreifen, und der Widerspruch zwischen Religion und Wissenschaft wird proklamirt werden. Ja, das ist schon geschehen. Und weder Buddhismus, noch Schintoismus oder Konfucianismus wird im Stande sein, dem unaufhaltsamen Einreißen des Materialismus Halt zu gebieten. Nur Eine Macht ist auf Erden, die es mit diesem Gegner aufnehmen kann, diese Macht ist das Christenthum.

„Brüder und Schwestern! Japan ist in einer Krisis begriffen. Sollen die 35 Millionen dieses Landes dem Unglauben anheimfallen? Nein, es ist unsere heilige Pflicht und unser Privilegium, alle unsere Kräfte daran zu setzen, daß unsere Nation nicht in den Materialismus versinkt. Wir müssen darob kämpfen. Lasset uns zusehen, wie wir kämpfen. Die veralteten Waffen der Tradition und scholastischen Theologie werden uns im Stich lassen. Sollen wir die Augen vor der Wissenschaft verschließen und blindlings nur an die Bibel glauben? Nein, das wäre Feigheit. Wir müssen einen besseren Weg einschlagen. Die Kraft unserer Gegner liegt ja eben in ihrer Wissenschaft. Und warum sollten wir uns vor der Wissenschaft fürchten? Laßt uns vielmehr den Feind mit seinen eigenen Waffen schlagen. Lasset uns die Bibel, aber neben der Bibel auch die Wissenschaft studiren. Lasset uns vor aller Welt Augen den Beweis liefern, daß die Wissenschaft ohne Christenthum irre und zum Verderben führt, während das Christenthum ohne Wissenschaft abergläubisch und schwächlich ist, und daß wahrhaft Großes und Gutes nur erzielt werden kann, wenn man beide zusammennimmt.

„Man mißverstehe uns nicht. Wir fordern nicht, daß alle Christen wissenschaftlich gebildet sein sollen. Das wäre eine Unmöglichkeit. Was wir verlangen, ist bloß das, daß alle gebildeten Christen, besonders diejenigen, welche auf höheren Schulen in der h. Schrift unterwiesen werden, zugleich auch naturwissenschaftliche

Studien machen sollten. Natürlich können und sollen sie hierin keine Specialisten werden; soweit aber sollte jeder es bringen, daß er die großen allgemeinen Principien der Naturwissenschaft gefaßt hat und so im Stande ist, diese Wissenschaft richtig zu gebrauchen, statt von ihr irre geführt oder angefochten zu werden. Jedenfalls sollten wir alle zum mindesten es doch so weit bringen, daß wir über den Berg Dünkel hinüberkommen und bis in's Thal Bescheidenheit vorrücken;*) denn der demüthige, fromme Sinn eines Newton ist etwas viel Größeres, als seine wissenschaftlichen Errungenschaften.

„Man sage auch nicht, daß wir die Gefahr für Japan überschätzen. In den gebildeten Kreisen fängt es an, allmählich wird aber auch in den untersten Schichten der Gesellschaft der Zweifel heimisch und der Materialismus herrschend. Wie eine kleine Wolke, nicht größer als eines Mannes Hand, steigt es auf und schließlich ist der ganze Himmel vom Gewitter überzogen, daß man keine Sonne und keinen Mond mehr sieht. In Japan haben wir jetzt Preßfreiheit und Redefreiheit. Die althergebrachten Religionen fallen über den Haufen, ihre Priester und deren Anhänger werden verachtet und verlacht. Die Leute gewöhnen sich daran, alles Alte für schlecht zu halten, also auch jeden Glauben zu verwerfen, der nicht neu ist, während sie umgekehrt alles, was modern ist, mit Freuden begrüßen. Das ist eine kritische Lage für Japan. Da haben skeptische Reden ein leichtes Spiel. Jetzt schlummert der Riese noch. Aber wir müssen ihn ersticken, ehe er aufwacht, sonst wird er einst uns ersticken. An nachahmungswürdigen Beispielen fehlt es uns nicht: als vor 250 Jahren die Puritaner nach Amerika kamen, da waren Glaube und Bildung ihre zwei Stützen, und wo sie hingiengen, da giengen auch Kirchen und Schulen mit. Man blicke auf die großen christlichen Lehranstalten Nordamerika's, was haben sie ausgerichtet! Wahrlich, die Weisheit jener Alten ist gerechtfertigt, denn Amerika steht heute da vor aller Welt, wie als Hort der Freiheit, so auch als Hort eines erleuchteten Christenthums. Die moderne Zweifelsucht

*) Unter den Büchern, welche die Neu-Examinirten sich aus Boston verschrieben haben, befindet sich neben allerlei englischen und amerikanischen Werken der unverdaulichsten Art auch Kant's Kritik der reinen Vernunft! Ob das Missionshaus diese Wünsche zu erfüllen beabsichtigt, ist nicht gesagt. Hoffentlich wird Ernst gemacht mit dem Kampf gegen den Dünkel.

wird vielleicht auf dem europäischen Kontinent die Oberhand gewinnen, aber amerikanisches Christenthum zu zerstören — das wird ihr schwerlich gelingen. (!)

„Dies Beispiel laßt uns befolgen. Wir brauchen nicht bloß Kirchen, sondern auch Schulen. Und diese unsere Schule, möge sie das Yale und Andover*) von Japan werden! Unter ihrem Dache mögen Wissenschaft und Christenthum, Glaube und Vernunft einander die Hand reichen und sie so den Beweis dafür liefern, daß es mit jenem vermeintlichen Zwiespalt nichts ist. Und unser Vaterland, möge es nie die Schrecken einer zweiten französischen Revolution erleben, nie in den geistlichen Schlummer Deutschlands verfallen; nein, möge es bald ein Land der Aufklärung und des Christenthums werden; ein Land, da Friede, Hoffnung, Liebe und Freude wohnen; ein Land, dessen Gott Jehovah und dessen Heiland Jesus Christus ist! O, dafür lasset uns alle arbeiten, darum beten und darauf warten!"

Missions-Zeitung.

Todesfälle.

Am 6. Nov. 1879 starb der engl.-kirchliche Miss. Vines, 1862 nach Nordindien ausgesandt, meist in Agra thätig, erst 40 Jahr alt.

— Am 2. Dez. 1879 starb in Sierra Leone der greise Miss. Dr. Alb. Bushnell.

— Am 17. Dez. 1879 starb in Kalkutta Miss. Welland, Sekretär der englisch-kirchl. M.-G. für Nordindien, nach 20-jährigem Dienst in Indien. Eine Zeitlang war er Kaplan des Vizekönigs Lord Northbrook gewesen.

— Am 21. Dez. starb in Amerika Dr. G. W. Coan, früher Missionar unter den Nestorianern.

— Am 3. Jan. 1880 starb in Amerika der methodistische Bischof Haven, ein treuer Freund und Beschützer der Neger. 1873 machte er eine Missionsreise nach Mexiko, 1876—77 nach Liberia, von wo er das afrikanische Fieber mitbrachte, dessen Folgen sein Ende mit herbeigeführt haben sollen.

Indien.

Von den beiden jungen Hindus, die auf S. 84 des letzten Jahrgangs erwähnt sind, wurde einer

*) Berühmte Bildungsanstalten in Nordamerika.

bald nach seiner Erweckung getauft, der andere aber gieng zurück und trug sein Wischnu-Zeichen wieder an der Stirn. Zwei Monate nachher jedoch, als er einem seiner früheren christlichen Freunde begegnete, zeigte er Scham und Reue, besuchte wieder die Gebetstunden in Alwar Tirunagari, weinte bitterlich, bat um die Taufe und erhielt dieselbe in Gegenwart des Bischof Caldwell und im Beisein von etwa 30 Hindus.

Afrika.

In dem italienischen Journal „L'Esploratore" finden wir bis zum August v. J. reichende Nachrichten von Gessi Bey, jetzt Pascha (dem Gehilfen des Oberst Gordon), über seine Erfolge gegen den ägyptischen Rebellen Suleiman. Diese Nachrichten sind insofern auch für die Mission interessant, als die Niederlagen Suleiman's eine schwere Schädigung des innerafrikanischen Sklavenhandels bedeuten. Suleiman stützte sich hauptsächlich auf die den Sklavenhandel begünstigenden Häuptlinge. Außerdem scheinen es besonders Gellabah-Araber gewesen zu sein, welche jenem nichtswürdigen Geschäft oblagen und denn auch an den Orten von der verdienten Rache der Bevölkerung ereilt wurden, an denen die Herrschaft der Rebellen gebrochen wurde. Der ziemlich ausführliche Feldzugsbericht von Gessi ist eine wahre Kette von ungeheuren Strapazen, Gefahren, Verlegenheiten und von bald mehr, bald minder glücklichen Unternehmungen. Gessi theilt alle Noth mit den Seinigen: wie einmal nach langer Zeit ein Transport Vieh kommt und zugleich für den Befehlshaber zwei Kühe dabei sind, überläßt er sie den Kranken. Seine Truppen sind freilich nur europäisch bewaffnet, im Uebrigen mögen wir uns von ihnen einen Begriff machen, wenn wir hören, daß sie den gefallenen Feinden zuerst die Füße abschneiden, die als besondere Leckerbissen gelten, und das Gehirn herausnehmen. Die Mission ist in dem Bericht von Gessi nirgends erwähnt. Seine Briefe sind von Bahr-el-Gazal datirt. Das Neueste ist, daß Suleiman in einem Gefecht gefallen sein soll. Unter solchen Umständen ist's doppelt zu bedauern, daß das so schön begonnene Werk durch den Austritt Gordon Pascha's aus ägyptischen Diensten nun wohl einen gewaltigen Stoß erleiden wird.

Allerlei.

Im Nov. 1845 zogen 5 Missionspaare und eine Lehrerin von Boston nach Indien und Ceylon. Jetzt, nach 35 Jahren, leben noch 10 von diesen 11 Missionsleuten; drei der Missionare stehen noch im Feld, und diese 3 haben zusammen 25 Kinder gehabt, von denen 18 noch am Leben und alle gläubig sind. Von den 12 Söhnen sind 2, von den Töchtern 3 wieder in die Mission gegangen. Die andern nehmen geachtete Stellungen in der Heimat ein.

— In einem Vortrag vor der geographischen Gesellschaft in London ertheilte der Afrika-Reisende Dr. Emil Holub dem christlichen

Bamangwato-Häuptling Khame hohes Lob. Derselbe sei ein schwarzer Gentleman und einsichtsvoller Regent, schaffe heidnische Unsitten ab, verbiete die Branntweineinfuhr und leiste der europäischen Civilisation möglichsten Vorschub. Was er geworden, verdanke er aber der Einwirkung des Londoner Miss. Mackenzie, dem ebenfalls hohe Anerkennung gebühre.

— Die Deputirten der unirten Presbyterianerkirche Schottland's, Dr. Young und Herr M'Laren, sind am 4. Nov. in Bombay angekommen.

— Der Geistliche J. Kilmer, Sekretär der Wesleyan. Miss.-Ges., hat eine Visitationsreise nach Südafrika angetreten.

— Am 11. Okt. 1879 gieng von Neu-York eine aus 15 Personen bestehende baptistische Missionskarawane nach Indien und Barma ab.

Bücherschau.

Dr. Burkhardt's **Kleine Missions-Bibliothek.** Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Dr. R. Grundemann. Dritter Band: Asien. II. Ceylon und Hinterindien. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing. 1879.

Es ist immer eine mißliche Sache, neue Lappen auf ein altes Kleid zu flicken oder neuen Wein in alte Schläuche zu fassen. Dr. Grundemann hat das Mögliche gethan, dieser schwierigen Aufgabe sich mit Takt und Erfolg zu entledigen. Im vorliegenden Bande ist jedenfalls das Alte recht schonend behandelt worden. An Neuem fehlt es aber auch nicht. Manche alte Fabel ist der Kritik zum Opfer gefallen; neuere philologische und religionswissenschaftliche Forschungen sind benutzt worden. Ausführlich wird der Buddhismus geschildert — nach Wurm. Was die Missionserfolge aus Ceylon betrifft, so wird jeder Missionsfreund sich von Herzen freuen, daß der gewiß nicht schönfärbende Bearbeiter der zweiten Auflage sich berechtigt gefunden hat, entschieden dem Urtheil der ersten entgegenzutreten, wonach „wohl nirgends die protestantische Mission so schmählich zu Schanden geworden" als hier.

Bei Hinterindien sind ausnahmsweise die „sehr erfolgreichen katholischen Missionen" besonders in Anam eingehend behandelt, die amerikanische Karenen-Mission ist nach den Eppler'schen Arbeiten dargestellt. Die besten Partien sind aber immer die von Dr. Grunde-

mann selbständig bearbeiteten. Das Ganze wird niemand lesen können, ohne über einige der wichtigsten Missionsgebiete gründlichen und zuverlässigen Unterricht, dazu über manche missionstheoretische Fragen anregende Belehrung zu erhalten. Zu S. 32 bemerken wir noch, daß „Pagode" nicht von Dagoba herkommt, sondern einfach die von den Portugiesen in Aufnahme gebrachte malabarische Aussprache von Bhagawati (d. h. Gott, übertragen auch Tempel, wie wir St. Peter oder Notre Dame sagen für die den betreffenden Heiligen geweihten Kirchen) ist.

Berichte und Reden, gehalten auf der siebenten Hauptversammlung der Evang. Allianz in Basel. Herausgegeben von Prof. Chr. Joh. Riggenbach. II. Band. Basel. 1880. Bahnmaier's Verlag (C. Detloff).

Dieser Band enthält u. A. die umfassende Arbeit Prof. Christlieb's über den gegenwärtigen Stand der evang. Heidenmission. Wer sich einen Einblick in das vielverzweigte moderne Missionswesen nicht nur draußen in der Heidenwelt, sondern auch in der christlichen Heimat verschaffen will, der lese diesen mit eben so viel Nüchternheit als Begeisterung unter Benutzung eines außerordentlich großen Quellenmaterials geschriebenen Aufsatz. Der s. Z. im Miss.-Mag. mitgetheilte Auszug gibt nur einen schwachen Begriff vom Ganzen. Nicht minder interessant und gründlich ist übrigens der Vortrag des Judenmissionars, Pastor de le Roi, über die „Aufgabe der Mission unter Israel", Pastor Fliedner's Referat über die Evangelisation Spaniens u. s. f. Unter den Reden über die innere Mission, die Arbeiterfrage, die christliche Presse finden sich ebenfalls manche, die wahrhaft klassisch genannt zu werden verdienen. Was einen aber am meisten freut, das ist der Umstand, daß all' diese Reden nicht bloße Reden sind, sondern zugleich Zeugnisse und Erzeugnisse der auf den genannten Gebieten wirklich gethanen und noch fortgehenden Arbeit. Eben deßwegen sind sie auch dazu angethan, bei den Lesern wahrhaft fruchtbringende Gedanken zu erwecken, praktische Winke zu geben und zu immer neuer Thätigkeit anzuspornen. Möchte der hier dargebotene Schatz von christlicher Erfahrung und Weisheit bei recht vielen Kindern der Weisheit dankbare Aufnahme finden und so reichliche Zinsen tragen. Wir könnten natürlich noch auf vieles Einzelne aufmerksam machen, das Ganze mit noch mehr Worten empfehlen, aber es hätte keinen Zweck. Wer selbst zugreift und liest, wird's gewiß nicht bereuen.

Straßenpredigt in Pandschab.

Rundschau.

I. Afrika.

8. Wenig Erfreuliches.

Unsere Rundschau beabsichtigt nicht, etwas Vollständiges zu bieten. Sie möchte nur bei jedem größeren Missionsgebiet das namhaft machen, was in neuester Zeit Förderliches oder Hinderliches darauf zu Tage getreten ist, um so ein wenigstens annähernd richtiges Bild vom Gesammtzustand desselben gewinnen zu lassen. Dabei haben wir Vieles — namentlich manches Erfreuliche — als bekannt vorausgesetzt und uns bemüht, diejenigen Seiten und Züge hervorzuheben, welche der Aufmerksamkeit der meisten Missionsfreunde weit weniger zugänglich sind, als die Fortschritts- und Siegesberichte, die deßwegen ja doch in ihrem Rechte bleiben. Es möge also von niemand als ein Zeichen des Zagens oder gar Verzagens angesehen werden, wenn wir unsere afrikanischen Skizzen mit einigen Schattenbildern schließen. Wem es wirklich Ernst ist mit seinem Missionsinteresse, der wird dankbar für jede, wenn auch noch so betrübende Mittheilung sein, welche geeignet ist, ihn die ganze Größe und Schwierigkeit der Missionsaufgabe ahnen zu lassen und zugleich seinen Gebeten die rechte Richtung zu geben.

a. Die Portugiesen in Angola.

„Wohl auf kein anderes Land wie auf Angola, wo das Civilisationswerk in den Händen von (katholischen) Missionaren und deportirten Verbrechern ruht, ist das Wort so anwendbar, das auf der 1876 in Hamburg tagenden Naturforscherversammlung gesprochen wurde: ‚Die Ursache des Nichterfolges von Civilisationsversuchen liegt

nicht an der Bildungsunfähigkeit und Rohheit der Naturvölker, sondern an der Rohheit der Europäer und ihrer Unfähigkeit, jene Völker zu erziehen', und nicht minder der harte, aber leider nur zu begründete Ausspruch des großen Ethnologen Waitz: ‚Jene Naturvölker seien roh, doch nicht sittlich verwildert, ihre Civilisatoren dagegen seien sittlich verwildert, wenn auch nicht roh.'"*)

Die Grundübel, an denen diese portugiesische Kolonie krankt, sind nach unseres Gewährsmanns Meinung folgende: 1) die Benutzung Angolas als Deportationsort für Verbrecher; 2) das heimliche und offene Fortbestehen des Sklavenhandels und der Sklaverei; 3) die Vereinigung der Militär- und Civilgewalt in Einer Hand, die Verleihung der höchsten Stellen an unfähige Unterbeamte aus dem Mutterlande, ihre durchaus unzulängliche Besoldung, das Fehlen jeglicher Kontrole und die dadurch hervorgerufene willkürliche Bedrückung und Aussaugung der Eingebornen; 4) die Erschwerung und Niederhaltung des Handels durch hohe Abgaben und Zölle; 5) der Mangel an Schutz und Beistand der Regierung für europäische Ansiedler im Innern des Landes.

„Soviel ich gesehen," sagt Dr. Soyaux, „behandelte der Portugiese seine Sklaven unmenschlicher, als selbst der spanische Sklavenhändler, und was Fridolin Hoffmann von dem portugiesischen Inquisitor im Vergleich zum spanischen sagt: ‚Der portugiesische konnte zwar nicht grausamer sein, als der spanische, aber er war noch brutaler' — das kann auch vom portugiesischen Sklavenhalter gelten."

„In der Kolonie (Angola) selbst standen Sklaverei und Sklavenhandel noch in voller Blüte." Nach Cameron soll es auch keineswegs gewiß sein, daß keine Sklaven mehr ausgeführt werden.

„Selbstverständlich macht solchen Zuständen gegenüber die Ausbreitung des Christenthums unter den Eingebornen von Angola trotz eifrigster Bemühungen der Missionare, besonders der italienischen Kapuziner, kaum nennenswerthe Fortschritte. Freiwillig und aus Ueberzeugung bekehrt sich höchst selten ein Neger; die in den Jahresberichten der Missionen figurirenden neugewonnenen Seelen sind meist faule, diebische Subjekte, die sich gegen Bezahlung taufen lassen, oder die Rekruten der angolenischen ‚Armee', welche zu Christen gepreßt werden."

*) Soyaux: „Aus Westafrika", II, 33. 77. 103. ff.

Wie toll es hiebei zugeht, dafür bringt der deutsche Reisende folgendes Beispiel bei: „Es waren 40 Mann Rekruten aus den umliegenden Dörfern ausgehoben und auf der Stelle von einem Priester, einem Mulatten, getauft und zu Christen gemacht worden. Zur Feier dieses freudigen Ereignisses tanzte jetzt der Priester betrunken im Kreise seiner Täuflinge umher, und wer weiß, wie sich sein Jubel noch weiter geäußert haben würde, hätte nicht der losbrechende Regen dem Tauffest ein vorzeitiges Ende gemacht."

Glücklicher Weise fehlt es an erfreulichen Ausnahmen nicht ganz. Was mit gutem Willen und fleißiger Arbeit sich selbst in Angola zu Stande bringen läßt, das sah Dr. Soyaux auf der Plantage Bom Jesus: „Neben dem unermüdlich thätigen Verwalter (einem Deutschen) war es der für die Plantage angestellte Priester Lazaro Antonio Luiz de Sa, ein Portugiese aus Indien, wahrscheinlich einer Mischehe entsprungen, welcher durch Lehre und Beispiel die Leute — damals noch Sklaven — zur Arbeit anfeuerte. Nach im Hause abgehaltener Frühmesse gieng er täglich mit in's Feld hinaus, oft eine Meile weit; dort leitete und beaufsichtigte er die Arbeiter, ja man sah ihn, wo es nöthig, selbst mit Hand anlegen. Und auch während der dreistündigen Mittagsrast, die den Sklaven vergönnt war, blieb er bei ihnen, unterrichtete die Kinder und belehrte die Männer und Frauen nicht bloß in der Religion, sondern in vielen nützlichen, praktischen Dingen. Wahrlich, dieser Priester erfüllte würdig seinen Beruf; ihn sollten die Missionare sich zum Muster nehmen."

Wie auf dieser Plantage, so könnte es unter einer besseren Regierung und bei wahrhaft christlicher Missionsthätigkeit einiger hingebungsvoller Männer in ganz Angola aussehen. Das Land ist reich und schön; die Eingebornen sind begabt und anstellig, für geistige Einflüsse durchaus nicht unempfänglich. „Kurz, nichts fehlt als eine Regierung, welche europäischen Ansiedlern genügenden Schutz und einsichtige Förderung ihrer Bestrebungen zu Theil werden läßt, um aus dem bisher so schmählich vernachlässigten Lande eine Pflanzstätte gedeihlichen Wohlstandes und segensreicher Kultur zu machen."

Was von Angola, das gilt leider auch von den übrigen portugiesischen Besitzungen in Afrika. Selbst katholische Missionsblätter klagen darüber, daß die Portugiesen hier das Werk der Glaubensverbreitung so gar lässig betrieben haben.

b. Die Franzosen in Afrika.

Zwar besser, aber darum noch lange nicht gut, steht es in den französischen Kolonien am Gabun und in Senegambien. Ein Kenner und Augenzeuge, Dr. Hübbe, faßt seine Beobachtungen der dortigen Zustände in den Satz zusammen: „Das französische Kolonialwesen fördert die Wilden, wie sie sind, anstatt ihre Civilisirung zu fördern.“ Die katholische Mission wird äußerlich wohl unterstützt, innerlich aber nicht gefördert. Am Senegal hatten die Franzosen, als sie hinkamen, es ausschließlich mit Negern, diesem „vorurtheilslosesten Menschenstamm der Erde“, zu thun, und erst unter ihren Augen und ihnen gleichsam zum Trotz ist das Land mehr und mehr dem von Osten her eindringenden muhammedanischen Einfluß erlegen, so daß es heute nicht mehr französisch, sondern nur noch „muhammedanisch-französisch“ genannt werden kann. Die Franzosen wollen überall nichts als rasche Erfolge, womöglich recht viel »gloire« und wo das nicht geht, da ermattet ihr Eifer gar bald. Von jener „ruhigen Geduld und geduldigen Ruhe“, welche in Afrika das A und das O alles Gelingens ist, wissen sie nichts. Im Bulletin der Pariser geographischen Gesellschaft von 1877 heißt's u. A.: „Obwohl die Kolonie am Senegal dem Mutterlande so nahe liegt, findet man dort keinen civilisirten Wirthschaftsbetrieb, keine europäische Industrie; der Gesammt-Export des Landes rührt von Negern und Mauren her und ist verhältnißmäßig sehr gering.“ Unter den wenige Hundert zählenden Europäern kommen mehr als 2 Soldaten auf je 1 Kolonisten; die Verwaltung des Gouverneurs würde „China alle Ehre machen“, d. h. sie läßt an Willkür und Eigensinn nichts zu wünschen übrig. Hie und da treten Neger und Mulatten zur katholischen Kirche über, aber fast nur aus „praktischen, meist politischen Gründen“. Ja, die französische Freiheitsliebe hat es hier nicht einmal zur Abschaffung der Sklaverei gebracht. Dieselbe besteht, wenn auch nicht officiel, so doch öffentlich immer noch fort. In St. Louis, Gorka und Dukar gestattet man zwar die Sklavenmärkte nicht mehr, aber an allen Orten werden die aus dem Innern kommenden Gefangenen ungenirt verkauft, um dann zu den Nomadenvölkern der Sahara, nach Marokko, Algier und selbst bis nach Aegypten weiter befördert zu werden. Gelegentlich ergreifen die Behörden sogar die Partei der Sklavenhändler gegen ihre Menschenwaare, und als 1877 der Befehlshaber des Distriktes Dugana aus

eigener Machtvollkommenheit einen Sklaventransport abfieng, wurde ihm von oben herab befohlen, die Sklaven ihren Eigenthümern wieder auszuliefern. Wenn mißhandelte Sklaven der Nachbarländer sich nach der Senegal-Kolonie flüchten in der Hoffnung, hier Schutz und Freiheit zu finden, so verrechnen sie sich sehr. Erst neuerdings ist durch die Missionare in Senegambien die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Uebelstand gelenkt und die Sache sogar vor die französische Regierung gebracht worden, die hoffentlich energisch einschreiten wird.

Was die Kolonie am Gabun betrifft, so wollten die Franzosen dieselbe gern gegen das Gambia-Land an England austauschen; die Europäer am Gambia aber erklärten, alles lieber werden zu wollen als französisch. Daran scheiterte der Plan. „Mühsam wird nur noch der Schein aufrecht erhalten.“ Das Beste hat auch am Gabun die Mission gethan, wie früher schon erwähnt worden.

Wie die Franzosen endlich in Madagaskar der Sache des Evangeliums wiederholt geschadet und auf alle Weise der katholischen Mission den Vorrang zu verschaffen gesucht haben, ist bekannt. Das Neueste hierüber theilt ein Korrespondent der »Daily News« mit, der unter'm 13. Sept. 1879 schreibt, kürzlich sei ein französischer Special-Kommissär zum Schutz der jesuitischen Missionare eingetroffen. Derselbe drohe mit Kriegsschiffen und trete selbst gegen die Regierung höchst anmaßend auf. Die Jesuiten hätten Anspruch auf ein großes Stück Land mitten in der Hauptstadt erhoben, ohne ein Recht darauf nachweisen zu können. In einer Provinz seien Gouverneur und Beamte so von ihnen eingeschüchtert, daß man sie protestantische Lehrer ungestraft prügeln, Schulen schließen, den Sonntagsgottesdienst unterbrechen und anderen Unfug treiben lasse. An einem Ort hätten sie sogar den Häuptling bewogen, die protestantische Kapelle zu zerstören. Das ganze Land sei aufgeregt, die Regierung in Verlegenheit, die Furcht vor den Franzosen groß. Einige glauben, dies ganze Gebahren habe nur den Zweck, der französischen Regierung einen Vorwand zur Einmischung und damit eine Gelegenheit zu verschaffen, die Insel unter ihre Schutzherrschaft zu stellen.

Bei dieser Gelegenheit sei auch erwähnt, daß Eingeweihte behaupten, die Abdankung Gordon Paschas sei auf den zunehmenden französisch-jesuitischen Einfluß in Aegypten zurückzuführen. Was

dieser protestantische Mann trotz unerhörter, ihm entgegenstehender Hindernisse mit nur ein paar europäischen Gehilfen zur Bekämpfung des Sklavenhandels im Sudan und gelegentlich auch zur Förderung der Mission gethan hat, ist bekannt. Es wäre ein trauriger Triumph der französisch-katholischen Eifersucht, wenn das, was er zu Stande gebracht, nun nach seinem Abgang wieder zu Grunde gehen würde.

c. Spanische Intoleranz in Fernam do Po.

Zwischen der Mündung des Niger- und des Gabun-Flusses ungefähr in der Mitte, liegt die kleine Insel Fernam do Po. Diese gehört den Spaniern. Für die Eingebornen geschieht aber fast gar nichts. Englische Methodisten-Missionare (Primitive Methodists) sind die einzigen, die sich ihrer annehmen, und in den mehr als 20 Jahren ihrer Wirksamkeit hätten sie an dem empfänglichen Völkchen gewiß etwas Nennenswerthes zu Stande gebracht, wenn man sie nicht von oben daran gehindert hätte.

Im Jahr 1872 schloß der damalige Gouverneur eine Missionsschule. Die Missionare und ihre Freunde in England erhoben Protest dagegen und Lord Granville setzte es bei der spanischen Regierung durch, daß die Schule wieder eröffnet werden durfte. Bis 1877 gab es Ruhe. In diesem Jahr aber wurde ein Kapitän Salgado zum Gouverneur ernannt, der nichts Geringeres als die Vernichtung der ganzen Mission zu beabsichtigen schien. Zuerst befahl er, die Sonntagsschule zu schließen, dann verbot er das Läuten der Kirchenglocken, hob eine kleine Mädchenschule auf, die von der Missionsfrau gehalten wurde, deßgleichen eine Singstunde, untersagte die Abendgottesdienste u. s. f. Endlich verlangte er, daß vor der protestantischen Kirche ein Zaun errichtet werden müsse, wahrscheinlich um ihr den Charakter eines öffentlichen Gebäudes zu nehmen. Miss. Holland bat ihn, genau die Linie zu bezeichnen, wo der Zaun gezogen werden sollte, um künftigen Schwierigkeiten vorzubeugen. Schwierigkeiten aber wollte ja eben der Gouverneur, deßwegen schlug er jene Bitte ab. Und als Miss. Holland nun nach bestem Wissen und Gewissen den Zaun hatte herstellen lassen, da hieß es, derselbe müsse geändert werden, er trete zu weit vor. Der Missionar kam diesem Befehl nicht nach; in seiner Abwesenheit ward der Zaun nun niedergerissen und dem Missionar kund gethan: wenn er in seiner renitenten Stellung verharre, so werde man ihn innerhalb 48 Stun-

den aus der Kolonie fortjagen — zur Warnung für weniger wichtige und gebildete Einwohner.

Am 31. Dezember 1878 kam wirklich der Befehl, Miss. Holland habe in 48 Stunden die Insel zu verlassen. Am 2. Januar erhielt er seinen Paß und dazu 30 Mark zur Ueberfahrt auf's afrikanische Festland. Das Geld nahm er nicht an; am 3. Januar 1879 verließ er Fernam do Po — übrigens nicht der erste, sondern bereits der vierte britische Unterthan, welcher vom neuen Gouverneur war ausgewiesen worden. Die Sache wurde nun dem auswärtigen Amt in London übergeben; mit welchem Erfolg, haben wir noch nicht gehört. Deßgleichen ist uns unbekannt, ob ein neuer Missionar (Luddington), den jene methodistische Gesellschaft 1878 nach Fernam do Po aussenden wollte, die in Madrid erbetene Erlaubniß zur Niederlassung auf der Insel erhalten hat oder nicht. Miss. Holland's einstiger Kollege, Miss. Blackburn, ist seither dem Klima und der anstrengenden Arbeit erlegen.

Was für eine Verantwortung lastet doch auf einer „christlichen" Regierung, der ein afrikanisches Land anvertraut ist, wenn sie so gegen das Eindringen des Evangeliums sich zur Wehr setzt!

d. Sklaverei in Abeokuta.

Wir erwähnten schon das letzte Mal, daß die Joruba-Mission durch einen neuen Krieg zwischen Abeokuta und Ibadan, sowie durch das Aufleben alter heidnischer Sitten innerhalb der Gemeinde zu leiden habe. Der Krieg scheint nun seinem Ende entgegen zu gehen. Ueber die Zähigkeit aber, mit welcher selbst mehrere ordinirte Geistliche in Joruba an der Sklaverei und vielleicht an noch schlimmeren Dingen festzuhalten scheinen, berichtet die »African Times« geradezu haarsträubende Dinge.

Vor einigen Jahren wurde der tüchtige eingeborne Missionar James Johnson aus Lagos nach Abeokuta versetzt, um in Abwesenheit europäischer Missionare das ganze Werk dort zu leiten. Er ließ sich vor allem die finanzielle Selbständigmachung der dortigen Gemeinden angelegen sein, und in Folge seiner Bemühungen stieg die Kirchensteuer der eingebornen Christen im Jahr 1878 von 2400 auf 9000 Mark. Jetzt — im Jahr 1879 — ist sie wieder auf 2400 M. gesunken. Warum? Nicht weil Johnson's Eifer oder die Willigkeit der Gemeindeglieder nachgelassen hätte, sondern weil die einheimischen

Pfarrer sich gegen jenen empört haben, und zwar deßwegen, weil er die unter ihnen eingerissene Trunkenheit, Vielweiberei und Sklaverei angegriffen und sowohl dem Bischof (von Sierra Leone) als auch der Missionskommittee in England davon Anzeige gemacht hat. Ganz besonders ist ihr Zorn durch einen Erlaß der Missionskommittee über die Haussklaverei entflammt worden. In diesem Erlaß waren die eingebornen Angestellten der Mission, in erster Linie natürlich die schwarzen Geistlichen, aufgefordert, bis zum 1. Januar 1880 ihre Sklaven freizugeben, widrigenfalls sie sich als entlassen zu betrachten hätten. Kaum war das bekannt geworden, so giengen die sich getroffen Fühlenden zu den heidnischen Ortshäuptlingen und stellten diesen vor, Johnson (und ein gewisser Herr Robbin) sei ein ganz gefährlicher Mensch, der die Landessitten umstoßen, Europäer hereinbringen und das Land an diese verrathen wolle, er handle bloß als verkappter Konsul für die Europäer, die es auf Joruba abgesehen hätten. Ja, sie trieben es so weit, daß in einer Rathsversammlung Johnson zum Tode (Enthauptung) verurtheilt wurde, was jedoch nicht ausgeführt wurde. Dagegen wurde der Angeklagte am 28. Okt. v. J. durch einen Boten benachrichtigt, daß er innerhalb 24 Stunden die Stadt verlassen müsse, er sei ja in Idschebu daheim, dorthin solle er sich begeben und bei den Seinigen die Sklaverei abschaffen.

Als Johnson sich weigerte, diesem Befehl nachzukommen, wurde er aus dem Missionshaus verjagt und mit Steinen geworfen, bis er sich zu jenem Herrn Robbin flüchtete, der sich in Verbindung mit einem gerade aus Lagos eingetroffenen einflußreichen Herrn Pedro Martins und dem christlichen Häuptling Okenla des Verfolgten annahm und ihn vor weiterer Unbill zu schützen wußte.

Als Hauptfeinde Johnson's werden die drei Pfarrer von Oschielle, von Igbore und von Ake genannt. Seit 1867 seien diese die Tonangeber in Abeokuta, sie seien im Besitz großer Ländereien, die lediglich von Sklaven bearbeitet werden. Missionsarbeit könne natürlich von solchen Männern nicht erwartet werden; sie schaden mehr als sie nützen. Der fleißige und eifrige Johnson, der 1877 nach Abeokuta gekommen und in dieser Zeit schon drei neue Kirchen gebaut und viele Heiden bekehrt habe, sei ihnen schon lange ein Dorn im Auge. Frage man die heidnischen Häuptlinge und den König Ojekan, was sie denn gegen ihn haben, so heiße es: nichts als was die „Buch-Leute", d. h. die Christen selbst gegen ihn sagen. Es

werde in Abeokuta nicht besser werden, wenn man jene drei Hauptübelthäter nicht absetze; und auch wenn sie ihre Sklaven freigeben, werde das nur unter der Voraussetzung Werth haben, daß die Befreiten nach Lagos oder an einen andern englischen Platz kommen, sonst sei es gewiß, daß man sie auf irgend einem Umweg wieder unter das alte Joch bringe u. s. w. So die »African Times« vom November und Januar. Das Blatt der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft (C. M. Intelligencer) erwähnt nur, daß in Folge jenes Erlasses oder vielmehr in Folge der (irrthümlichen?) Auslegung desselben allerlei „Verwickelungen" entstanden seien, zu deren Beilegung ein erfahrener europäischer Missionar (Faulkner) nach Abeokuta gesandt werden solle, während Johnson auf seinen früheren Posten in Lagos als Pfarrer einer dortigen Gemeinde (Breadfruit Church) zurückzukehren habe; und an einer andern Stelle heißt es, daß durch Johnson's Eifer in Erhebung der Kirchensteuer „Schwierigkeiten" entstanden seien.

Einige afrikanische Korrespondenten der obengenannten Zeitung beschuldigen die schwarzen Pfarrer von Abeokuta überdies auch der Trunksucht und Vielweiberei und fügen hinzu, daß überhaupt im inneren Joruba eine Menge Christen und frühere Missionsschüler aus Sierra Leone und anderen Orten sich sklavenhandelnd herumtreiben, Harems halten, die Heiden in all' ihren Unsitten bestärken und den Häuptlingen einreden, jeder Fortschritt in der Civilisation sei auch ein weiterer Schritt dazu, das Land an die Europäer zu verlieren! So soll ja auch König Ketschwajo einmal zu einem Missionar, der ihm die Segnungen der englischen Civilisation anpries, gesagt haben, er wisse wohl: „Erst kommt Missionar, dann kommt Konsul, dann kommt Armee!" Aber es ist doch ein Unterschied, wenn der barbarische Selbstherrscher aller Zulus das als Ausrede sagt, oder wenn christliche Neger, die früher selbst Sklaven waren und ihre Freiheit, wie alles andere, der Mission verdanken, wenn die solche Vorurtheile zu verbreiten suchen, bloß um ungestört ihrem schändlichen Gewerbe nachgehen zu können.

Das Einzige, was man zur Milderung des Urtheils über diese dem Christennamen nur Schande machenden „Bekehrten" sagen kann, ist eben das, daß das Sklavenwesen und wohl auch die Vielweiberei dem Neger so tief eingefleischt sind, daß außer in Fällen von wirklicher Herzenserneuerung die zum Christenthum Uebergetretenen viel-

leicht noch Generationen lang damit werden zu kämpfen haben. Folgendes Beispiel entnehmen wir ebenfalls der »African Times«: Ein baptistischer Christ wurde von seinem Vorgesetzten aus Ogbomoso nach Lagos geschickt. Unterwegs fiel er den Egbas in die Hände, die ihn zum Kriegsgefangenen machten und als Sklaven verkauften. Herr Johnson in Abeokuta hörte davon und veranstaltete sogleich eine Kollekte zur Loskaufung „dieses christlichen Bruders". Es gelang, und mit dem Ueberschuß jenes zu seinen Gunsten gesammelten Geldes im Sack zog der Befreite seines Weges weiter nach Lagos. Nach einiger Zeit schickte ihn der baptistische Missionar von hier nach Ogbomoso zurück. Auf dem Weg dahin begegneten ihm zwei aus Abeokuta entlaufene Sklaven. Was thut er? Er begleitet sie nach Otta und läßt sie hier — in Eisen legen und verwahren, geht nach Abeokuta und macht dem betreffenden Sklavenbesitzer Anzeige von seinem Fang. Als Johnson das erfuhr, ließ er den Elenden vor sich kommen und stellte ihn scharf zur Rede. Mit welchem Erfolge? Daß er einen Feind mehr bekam und die Heiden nun noch bereiter waren zu glauben, er wolle alles über den Haufen werfen!

Uns klingen solche Geschichten fast unglaublich; hört man aber, wie unsere Reisenden von der Sklaverei als einer Lebensbedingung bei den Negern reden, so begreift man, daß auch ein vielleicht in manchen Stücken ganz civilisirter, aber eben nicht wahrhaft bekehrter Bekehrter leicht wieder in dergleichen zurückfällt. Dr. Pogge z. B. hat erst neuerdings behauptet: „Die Sklaverei ist dem Neger in Fleisch und Blut übergegangen; mit dem Aufhören derselben würde das ganze Negerleben in seiner jetzigen Form nicht bestehen können. Den Missionären, welche östlich vom Quangofluß den Versuch machen wollten, die Sklaverei aufzuheben, stelle ich ein ungünstiges Prognostikon. Will das civilisirte Europa im Innern von Afrika die Sklaverei ausrotten, so muß es den Neger selbst ausrotten oder sein originelles Blut mit anderem vermischen." (!)

Das Neueste ist nun — wie uns der Sekretär der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft brieflich mittheilt — daß alle Angestellten der Mission in Yoruba den bisher in ihrem Besitz gewesenen Sklaven und Pfändern Freibriefe ausgestellt und jene drei Hauptangeklagten (W. Moore, D. Williams und W. Allen) Schritte gethan haben, die Namen der Zeitungs-Korrespondenten, welche so

„falsche Berichte“ gegen sie veröffentlicht haben, ausfindig zu machen, um sie dann vor den Gerichten in Lagos zur Verantwortung zu ziehen. Aus dem uns nun ebenfalls aus London mitgetheilten Erlaß der Kommittee ersieht man, daß nicht nur solche Christen, die vor ihrem Uebertritt schon Sklavenhalter waren, ihren Besitz an Menschenleibern nicht aufgegeben, sondern auch solche, die als Heiden keine Sklaven besaßen, seit ihrer Bekehrung, ja in einigen Fällen seit ihrem Eintritt in den Kirchendienst solche erworben hatten! Das ist schlimm genug. Wenn von dem Uebrigen ein gut Theil auf Geschwätz oder Verleumdung beruhen sollte, so würde uns das ja von Herzen freuen.

e. Zwei traurige Nachrichten aus Ostafrika.

Ein trauriges Ereigniß, das wir auch nicht unerwähnt lassen dürfen, ist der feindliche Zusammenstoß zwischen den Bewohnern der schottischen Missionsstation Blantyre, südlich vom Njassa-See, und den räuberischen Adschawas. Lange hatten die Letzteren sich mit nächtlichen Diebereien begnügt, die zwar gewöhnlich, aber doch nicht immer, durch die Wachsamkeit der Missionare vereitelt wurden. Endlich überfielen sie die Station förmlich um sich mit Waffengewalt in den Besitz gewisser Vorräthe zu setzen. Die Missionare und deren Leute sahen sich genöthigt zu schießen, und das Resultat war, daß der Ueberfall zwar zurückgeschlagen wurde, aber nicht ohne daß sechs Adschawas todt liegen blieben und noch mehr verwundet wurden. „Wie die Missionare nun ihr Werk fortsetzen werden, läßt sich vorerst nicht absehen. Es ist ja klar, daß an Ort und Stelle keine Staatsgewalt existirt, welche sie schützen könnte; ob sie aber berechtigt waren, durch bewaffneten Widerstand sich selbst zu schützen, wird einem einfältigen Jünger des sanftmüthigen Heilands immer fraglich bleiben. Er würde doch wohl gesagt haben: Fliehet in eine andere Stadt.“ *) Dies Ereigniß ist um so mehr zu beklagen, als es in neuester Zeit in Blantyre, wie auch in Livingstonia und auf den zwei nordwestlich von hier am See gegründeten Stationen mit dem Schulunterricht, dem Besuch der Gottesdienste und den äußeren Arbeiten zur Civilisirung der Umwohner lieblich vorangieng.

Traurig sind endlich auch die letzten Schicksale der wenig ge-

*) Monatsblätter für öffentl. Missionsstunden. März 1880.

kannten, aber seit 1868 mit viel Aufopferung getriebenen schwedischen Mission in Abessinien. Ihre beiden Hauptstationen waren bis vor Kurzem Geleb in Mensa und M'Kullo bei Massawa. Am 14. Okt. 1879 jedoch mußten die Missionare mit 33 ihrer Zöglinge und gegen 70 andern Anhängern Geleb verlassen und nach M'Kullo fliehen, so daß dies nun ihre einzige feste Station ist. „So sind doch die Bibeln," schreibt Miss. Lundahl, „welche wir verbreitet haben, nicht ohne Frucht geblieben, denn es ist eine Verfolgung wegen des Worts. Ein Priester, dessen Tochter unsere Mädchenschule besuchte, las in der Bibel, bis er verklagt wurde. Der Oberpriester, der ihn zurechtbringen sollte, wurde auch vom Wort übermocht, so daß er anfieng, darnach zu predigen und zu handeln." Sie wurden nun beide geprügelt, bis ihnen der Rücken zerfleischt war und das Blut aus Mund und Nase floß. Sie ertrugen alles standhaft, ja fröhlich im Glauben. Nachher wurden sie in ein Kloster gesperrt, um das „Beten zu Maria und anderen Heiligen" wieder zu lernen. Die Missionare konnten indessen still weiter arbeiten, sogar 6 Kinder konfirmiren und am 7. September mit diesen das Abendmahl feiern, bis man es ihnen im Oktober so arg machte, daß ein längeres Ausharren nutzlos gewesen wäre. Die Hauptschuld dabei fällt auf den Gouverneur Ras Allola, welcher im Namen des Königs Johannes die Provinz Hamasan regiert. Schmerzlich ist's zu lesen, wie die Eingebornen, welche doch so viel Gutes von den Brüdern empfangen hatten, noch ehe diese die Station verlassen hatten, sich an's Plündern machten, und um den Besitz der geringsten Gegenstände mit einander stritten, bis ein Bienenschwarm, der seines Honigs beraubt wurde, sie auseinander trieb; schmerzlich auch, daß während der Flucht das 10 Monate alte Söhnchen des Miss. Karlson vom Tode ereilt wurde. „So schwarz hat es noch nie ausgesehen" — das ist die Charakteristik, welche die Missionare selbst von ihrer gegenwärtigen Lage geben.

Aus dem Geistesleben der Chinesen.

4. Confucius.*)

Von Th. K.

Confucius (eigentlich Kongfutse), um 551 v. Chr. geboren, ist der größte Mann seines Volkes, der Chinese der Chinesen. Die Gebildetsten und Edelsten selbst des heutigen China führen seinen Namen mit Ehrfurcht im Munde; und wenn ihr Wandel noch so sehr von den Worten des Meisters abweicht, so umgeben sie ihn selbst doch mit einer Wolke von Weihrauch. Sein Bild, wie es aus seinen eigenen Schriften uns anmuthet, ist ein zwar nicht großartiges, aber doch auch für unser Gefühl wohlthuendes. Er erscheint als ein Mann, der in die sittlichen Lebensgesetze einen tiefen Blick gethan hat, und der sich's angelegen sein läßt, seine Nebenmenschen wirklich zu bessern. Confucius ist kein Schwärmer, der sich besonderer Offenbarungen rühmt, auch kein Gelehrter, der in stiller Zurückgezogenheit sich unpraktische Gedanken über die Welt macht, sondern ein Staatsmann und ein Patriot. Wohl lebte er nicht mehr in der goldenen Zeit des Alterthums, da die Heiligen noch die Kaiser des Reiches waren, auch nicht in der späteren Zeit, da die Heiligen den Rang der Minister einnahmen; er, der jetzt in China als der größte Heilige verehrt wird, brachte es nicht einmal bis zum Staatsminister. Aber er hat doch als trefflicher Beamter der Mitwelt gedient. Er fühlte wohl, daß seine Zeit einer Besserung bedurfte; diese Einsicht ist bei ihm aber mit der fröhlichen Zuversicht verbunden, daß seine auf Abhilfe gerichteten Gedanken durchführbar seien, und ferner mit einem warmen Eifer, selbst Hand an's Werk zu legen.

Dabei bekennt er von sich, er sei kein „Heiliger", ja nicht einmal einen „Humanen" im vollen Sinn des Worts wagt er sich zu nennen. Er redet uns von Grundsätzen, die der „Edle" habe, z. B. dem Vater so zu dienen, wie man's vom eigenen Sohn verlange,

*) Siehe E. Faber: „Quellen zu Confucius und dem Confucianismus," 1873, und: „Lehrbegriff des Confucius," 1872, und R. von Plänckner: „Confucius. Tchong-Yong, der unwandelbare Seelengrund," 1878.

und er beklagt, dies selbst nicht zu vermögen. Er trauert nicht bloß über seine Zeit, wie es auch heutzutage so Viele thun, sondern ebenso über sich selbst. Wie menschlich er unter seinen Mitmenschen wandelte, beweist die Anekdote, die man von ihm erzählt, er habe es nicht unter seiner Würde gehalten, einen unverschämten Menschen mit seinem Spazierstocke zu bearbeiten. Doch es mögen nun seine eigenen Lehren für ihn reden.

Die ersten Fragen, die wir an eine uns neu entgegentretende Weltanschauung zu stellen pflegen, die Fragen nach dem Grunde aller Dinge, nach der Entstehung des Menschen, nach dem Ziel der Weltgeschichte, werden von Confucius nur sehr unbefriedigend beantwortet. Freilich hat ein deutscher Gelehrter in einer Schrift des Confucius seine eigene Weltansicht in schönster Form wiedererkannt; indeß in einer Weise, die ebenso bezeichnend als wenig vertrauenerweckend für den Uebersetzer ist. Nach der Ansicht Fabers, der als Missionar die ganze geistige Richtung des Confucianismus aus Erfahrung gewiß besser kennt, als dieser deutsche Gelehrte, hat Confucius die Antwort, die das chinesische Alterthum auf die genannten Fragen gab, eher verflacht; und es kann für ihn auch nur ein Ruhm sein, in diesen höchsten Fragen zu wenig, anstatt zu viel zu wissen. Für das höchste Wesen, das über der Welt steht, braucht er den Ausdruck „Himmel". Man muß aber erst aus verschiedenen Aussprüchen schließen, daß Confucius sich eine Art Persönlichkeit unter diesem Wesen vorstellt, und nicht etwa eine bloße Kraft. Nur der Himmel, sagt er, ist groß. Ansehen und Reichthum kommen vom Himmel; der Himmel will den Confucius als „Alarmglocke" gebrauchen. Ferner findet sich die Wendung: „Möge es der Himmel heimsuchen." Gegen den Himmel darf man sich nicht versündigen, denn eine Versündigung gegen den Himmel kann nicht abgebeten werden. Gegen den Himmel darf man nicht murren. Ja, Confucius sagt sogar, Menschenkenntniß sei nicht möglich ohne Himmelskenntniß, ein Wort, das sich vom christlichen Standpunkt aus erst recht verstehen läßt; aber im Ganzen ist ihm der Himmel doch nicht die Macht, zu der der Mensch aufblicken darf, wie ein Kind zu seinem Vater, nicht die helfende Hand, nicht der belebende Odem, der die gesunkenen Kräfte wieder heben kann. Wirkliches Gebet zum Himmel ist auch nicht möglich, nur etwa Respektsbezeugung. Der Himmel redet ja auch nicht, sagt Confucius, er wirkt bloß. Es

kommt freilich auch der Ausdruck „Gott“ vor, besonders in alten Liedern und Dokumenten, die Confucius anführt; es ist derjenige Ausdruck, den die Missionare vielfach für den christlichen Gottesbegriff verwenden, indem sie mit diesem Worte den Chinesen Gott als denjenigen vorhalten, den schon ihre Vorväter gekannt hätten. Dem Confucius wird zum Ersatz gleichsam für das, was er der Gottheit verweigert, die Menschheit um so viel göttlicher. Seiner Naturseite nach ist zwar der Mensch ebenso Geschöpf Himmels und der Erde, wie jedes andere Wesen; andererseits steht er aber doch hoch über der Natur; seine „Wesensnatur“ und seinen Gehalt hat er vom Himmel empfangen, die sind göttlich. In ihm kommen die Kräfte Himmels und der Erde zu ihrer vollendetsten Ausgestaltung, und so läßt es sich verstehen, wie der Mensch als eine dritte Macht dem Himmel und der Erde ebenbürtig an die Seite gestellt wird; es wird sogar gesagt, der Mensch bilde mit Himmel und Erde gleichsam eine Dreieinigkeit.

Im eigentlichen Sinn mit dem Himmel vergleichbar ist aber nur der „Heilige“; denn es gibt nach Confucius Menschen, die nicht erst durch eigene Thaten heilig geworden sind, sondern die dieses Glück schon von Natur genießen. Der Heilige folgt seiner Naturanlage und den daraus sich ergebenden guten Trieben ganz von selbst, ohne jede Anstrengung; er ist der Sündlose, der für seine Mitmenschen ein verkörpertes Gesetz, so zu sagen eine lebendige Bibel ist; er ist von Geburt an der regelmäßige, vollkommene Kristall, der jedem von selbst seine durchsichtige Schönheit weist. Man darf indeß nicht glauben, daß es mehrere Klassen von Menschen gebe, die wesentlich von einander verschieden seien. Confucius fordert seine Mitmenschen ebenso zur Demuth, wie zur gegenseitigen Annäherung auf, indem er sagt, von Natur, im Wesen seien die Menschen einander verwandt, fremd aber durch Gewöhnung.

Ist die Wesensnatur des Menschen das eine Band, das ihn mit dem Himmel verbindet, so ist ein zweites die „Bestimmung“. Es kann für den Menschen nicht gleichgültig sein, was er mit den ihm geschenkten Kräften und mit seiner Freiheit anfängt: der Weg ist ihm schon vorgezeichnet. Der Himmel hat bei jedem Menschen einen Plan, eine Absicht, dies ist die „Bestimmung“. Beim Heiligen entspricht sein Wesen seiner Bestimmung; der Mensch kann aber die Bestimmung des Himmels auch nicht annehmen. Der Edle,

heißt es, wartet im Stillen auf die Bestimmung und wird dadurch, daß er die Bestimmung erkennt, zum Edeln. Confucius selbst kam erst im fünfzigsten Jahre so weit, seine Bestimmung zu erkennen.

Neben Himmel, Erde und Mensch finden sich aber noch andere Mächte im Weltall — die Geister und Dämonen. Confucius weiß allerlei von ihnen zu sagen, lobt ihre Tüchtigkeit, redet von verschiedenen Rangstufen derselben: die einen seien über Berge, die andern über Flüsse gesetzt u. s. w. Aber er ist ihnen offenbar nicht sonderlich zugethan; er begreift nicht, wie man ihnen dienen mag, wie man in Krankheit zu ihnen beten kann; er sagt sogar, sie seien fern zu halten. Allem Anscheine nach denkt er die Geister und Dämonen als verstorbene Menschen. Denjenigen zu opfern, welche zum eigenen Stamme gehören, ist Pflicht der kindlichen Liebe; eitel Schmeichelei aber ist es, wenn fremden Dämonen Opfer dargebracht werden. Wie man sieht, stehen die Dämonen in keiner näheren Beziehung zum sittlichen Leben des Menschen, als der „Himmel", und indem von den Abgeschiedenen als von Geistern geredet wird, bleibt doch dabei unklar, welche Bedeutung diese Art der Unsterblichkeit für eine etwaige Vergeltung oder für das Ziel der Menschengeschichte überhaupt haben mag.

Je unbefriedigender die hier über Ursprung und Ziel des Menschenlebens gegebenen Aufschlüsse sind, desto eifriger ist Confucius bemüht, die sittlichen Aufgaben des Menschen, Pflichten und Tugenden, möglichst allseitig zu entwickeln. Dies zu thun, war er veranlaßt durch den Wunsch, seinen Zeitgenossen aufzuhelfen. Die jetzige Zeit, die schlechte, verdorbene, und die alte Zeit, die gute, vollkommene: Das ist der große Gegensatz, der schon dem Confucius schwer auf dem Herzen lag. Wie derselbe entstanden ist, sagt er uns nicht; es ist eben eine Thatsache, daß so viele Menschen von der göttlichen Bestimmung abweichen, ja schon der Umstand, daß man Edle und Heilige von gewöhnlichen Menschen unterscheidet, ist ein Zeichen des Verderbens. Aber ehemals hat es doch noch solche Heilige gegeben; jetzt wagt Confucius kaum zu hoffen, daß er Einen solchen finden werde. Betrübt ruft er daher aus: „Es ist alles vorbei, ich habe noch keinen Menschen gefunden, der seine Uebertretungen sehen und sich innerlich selbst strafen kann!" Humanität, sagt er, liebe jetzt niemand; glatte Worte und schöne Gestalt seien dagegen heutzutage nöthig, um durch die Welt zu kommen. Der

Wandel in der Mitte sei schon lange selten. Da ist kein Heiliger, kein Guter (vergl. Röm. 3, 10. 12), und auch Beständigkeit ist schwierig; er habe noch keinen angetroffen, der in der Einsamkeit seinen Willen suche (d. h. sich sammle) und Recht thue. Diese und ähnliche Klagen aus so alter Zeit klingen an unser Ohr wie Stimmen aus der Gegenwart; aber Confucius unterscheidet sich von vielen modernen Predigern der menschlichen Schlechtigkeit zu seinem Vortheil dadurch, daß er von dem frischen Eifer beseelt ist, zu thun, was er kann, um den Mißständen abzuhelfen.

„Tugend", das ist das Universalmittel, das er seiner Zeit anpreist, Tugend auch für den einzelnen Menschen das, was ihn zum schönen, durchsichtigen Kristall macht. Gar manches schöne Wort sagt Confucius zum Preise der Tugend. Sie ist recht eigentlich das, wodurch der Mensch mit dem Himmel in Beziehung steht; denn die Tugend ist himmlischer Natur. An und für sich ist ja Tugend nur das, daß man zu etwas taugt und tüchtig ist; so hat Himmel und Erde, so haben sogar die Dämonen ihre Tüchtigkeit. Beim Menschen aber ist Tugend oder Tüchtigkeit die Vollkommenheit nicht irgend einer Seite seines Wesens, sondern der menschlichen Natur überhaupt, sie ist die Offenbarung dessen, was der Mensch in sich hat, was den Kern seiner Persönlichkeit bildet. Die Tugend der „Wesensnatur", wie Confucius sagt, ist einfach die in's Leben getretene, thätig wirkende, reine Menschennatur. Die Voraussetzung einer solchen Tugend ist freilich die Annahme der ungetrübten Kraft und der unverdorbenen Anlage des Menschen, und dies ist zugleich ein Punkt, der die Anschauung des Confucius von der christlichen scheidet. Daß die Tugend dennoch unter den Menschen so selten ist, kann Confucius sich nur dadurch begreiflich machen, daß er annimmt, die Menschen kennen den hohen Werth der Tugend nicht. Bedächten doch alle Menschen, wünscht er, welch' große Gaben ihnen die Tugend bringt! Durch Tugend wird der Mensch dem Nordpol gleich an Beständigkeit, um den das Heer der Sterne sich dreht. Durch Tugend wird man nicht einsam und verwaist, sondern findet Nachbarn und Freunde. Allerdings führt die eine Verbindung, die der Mensch mit der Tugend eingeht, eine Menge Trennungen auf der anderen Seite mit sich, aber der Verlust ist nur Schein; man gewinnt mehr, als man verliert. Durch Tugend werden Völker unterworfen u. s. w.

Die allgemeinste, umfassendste Forderung, die damit an den Menschen herantritt, ist die uns wohlbekannte: „Ihr sollt vollkommen sein!“ Dieser höchste sittliche Maßstab richtet sich freilich selbst wieder nach dem uns vorschwebenden Ideal. Bei Confucius fehlt, entsprechend seiner dürftigen Ansicht von Gott, der evangelische Zusatz, den wir in diesem Zusammenhang gewohnt sind. Das höchste Maß der Vollkommenheit liegt für ihn in dem Heiligen.

Doch versuchen wir es einmal, uns der Leitung des Confucius anzuvertrauen, um zu erfahren, wie sich die Tugend in den einzelnen Verhältnissen und auf den verschiedenen Stufen des sittlichen Lebens gestaltet. Und würden wir ihm auch zum Schluß keine große Freude bereiten und nicht ernstlich überzeugt von ihm fortgehen: er, der würdige Meister, hat zu seiner Lebenszeit sehr oft „mit Schülern von mittlerer und geringerer Qualität“ sich begnügt, wenn er die Besseren nicht erlangen konnte, und etwas werden wir doch immerhin von ihm lernen. Mindestens drei Jahre, so wird er uns zunächst belehren, sind nöthig, wenn man es zu etwas Rechtem bringen will. Wer drei Jahre lernt, ohne es zu etwas zu bringen, der kommt nicht mehr leicht dazu. Begeben wir uns nun muthig an's „Studium.“ So wissenschaftlich dieser Name klingt, so ist dies Studium doch keine gelehrte Betriebsamkeit, die sich auf Erkenntniß der Natur oder der Geschichte oder einer anderen einzelnen Wissenschaft wirft. Confucius ist eine so praktische Natur, daß es ihm nicht auf bloße Verstandesthätigkeit, sondern in erster Linie auf den Wandel, auf Besserung des Herzens ankommt. Die Ausübung des Gelernten im Leben, das ist Zweck und Ziel alles Studiums. Der Mensch hat von Natur wohl edle Neigungen und sittliche Bestrebungen, aber wenn nicht durch das Lernen regulirt, verderben diese Eigenschaften und werden zu eben so vielen Fehlern: Humanität wird zur Thorheit, Geradheit zur Grobheit, Tapferkeit zur Insubordination, Festigkeit zur Narrheit. Eben diese Fehler und Mängel unseres Wesens soll uns das Studium zum Bewußtsein bringen. Man sieht hieraus, wie das Böse von Confucius wesentlich als ein Mangel betrachtet wird, und das, was sich dem Menschen in seinem sittlichen Entwicklungsgang hindernd entgegen stellt, als Unvollkommenheit, als eine dem Guten vorausgehende Stufe, die durch Bildung überwunden wird. Fehler zu haben, sagt er, ohne sie zu bessern, — das ist Fehler zu nennen. Also, dürfen

wir denken, Fehler überhaupt zu haben, ist noch kein Fehler, ist etwas natürliches; aber diese Unvollkommenheit an sich sehen und sie nicht beseitigen — das ist ein Fehler. Andererseits braucht der Mensch, der in seinen Neigungen und Begierden nicht Maß gehalten und somit Sünde begangen hat, nur in das rechte Geleise wieder einzulenken. Dadurch wird alles wieder gut, es ist keine Aufhebung der geschehenen Sünde, keine Versöhnung des Sünders nöthig. Die nachfolgende gute That ist so zu sagen schon die Versöhnung für die vorausgegangene böse; diese letztere ist eben keine wirkliche Sünde, keine Abwendung von Gott, keine Zuwendung zum Bösen, sie ist nur eine Unfertigkeit.

Fügen wir hier gleich bei, was Confucius sonst noch über die Fehler der Menschen sagt, nicht nur über diejenigen, die wir als seine Schüler abzulegen haben, sondern auch über die im ferneren Leben uns vorkommenden; denn Confucius ist nicht der Ansicht, daß man jemals ganz vollendet sein werde; auch der Edelste strauchle noch zuweilen. Betrachtet man, sagt Confucius, die Uebertretungen und Fehler eines Menschen, so kann man daraus auf den ganzen sittlichen Zustand des Betreffenden schließen. Es ist ein Unterschied zwischen den Fehlern des Edlen und den Fehlern des Thoren. Der Edle fürchtet sich nicht, seine Fehler zu korrigiren, d. h. wohl, er gesteht sich seine Fehler, macht sich frisch daran, sie zu verbessern, entschlossen, dieselben nicht mehr zu begehen, und nicht denkend, seine Anstrengung sei nutzlos. Er wird also nicht entmuthigt durch seine Fehltritte, sondern durch dieselben nur gewarnt und gewitzigt. „Yin Hwui," heißt es, „begieng nicht zweimal denselben Fehler." Die Fehler des Edlen werden weiter verglichen den Sonnen- und Mondfinsternissen, die offenbar sind vor den Augen der ganzen Welt. Der Edle, dessen Grundsätze allgemein bekannt sind, der durch seine Tugend leuchtet, wie eine Sonne, kann also wohl auch einmal von seiner Bahn abweichen. Wenn sich aber so sein Glanz verfinstert, so blickt alle Welt auf ihn hin und bemerkt die Veränderung; es ist geradezu unmöglich, daß eine solche verborgen bleibe. So, können wir hinzusetzen, hat es der Edle im Vergleich mit den übrigen Menschen auch viel leichter, sich zu bessern; denn wenn er so in den Augen aller Menschen seine Fehler liest, wenn ihm das Urtheil der Welt sagt, er habe gefehlt, so wird ihn solch' allgemeine Aufmerksamkeit auch veranlassen, auf sich selbst aufmerksam zu werden, sich

innerlich zu strafen und wieder in die rechte Bahn einzulenken. Schwerer ist es für den gemeinen Mann, seine Fehler recht zuzugestehen und anzuerkennen; denn ihm liegt die Versuchung nahe, sich der Welt gegenüber, die ihn nicht kennt, so zu geben, als sei er ohne Fehler. Darum sagt Confucius: „Der gemeine Mann schmückt seine Fehler sicherlich."

Doch der Mensch hat nicht bloß Fehler an sich, ihm treten auch mannigfache Fehler und Uebertretungen in seiner Umgebung entgegen. Wie soll er sich diesen gegenüber verhalten? Confucius predigt hier einen Grundsatz, der Wahrheit und Irrthum zugleich enthält; er behauptet, wenn man nur am eigenen Herzen ernstlich zu bessern anfange, so werde die Welt außer uns von selbst besser werden. Daher, schließt er weiter, darf man das Böse an andern Menschen nicht angreifen, sondern nur das Böse an sich selber; auch den Angriff auf den Irrthum hält er für gefährlich. Darin liegt eine falsche Milde und Weichheit gegenüber dem Bösen, vielleicht eine Verwechselung mit dem richtigen Grundsatz, daß man das Böse, nicht den Bösen angreifen müsse; jedenfalls aber eine Unterschätzung der Macht des Bösen, einer Macht, die so groß ist, daß sie auch die volle Kraft des Widerstandes in Anspruch nimmt und herausfordert. Und zur Ehre des Confucius darf man hinzufügen, daß sein eigenes Leben im Widerspruch mit diesem seinem Grundsatze steht; denn eben die Irrthümer und Fehler seiner Zeit wollte er ja durch seine Lehre beseitigen. Freilich wird uns auch berichtet, daß, wo ihm dies nicht gelungen, er davon gegangen sei, so daß er sich nirgends, d. h. in keinem Staate (Provinz) auch nur drei Jahre lang aufgehalten.

Kehren wir jedoch zurück zu unserem „Studium". Die Erkenntniß der Fehler und die Vermeidung derselben soll bloß die Brücke sein zum Thun des Guten. Unterstützt werden wir dabei durch die Vorbilder der alten Zeit; hiezu ist ein wirkliches Studium in unserem Sinne nöthig. Die alten, ehrwürdigen Bücher der chinesischen Literatur müssen gelesen werden, die Lieder und Anstandsregeln studirt, die Muster jener guten Zeit, besonders das Leben alter heiliger Kaiser, wie des Yao und Schun, müssen betrachtet werden, um als Vorbilder zur Nacheiferung anzureizen. Unter den Eindrücken eines solchen Studiums, das übrigens nicht auf einmal abgeschlossen werden kann, das vielmehr vom Edeln be-

ständig fortgesetzt und gepflegt wird, soll die Besserung unseres Herzens ihren Anfang nehmen. Der gewöhnliche Mensch — denn von denen, die von Geburt Heilige sind, kann hier nicht die Rede sein — muß vor allem sein Herz berichtigen; in diesen innersten Mittelpunkt ihres Wesens führt Confucius seine Schüler ebenso gut, als Christus die seinigen (Matth. 15, 19). Das Herz muß zuerst berichtigt werden, in die Welt unserer Gedanken und Bestrebungen muß Ordnung kommen, so daß unsere Vorsätze wahrhaftig werden, die Lüge aus dem Herzen ausgeschieden wird und der Mensch sich nicht mehr selbst betrügt. Weiter bringt uns das Studium dahin, daß wir uns darüber klar werden, was wir wissen und was wir nicht wissen; nach und nach wird man in die Erkenntniß der Wahrheit hineingeführt; man erkennt nun seine Bestimmung, erkennt den Himmel und die Menschen. Besonders die Menschen zu kennen, ist wichtig; man soll sich's nicht anfechten lassen, sagt Confucius, von den Menschen nicht gekannt zu sein, anfechten soll es uns aber, wenn wir die Menschen nicht kennen. Damit hängt zusammen die Einsicht, daß auch im Menschenleben eines aus dem andern folgt, und das Verständniß für die Art und Weise, wie die Menschheit fortschreitet.

An diese mehr auf unsern Verstand berechnete Belehrungen würde wohl Confucius seine Versuche anschließen, einige rauhe Außenseiten unseres Wesens zu glätten und uns einige Vorschriften für's Leben anzuempfehlen. Eben da wir ihn mit unseren Fragen bestürmen und alles Mögliche von ihm wissen wollten, würde er uns mit ehrfurchtgebietendem Tone daran erinnern, daß Schweigen besser sei als Reden; uns mit allem Ernste einschärfen, Vorsicht zu üben in unseren Reden. Es wird uns vielleicht einer der älteren Schüler zuflüstern, daß der Meister in seinem Leben sich allezeit sehr schweigsam zeige, daß es für ihn ein wichtiger Gedanke sei, daß der Himmel auch nicht rede, sondern bloß wirke; und dann wird etwa Confucius, seine Rede wieder aufnehmend, uns sagen, daß *wenn* wir einmal reden, unsere Worte „treu" und „ungekünstelt" sein sollen, Worte, denen der entsprechende Wandel nachfolgt. Als Grundsatz beim Umgang mit anderen Menschen wird er uns dann angeben, die *Gegenseitigkeit*, dieselbe, die in den Worten ausgedrückt ist (Matth 7, 12): „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen." Dieses Gesetz der Gegenseitigkeit hat zwei Seiten: den

kannten, aber seit 1868 mit viel Aufopferung getriebenen schwedischen Mission in Abessinien. Ihre beiden Hauptstationen waren bis vor Kurzem Geleb in Mensa und M'Kullo bei Massawa. Am 14. Okt. 1879 jedoch mußten die Missionare mit 33 ihrer Zöglinge und gegen 70 andern Anhängern Geleb verlassen und nach M'Kullo fliehen, so daß dies nun ihre einzige feste Station ist. „So sind doch die Bibeln," schreibt Miss. Lundahl, „welche wir verbreitet haben, nicht ohne Frucht geblieben, denn es ist eine Verfolgung wegen des Worts. Ein Priester, dessen Tochter unsere Mädchenschule besuchte, las in der Bibel, bis er verklagt wurde. Der Oberpriester, der ihn zurechtbringen sollte, wurde auch vom Wort übermocht, so daß er anfieng, darnach zu predigen und zu handeln." Sie wurden nun beide geprügelt, bis ihnen der Rücken zerfleischt war und das Blut aus Mund und Nase floß. Sie ertrugen alles standhaft, ja fröhlich im Glauben. Nachher wurden sie in ein Kloster gesperrt, um das „Beten zu Maria und anderen Heiligen" wieder zu lernen. Die Missionare konnten indessen still weiter arbeiten, sogar 6 Kinder konfirmiren und am 7. September mit diesen das Abendmahl feiern, bis man es ihnen im Oktober so arg machte, daß ein längeres Ausharren nutzlos gewesen wäre. Die Hauptschuld dabei fällt auf den Gouverneur Ras Allola, welcher im Namen des Königs Johannes die Provinz Hamasan regiert. Schmerzlich ist's zu lesen, wie die Eingebornen, welche doch so viel Gutes von den Brüdern empfangen hatten, noch ehe diese die Station verlassen hatten, sich an's Plündern machten, und um den Besitz der geringsten Gegenstände mit einander stritten, bis ein Bienenschwarm, der seines Honigs beraubt wurde, sie auseinander trieb; schmerzlich auch, daß während der Flucht das 10 Monate alte Söhnchen des Miss. Karlson vom Tode ereilt wurde. „So schwarz hat es noch nie ausgesehen" — das ist die Charakteristik, welche die Missionare selbst von ihrer gegenwärtigen Lage geben.

Aus dem Heidenleben der Chinesen.

4. Confucius.*)

Von Th. A.

Confucius (eigentlich Kongfutse), um 551 v. Chr. geboren, ist der größte Mann seines Volkes, der Chinese der Chinesen. Die Gebildetsten und Edelsten selbst des heutigen China führen seinen Namen mit Ehrfurcht im Munde; und wenn ihr Wandel noch so sehr von den Worten des Meisters abweicht, so umgeben sie ihn selbst doch mit einer Wolke von Weihrauch. Sein Bild, wie es aus seinen eigenen Schriften uns anmuthet, ist ein zwar nicht großartiges, aber doch auch für unser Gefühl wohlthuendes. Er erscheint als ein Mann, der in die sittlichen Lebensgesetze einen tiefen Blick gethan hat, und der sich's angelegen sein läßt, seine Nebenmenschen wirklich zu bessern. Confucius ist kein Schwärmer, der sich besonderer Offenbarungen rühmt, auch kein Gelehrter, der in stiller Zurückgezogenheit sich unpraktische Gedanken über die Welt macht, sondern ein Staatsmann und ein Patriot. Wohl lebte er nicht mehr in der goldenen Zeit des Alterthums, da die Heiligen noch die Kaiser des Reiches waren, auch nicht in der späteren Zeit, da die Heiligen den Rang der Minister einnahmen; er, der jetzt in China als der größte Heilige verehrt wird, brachte es nicht einmal bis zum Staatsminister. Aber er hat doch als trefflicher Beamter der Mitwelt gedient. Er fühlte wohl, daß seine Zeit einer Besserung bedurfte; diese Einsicht ist bei ihm aber mit der fröhlichen Zuversicht verbunden, daß seine auf Abhilfe gerichteten Gedanken durchführbar seien, und ferner mit einem warmen Eifer, selbst Hand an's Werk zu legen.

Dabei bekennt er von sich, er sei kein „Heiliger", ja nicht einmal einen „Humanen" im vollen Sinn des Worts wagt er sich zu nennen. Er redet uns von Grundsätzen, die der „Edle" habe, z. B. dem Vater so zu dienen, wie man's vom eigenen Sohn verlange,

*) Siehe E. Faber: „Quellen zu Confucius und dem Confucianismus," 1873, und: „Lehrbegriff des Confucius," 1872, und R. von Plänckner: „Confucius. Tchong-Yong, der unwandelbare Seelengrund," 1878.

und er beklagt, dies selbst nicht zu vermögen. Er trauert nicht bloß über seine Zeit, wie es auch heutzutage so Viele thun, sondern ebenso über sich selbst. Wie menschlich er unter seinen Mitmenschen wandelte, beweist die Anekdote, die man von ihm erzählt, er habe es nicht unter seiner Würde gehalten, einen unverschämten Menschen mit seinem Spazierstocke zu bearbeiten. Doch es mögen nun seine eigenen Lehren für ihn reden.

Die ersten Fragen, die wir an eine uns neu entgegentretende Weltanschauung zu stellen pflegen, die Fragen nach dem Grunde aller Dinge, nach der Entstehung des Menschen, nach dem Ziel der Weltgeschichte, werden von Confucius nur sehr unbefriedigend beantwortet. Freilich hat ein deutscher Gelehrter in einer Schrift des Confucius seine eigene Weltansicht in schönster Form wiedererkannt; indeß in einer Weise, die ebenso bezeichnend als wenig vertrauenerweckend für den Uebersetzer ist. Nach der Ansicht Fabers, der als Missionar die ganze geistige Richtung des Confucianismus aus Erfahrung gewiß besser kennt, als dieser deutsche Gelehrte, hat Confucius die Antwort, die das chinesische Alterthum auf die genannten Fragen gab, eher verflacht; und es kann für ihn auch nur ein Ruhm sein, in diesen höchsten Fragen zu wenig, anstatt zu viel zu wissen. Für das höchste Wesen, das über der Welt steht, braucht er den Ausdruck „Himmel". Man muß aber erst aus verschiedenen Aussprüchen schließen, daß Confucius sich eine Art Persönlichkeit unter diesem Wesen vorstellt, und nicht etwa eine bloße Kraft. Nur der Himmel, sagt er, ist groß. Ansehen und Reichthum kommen vom Himmel; der Himmel will den Confucius als „Alarmglocke" gebrauchen. Ferner findet sich die Wendung: „Möge es der Himmel heimsuchen." Gegen den Himmel darf man sich nicht versündigen, denn eine Versündigung gegen den Himmel kann nicht abgebeten werden. Gegen den Himmel darf man nicht murren. Ja, Confucius sagt sogar, Menschenkenntniß sei nicht möglich ohne Himmelskenntniß, ein Wort, das sich vom christlichen Standpunkt aus erst recht verstehen läßt; aber im Ganzen ist ihm der Himmel doch nicht die Macht, zu der der Mensch aufblicken darf, wie ein Kind zu seinem Vater, nicht die helfende Hand, nicht der belebende Odem, der die gesunkenen Kräfte wieder heben kann. Wirkliches Gebet zum Himmel ist auch nicht möglich, nur etwa Respektsbezeugung. Der Himmel redet ja auch nicht, sagt Confucius, er wirkt bloß. Es

kommt freilich auch der Ausdruck „Gott“ vor, besonders in alten Liedern und Dokumenten, die Confucius anführt; es ist derjenige Ausdruck, den die Missionare vielfach für den christlichen Gottesbegriff verwenden, indem sie mit diesem Worte den Chinesen Gott als denjenigen vorhalten, den schon ihre Vorväter gekannt hätten. Dem Confucius wird zum Ersatz gleichsam für das, was er der Gottheit verweigert, die Menschheit um so viel göttlicher. Seiner Naturseite nach ist zwar der Mensch ebenso Geschöpf Himmels und der Erde, wie jedes andere Wesen; andererseits steht er aber doch hoch über der Natur; seine „Wesensnatur“ und seinen Gehalt hat er vom Himmel empfangen, die sind göttlich. In ihm kommen die Kräfte Himmels und der Erde zu ihrer vollendetsten Ausgestaltung, und so läßt es sich verstehen, wie der Mensch als eine dritte Macht dem Himmel und der Erde ebenbürtig an die Seite gestellt wird; es wird sogar gesagt, der Mensch bilde mit Himmel und Erde gleichsam eine Dreieinigkeit.

Im eigentlichen Sinn mit dem Himmel vergleichbar ist aber nur der „Heilige“; denn es gibt nach Confucius Menschen, die nicht erst durch eigene Thaten heilig geworden sind, sondern die dieses Glück schon von Natur genießen. Der Heilige folgt seiner Naturanlage und den daraus sich ergebenden guten Trieben ganz von selbst, ohne jede Anstrengung; er ist der Sündlose, der für seine Mitmenschen ein verkörpertes Gesetz, so zu sagen eine lebendige Bibel ist; er ist von Geburt an der regelmäßige, vollkommene Kristall, der jedem von selbst seine durchsichtige Schönheit weist. Man darf indeß nicht glauben, daß es mehrere Klassen von Menschen gebe, die wesentlich von einander verschieden seien. Confucius fordert seine Mitmenschen ebenso zur Demuth, wie zur gegenseitigen Annäherung auf, indem er sagt, von Natur, im Wesen seien die Menschen einander verwandt, fremd aber durch Gewöhnung.

Ist die Wesensnatur des Menschen das eine Band, das ihn mit dem Himmel verbindet, so ist ein zweites die „Bestimmung“. Es kann für den Menschen nicht gleichgültig sein, was er mit den ihm geschenkten Kräften und mit seiner Freiheit anfängt: der Weg ist ihm schon vorgezeichnet. Der Himmel hat bei jedem Menschen einen Plan, eine Absicht, dies ist die „Bestimmung“. Beim Heiligen entspricht sein Wesen seiner Bestimmung; der Mensch kann aber die Bestimmung des Himmels auch nicht annehmen. Der Edle,

heißt es, wartet im Stillen auf die Bestimmung und wird dadurch, daß er die Bestimmung erkennt, zum Edeln. Confucius selbst kam erst im fünfzigsten Jahre so weit, seine Bestimmung zu erkennen.

Neben Himmel, Erde und Mensch finden sich aber noch andere Mächte im Weltall — die Geister und Dämonen. Confucius weiß allerlei von ihnen zu sagen, lobt ihre Tüchtigkeit, redet von verschiedenen Rangstufen derselben: die einen seien über Berge, die andern über Flüsse gesetzt u. s. w. Aber er ist ihnen offenbar nicht sonderlich zugethan; er begreift nicht, wie man ihnen dienen mag, wie man in Krankheit zu ihnen beten kann; er sagt sogar, sie seien fern zu halten. Allem Anscheine nach denkt er die Geister und Dämonen als verstorbene Menschen. Denjenigen zu opfern, welche zum eigenen Stamme gehören, ist Pflicht der kindlichen Liebe; eitel Schmeichelei aber ist es, wenn fremden Dämonen Opfer dargebracht werden. Wie man sieht, stehen die Dämonen in keiner näheren Beziehung zum sittlichen Leben des Menschen, als der „Himmel", und indem von den Abgeschiedenen als von Geistern geredet wird, bleibt doch dabei unklar, welche Bedeutung diese Art der Unsterblichkeit für eine etwaige Vergeltung oder für das Ziel der Menschengeschichte überhaupt haben mag.

Je unbefriedigender die hier über Ursprung und Ziel des Menschenlebens gegebenen Aufschlüsse sind, desto eifriger ist Confucius bemüht, die sittlichen Aufgaben des Menschen, Pflichten und Tugenden, möglichst allseitig zu entwickeln. Dies zu thun, war er veranlaßt durch den Wunsch, seinen Zeitgenossen aufzuhelfen. Die jetzige Zeit, die schlechte, verdorbene, und die alte Zeit, die gute, vollkommene: Das ist der große Gegensatz, der schon dem Confucius schwer auf dem Herzen lag. Wie derselbe entstanden ist, sagt er uns nicht; es ist eben eine Thatsache, daß so viele Menschen von der göttlichen Bestimmung abweichen, ja schon der Umstand, daß man Edle und Heilige von gewöhnlichen Menschen unterscheidet, ist ein Zeichen des Verderbens. Aber ehemals hat es doch noch solche Heilige gegeben; jetzt wagt Confucius kaum zu hoffen, daß er Einen solchen finden werde. Betrübt ruft er daher aus: „Es ist alles vorbei, ich habe noch keinen Menschen gefunden, der seine Uebertretungen sehen und sich innerlich selbst strafen kann!" Humanität, sagt er, liebe jetzt niemand; glatte Worte und schöne Gestalt seien dagegen heutzutage nöthig, um durch die Welt zu kommen. Der

Wandel in der Mitte sei schon lange selten. Da ist kein Heiliger, kein Guter (vergl. Röm. 3, 10. 12), und auch Beständigkeit ist schwierig; er habe noch keinen angetroffen, der in der Einsamkeit seinen Willen suche (d. h. sich sammle) und Recht thue. Diese und ähnliche Klagen aus so alter Zeit klingen an unser Ohr wie Stimmen aus der Gegenwart; aber Confucius unterscheidet sich von vielen modernen Predigern der menschlichen Schlechtigkeit zu seinem Vortheil dadurch, daß er von dem frischen Eifer beseelt ist, zu thun, was er kann, um den Mißständen abzuhelfen.

„Tugend", das ist das Universalmittel, das er seiner Zeit anpreist, Tugend auch für den einzelnen Menschen das, was ihn zum schönen, durchsichtigen Kristall macht. Gar manches schöne Wort sagt Confucius zum Preise der Tugend. Sie ist recht eigentlich das, wodurch der Mensch mit dem Himmel in Beziehung steht; denn die Tugend ist himmlischer Natur. An und für sich ist ja Tugend nur das, daß man zu etwas taugt und tüchtig ist; so hat Himmel und Erde, so haben sogar die Dämonen ihre Tüchtigkeit. Beim Menschen aber ist Tugend oder Tüchtigkeit die Vollkommenheit nicht irgend einer Seite seines Wesens, sondern der menschlichen Natur überhaupt, sie ist die Offenbarung dessen, was der Mensch in sich hat, was den Kern seiner Persönlichkeit bildet. Die Tugend der „Wesensnatur", wie Confucius sagt, ist einfach die in's Leben getretene, thätig wirkende, reine Menschennatur. Die Voraussetzung einer solchen Tugend ist freilich die Annahme der ungetrübten Kraft und der unverdorbenen Anlage des Menschen, und dies ist zugleich ein Punkt, der die Anschauung des Confucius von der christlichen scheidet. Daß die Tugend dennoch unter den Menschen so selten ist, kann Confucius sich nur dadurch begreiflich machen, daß er annimmt, die Menschen kennen den hohen Werth der Tugend nicht. Bedächten doch alle Menschen, wünscht er, welch' große Gaben ihnen die Tugend bringt! Durch Tugend wird der Mensch dem Nordpol gleich an Beständigkeit, um den das Heer der Sterne sich dreht. Durch Tugend wird man nicht einsam und verwaist, sondern findet Nachbarn und Freunde. Allerdings führt die eine Verbindung, die der Mensch mit der Tugend eingeht, eine Menge Trennungen auf der anderen Seite mit sich, aber der Verlust ist nur Schein; man gewinnt mehr, als man verliert. Durch Tugend werden Völker unterworfen u. s. w.

Die allgemeinste, umfassendste Forderung, die damit an den Menschen herantritt, ist die uns wohlbekannte: „Ihr sollt vollkommen sein!“ Dieser höchste sittliche Maßstab richtet sich freilich selbst wieder nach dem uns vorschwebenden Ideal. Bei Confucius fehlt, entsprechend seiner dürftigen Ansicht von Gott, der evangelische Zusatz, den wir in diesem Zusammenhang gewohnt sind. Das höchste Maß der Vollkommenheit liegt für ihn in dem Heiligen.

Doch versuchen wir es einmal, uns der Leitung des Confucius anzuvertrauen, um zu erfahren, wie sich die Tugend in den einzelnen Verhältnissen und auf den verschiedenen Stufen des sittlichen Lebens gestaltet. Und würden wir ihm auch zum Schluß keine große Freude bereiten und nicht ernstlich überzeugt von ihm fortgehen: er, der würdige Meister, hat zu seiner Lebenszeit sehr oft „mit Schülern von mittlerer und geringerer Qualität“ sich begnügt, wenn er die Besseren nicht erlangen konnte, und etwas werden wir doch immerhin von ihm lernen. Mindestens drei Jahre, so wird er uns zunächst belehren, sind nöthig, wenn man es zu etwas Rechtem bringen will. Wer drei Jahre lernt, ohne es zu etwas zu bringen, der kommt nicht mehr leicht dazu. Begeben wir uns nun muthig an's „Studium.“ So wissenschaftlich dieser Name klingt, so ist dies Studium doch keine gelehrte Betriebsamkeit, die sich auf Erkenntniß der Natur oder der Geschichte oder einer anderen einzelnen Wissenschaft wirft. Confucius ist eine so praktische Natur, daß es ihm nicht auf bloße Verstandesthätigkeit, sondern in erster Linie auf den Wandel, auf Besserung des Herzens ankommt. Die Ausübung des Gelernten im Leben, das ist Zweck und Ziel alles Studiums. Der Mensch hat von Natur wohl edle Neigungen und sittliche Bestrebungen, aber wenn nicht durch das Lernen regulirt, verderben diese Eigenschaften und werden zu eben so vielen Fehlern: Humanität wird zur Thorheit, Geradheit zur Grobheit, Tapferkeit zur Insubordination, Festigkeit zur Narrheit. Eben diese Fehler und Mängel unseres Wesens soll uns das Studium zum Bewußtsein bringen. Man sieht hieraus, wie das Böse von Confucius wesentlich als ein Mangel betrachtet wird, und das, was sich dem Menschen in seinem sittlichen Entwicklungsgang hindernd entgegen stellt, als Unvollkommenheit, als eine dem Guten vorausgehende Stufe, die durch Bildung überwunden wird. Fehler zu haben, sagt er, ohne sie zu bessern, — das ist Fehler zu nennen. Also, dürfen

wir denken, Fehler überhaupt zu haben, ist noch kein Fehler, ist etwas natürliches; aber diese Unvollkommenheit an sich sehen und sie nicht beseitigen — das ist ein Fehler. Andererseits braucht der Mensch, der in seinen Neigungen und Begierden nicht Maß gehalten und somit Sünde begangen hat, nur in das rechte Geleise wieder einzulenken. Dadurch wird alles wieder gut, es ist keine Aufhebung der geschehenen Sünde, keine Versöhnung des Sünders nöthig. Die nachfolgende gute That ist so zu sagen schon die Versöhnung für die vorausgegangene böse; diese letztere ist eben keine wirkliche Sünde, keine Abwendung von Gott, keine Zuwendung zum Bösen, sie ist nur eine Unfertigkeit.

Fügen wir hier gleich bei, was Confucius sonst noch über die Fehler der Menschen sagt, nicht nur über diejenigen, die wir als seine Schüler abzulegen haben, sondern auch über die im ferneren Leben uns vorkommenden; denn Confucius ist nicht der Ansicht, daß man jemals ganz vollendet sein werde; auch der Edelste strauchle noch zuweilen. Betrachtet man, sagt Confucius, die Uebertretungen und Fehler eines Menschen, so kann man daraus auf den ganzen sittlichen Zustand des Betreffenden schließen. Es ist ein Unterschied zwischen den Fehlern des Edlen und den Fehlern des Thoren. Der Edle fürchtet sich nicht, seine Fehler zu korrigiren, d. h. wohl, er gesteht sich seine Fehler, macht sich frisch daran, sie zu verbessern, entschlossen, dieselben nicht mehr zu begehen, und nicht denkend, seine Anstrengung sei nutzlos. Er wird also nicht entmuthigt durch seine Fehltritte, sondern durch dieselben nur gewarnt und gewitzigt. „Yin Hwui," heißt es, „begieng nicht zweimal denselben Fehler." Die Fehler des Edlen werden weiter verglichen den Sonnen- und Mondfinsternissen, die offenbar sind vor den Augen der ganzen Welt. Der Edle, dessen Grundsätze allgemein bekannt sind, der durch seine Tugend leuchtet, wie eine Sonne, kann also wohl auch einmal von seiner Bahn abweichen. Wenn sich aber so sein Glanz verfinstert, so blickt alle Welt auf ihn hin und bemerkt die Veränderung; es ist geradezu unmöglich, daß eine solche verborgen bleibe. So, können wir hinzusetzen, hat es der Edle im Vergleich mit den übrigen Menschen auch viel leichter, sich zu bessern; denn wenn er so in den Augen aller Menschen seine Fehler liest, wenn ihm das Urtheil der Welt sagt, er habe gefehlt, so wird ihn solch' allgemeine Aufmerksamkeit auch veranlassen, auf sich selbst aufmerksam zu werden, sich

innerlich zu strafen und wieder in die rechte Bahn einzulenken. Schwerer ist es für den gemeinen Mann, seine Fehler recht zuzugestehen und anzuerkennen; denn ihm liegt die Versuchung nahe, sich der Welt gegenüber, die ihn nicht kennt, so zu geben, als sei er ohne Fehler. Darum sagt Confucius: „Der gemeine Mann schmückt seine Fehler sicherlich."

Doch der Mensch hat nicht bloß Fehler an sich, ihm treten auch mannigfache Fehler und Uebertretungen in seiner Umgebung entgegen. Wie soll er sich diesen gegenüber verhalten? Confucius predigt hier einen Grundsatz, der Wahrheit und Irrthum zugleich enthält; er behauptet, wenn man nur am eigenen Herzen ernstlich zu bessern anfange, so werde die Welt außer uns von selbst besser werden. Daher, schließt er weiter, darf man das Böse an andern Menschen nicht angreifen, sondern nur das Böse an sich selber; auch den Angriff auf den Irrthum hält er für gefährlich. Darin liegt eine falsche Milde und Weichheit gegenüber dem Bösen, vielleicht eine Verwechselung mit dem richtigen Grundsatz, daß man das Böse, nicht den Bösen angreifen müsse; jedenfalls aber eine Unterschätzung der Macht des Bösen, einer Macht, die so groß ist, daß sie auch die volle Kraft des Widerstandes in Anspruch nimmt und herausfordert. Und zur Ehre des Confucius darf man hinzufügen, daß sein eigenes Leben im Widerspruch mit diesem seinem Grundsatze steht; denn eben die Irrthümer und Fehler seiner Zeit wollte er ja durch seine Lehre beseitigen. Freilich wird uns auch berichtet, daß, wo ihm dies nicht gelungen, er davon gegangen sei, so daß er sich nirgends, d. h. in keinem Staate (Provinz) auch nur drei Jahre lang aufgehalten.

Kehren wir jedoch zurück zu unserem „Studium". Die Erkenntniß der Fehler und die Vermeidung derselben soll bloß die Brücke sein zum Thun des Guten. Unterstützt werden wir dabei durch die Vorbilder der alten Zeit; hiezu ist ein wirkliches Studium in unserem Sinne nöthig. Die alten, ehrwürdigen Bücher der chinesischen Literatur müssen gelesen werden, die Lieder und Anstandsregeln studirt, die Muster jener guten Zeit, besonders das Leben alter heiliger Kaiser, wie des Yao und Schun, müssen betrachtet werden, um als Vorbilder zur Nacheiferung anzureizen. Unter den Eindrücken eines solchen Studiums, das übrigens nicht auf einmal abgeschlossen werden kann, das vielmehr vom Edeln be-

ständig fortgesetzt und gepflegt wird, soll die Besserung unseres Herzens ihren Anfang nehmen. Der gewöhnliche Mensch — denn von denen, die von Geburt Heilige sind, kann hier nicht die Rede sein — muß vor allem sein Herz berichtigen; in diesen innersten Mittelpunkt ihres Wesens führt Confucius seine Schüler ebenso gut, als Christus die seinigen (Matth. 15, 19). Das Herz muß zuerst berichtigt werden, in die Welt unserer Gedanken und Bestrebungen muß Ordnung kommen, so daß unsere Vorsätze wahrhaftig werden, die Lüge aus dem Herzen ausgeschieden wird und der Mensch sich nicht mehr selbst betrügt. Weiter bringt uns das Studium dahin, daß wir uns darüber klar werden, was wir wissen und was wir nicht wissen; nach und nach wird man in die Erkenntniß der Wahrheit hineingeführt; man erkennt nun seine Bestimmung, erkennt den Himmel und die Menschen. Besonders die Menschen zu kennen, ist wichtig; man soll sich's nicht anfechten lassen, sagt Confucius, von den Menschen nicht gekannt zu sein, anfechten soll es uns aber, wenn wir die Menschen nicht kennen. Damit hängt zusammen die Einsicht, daß auch im Menschenleben eines aus dem andern folgt, und das Verständniß für die Art und Weise, wie die Menschheit fortschreitet.

An diese mehr auf unsern Verstand berechnete Belehrungen würde wohl Confucius seine Versuche anschließen, einige rauhe Außenseiten unseres Wesens zu glätten und uns einige Vorschriften für's Leben anzuempfehlen. Eben da wir ihn mit unseren Fragen bestürmen und alles Mögliche von ihm wissen wollten, würde er uns mit ehrfurchtgebietendem Tone daran erinnern, daß Schweigen besser sei als Reden; uns mit allem Ernste einschärfen, Vorsicht zu üben in unseren Reden. Es wird uns vielleicht einer der älteren Schüler zuflüstern, daß der Meister in seinem Leben sich allezeit sehr schweigsam zeige, daß es für ihn ein wichtiger Gedanke sei, daß der Himmel auch nicht rede, sondern bloß wirke; und dann wird etwa Confucius, seine Rede wieder aufnehmend, uns sagen, daß wenn wir einmal reden, unsere Worte „treu" und „ungekünstelt" sein sollen, Worte, denen der entsprechende Wandel nachfolgt. Als Grundsatz beim Umgang mit anderen Menschen wird er uns dann angeben, die Gegenseitigkeit, dieselbe, die in den Worten ausgedrückt ist (Matth 7, 12): „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen." Dieses Gesetz der Gegenseitigkeit hat zwei Seiten: den

Nebenmenschen sollen wir das nicht anthun, was wir uns nicht angethan wünschen; aber nicht nur dies: den Nebenmenschen sollen wir auch dasjenige Gute thun, was wir uns gethan wünschen; wir sollen also z. B. dem Fürsten so dienen, wie man es von einem eigenen Diener verlangt. Der Humane, der selbst eine Stellung wünscht, hilft auch andern dazu; wer selbst anerkannt zu werden wünscht, gewährt auch anderen Menschen Anerkennung u. s. w. Und so wird dieser Grundsatz vielfach ein Antrieb dazu sein, daß man seine Nebenmenschen menschlich behandelt. Aber so umfassend und erschöpfend dieser Grundsatz auch sein mag, er hat von christlichem Standpunkte seine Unvollkommenheiten, wenn man sieht, wie er sich in einer so fremden Weltanschauung, wie der chinesischen, ausnimmt. Schon daß man das Gute thun soll aus dem Gesichtspunkt des eigenen Nutzens, entspricht der Würde des Guten wenig. Betrachten wir aber auch diesen Grundsatz als bloßes Mittel, wodurch wir das Gute im gegebenen Augenblicke selbst finden und thun, indem wir uns in die Lage, in die Wünsche des Nebenmenschen hineinversetzen, als wäre es unsere Lage, so fehlt demselben doch der richtige Maßstab; er sagt uns nicht, wie weit wir in der Befriedigung unserer Wünsche gehen dürfen, welche derselben berechtigt sind, welche nicht. So dürften wir z. B. einem Nebenmenschen kecklich Schmeicheleien sagen, damit er uns wieder schmeichle: kein anderer Mensch hat von diesem gegenseitigen Flattiren einen Schaden, und doch ist es nach unserem christlichen Gefühle nicht erlaubt.

Indeß Confucius hat uns noch eine Menge anderer Vorschriften mitzutheilen, je nachdem wir ihm die eine oder andere schwache Seite unseres Charakters zeigen würden. Er führt uns aber in die innerste Stätte seines sittlichen Denkens, wenn er uns von einer großen Tugend redet, die alle anderen in sich fasse. Denn irgend eine einzelne Tugend hat wohl jeder Mensch: der eine ist fest in seinem Widerstand gegen alle Widerwärtigkeiten, der andere ist freigebig, der dritte redlich u. s. w., aber alle diese einzelnen Vorzüge machen ihn noch nicht zum sittlichen Menschen. Das Band der Vollkommenheit, welches alle anderen Tugenden gleichsam umschlingt, ist dem Confucius die — Humanität. Es gibt wohl tapfere Menschen, die keine Humanität haben; aber es gibt keine humane Menschen, die nicht tapfer wären; mancher ist gebildet, ohne human zu sein, kein Humaner dagegen ist ungebildet u. s. w. Humanität

ist die eigentlich menschliche Tugend, und die Bedeutung gerade dieser Tugend für das System des Confucius ist einleuchtend. Für den Menschen gibt es nichts wichtigeres als die Menschheit, in der er lebt; sie ist sein eigentliches Arbeitsfeld; wie man sich zu ihr stellt, ist von größter Bedeutung für ihn. Confucius ist keiner von den neueren Pessimisten, die, was nicht Genie und Talent hat, zur „Fabrikwaare" der Menschheit rechnen; nein, er verweist die Menschen nachdrücklich in die Reihen ihrer Mitbrüder. Da ihm aber das Verhältniß des Menschen zum Menschen die höchsten Pflichten einschließt, so kann man daraus ermessen, welcher Art seine Humanität ist. Soll die Gemeinschaft der Menschen ohne Störung bestehen, so darf der Einzelne in der Gesellschaft nicht seine Eigenthümlichkeiten und Eigenheiten herauskehren, als wäre er allein auf der Welt. Bildet jeder sich ein, auf alleinige Berechtigung Anspruch zu haben, so wird sich einer am andern stoßen und eine allgemeine Unordnung entstehen. Es kommt also darauf an, dasjenige am Menschen herauszufinden und auszubilden, was in allen Menschen gleich ist; denn dieses gemeinsam Menschliche kann sich im Leben nie stoßen, sondern es wird erst die rechte Harmonie in der Menschheit zuwege bringen. Die Ausbildung dieser Anlage, die jeder auf seinen Lebensweg mitbekommen hat, das ist die Humanität. Confucius beschreibt sie daher auch als Selbstvervollkommnung; denn alle Tugend ist nur die natürliche Offenbarung dessen, was die eigene Persönlichkeit in sich faßt. Ohne sittliche Selbstvervollkommnung ist Humanität nicht möglich.

Einzelne Seiten der Humanität nennt Confucius noch besonders; ein Theil derselben versteht sich nach dem bisher Gesagten von selbst, andere kommen uns Christen seltsam vor. Der Anfang der Humanität besteht in Unterdrückung aller Eigenmächtigkeit und Ueberhebung, alles Widerwillens und aller Begierden. An einer anderen Stelle heißt es, Humanität bestehe in Selbstüberwindung und Beugung unter die Anstandsregeln. Ferner gehört zur Humanität das, was man Wohlverhalten heißt, Respekt und Würde, Ehrerbietung; weiter, was für das Verhältniß der Menschen unter einander unerläßlich ist, das gegenseitige Zutrauen, denn ohne Zutrauen kann es mit der Menschheit nicht vorwärts gehen, so wenig als ein Wagen fahren kann, der keine Vorrichtung hat zum Anspannen der Zugthiere. Auch Wahrhaftigkeit, Nachsicht, Güte sind Stücke der Hu-

manität, und wenn Confucius sie endlich als „Eifer“ bezeichnet, so erinnert er nur damit an eine Seite seines Charakters, die uns wohl bekannt ist: wahre Menschlichkeit, meint er, besteht nicht in bloßer Selbstbetrachtung, in Gefühlsseligkeit oder gar Gefühlsschwärmerei, sondern in frischer Thätigkeit und in dem Bestreben, die uns in der Weltgeschichte gestellten Aufgaben zu lösen.

Man darf nicht etwa glauben, daß Confucius es mit der Erreichung dieser hohen Stufe der Sittlichkeit leicht genommen hat; es mochte sich ihm wohl die Wahrnehmung aufgedrängt haben, daß es so schwer ist, *sebst* human zu sein, wenn man mit Menschen umzugehen hat, die keineswegs human, ja vielleicht unmenschlich sind. Er erkennt auch an, daß es verschiedene Stufen der Humanität gibt, die höchste und vollkommenste aber so hoch, daß sie zu erreichen beinahe eine Unmöglichkeit ist. Ohne Zweifel meint er diese höchste Stufe, wenn er sagt, er wage sich selbst nicht Humanität zuzuerkennen; es ist, als wollte sich damit Confucius für die Chinesen als den Johannes, den Vorläufer, hinstellen, dem der Vollender erst nachfolgt. Indeß, wenn er auch die volle Humanität nicht zu haben behauptet, er ist doch so vertraut mit ihr, daß er in ihr allein wahre Befriedigung findet und sie seinen Landsleuten mit voller Ueberzeugung anempfehlen kann. Es scheint, daß auch Chinesen, wie manche Europäer, sich vor der Humanität geradezu fürchteten. „Man fürchtet,“ sagt Confucius, „die Humanität, wie man Wasser und Feuer fürchtet, weil man sieht, daß Leute darein fallen und sterben können, und doch ist noch niemand gesehen worden, der in Humanität fiel und darin starb.“ Vielleicht hätte er etwas anders geredet, wenn er das Leben und Sterben Christi mitangesehen hätte. Aber in dem wahren Sinne, daß wirkliche Sittlichkeit uns nie eigentlichen Schaden bringen kann, dürfte man dies Wort auch manchem Modernen zurufen und ihm sagen: Du stirbst nicht daran, wenn du besser wirst.

Was nun die verschiedenen *Lebensverhältnisse* betrifft, so sieht Confucius darin eben so viel Gelegenheiten zur Bethätigung der Humanität. Voran stehen hier die natürlichen Beziehungen der Menschen zu einander. Das verwandtschaftliche Verhältniß von *Eltern* und *Kindern* bringt die ursprünglichste Art von Abhängigkeit zu Stande, aus welcher Pflichten erwachsen. So ist denn die erste und wichtigste Pflicht eines Menschen die gegen seine Eltern; sie besteht mit Einem Worte in „Kindlichkeit“, d. h. nach chinesischem

Begriff in Dienst bei Lebzeiten und nach dem Tod. Wie zart Confucius dieses Eltern und Kinder zusammenschließende Band auffaßt, beweist eine Reihe von Aussprüchen. Die Eltern, sagt er, sollen keinen anderen Kummer über ihre Kinder empfinden, als den, wenn dieselben krank werden. So lange die Eltern leben, sollen die Kinder nicht in die Ferne wandern oder doch, wenn dies geschieht, an einen bestimmten Ort, der den Eltern bekannt ist. Im Umgang mit den Eltern solle alles mit dem Ausdruck der Freudigkeit und Liebe geschehen; denn dem Willen der Eltern muß man immer nachgeben. Ueber hohes Alter der Eltern soll ein Kind sich freuen und doch zugleich trauern, weil dasselbe dem Tod näher bringt.*) Nach dem Tode der Eltern darf aber das Werk der kindlichen Pietät nicht ruhen. Drei Jahre nach dem Tode der Eltern soll der Weg des Vaters nicht geändert werden; drei Jahre sollen sie betrauert werden. Denn so lange dauerte die Zeit, da sie das Neugeborene hegten und pflegten.

Aber mit solch' liebender Erinnerung ist's nicht gethan. Man soll den Todten dienen, wie den Lebenden, den Abgeschiedenen, wie den Gegenwärtigen. So entwickelt sich aus der kindlichen Liebe der Ahnendienst, eine Verkehrung der edelsten Triebe. Ist der Vater gestorben und begraben — entsprechend seinem Range —, so wird ihm vom Sohne geopfert — entsprechend diesmal dem Range des Sohnes. Confucius ermahnt sogar, mit diesen Opfern für die Abgeschiedenen nicht zu kargen, sondern sie reichlich zu geben. So ist denn durch Confucius der uralte chinesische Ahnendienst fast bis zur Vergötterung der Vorfahren gesteigert worden. „Die Vornehmen und Begüterten haben einen besondern Saal zur Darbringung und Verehrung eingerichtet, die Halle der Vorfahren; die Armen und Geringen benutzen dazu den Südostwinkel der Wohnung, der deßhalb der geheiligte Ort des Hauses genannt wird. Hier steht auf einer Tafel der Name des (oder der) Verehrungswürdigen und dort sagen sie ihre Bitten, dort theilen sie ihre Freuden, ihre Sorgen mit, flehen

*) Auch die heutige chinesische Geschichte bietet Beispiele von aufopfernder Kindesliebe. In der Pekinger Staatszeitung z. B. steht ein Dekret vom 11. Oktober 1878, in welchem zwei junge Leute öffentlich belobt werden, weil sie sich Stücke Fleisch aus ihrem eigenen Leibe geschnitten und sie den kranken Eltern in die Suppe gegeben haben, da ihnen dies als ein besonders wirksames Heilmittel empfohlen worden war.

um Rath, wenn sie rathlos, um Trost, wenn sie trostlos sind. Sie breiten die Festkleider aus, die die Verstorbenen getragen haben, stellen die Gefäße aus, die den Eltern die liebsten waren, wie an anderen Orten an Feiertagen die Reliquien ausgelegt werden. Sie tragen den Eltern vor den geheiligten Schreinen die Speisen auf, um zu zeigen, daß sie die Verstorbenen wie bei Lebzeiten bedienen und ihr Gedächtniß ehren wollen."

Eine weitere Folge der hohen Stellung des Vaters ist die, daß von eigentlichen Pflichten desselben gegen seine Kinder nicht die Rede ist. Nur einmal wird gesagt, der Vater solle Erbarmen, Mitgefühl mit seinen „Söhnen" haben, und bezeichnender Weise heißt es hier nicht einmal: „Mit seinen Kindern."

Im Kreise der Geschwister sind die Pflichten der einzelnen nicht etwa dieselben, sondern je nach dem Alter verschieden. Im Ganzen zwar soll das gegenseitige Verhältniß das der Freundschaft und Harmonie sein; dagegen müssen die jüngeren Brüder dem älteren unterthan sein, und dieses Abhängigkeitsverhältniß hört nicht etwa mit den fortschreitenden Jahren auf, sondern es bleibt das ganze Leben hindurch bestehen. Rasche Personen sollen zuerst Vater und Bruder um Erlaubniß fragen, ehe sie handeln, phlegmatische Personen sollen schnell handeln. Der weibliche Theil der Familie wird nicht hoch gehalten. Von Alters her gilt den Chinesen die Vielweiberei für erlaubt, und in diesem Punkte macht auch ein Confucius sich von der alten Gewohnheit nicht frei. Er warnt zwar öfters vor bloß sinnlicher Liebe, vor Fleisches- und Augenlust; aber gegen ein so unsittliches System, wie die Vielweiberei, spricht er nirgends einen Tadel aus. Von Pflichten gegen Schwestern redet Confucius nicht, erwähnt überhaupt Schwestern nie.

Außer den Pflichten gegen leibliche Verwandte hat der Mensch auch noch Pflichten gegen solche, die seinem Herzen nahe stehen, und von dieser geistigen Verwandtschaft, von der Freundschaft, redet Confucius noch besonders. Freunde zu haben, ist ihm ein Stück der Humanität, und die Humanität wird durch Freundschaft gefördert. Eine wahre Freundschaft ist vor allem die, welche aufrichtig ist; seinen Widerwillen verbergen und doch als Freund erscheinen wollen, ist eine Schande. Ferner besteht wahre Freundschaft darin, daß die Freunde den gleichen Charakter haben. Dreierlei Freundschaft ist vortheilhaft: mit Geraden, mit Aufrichtigen und mit Er-

fahrenen; dreierlei Freundschaft dagegen ist schädlich: mit Aufgeblasenen, mit Süßlichen und mit Zungenfertigen. Unter Freunden ist Vertrauen nöthig; wer Freunden nicht traut, erlangt auch nicht das Vertrauen der Obern. Nicht was dem Freunde zu eigen gehört, soll man suchen, nicht sein Geld und Gut; im Gegentheil, was man Schönes und Herrliches hat, mit ihm theilen und nicht unwillig werden, wenn er einem etwas verdirbt. Aber den Freund selbst soll man suchen und sein Bestes in geistiger Hinsicht wollen: der Freund hat den Freund treu zu ermahnen, ihn richtig zu leiten ohne allen Eigennutz.

Was endlich das gesellschaftliche und staatliche Leben betrifft, so war Confucius ein entschiedener Feind jeder Gleichmacherei, er beugte sich auch in diesem Punkte unter das, was einmal gesetzlich bestand und geworden war. Es gibt für ihn keine allgemeinen Menschenrechte, sondern nur Rechte der Klassen. Der väterlichen Gewalt in der Familie entspricht die Gewalt eines Herrschers über alle; gibt es in der Familie ältere und jüngere Brüder mit verschiedenen Rechten, so gibt es im socialen Leben verschiedene Grade und Rangstufen. Die Anerkennung dieser Unterschiede veranlaßt die Ausbildung von Höflichkeits- und Anstandsregeln. Sind die Höhen und Tiefen in der Gesellschaft ebenso berechtigt, wie Berge und Thäler in der Natur, so soll der Mensch sie auch anerkennen und jedem die Ehre erweisen, die ihm gebührt. Solche Formen haben eine sittliche Bedeutung, und Confucius sagt ganz richtig, daß man den Charakter eines Menschen an seiner Stellung zu den Anstandsregeln, an der Art und Weise, wie er dieselben beobachtet, erkennen könne. Doch gibt er selbst zu, daß die innere Ausbildung eines Menschen mehr werth ist, als Höflichkeit, daß die äußere Form niemals den fehlenden innern Gehalt ersetzt; bloßer Anstand ohne Verbindung mit Humanität ist ihm ein werthloser Schmuck. Was aber zu jeder Zeit als Anstand gelten soll, darüber kann nicht jeder beliebige Mensch, selbst nicht der Tugendhafte, bestimmen, das ist Sache des tugendhaften Kaisers.

Aehnlich verhält es sich mit der Musik (in Verbindung mit Tanz und Gesang). Confucius hielt diese edle Kunst hoch und übte sie selbst aus. Als er einmal Musik hörte (sie muß sonderlich schön gewesen sein), verlor er für drei Monate den Geschmack an Fleisch; er sagt, er habe nie geahnt, daß die Musik auf eine solche

Höhe gebracht werden könne; durch die Poesie werde man erhoben, durch die Musik aber vollendet; ohne Humanität ist aber auch sie werthlos. Nur der Kaiser darf neue Musik einführen und also im eigentlichsten Sinne seinem Volke den Ton angeben. Confucius glaubt nämlich, daß die Musik großen Einfluß auf den Charakter des Volkes habe, und diese Betrachtung muß ihm natürlich die Musik nicht nur in sittlicher, sondern auch in politischer Beziehung sehr wichtig machen. So richtig es nun auch sein mag, Sittlichkeit und Kunst in eine derartige Beziehung zu einander zu setzen, so ist's doch mindestens wunderlich, daß der Kaiser immer auch der beste Kunstkenner sein soll.

Diese staatliche Einmischung in ein Gebiet, das doch der Freiheit des Menschen vorbehalten ist, zeigt uns eben, welch' eine alles überragende Bedeutung von unserem Weisen dem Staate zugeschrieben wurde.

Der Staat ist nicht etwa nur dazu da, für das leibliche Wohlergehen seiner Angehörigen zu sorgen; er beruht auf der Tugend und setzt alle bisher besprochenen Tugenden voraus, er kann ohne dieselben gar nicht bestehen. Alles muß im Staate so hergehen, wie es von Rechtswegen sein soll: der Bruder muß brüderlich sein, das Kind kindlich, vor allem muß der Fürst Fürst sein, der Minister Minister, der Vater Vater und der Sohn Sohn. So ist der Staat auf Recht und Gerechtigkeit gegründet; daher muß die Regierung für Aufrechterhaltung dieser Grundsätze besorgt sein. Sie hat z. B. dafür zu sorgen, daß alles beim rechten Namen genannt wird, daß kein Unrecht hinter erschlichenem und gleißendem Namen sich versteckt. Die Behörden, besonders der Fürst, haben die größte Verantwortung für das Ergehen des Volkes, auch in sittlicher Hinsicht. Denn Confucius denkt, wie es in einem Hause dann gut stehe, wenn der Familienvater ein gutes Beispiel gebe, so sei es auch im Reiche. Wenn der Fürst das Gute will, so wird das Volk von selbst gut. So mächtig, stellt er sich vor, wirke dieses Vorbild, daß unter solcher Regierung die Todesstrafe abgeschafft werden könne. Auch an diesem Punkte bemerkt man wieder, wie sehr Confucius von der Macht des Guten durchdrungen ist: er kann es nicht begreifen, wie ein erhabenes Vorbild, vollends wenn es mit dem Glanz kaiserlicher Majestät leuchtet, nicht alle Menschen, die es sehen, fortreißen und begeistern sollte. An einer andern Stelle sagt er, der Staat habe für Speise,

Waffen und Vertrauen zu sorgen; die beiden ersteren könne man zur Noth noch entbehren; wie unentbehrlich aber das Vertrauen zur Regierung sei, das zeige sich z. B. in Zeiten der Hungersnoth: da werde es erst schlimm, wenn das Volk argwöhne, daß die vom Kaiser gesandten Hilfsmittel unterwegs stecken bleiben und von habsüchtigen Beamten veruntreut werden. Ob das Volk wohl oder übel behandelt wird, hängt von den Beamten ab, die der Fürst einsetzt. Die Beamten dürfen keine bloßen Gelehrten sein, sondern technisch gebildete, erfahrene Leute, Männer von Entschiedenheit und Scharfblick; solche, die kindlich und brüderlich sind gegen Verwandte und Bekannte, deren Worte treu, deren Wandel entschieden ist. Diese rechten Beamtentugenden seiner Zeit wieder vorzuhalten, war Confucius besonders dadurch veranlaßt, daß die damaligen Beamten, wie er sich ausdrückt, einfache „Maulaffen" waren. Welche Gedanken und Wünsche Confucius weiter in politischer Beziehung hatte, können wir aus seinen Bemerkungen über die Regierungen früherer Zeit schließen. Er geht nämlich auf die Zeit der alten, berühmten Kaiser als Vorbilder zurück. Die meist genannten Kaiser sind Yao und Schun. Die Ansicht dieser zwei alten Kaiser von ihrem Amt war diese, die Regierung sei ihnen durch des Himmels Gnade anvertraut, sie seien also, wie wir sagen, Kaiser von Gottes Gnaden, darum müsse der Regent auch alles aufbieten, um in den himmlischen Wegen zu bleiben. An einer Stelle sagt der „Meister": „Wißt ihr, worin sich die Weisheit des Kaisers Schun am deutlichsten gezeigt hat? Schun frug in ernsten Dingen gern Andere um ihre Ansicht und erwog dabei sehr genau die Worte seiner Umgebung. Er übergieng dann das Irrige und Unrichtige mit Stillschweigen, das Gute und Vortreffliche aber lobte er laut und verstand, dies in's rechte Licht zu setzen und hielt dann fest an der Ansicht, die nach seiner sicheren und untrüglichen Ueberzeugung die rechte und gute war ... Das war es, was ihn so hoch stellte und ihm den Ehrennamen Schun (der Weise und Wohlwollende) erwarb." An einer anderen Stelle heißt es: „Schun's eminente Pietät muß fürwahr uns mit Bewunderung erfüllen. Das war die Tugend, die ihn zum vorzüglichsten Menschen machte. Dadurch, daß er sie verehrte, wurde er Kaiser (des Himmels Sohn) und ihm wurde der Besitz des Weltreichs zu Theil. Dadurch, daß er seinen Vorfahren Tempel weihte und ihnen Opfer darbrachte, wurde diese Sitte auch von seinen Nachkommen beobachtet

und heilig gehalten und bewahrten diese somit auch sein Gedächtniß und verehrten auch ihn." Dann wird nachgewiesen, wie ihm durch seine Tugend die Herrschaft, des Glückes reichster Segen, ein rühmlicher Name und hohes Lebensalter zu Theil wurde. Noch tiefer ist die Auffassung eines Fürsten, Namens Thang. Er brachte Opfer und gelobte, er wolle sich nie erkühnen, Sünden hingehen zu lassen, noch die Diener Gottes in's Dunkel zu setzen; er wollte die letzteren auswählen nach dem Herzen Gottes. „Habe ich Sünde an eigener Person, so habe sie nichts zu thun mit den 10,000 Gebieten (d. h. mit dem Reiche), haben die Gebiete Sünde, so sei die Sünde auf meiner Person." Ein solches Ideal enthält Züge, die über des Confucius eigene Weltanschauung hinausgehen, besonders gilt dies von der hier ausgesprochenen ernsten Auffassung der Sünde. Die specielleren Vorbilder des Confucius sind Wan, Wu, vor allem der Herzog Tschau, bloße Staats- und Weltmänner, welche für Gewicht und Maß sorgten, die Gesetze revidirten, die eingegangenen Aemter wieder herstellten, zerstörte Städte wieder aufbauten, die Zurückgezogenen erhöhten u. s. w.

So viel über die Staatslehre des Confucius. Es gibt für ihn und für den Chinesen überhaupt keine höhere Lebensordnung als eben die staatliche: eine Gemeinschaft, die etwa unserem Begriff von der Kirche oder gar vom Reich Gottes ensprechen würde, kennt er nicht. Alles ist diesseitig, irdisch.

Fassen wir noch einmal alles zusammen, was Confucius von den Menschen fordert und wünscht. Sein Ideal, der Edle, ist ein feingebildeter Mann, keiner, der Gehalt hätte, ohne äußere Form oder äußere Form ohne Gehalt. Er darf nicht blos Gaben und Fähigkeiten haben, die etwa ausgebildet werden könnten, dieselben müssen wirklich ausgebildet sein. So hat er z. B. umfassende Kenntniß der Literatur und musikalische Bildung. Er fragt und lernt auch beständig, führt, was er weiß, aus nach Länge und Breite, er hält das Alte fest und kennt Neues, ist also ein Mann, der immer lernt, sich immer bessert und vervollkommnet. Seine Gemüthsstimmung ist die der Gelassenheit und Ruhe, nicht zwar so, als ob ihm alles gleichgültig wäre, nein, er ist unruhig, wenn er denken muß, sein Name werde nach seinem Tode nicht genannt; aber gelassen wartet er auf seine Bestimmung, läßt die Dinge ruhig an sich herankommen, sucht nicht zu ändern, was sich nicht ändern läßt und vermag so z. B.

auch Mangel gelassen zu ertragen. Sein äußeres Auftreten ist darauf berechnet, auf die Leute Eindruck zu machen; nichts, was ihm begegnet, darf ihn aus der Fassung bringen. Er darf weder Traurigkeit, noch Furcht, noch Zweifel zeigen. Er ist ernst, heißt es, um Eindruck zu machen, sein Wandel ist würdevoll. Erhaben steht er da unter seinen Nebenmenschen; nicht einer, wie sie, sondern auf's Allgemeine gerichtet, gehört er nicht einzelnen Parteien an; er ist weder konservativ, noch radikal, sondern entscheidet jede Frage nach seinem Gewissen, indem er derjenigen Seite beitritt, auf der er das Recht findet. Ueberhaupt hat sich der Edle eigentlich nicht in die Streitsachen dieser Welt zu mischen; wenn er aber einmal streitet, so streitet er als Edler. Seinen Umgang sucht er nicht unter Personen, die nicht selbst edel und gut sind; er geht nur mit Seinesgleichen um, sucht sich Freunde auf literarischem Weg(!) und fördert seine Tugend durch seine Freunde. Auf seinen Wandel verwendet er die größte Sorgfalt; dieser ist ihm mehr werth, als Worte, d. h. beide decken sich bei ihm vollständig. Er ist eifrig im Handeln und vorsichtig im Reden. Er beugt sich unter die Zucht des Anstandes und die Regeln der Sitte; doch sind seine Manieren eben so fern von Zwang, als von Nachlässigkeit. Dabei hat er einen Gehalt von wirklichen Tugenden; er verscheucht die Rohheit, vollendet nur das Schöne, nicht das Häßliche an sich und anderen Menschen, strebt nach Kindlichkeit und Brüderlichkeit, nach Pietät gegen Verwandte und Kinder. Er übt Humanität, Weisheit und Tapferkeit, nicht etwa in unvollkommener Weise, nein, die Untersuchung seines Innern zeigt keinen Makel; er bleibt nicht auf halbem Wege stehen in seinem Lauf. Kurz, seine Tugend ist wie der Wind, dem sich das Gras — die Menschen — beugt. Das ist der Edle des Confucius.

Manches wird uns an diesem Bilde wohlthuend berühren; wie deutlich spricht sich z. B. hier das Bewußtsein aus, daß der Mensch nicht da ist, um das Leben nur zu genießen, daß er höhere Gaben und Aufgaben hat, daß er bestimmt ist, seine Anlagen auszubilden und im Leben zu verwerthen, daß es Gesetze gibt im natürlichen und sittlichen Leben, unter die der Mensch sich beugen muß u. s. f. Und doch wird man an dem Bilde dieses Tugendmenschen gar vieles vermissen. Derselbe kann nicht wohl ein Vorbild für alle Menschen sein, für Unbegabte, wie für Talentvolle, für Frauen, wie für Männer; dazu ist es zu vornehm, zu stolz. Ja, es streift an die

Grenze des Unmöglichen; denn einem Menschen, dem die Untersuchung seines Innern keinen Makel aufzeigt, werden wir kaum glauben, daß er sich recht geprüft habe. Es fehlt dem Edeln die Naturwahrheit und weiter die Wärme, die beide einem wahren Christen eigen sind.

Einzelne Punkte, auf die es bei Vergleichung von Christenthum und Confucianismus besonders ankommt, sind folgende. Der Standpunkt des Confucius ist der Humanitätsstandpunkt, ist wesentlich Moral, nicht Religion, während das Christenthum die Sittlichkeit erst aus der Religion, aus der Beziehung des Menschen zu Gott hervorwachsen läßt. Im Zusammenhang damit wird auch die Sünde von Confucius nicht als Widerstand gegen einen persönlichen Gott aufgefaßt, sondern als zu überwindende Unvollkommenheit. Andererseits werden die natürlichen Kräfte des Menschen als zum Werke der sittlichen Besserung genügend angesehen und somit überschätzt. Eine Erlösung, eine göttliche Neubelebung des Menschen gibt es nicht. Die Religion wird nicht geradezu verworfen, aber auch nicht gepflegt. Deßwegen sind die Confucianer zwar sehr tolerant in religiöser Beziehung, aber diese Toleranz ist eben nur Gleichgültigkeit.*)

Das System des Confucius ist, wie die Geschichte lehrt, nicht fähig gewesen, eine Wiedergeburt des chinesischen Volkes herbeizuführen. Der Mission den Vorwurf machen, sie könne den Chinesen nichts bieten, was diese nicht schon selber hätten, heißt also der geschichtlichen Wahrheit in's Angesicht schlagen.

---

*) „Confucius war kein Mystiker, auch kein Metaphysiker. Er war ein Mann, der mit Leib und Seele mitten im Leben, im großen Treiben der Menschen drinnen stand, ganz und gar Chinese, weder Einsiedler noch Weltstürmer, sondern Mann der stetigen, sichern Arbeit. Die religiöse Ader war bei ihm so schwach entwickelt, wie bei der Mehrzahl seiner Landsleute. Dafür war er Politiker, rechnete mit dem Gegebenen und hielt sich mit seinen Anforderungen an das, wozu er sein Volk beanlagt fand. Das Heilmittel, welches er demselben verschrieben hat — ein politisches Lebenselixir wie kein zweites — ist „äußerlich zu gebrauchen": gutes Beispiel, Belohnungen und Strafen, bis die gute Sitte zur zweiten Natur und zu echter, innerlicher Sittlichkeit wird. Diese Lehre verträgt sich mit jedem Glauben, der nicht selbst unverträglich, d. h. unduldsam ist. Was wollen Nathans drei Ringe, denen doch der Makel der Fälschung anhaftet, besagen gegenüber jenem Sprichwort der Chinesen: Die drei Lehren: „Confucianismus, Taoismus und Buddhismus sind Eine Lehre!" (G. von der Gabelentz in der Allg. Ztg.)

Hören wir, wie ein zum Christenthum bekehrter Confucianer, der jetzt selbst Prediger ist, von seinem früheren Meister redet. „Ein Mann war in eine tiefe Grube gefallen — so fängt seine Gleichnißrede an — und lag hilflos jammernd am Boden. Da kam Confucius des Wegs, sah hinunter und rief dem Gefallenen zu: Armer Tropf! du thust mir leid! Warum bist du so dumm gewesen, da hinunter zu fallen? Ich will dir einen Rath geben: Wenn du je wieder herauskommst, so nimm dich in Acht, nie wieder hineinzufallen! — Dann kam ein Buddhistenpriester und sprach: Armer Tropf, es schmerzt mich, dich so im Elend zu sehen; ich denke, wenn du etwa halbwegs hinaufklettern könntest, so würde ich dir die Hand hinunterstrecken und dich vollends herausziehen helfen. Der Arme aber konnte sich nicht einmal rühren. — Da kam Jesus, stieg in den Abgrund, half dem Armen heraus, stellte ihn auf seine Füße, reinigte ihn und sprach: Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr!“

Die norwegische Mission unter den Sakalawas.*)

Wenn von Madagaskar die Rede ist, denkt man gewöhnlich nur an den Theil der großen Insel, welcher vom Howa-Stamm bewohnt oder doch beherrscht wird. Es gibt aber noch andere Stämme in Madagaskar, von denen einige fast ganz unabhängig von der Howa-Regierung und zugleich noch völlig heidnisch sind. Letzteres ist auch bei den Sakalawas der Fall, welche der ganzen Westküste entlang wohnen und theils von Viehzucht und Fischfang, theils aber auch von Raub und Diebstahl leben. Ackerbau wird nur ganz wenig getrieben; bei weitem der größere Theil des Volkes ist daher nach Nomadenweise beständig auf der Wanderschaft. Doch gibt es einige feste Niederlassungen und unter diesen auch solche, die bereits von Howa-Soldaten besetzt sind und demgemäß zum Herrschafts-

*) Die zweite Hälfte dieses Artikels verdanken wir der Güte unseres schwedischen Freundes, Hrn. von Möller.

gebiet der Königin Ranawalona gehören. Solche Plätze sind z. B. Morondawa und Ranopasi am mittleren Theile der Westküste. Weiter südlich aber treiben noch ganz unabhängige Nomaden- oder auch Räuberfürsten ihr Wesen. So der König Lahimorisa, der etwa 30,000 Unterthanen hat, von welchen wohl 5000 an der Küste wohnen und daher Seeleute (Weso) heißen, während die übrigen als Landleute (Maskoro) bezeichnet werden. Auch die Augustine Bay und Tullear, zwischen welchen der Stamm der Fieranana wohnt, stehen unter seiner Herrschaft, die übrigens nicht viel zu bedeuten hat. Tullear gilt überdies für den nationalen Mittelpunkt des ganzen Sakalawa-Volks, das sich aber gerade hier in sehr unvortheilhaftem Lichte zeigt.

Die Leute dieser Gegend (Fiherenga) sind äußerst roh, trotzig, raub- und rachgierig, gegen Fremde heimtückisch, diebisch und bettelhaft, gegen einander reizbar und gewaltthätig, so daß niemand unbewaffnet auszugehen wagt. Früher waren sie verrufene Seeräuber, bis europäische Kreuzer ihnen dies Handwerk legten. Im Innern des Landes wird aber die Räuberei immer noch stark betrieben, so daß jeder Reisende fürchten muß, ausgeplündert, wenn nicht als Sklave verkauft oder gar erschlagen zu werden. Nach Verbesserung ihrer Lage trachten diese Leute nicht, wohl aber nach augenblicklicher Befriedigung ihrer Leidenschaften. Wer sich ihnen hiebei nicht willfährig zeigt, der ist seines Lebens nicht sicher. Neben gewohnheitsmäßiger Dieberei und grober Unzucht ist ihr Hauptlaster die Trunksucht. Sie schwimmen in einer wahren Sintflut von Branntwein. Nicht nur verwandeln sie selbst fast alles, was die Erde trägt, in berauschende Getränke, sondern durch französische und andere Händler wird ihnen auch noch von auswärts eine Menge Branntwein zugeführt. Es ist unglaublich, welche Massen dieses Stoffes hier verschlungen werden, obgleich jeder Sakalawa erklärt, das Trinken sei etwas Abscheuliches, ja Schädliches. Es gibt manche, die nie nüchtern sind. Kein Wunder, daß niemand Lust zur Arbeit hat, während Stehlen und Betteln für keine Schande gilt. Durch den ziemlich lebhaften Handel ist zwar eine gewisse Rührigkeit bei den Leuten geweckt worden; man pflanzt und erntet, man kauft und verkauft mit zunehmendem Eifer, weil man merkt, daß es sich lohnt, Geschäfte zu machen; andererseits werden die Sakalawas aber durch den Handel nur noch anspruchsvoller und gemeiner.

Die Europäer und Kreolen, mit welchen sie auf diesem Wege in Berührung kommen, sind in der Regel auch nicht besser als die Heiden. Sie leben mit Sakalawa-Mädchen, sie verführen die Eingebornen zum Trinken, sie fluchen, sie haben keine Religion und wissen von keinem höheren Lebenszweck, als die Eingebornen möglichst auszubeuten, aus ihren Leidenschaften Nutzen zu ziehen und die Freiheit, welche ihnen selbst durch die Entfernung von der christlichen Heimat geworden, nach Kräften zu genießen. Wer etwas Besseres erstrebt und wer vollends die Sakalawas bekehren will, den halten sie für verrückt. Wir haben schon gesagt, das sei die Regel. Gott sei Dank! es gibt auch Ausnahmen von derselben, wie wir später sehen werden.

Bietet hienach das Leben der Menschen eigentlich nur Trauriges, so macht auch die Natur des Landes einen höchst unerfreulichen Eindruck. Ueberall eine trostlose Wüste von losem Sand, den der selten fehlende Seewind durch die tausend Spalten und Löcher der jämmerlichen Rohrhütten bis in's Innere der Wohnungen bläst. Dazu eine zu Zeiten fast unerträgliche Hitze und ein fieberisches Klima. Selbst die Eingebornen leiden davon. In Tullear hat fast Jeder über die eine oder andere Krankheit zu klagen, und Chinin ist bereits ein gesuchter Artikel.

Unter solchen Menschen und in einer solchen Gegend Mission zu treiben, ist gewiß kein Vergnügen. Die Londoner, die Quäker, die Anglikaner, welche unter den Howas ihr fruchtbares Arbeitsfeld gefunden — in diesen Südwestwinkel des Landes sind sie bis heute noch nicht vorgedrungen. Wir machen ihnen keinen Vorwurf daraus. In Imerina, Betsileo u. s. w. gibt es einstweilen noch mehr als genug zu thun. Dagegen kann man es den katholischen Missionaren nur zur Ehre anrechnen, daß sie schon ums Jahr 1860 in Tullear sich niederließen. Es machte ihnen niemand Konkurrenz. Aber das Vertrauen der Eingebornen zu gewinnen, gelang ihnen nicht. Als ein Priester einmal vom höllischen Feuer gepredigt hatte, zündete man ihm dafür das Dach über dem Kopfe an, so daß er, um sein Leben zu retten, sich auf ein Schiff flüchten mußte. Jetzt ist die katholische Mission in Tullear längst wieder aufgegeben. Dagegen haben eifrige, verleugnungsvolle Glaubensboten aus dem fernen europäischen Norden dort festen Fuß gefaßt.

Es war im Jahr 1870, daß das norwegische Missionsschiff

„Elieſer“ zum erſtenmal in dem von Korallenriffen umgebenen Hafen (Tullear) anlegte. Ein Kaufmann, namens Lemerle, kam den Miſſionaren freundlich entgegen, und ſelbſt der Sakalawa-König ſagte, daß er gern Lehrer bei ſich willkommen heißen würde. Doch kam es damals zu keiner Niederlaſſung. Erſt vier Jahre ſpäter, am 7. September 1874, erſchien der „Elieſer“ wieder und zwar mit vier Miſſionaren, die alle für die Sakalawas beſtimmt waren. Kaum waren ſie angekommen, ſo gieng das Betteln los. Erſt am folgenden Morgen konnte durch einen madagaſſiſchen Matroſen, den man von London mitgebracht hatte und der nun als Dolmetſcher diente, mit dem Häuptling Mampana verhandelt werden. Derſelbe kam auf's Schiff, blieb zu einer Mahlzeit und machte Freundſchaft mit den Miſſionaren. Dann wurden die Europäer am Lande beſucht, darunter ein Schwede und ein Amerikaner, welche in freundlichſter Weiſe ihre Dienſte anboten. Zuvor mußte aber die Erlaubniß des Königs Lahimoriſa zur Niederlaſſung erbeten werden. Er hatte ſeinen Sitz weiter nördlich landeinwärts von Manombe. Nach Manombe ließ man ſich nun in Booten rudern und von da in Tragſtühlen durch die im Sturmſchritt dahineilenden Sakalawas zum König tragen. Dieſer ſchien ſeinen früheren Verſprechungen zum Trotz etwas mißtrauiſch. Da er kein Schiff beſitze, könne er den Miſſionaren für den Fall eines Krieges keine Sicherheit verſchaffen; auch ſei es ja möglich, daß ihnen nach noch weitere Ausländer in's Land dringen und man ſo in allerlei Schwierigkeiten kommen könne. Die erſte, ſehr ſtürmiſche Verſammlung führte zu keinem Ziel, die zweite in des Königs Hütte gehaltene auch nicht; erſt nachdem Lahimoriſa ſich ein paar Stunden lang mit ſeinen Häuptlingen berathen hatte, kam endlich ein günſtiger Beſcheid, aber nicht ohne daß die Häuptlinge nun gleich nach einer Belohnung für ihre Freundſchaft verlangten. Tags darauf hatten die Miſſionare dann noch eine Audienz beim König, der, nachdem er einige ſeiner Bedenken wiederholt hatte, zum Schluß doch verſicherte: „Unter ſeinem väterlichen Schutz ſollten ſie bauen, eſſen, trinken und gut ſchlafen.“ Im Ganzen hatte er 30 Mark als Geſchenk erhalten, wofür er ſeinerſeits einen Ochſen hergab, den aber die verſchmitzten Sakalawas in Manombe ſelbſt ſchlachteten und verſpeisten.

Nach Tullear zurückgekehrt, ſuchten ſich die Miſſionare Röſtwig und Valen nun wohnlich einzurichten, während die beiden anderen,

Lindö und Jakobsen, sich weiter nördlich nach Ranopasi und Morondawa wandten. Zuerst begaben sie sich zusammen nach Ranopasi, wo sie fünf europäische Kaufleute, darunter die ihnen freundlich entgegenkommenden Norweger Halvorsen und Skorge vorfanden. Diese Kaufleute hatten sehr unter der herrschenden Rechtlosigkeit gelitten und sich endlich an die Howa-Regierung gewandt, welche denn auch diesen Ort besetzte, so daß man hier vergleichsweise sicher wohnen konnte. Die so in's Land gekommenen Howas sind Christen und besuchen auch in Mandscha, zwei Tagereisen landeinwärts, das dort bestehende Bethaus, in welchem monatlich einmal das h. Abendmahl gefeiert wird, obgleich nicht einmal der Leiter dieser Versammlung buchstabiren, geschweige denn lesen kann. In Ranopasi blieb nun Lindö allein und fieng sogleich an, Jagd auf Sakalawa-Wörter zu machen, was wegen des Mißtrauens der Leute und Mangels aller Hilfsmittel keine leichte Sache war; Jakobsen dagegen begab sich noch weiter nördlich nach Morondawa, wo ein Franzose für seine Kinder einen Lehrer begehrte und auch noch andere Schüler in Aussicht stellte, während ein norwegischer Kaufmann den Missionar brüderlich willkommen hieß. Als dieser aber nach einiger Zeit den Ort verlassen mußte, sah sich Jakobsen veranlaßt, nach Ranopasi zu seinem Kollegen Lindö zurückzukehren. Im Juni 1875 zogen sich überdies auch die zwei Brüder aus Tullear nach Ranopasi zurück. Sie hatten sich in Tullear nicht halten können. Valen, obgleich selbst homöopathisch unter den Eingebornen praktisirend, war von Anfang an krank gewesen; die 6 Ellen lange und 4 Ellen breite Schilfhütte, welche sie sich um 40 Dollar verschafft hatten, gewährte keinen Schutz gegen den unablässigen Wind und den mit diesem zugleich eindringenden Sand; der Häuptling Mampana war zwar anfangs freundlich gewesen und hatte seinen Sohn bei den Missionaren lernen lassen. Das Volk war aber immer frecher geworden und selbst die bluttriefenden Befehle des Königs hatten sie vom Stehlen nicht abhalten können. So wurde die Lage der Brüder immer peinlicher. Die Leute wußten, daß die Missionare nichts wollten, als sie unterrichten, dies Privatvergnügen waren sie aber entschlossen, ihnen nicht zu gönnen. „Sie hassen uns von ganzem Herzen, weil wir weder Handel mit ihnen treiben, noch ihnen Branntwein spenden, kurz, weil wir zu nichts nütze sind. Wir gelten für übermenschliche, ja für unmenschliche Wesen, weil wir

nicht leben, wie die Kaufleute, keine Weiber annehmen, hohe sittliche Anforderungen machen u. s. f."

Als ihnen wiederholt Ziegen gestohlen wurden, für welche sie eben erst schweres Geld hatten zahlen müssen, beklagten die Missionare sich bei Mampana. Dieser veranstaltete ein Verhör; ein Sklave war der einzige, der es wagte, gegen die Diebe zu zeugen: es waren die drei schmeichelhaftesten Nachbarn der Bestohlenen. Am 9. Januar 1875 wurden sie verurtheilt, den Missionaren zwei Ziegen, dem Häuptling eine zu bezahlen. Dadurch waren sie tödtlich beleidigt. Am 15. Januar drangen sie in den Missionshof, um jenen Sklaven, der bei den Missionaren diente, ums Leben zu bringen. Die Missionare traten unbewaffnet dazwischen und wären ums Haar getödtet worden, wenn sich nicht einige Weiber in's Mittel gelegt hätten. Endlich erschien der älteste Sohn des Häuptlings und gebot Ruhe. Aber schon war ein Sklave durch den Hals geschossen worden. Die Rettung der Missionare war ein Wunder, denn der ganze Aufruhr war ein absichtlich geplanter und hatte keinen andern Zweck, als die Ermordung der Missionare gehabt. Der Häuptling Mampana war die ganze Zeit über abwesend, in seinem Haus hatten die Aufrührer sich sogar versammelt, um durch Trinken ihren Muth zu stärken. Als Mampana wiederkam, hielt er polternde Reden, bestand aber nicht einmal auf der Entrichtung jener Strafe. Glücklicherweise nahmen sich jetzt zwei Franzosen, der eben mit seinem Schiff eingetroffene Kapitän A. Rosiers und dessen in Tullear wohnender Bruder, der Missionare an. Im Hofe des letzteren wurde ein Häuschen für sie errichtet, welches sie am 14. Februar beziehen konnten; und so groß war der Respekt, welchen die Eingebornen vor Herrn Rosiers hatten, daß hier niemand die Vielgeplagten zu belästigen sich erdreistete. „Die Nacht, bisher eine Plage für uns, verlief nun so ruhig, wie im stillsten Dorf unserer norwegischen Heimat." Auch mit den Sprachstudien gieng es hier unter der Leitung des kundigen Herrn Rosiers ganz anders voran; ja auch ihre Gesundheit hob sich wieder, da sie in dem Schiff ihres Gastfreundes von Zeit zu Zeit eine kleine Seefahrt machen durften. Aber die Friedenszeit dauerte nicht lange. Allmählich stellten sich wieder allerlei Sakalawas bei den Missionaren ein, welche sie ihrer Freundschaft versicherten und dafür bezahlt sein wollten. Namentlich eine bewaffnete Bande, angeführt von den Söhnen des Königs Lahimorisa, lauter

privilegirte Räuber, setzte ihnen so zu mit Forderungen, Drohungen und Gewaltthätigkeiten, daß sie es nicht länger aushielten, sondern wie schon erwähnt, im Juni 1875 nach Nanopasi flüchteten, ohne auch nur den Trost zu haben, daß sie um des Evangeliums willen verfolgt worden seien.

Bei ihrer Ankunft in Nanopasi fanden sie die beiden Brüder krank und fast ganz allein, da ein räuberischer Ueberfall die Bevölkerung verjagt hatte. Mit vereinigten Kräften setzten die vier Missionare nun ihre Sprachstudien fort, bei denen ihnen gar keine literarischen Hilfsmittel zu Gebote standen, und überlegten mit einander, wie am besten ein thatkräftiger Versuch gemacht werden könne, um diesem zerstreuten und unsteten Mischvolke (Sakalawas und Howas) das Evangelium zu bringen. Das Resultat ihrer Berathungen war, daß Mandscha und Morondawa als Stationen besetzt werden sollten. Valen und Lindö giengen am 6. Januar 1876 nach Mandscha, jener Howastadt mit etwa 1000 Einwohnern und von 5—6 kleineren Sakalawastädten umgeben, so daß die Brüder dort auf eine einigermaßen ansäßige Bevölkerung von etwa 5000 Seelen (ungefähr ebenso viele wie auf der ganzen Küste in Lahimorisa's Reich) einwirken zu können hofften. Das dortige Klima erwies sich jedoch als überaus ungesund, so daß die Brüder, nachdem sie einige Monate dort unter fortwährendem Fieber ausgehalten, die Stadt wieder verlassen mußten. Sie begaben sich nun nach dem Innern des Landes, wo sie die dortige Mission in nicht geringem Grade stärkten und auf zwei verschiedenen Stationen angestellt wurden.

Rösiwig und Jacobsen dagegen ließen sich in Morondawa nieder, wo sie im Hause eines Amerikaners, Kapitän Holmes, ihre Wohnung hatten, bis sie am 23. Februar in ihr eigenes Haus einziehen und am Sonntag Invocavit ihre erste Predigt halten konnten. Hiermit sind sie auch treulich fortgefahren, wiewohl die Zahl der Zuhörer nie eine bedeutende war. Auch eröffneten sie eine Schule, in der 7—8 Kinder in Religion und im Lesen, Schreiben und Singen unterrichtet wurden. Die größten Hindernisse legten ihnen die mit Sklaven handelnden*) Araber in den Weg; namentlich setzten sie, nachdem das Gebot der Howakönigin bezüglich der Freilassung der Mosambik-Sklaven bekannt geworden war, die gröbsten Lügen unter

*) In Tullear betrieben diesen Handel auch die Franzosen.

dem Volke in Umlauf, um es von den Brüdern fern zu halten. Indessen durch das Leben und den Wandel der Letzteren wurde es allmählich den Leuten klar, daß die Araber Lügner waren, und im Ganzen gewannen die Brüder immer mehr die Achtung und das Zutrauen der Bevölkerung, namentlich der freigegebenen Sklaven. Auf inständiges Bitten seitens des betreffenden Howa-Gouverneurs übernahmen sie es auch, in dem eine kleine Tagereise entfernten Städtchen Andakabe zu predigen und Schule zu halten, eine Thätigkeit, die jedoch bald wieder aufgegeben werden mußte. In Morondawa konnte am ersten Ostertage (21. April) 1878 der 20-jährige Tsimilesa (jetzt Johannes) als Erstlingsfrucht der Sakalawamission durch die h. Taufe in die christliche Kirche aufgenommen werden. Er hatte in Nanopasi als Sprachlehrer der Brüder fungirt und folgte ihnen wenige Monate nach ihrer Uebersiedelung nach Morondawa dorthin, um in ihren Dienst zu treten und zugleich Unterricht im Lesen ꝛc. zu erhalten. Seine Bitte wurde gewährt und er hat 2 Jahre hindurch die Schule besucht. Neun Monate dauerte der besondere Taufunterricht. „Wenn ich vom Zorne Gottes über die Sünde und von der Wiedervergeltung des Ungöttlichen in der ewigen Pein redet, dann erschrecke ich sehr, aber wenn ich dann von der Liebe Gottes in Christo höre, so freue ich mich in meiner Seele und wünsche sein Kind zu sein" — so hat er von sich selbst bekannt. Nach der Taufe hat er weitergehenden Unterricht empfangen, um für den Dienst des Evangeliums unter seinen Landsleuten vorbereitet zu werden. Auch die freigegebenen Sklaven zeigten Neigung, sich der Mission anzuschließen und ihre Herzen dem Evangelium zu öffnen. Im vorigen Jahre (1879) hatte Jacobsen, ehe er am 2. September seine ihm bewilligte Erholungsreise nach Natal antrat, 4 Seelen taufen können (3 Erwachsene und 1 Kind) alle „Makoa", d. h. frühere Sklaven. Die Schule, in der Jacobsen wenigstens 6 Stunden täglich unterrichtete, ward nunmehr von 15 bis 20 Schülern im Alter von 8 bis 30 Jahren besucht; bei den Gottesdiensten, die Sonntags zweimal stattfinden, hatte er Vormittags 30—80, Nachmittags 15—20 Zuhörer.

Röstwig, der schon vorher sich durch eine Reise nach Natal gestärkt hatte, war seit der Zeit wieder in Tullear stationirt, wo er einen schweren Stand hat und dringend der Hilfe eines neuen Bruders bedarf. Kann die Missionsthätigkeit der Norweger, wie jetzt zu

hoffen ist, Fortgang auf der Sakalawa-Küste haben, so hat Gott eine große That in der Geschichte der Mission geschehen lassen. Es gibt nur äußerst wenige Missionsfelder, die hinsichtlich der äußeren Stellung und Existenz der Missionare so große Schwierigkeiten darbieten, und die so viel körperliche Ausdauer und zugleich so viel Weisheit und Klugheit im Benehmen erfordern, wie diese Arbeitsstätte der Norweger auf der madagassischen Westküste. Deshalb stehen sie denn auch ganz allein auf diesem verrufenen Posten, wo nicht einmal die doch wegen ihrer zähen Beharrlichkeit mit Recht gerühmten Jesuiten sich haben halten können.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Uganda. Nach den letzten Berichten waren Miss. Felkin und Wilson wohlbehalten mit der Gesandtschaft Mtesa's auf ägyptischem Boden angekommen, ebenso Stokes, Pearson und Copplestone in Kagei am Südende des Viktoria-Njanza, während Litchfield und Mackay, in Rubaga zurückgeblieben, wieder auf freundlichen Fuß mit Mtesa gekommen waren, auch die Gottesdienste im Palast wieder angefangen hatten. Diesem Gottesdienst wohnten einmal auch die nun in voller Zahl eingetroffenen Jesuiten-Missionare bei, blieben aber, während alles zum Gebet niederkniete, leise schwatzend auf ihren Stühlen sitzen und erklärten auf Mtesa's Frage, ob sie denn nicht auch Christum anbeteten, sehr aufgeregt, daß sie mit den protestantischen Lügen und Lügnern nichts zu thun hätten, daß die von den letzteren gebrachte Bibel ein Lügenbuch sei u. s. w. Der arme Mtesa weiß nun gar nicht, woran er ist: „Was soll ich glauben? Wer hat Recht? Zuerst war ich ein Heide, dann wurde ich Muhammedaner, dann Christ. Jetzt kommen andere Weiße und sagen mir, die Engländer seien Lügner. Wenn ich den neuen Ankömmlingen glaube, kommen nach ihnen vielleicht wieder andere und erklären auch sie für Lügner." Auch die Frage, ob Petrus der Nachfolger Christi und ob Maria als Mutter Gottes zu verehren sei, ist schon aufgetaucht. Natürlich weisen die Missionare den König auf seine arabische Bibel: die könne ihm Aufschluß geben, was christlich sei und was nicht. — Interessant

ist's, wie die kathol. Eindringlinge ihrerseits über diese Dinge schreiben und wie sie z. B. genöthigt sind, die große Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft der Engländer anzuerkennen, die namentlich auf ihrer Station Mpwapwa, wo die katholische Expedition ganz ausgehungert und abgerissen anlangte, ihnen „wie wirklichen Brüdern" entgegenkamen, Lebensmittel verschafften und allerlei Erquickungen bereiteten. Daß so liebe Leute nicht katholisch sind und daß all' der englische Missionseifer und das viele Geld dazu auf nichts als auf Ausbreitung von Irrthümern verwendet wird, das ist ihre einzige Klage. — 16 weitere katholische Missionare sind unterwegs nach Uganda! — Jener Brief des Konsul Kirk an Mtesa ist jetzt in Abschrift der Missionskommittee vorgelegt worden; derselbe enthält nichts Verfängliches, muß also von den arabischen Uebersetzern dem König böswillig ausgelegt worden sein.

— Die belgische ostafrikanische Expedition ist in Tabara angekommen und zwar mit zwei von den vier mitgenommenen indischen Elephanten. Die zwei anderen waren unterwegs gestorben.

— In Faringia am Rio Pongas, wo die westindisch-anglikanische Mission arbeitet, hat sich die einheimische Fürstin, die mehr als 20 Jahre lang der Wahrheit entschieden widerstanden, in ihrem Alter bekehrt und dadurch dem Fortschritt des Evangeliums ein großes Hinderniß aus dem Weg geräumt. Kirche und Schule sind nun erbaut worden und viele Taufkandidaten melden sich.

— Im Juli 1879 wurden in Lagos drei Söhne des Exkönigs Docemo vom wesleyanischen Missionar Milum getauft. Sie sind in einer Erziehungsanstalt und geben Hoffnung, daß man sie einmal als Evangelisten brauchen kann. Derselbe Missionar trat im August eine Reise an den oberen Niger an, um neue Stationen zu gründen, von zwei eingebornen Predigern begleitet; hätte die Nigermission wohl füglich dem Bischof Crowther überlassen können!

— Einen ganz anderen Ton schlägt der ebenfalls wesleyan. Miss. Nuttall an, der aus Natal u. A. schreibt: „In letzter Zeit habe ich viele Gelegenheiten gehabt, unser Missionswerk zu beobachten und ich muß leider bekennen, daß es vielfach in einem traurigen, wo nicht schmählichen Zustande ist. Nach allgemeinem Zeugniß war das Werk auf vielen Stationen vor 12 oder 15 Jahren weit blühender als jetzt. Wirklich ermuthigende Missionen sind gegenwärtig die von Umzimkulu und Drie Fontein . . .; aber unsere Arbeit muß mit nachhaltigerer Kraft und nach besseren Grundsätzen betrieben werden. Meine Meinung, zu der ich nicht rasch gelangt bin, geht dahin, daß wir in unmittelbarer Nähe noch eine kolossale Aufgabe haben, welche zu vernachlässigen ein Verbrechen wäre, wie heroisch und hoffnungsvoll eine Pionier-Mission auch immer erscheinen mag.

In Natal allein sind noch über 200,000 heidnische Eingeborne, unbekehrt und unbeeinflußt; und hier haben wir bereits unsere Stationen, unsere Arbeiter und Gehilfen, überhaupt alle Vorbedingungen für unmittelbare, erfolgreiche Missionsarbeit. Die Ansprüche entfernterer Völkerschaften sollen mir ja nicht gleichgiltig sein, was ich aber mit meiner schwachen Kraft ausrichten kann, das soll darauf abzielen, unser Werk neu zu beleben und auszudehnen, und das um so mehr, als große Stämme in der Nachbarschaft bald unseren Arbeitern zugänglich sein werden." Er schlägt eine Konferenz und Visitation vor. — Wenn doch die Wesleyaner diese Warnung zu Herzen nehmen wollten! Wie sie's auf der Goldküste treiben, darüber schreibt ein Basler Missionar: „Von unseren Nachbarn, den Wesleyanern, ließe sich eine ganze Geschichte schreiben, wie sie an der Küste ihre Arbeit hängen lassen und im Innern überall dahin gehen, wo wir sind oder anfangen; es ist eine ganz eigene Art, die sich nur aus dem Mangel an Ordnung erklären läßt. Voriges Jahr entstanden tiefgehende Differenzen zwischen dem Missionar in Akkra und seiner Gemeinde; schließlich kam's zum Bruch: er schließt den größten Theil seiner Gemeinde aus (der nun für sich eine Separatgemeinde bildet) und überläßt den Rest der Fürsorge eines neu von Europa gekommenen Missionars. Seit Kurzem ist der alte Miss. Freeman wieder in Akkra eingetroffen, um die zerstreute Heerde zu sammeln. Er hat im Fantelande in zahlreichen „Erweckungen" Hunderte von Heiden gewonnen und getauft; vielleicht soll Aehnliches in Akkra geschehen."

Japan.

Am 6. Dec. 1879 zerstörte eine Feuersbrunst in Hakodate 2289 Wohnhäuser, 500 hölzerne und 300 für feuerfest geltende Magazine. Auch Kirche und Wohnhaus der englisch-kirchlichen Mission, sowie eine Kapelle der amerikan. Methodisten brannten ab. — Am 26. Dec. traf ein noch größeres Unglück die Hauptstadt Tokio: 10,430 Häuser wurden ein Raub der Flammen und viele tausend Familien sahen sich plötzlich in's größte Elend gestürzt. Auch mehrere Kapellen und Missionshäuser, 2 öffentliche Schulen, 2 Brücken und 6 Schiffe wurden zerstört.

Ein Korrespondent der Augsb. Allg. Zeitung gibt folgende Beschreibung davon:

„Das Feuer verbreitete sich, getragen von einem wüthenden Nordweststurm, mit rasender Schnelligkeit, so daß fast nichts gerettet werden konnte und viele Menschenleben, theils durch das Feuer, theils durch die Verwirrung und durch körperliche Einwirkungen, Erkältungen 2c. zu Grunde giengen. Selbst die im Hafen bei Tsukidschi liegenden Dschunken wurden vom Feuer ergriffen, und das rasende Element übersprang sogar den Meeresarm und setzte sein zerstörendes Werk in dem gegenüberliegenden

Stadttheil fort. Jammer und Schrecken waren grenzenlos, obwohl die Behörden und die Feuerwehrcorps alles Mögliche anwandten, um der Zerstörung und der Verwirrung Einhalt zu thun. Ueber 10,000 Häuser waren an dem Einen Nachmittag bis auf den Grund niedergebrannt und 36,000 Menschen obdach- und mittellos geworden, 23 Personen umgekommen, 50 verletzt. Die Behörden und die Privatwohlthätigkeit bemühen sich zwar, die Noth zu lindern, doch ist dies bei der großen Ausdehnung der Verwüstung nur für die dringendsten Bedürfnisse des Augenblicks möglich. Von Seiten der Regierung wurden insbesondere die nöthigen Einrichtungen getroffen, um warmen Reis täglich den Bedürftigen zu Theil werden zu lassen und von den christlichen Missionären in Tsukidschi wurden allein in den ersten Tagen über 4000 Schlafdecken vertheilt. Die Japaner benützen keine eigentlichen Betten, sondern schlafen in dickwattirten Decken auf dem bloßen Fußboden, wobei nur der Kopf auf einer kleinen hölzernen Unterlage ruht. Es ist merkwürdig, daß dieselbe Stadtgegend erst vor wenigen Jahren (Nov. 1876) jedoch nicht ganz in der gleichen Ausdehnung gleichfalls durch einen Brand in Asche gelegt worden ist."

Der amerikanisch-bischöfliche Methodisten-Missionar Soper schreibt im „Apologeten": „Ich habe leider die traurige Nachricht zu geben, daß unser sämmtliches Missionseigenthum: eine Kirche, ein Wohnhaus und zwei schöne Gebäude der Frauen-Miss.-Ges. am Nachmittag des 26. December völlig abgebrannt sind. Unser Verlust beträgt 5000 Dollar, wovon 3000 versichert sind. Die Frauen-Miss.-Ges. hat nahezu 7000 Doll. verloren, und davon ist nichts versichert. Br. Bischoff und die drei Damen der Frauen-Miss.-Ges., sowie wir selbst haben fast unser ganzes Privateigenthum eingebüßt. Zwei von jenen Damen haben gar nichts mehr als was sie auf dem Leibe trugen. Frl. Holbrook hat einige wenige Sachen gerettet, ebenso Br. Bischoff seinen Koffer mit einigen Kleidungsstücken, dem Webster'schen Wörterbuch und einigen Kleinigkeiten. Wir selbst konnten den größeren Theil unserer Bücher noch retten, ebenso das meiste von unseren Kleidern und etwas Bettzeug, wenn auch nur wenig. Auch noch zwei andere Missionare und ein Ausländer wurden gänzlich ausgebrannt. Alle unsere Freunde unter den Missionaren waren außerordentlich freundlich und versahen uns mit Geld und Kleidungsstücken."

China.

In der Oberamtsstadt Jenping ist im Dec. 1879 wieder ein Missionar, der amerikanische Methodist Nathan Sites, von einem wahrscheinlich gedungenen Pöbelhaufen überfallen, schwer verletzt und beinahe ertränkt worden. Letzteres verhinderte der gerade noch zur rechten Zeit auf dem Platz erscheinende Oberamtmann. Am 1. Nov. 1875 wurde

am gleichen Ort die methodistische Missionskapelle zerstört. Dieselbe ist seither wieder hergestellt worden; die Feinde hatten in Straßenanschlägen aber auf's Neue zu ihrer Zerstörung aufgefordert.

— Seit Febr. d. J. erscheint in Stettin ein vom dortigen Konsistorialrath Krummacher herausgegebenes Vierteljahrsblatt, „das Evangelium in China", ein sichtbarer Beweis für das Wiederaufleben der vor 30 Jahren auf Anregen Dr. Gützlaffs entstandenen Hauptvereine für die chinesische Mission in Berlin und Pommern. Die erste Nummer berichtet über manches Interessante, z. B. über den Wiederauszug des Missionsarztes Dr. Göcking nach China, die Verabschiedung des Miss. Hubrig, neue Taufen und Gemeindegründungen in China u. s. w. Der Abonnementspreis des Blattes ist 1 M. jährlich.

Bücherschau.

Vergißmeinnicht der Rheinischen Missionsgesellschaft. Barmen, im Verlag des Missionshauses. 1879.

Dies zierliche Büchelchen, das offenbar von einer ebenso liebenden als fleißigen Hand zusammengestellt ist, enthält außer verschiedenen Verzeichnissen über die Hilfsvereine, die Deputationsmitglieder, das Missionshauspersonal, sämmtliche Missionare und ihre Familien auf 50 Seiten einen Kalender der Rheinischen Mission, welcher auf jeden Tag des Jahres mehrere Ereignisse aus der Geschichte der Gesellschaft aufführt. Ein beigefügtes alphabetisches Personenregister erleichtert den Gebrauch ungemein.

Helgoland. Erzählung aus der Missionsgeschichte um 698 nach Christo, von K. Trebitz. Norden. Diedr. Soltau's Verlag. 1880.

Eine anmuthige Dichtung in alliterirender, oft in's Daktylische fallender Prosa. Die Haupthelden sind Wilbrord, dessen jugendlicher Begleiter Oswin und eine diesem auf Helgoland unmittelbar nach ihrer Taufe angetraute Wikinger-Tochter, die Großmutter des Mannes (Liudger), der 90 Jahre später sämmtliche Bewohner jenes Eilands in die christliche Kirche aufnehmen durfte. Die vielen altfriesischen Ausdrücke, welche im Büchlein vorkommen, sind in einem Anhang erklärt. Druck und Ausstattung tragen würdig dazu bei, diese aus „Norden" kommende Gabe auch über das Friesenland hinaus zu empfehlen.

letzten Bände, die dankbare Anerkennung aller Missionsfreunde und nicht minder die Beachtung aller Freunde der Länder- und Völkerkunde verdient. Wenn Hellwald's populäres Werk „Die Erde und ihre Völker" trotz seiner großen Oberflächlichkeit so viele Käufer und Leser findet, so sollte diese gründliche und doch angenehm zu lesende Arbeit eine noch viel weitere Verbreitung finden. Möchten doch unsere „Gebildeten" das Vorurtheil gegen alles, was den Missionsstempel trägt, fahren lassen und z. B. solch ein Buch ernstlich studiren.

Daß bei der Darstellung der chinesischen Religion, Literatur ꝛc. die Faber'schen Schriften nicht benutzt worden, hat uns gewundert. Erfreulich dagegen ist, daß das schöne Buch von Griffis über Japan in geschickter Weise ausgebeutet worden, was um so mehr am Platz war, als dasselbe noch nicht in deutscher Uebersetzung existirt. Die Bemerkungen über das Opiumrauchen und Aehnliches sind unparteiisch und gerecht. Die zahlreich eingestreuten Anekdoten und Detailschilderungen tragen sehr zur Anschaulichkeit bei. S. 330 sollte es Janes heißen statt James; sonst sind uns keine Fehler aufgefallen. Wir danken dem Bearbeiter herzlich für diese neue, schöne Frucht seines unermüdlichen Fleißes.

Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres von A. H. Haller. Reval, 1878. Verlag von F. Wassermann.

Wir haben nur 2 dieser 71 Predigten ganz gelesen, glauben aber — ex ungue leonem — die ganze Sammlung unbedenklich empfehlen zu dürfen. Wer s. Z. selbst zu den Füßen des seligen Pastor Huhn in Reval gesessen ist, der freut sich, daß von der Kanzel dieses Gottesmannes immer noch ein so reines, ganzes und warmes Evangelium in so ansprechender Form verkündigt wird. Die Mission, und zwar die äußere wie die innere und die innerste, ist dem Verfasser ein Herzensanliegen. Zu kritisiren gäbe es auch wohl manches, aber Predigten soll man ja nicht kritisiren, sondern zu Herzen nehmen und — befolgen. Möchten das die lieben Revalenser auch in Bezug auf die Mission immer mehr thun.

Berichtigung.

Statt Zhyda sollte es unter dem Bild in der vorigen Nro. Whyda (spr. Weida) heißen.

nicht leben, wie die Kaufleute, keine Weiber annehmen, hohe sittliche Anforderungen machen u. s. f."

Als ihnen wiederholt Ziegen gestohlen wurden, für welche sie eben erst schweres Geld hatten zahlen müssen, beklagten die Missionare sich bei Mampana. Dieser veranstaltete ein Verhör; ein Sklave war der einzige, der es wagte, gegen die Diebe zu zeugen: es waren die drei schmeichelhaftesten Nachbarn der Bestohlenen. Am 9. Januar 1875 wurden sie verurtheilt, den Missionaren zwei Ziegen, dem Häuptling eine zu bezahlen. Dadurch waren sie tödtlich beleidigt. Am 15. Januar drangen sie in den Missionshof, um jenen Sklaven, der bei den Missionaren diente, ums Leben zu bringen. Die Missionare traten unbewaffnet dazwischen und wären ums Haar getödtet worden, wenn sich nicht einige Weiber in's Mittel gelegt hätten. Endlich erschien der älteste Sohn des Häuptlings und gebot Ruhe. Aber schon war ein Sklave durch den Hals geschossen worden. Die Rettung der Missionare war ein Wunder, denn der ganze Aufruhr war ein absichtlich geplanter und hatte keinen andern Zweck, als die Ermordung der Missionare gehabt. Der Häuptling Mampana war die ganze Zeit über abwesend, in seinem Haus hatten die Aufrührer sich sogar versammelt, um durch Trinken ihren Muth zu stärken. Als Mampana wiederkam, hielt er polternde Reden, bestand aber nicht einmal auf der Entrichtung jener Strafe. Glücklicherweise nahmen sich jetzt zwei Franzosen, der eben mit seinem Schiff eingetroffene Kapitän A. Rosiers und dessen in Tullear wohnender Bruder, der Missionare an. Im Hofe des letzteren wurde ein Häuschen für sie errichtet, welches sie am 14. Februar beziehen konnten; und so groß war der Respekt, welchen die Eingebornen vor Herrn Rosiers hatten, daß hier niemand die Vielgeplagten zu belästigen sich erdreistete. „Die Nacht, bisher eine Plage für uns, verlief nun so ruhig, wie im stillsten Dorf unserer norwegischen Heimat." Auch mit den Sprachstudien gieng es hier unter der Leitung des kundigen Herrn Rosiers ganz anders voran; ja auch ihre Gesundheit hob sich wieder, da sie in dem Schiff ihres Gastfreundes von Zeit zu Zeit eine kleine Seefahrt machen durften. Aber die Friedenszeit dauerte nicht lange. Allmählich stellten sich wieder allerlei Sakalawas bei den Missionaren ein, welche sie ihrer Freundschaft versicherten und dafür bezahlt sein wollten. Namentlich eine bewaffnete Bande, angeführt von den Söhnen des Königs Lahimorisa, lauter

privilegirte Räuber, setzte ihnen so zu mit Forderungen, Drohungen und Gewaltthätigkeiten, daß sie es nicht länger aushielten, sondern wie schon erwähnt, im Juni 1875 nach Nanopasi flüchteten, ohne auch nur den Trost zu haben, daß sie um des Evangeliums willen verfolgt worden seien.

Bei ihrer Ankunft in Nanopasi fanden sie die beiden Brüder krank und fast ganz allein, da ein räuberischer Ueberfall die Bevölkerung verjagt hatte. Mit vereinigten Kräften setzten die vier Missionare nun ihre Sprachstudien fort, bei denen ihnen gar keine literarischen Hilfsmittel zu Gebote standen, und überlegten mit einander, wie am besten ein thatkräftiger Versuch gemacht werden könne, um diesem zerstreuten und unsteten Mischvolke (Sakalawas und Howas) das Evangelium zu bringen. Das Resultat ihrer Berathungen war, daß Mandscha und Morondawa als Stationen besetzt werden sollten. Valen und Lindö giengen am 6. Januar 1876 nach Mandscha, jener Howastadt mit etwa 1000 Einwohnern und von 5—6 kleineren Sakalawastädten umgeben, so daß die Brüder dort auf eine einigermaßen ansäßige Bevölkerung von etwa 5000 Seelen (ungefähr ebenso viele wie auf der ganzen Küste in Lahimorisa's Reich) einwirken zu können hofften. Das dortige Klima erwies sich jedoch als überaus ungesund, so daß die Brüder, nachdem sie einige Monate dort unter fortwährendem Fieber ausgehalten, die Stadt wieder verlassen mußten. Sie begaben sich nun nach dem Innern des Landes, wo sie die dortige Mission in nicht geringem Grade stärkten und auf zwei verschiedenen Stationen angestellt wurden.

Röstwig und Jacobsen dagegen ließen sich in Morondawa nieder, wo sie im Hause eines Amerikaners, Kapitän Holmes, ihre Wohnung hatten, bis sie am 23. Februar in ihr eigenes Haus einziehen und am Sonntag Invocavit ihre erste Predigt halten konnten. Hiermit sind sie auch treulich fortgefahren, wiewohl die Zahl der Zuhörer nie eine bedeutende war. Auch eröffneten sie eine Schule, in der 7—8 Kinder in Religion und im Lesen, Schreiben und Singen unterrichtet wurden. Die größten Hindernisse legten ihnen die mit Sklaven handelnden*) Araber in den Weg; namentlich setzten sie, nachdem das Gebot der Howakönigin bezüglich der Freilassung der Mosambik-Sklaven bekannt geworden war, die gröbsten Lügen unter

*) In Tullear betrieben diesen Handel auch die Franzosen.

dem Volke in Umlauf, um es von den Brüdern fern zu halten. Indessen durch das Leben und den Wandel der Letzteren wurde es allmählich den Leuten klar, daß die Araber Lügner waren, und im Ganzen gewannen die Brüder immer mehr die Achtung und das Zutrauen der Bevölkerung, namentlich der freigegebenen Sklaven. Auf inständiges Bitten seitens des betreffenden Howa-Gouverneurs übernahmen sie es auch, in dem eine kleine Tagereise entfernten Städtchen Andakabe zu predigen und Schule zu halten, eine Thätigkeit, die jedoch bald wieder aufgegeben werden mußte. In Morondawa konnte am ersten Ostertage (21. April) 1878 der 20-jährige Tsimilesa (jetzt Johannes) als Erstlingsfrucht der Sakalawamission durch die h. Taufe in die christliche Kirche aufgenommen werden. Er hatte in Ranopasi als Sprachlehrer der Brüder fungirt und folgte ihnen wenige Monate nach ihrer Uebersiedelung nach Morondawa dorthin, um in ihren Dienst zu treten und zugleich Unterricht im Lesen ꝛc. zu erhalten. Seine Bitte wurde gewährt und er hat 2 Jahre hindurch die Schule besucht. Neun Monate dauerte der besondere Taufunterricht. „Wenn ich vom Zorne Gottes über die Sünde und von der Wiedervergeltung des Ungöttlichen in der ewigen Pein redet, dann erschrecke ich sehr, aber wenn ich dann von der Liebe Gottes in Christo höre, so freue ich mich in meiner Seele und wünsche sein Kind zu sein" — so hat er von sich selbst bekannt. Nach der Taufe hat er weitergehenden Unterricht empfangen, um für den Dienst des Evangeliums unter seinen Landsleuten vorbereitet zu werden. Auch die freigegebenen Sklaven zeigten Neigung, sich der Mission anzuschließen und ihre Herzen dem Evangelium zu öffnen. Im vorigen Jahre (1879) hatte Jacobsen, ehe er am 2. September seine ihm bewilligte Erholungsreise nach Natal antrat, 4 Seelen taufen können (3 Erwachsene und 1 Kind) alle „Makoa", d. h. frühere Sklaven. Die Schule, in der Jacobsen wenigstens 6 Stunden täglich unterrichtete, ward nunmehr von 15 bis 20 Schülern im Alter von 8 bis 30 Jahren besucht; bei den Gottesdiensten, die Sonntags zweimal stattfinden, hatte er Vormittags 30—80, Nachmittags 15—20 Zuhörer.

Röstwig, der schon vorher sich durch eine Reise nach Natal gestärkt hatte, war seit der Zeit wieder in Tullear stationirt, wo er einen schweren Stand hat und dringend der Hilfe eines neuen Bruders bedarf. Kann die Missionsthätigkeit der Norweger, wie jetzt zu

hoffen ist, Fortgang auf der Sakalawa-Küste haben, so hat Gott eine große That in der Geschichte der Mission geschehen lassen. Es gibt nur äußerst wenige Missionsfelder, die hinsichtlich der äußeren Stellung und Existenz der Missionare so große Schwierigkeiten darbieten, und die so viel körperliche Ausdauer und zugleich so viel Weisheit und Klugheit im Benehmen erfordern, wie diese Arbeitsstätte der Norweger auf der madagassischen Westküste. Deshalb stehen sie denn auch ganz allein auf diesem verrufenen Posten, wo nicht einmal die doch wegen ihrer zähen Beharrlichkeit mit Recht gerühmten Jesuiten sich haben halten können.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Uganda. Nach den letzten Berichten waren Miss. Felkin und Wilson wohlbehalten mit der Gesandtschaft Mtesa's auf ägyptischem Boden angekommen, ebenso Stokes, Pearson und Copplestone in Kagei am Südende des Viktoria-Njanza, während Litchfield und Mackay, in Rubaga zurückgeblieben, wieder auf freundlichen Fuß mit Mtesa gekommen waren, auch die Gottesdienste im Palast wieder angefangen hatten. Diesem Gottesdienst wohnten einmal auch die nun in voller Zahl eingetroffenen Jesuiten-Missionare bei, blieben aber, während alles zum Gebet niederkniete, leise schwatzend auf ihren Stühlen sitzen und erklärten auf Mtesa's Frage, ob sie denn nicht auch Christum anbeteten, sehr aufgeregt, daß sie mit den protestantischen Lügen und Lügnern nichts zu thun hätten, daß die von den letzteren gebrachte Bibel ein Lügenbuch sei u. s. w. Der arme Mtesa weiß nun gar nicht, woran er ist: „Was soll ich glauben? Wer hat Recht? Zuerst war ich ein Heide, dann wurde ich Muhammedaner, dann Christ. Jetzt kommen andere Weiße und sagen mir, die Engländer seien Lügner. Wenn ich den neuen Ankömmlingen glaube, kommen nach ihnen vielleicht wieder andere und erklären auch sie für Lügner.“ Auch die Frage, ob Petrus der Nachfolger Christi und ob Maria als Mutter Gottes zu verehren sei, ist schon aufgetaucht. Natürlich weisen die Missionare den König auf seine arabische Bibel: die könne ihm Aufschluß geben, was christlich sei und was nicht. — Interessant

kommt, daß Jedermann auf solche Unglücksfälle als auf etwas Unvermeidliches gefaßt ist und überdies sowohl von Seiten der Regierung, als auch durch Verwandte und Freunde den Betroffenen meist geholfen wird. Hiedurch wird gewissermaßen das Versicherungswesen ersetzt, das in Japan noch nicht eingeführt ist und überhaupt zu den dortigen Verhältnissen nicht passen würde. Feuerfeste, steinerne Häuser bauen mag auch niemand, es wäre zu theuer. Die Regierung hat das Experiment gemacht, findet aber keine Miether. Das alles ist charakteristisch für Japan, auch in geistiger und leider wohl auch in religiöser Beziehung. Da muß eben von der Mission gründliche Arbeit gethan werden. „Selig, wer Geduld und ausharrenden Glauben hat, so zu arbeiten — schreibt der schon mehrfach citirte Methodistenmissionar — denn eine schöne Ernte wartet auf ihn.“ Und daß jetzt in Japan fast überall ungehindert gearbeitet werden darf und wirklich gearbeitet wird, das soll zunächst unsere Hauptfreude sein.

Die Furcht, daß in Japan nach all' den großartigen Neuerungen, welche die Reformpartei durchgesetzt, nun bald eine Reaktion eintreten würde, ist wohl unbegründet. Der glänzende, ja begeisterte Empfang, welcher im vorigen Jahr mehreren hohen Gästen aus dem Ausland nicht nur von den Regierungskreisen, sondern vom Volke selbst zu Theil geworden, bürgt dafür, daß Japan seine Thore dem Verkehr mit Europa und Amerika nicht wieder schließen, sondern in immer innigere Verbindung mit ihnen treten wird. Die bedeutendsten jener Gäste waren Prinz Heinrich von Preußen, der englische Gouverneur von Hongkong und insbesondere General Grant, der frühere Präsident der Vereinigten Staaten. „Die Japaner“, heißt's in der „Allg. Ztg.“, „fühlten sich glücklich, diesem Manne die Hand zu drücken und ihn ihrer höchsten Achtung zu versichern; das besiegelte ihren Bund mit der Civilisation des Westens und brachte sie dieser um einen bedeutenden Schritt näher. Grant erschien den Japanern als eine verkörperte Darstellung dessen, was ihnen am meisten vor Augen steht und am Herzen liegt: eines mächtigen und angesehenen Staatswesens als Gliedes der modernen Civilisation. Und man darf in diesen Kundgebungen einen sicheren Beweis dafür erblicken, daß das jetzige Japan, nachdem es viele Jahrhunderte hindurch in asiatischer Absperrung erstarrt gewesen war, jetzt nach seinem Erwachen mit Leib und Seele die Bahn des modernen Fortschritts

Rundschau.

II. Asien.

1. Japan.

So oft man an Japan denkt, fällt einem wieder ein, auf wie merkwürdige Weise dieses einst so völlig verschlossene Land dem Evangelium geöffnet wurde. „Länger als zwei Jahrhunderte hatte ja das ‚Reich des Sonnenaufgangs' allen Verkehr mit dem Auslande unter die strengsten Strafen gestellt: Außer 70 chinesischen Dschonken durften jährlich nur zwei holländische Schiffe ein und zwar unter sehr erniedrigenden Bedingungen in den Hafen von Nagasaki einlaufen. Da erzwang sich 1854 Amerika, durch seine Schifffahrts- und Handelsinteressen genöthigt, die Oeffnung wenigstens einiger Häfen, diesmal glücklicherweise ohne daß ein Tropfen Blut vergossen wurde. Erst jetzt lernen wir die alte japanische Geschichte und die politischen Verhältnisse des Landes zur Zeit des Vertragsabschlusses mit den Amerikanern kennen, und es ist wunderbar, daß diese Verhältnisse gerade damals für die Wiederanknüpfung eines Freundenverkehrs auf's Günstigste lagen, eine Thatsache, von der man im Ausland nicht die leiseste Ahnung besaß. Die Amerikaner waren offenbar zur rechten Stunde gekommen. Ihnen folgten dann bald die Engländer, die Russen, die Franzosen, die Deutschen, und es ist bekannt, in welcher beispiellosen Weise seitdem die christlich-abendländische Civilisation in Japan ihren Einzug gehalten. Das war für die Missionsfreunde eine deutliche Rede Gottes: Siehe, ich habe vor euch gegeben eine offene Thür! — Und es dauerte nicht lange, so kamen die Glaubensboten aus Amerika und England, und wenn man hört, daß es heute in Japan bereits 6—7000 evangelische Christen gibt, so muß man sagen: Bei kaum 20-jähriger, allmählich

steigender Anfangsarbeit ist das ein für die Zukunft vielversprechender Erfolg." *)

Zwar ist auch im Land des Sonnenaufgangs nicht alles Gold, was glänzt. Die Wißbegierde, die Nachahmungsgabe und der Bildungstrieb sind zwar wirkliche, nicht nur ihnen angedichtete Eigenschaften der Japaner. Der Stoff, aus dem diese gemacht sind, ist aber ein sehr leichter. Sie sind schnell-, kurz- und leichtlebige Leute, bei denen nichts sehr tief geht und wenig nachhaltige Kraft vorhanden ist. Den äußeren Apparat der europäisch-amerikanischen Civilisation haben sie sich wohl angeeignet: Ihre Dampfschiffe, Eisenbahnen, Telegraphe, Telephone und Gasanstalten, ja auch ihre Posteinrichtungen, ihr Polizei- und Münzwesen — das alles mag recht vollkommen sein; würde man aber z. B. einen Blick in all' die Millionen Briefe, Korrespondenzkarten und Kreuzbandsendungen thun können, welche von den japanischen Verkehrsanstalten jährlich befördert werden, so würde man vielleicht staunen über den geringen geistigen Gehalt dieser Mittheilungen. Nett gebaut und zweckmäßig nach den besten Mustern ausgestattet sind auch die zahlreichen Regierungsschulen, vortrefflich auch manche der vorgeschriebenen Schulbücher; in den Köpfen der Lehrer aber mag in den meisten Fällen noch herzlich wenig geistiges Eigenthum stecken, und die aus dem Ausland eingeführte Weisheit wird den Lernenden oft wohl nicht besser anstehen als den japanischen Damen und Herren unsere europäischen Kleidermoden. Aehnlich mag's in den Kirchen und Kapellen aussehen. Den christlichen Gemeinden, die sich da zusammenfinden, wollen wir ja die Aufrichtigkeit und den Ernst keineswegs absprechen, daß sie sich bei ihrem Singen, Beten, Bibellesen und Predigthören aber doch eben ziemlich andere Gedanken machen, als eine gleich große Anzahl europäischer Christen, dafür hat man Beweise genug. Wenn ein methodistischer Missionar u. A. bemerkt, die Japaner seien bessere Hörer als Thäter des Worts, so ist das ja so gut wie selbstverständlich, wenn aber ein anderer Missionar uns sagt, daß die meisten Japaner kaum ernstlich an Gott glauben, von der Sündigkeit der Sünde kaum eine Ahnung haben, an den christlichen Predigern nur deren vermeintliche Verstellungskunst bewundern, so deutet

*) Dr. G. Warneck: „Warum ist das 19. Jahrhundert ein Missionsjahrhundert?"

das doch auf eine Oberflächlichkeit und geistige Zerrüttung hin, die gewiß auch den zum Christenthum Uebergetretenen noch lange nachgehen wird. „Die Japaner erziehen, ist das schwerste Stück der Missionsarbeit. Systematisches Arbeiten, Pünktlichkeit und Ordnung sind ihnen etwas Neues; man muß viel Ausdauer und Geduld mit ihnen haben." Es wäre auch gar nicht nöthig, dies ausdrücklich hervorzuheben, wenn nicht bei uns vielfach die Ansicht verbreitet wäre, als stünden die Japaner uns Abendländern geistig besonders nah und als würde voraussichtlich das Evangelium unter ihnen sehr schnell solidere Früchte reifen, als auf vielen anderen Missionsgebieten. Ach nein, es wird gerade in Japan noch manches sich als Holz, Heu, Stroh und Stoppeln erweisen, was wir aus der Ferne für vollen Weizen in den Aehren angesehen haben.

Die furchtbaren Feuersbrünste*), welche in neuester Zeit wieder in Hakodate und Tokio gewüthet haben, mögen uns in dieser Beziehung eine Art Gleichniß sein. Es sind keine soliden Steinbauten, in denen die Japaner wohnen. Selbst in den großen Städten bestehen die meisten Häuser nur aus leichten Holzwänden, und in der inneren Einrichtung spielt sogar das beliebte Papier eine Hauptrolle. Es rechnet auch niemand, wenn er ein Haus baut, darauf, daß dasselbe länger als 6—10 Jahre stehen werde. Es wird daher so „billig und schlecht" gebaut als nur möglich. Die große Masse der ärmeren Klassen lebt in Häusern, die mit einem Aufwand von kaum 4—500 M. sich herstellen lassen; selbst die besseren Häuser haben selten mehr als 2500—3200 M. gekostet. Auch besitzen nur die reichen und vornehmen Japaner werthvollere Hauseinrichtungen, wie man sie in Europa für ein Bedürfniß hält. Die große Mehrzahl der Häuser enthält außer einigen Kisten und Kasten und den nöthigsten Hausgeräthen weiter keine Einrichtung. Solche Dinge lassen sich aus den zahllosen Trödlerläden leicht wieder anschaffen, und daher befindet sich der abgebrannte Japaner, wenn er nur das nöthige Holzmaterial zum Wiederaufbau seines Hauses erhält und arbeitsfähig bleibt, bald wieder in derselben Lage wie vorher. Dazu

*) Im Jahr 1875—76 gab es in Japan 6814, im Jahr 1876—77 sogar 12,143 Brände, wobei das erste Jahr 22,000, das zweite 44,000 Häuser abbrannten. Am 6. Dec. 1879 verbrannten in Hakodate 2289 Wohnhäuser, 500 hölzerne und 300 für feuerfest gehaltene Magazine; am 26. Dec. in Tokio 10,430 Häuser und ebendaselbst am 4. Febr. 1880 abermals 2500 Häuser.

kommt, daß Jedermann auf solche Unglücksfälle als auf etwas Unvermeidliches gefaßt ist und überdies sowohl von Seiten der Regierung, als auch durch Verwandte und Freunde den Betroffenen meist geholfen wird. Hiedurch wird gewissermaßen das Versicherungswesen ersetzt, das in Japan noch nicht eingeführt ist und überhaupt zu den dortigen Verhältnissen nicht passen würde. Feuerfeste, steinerne Häuser bauen mag auch niemand, es wäre zu theuer. Die Regierung hat das Experiment gemacht, findet aber keine Miether. Das alles ist charakteristisch für Japan, auch in geistiger und leider wohl auch in religiöser Beziehung. Da muß eben von der Mission gründliche Arbeit gethan werden. „Selig, wer Geduld und ausharrenden Glauben hat, so zu arbeiten — schreibt der schon mehrfach citirte Methodistenmissionar — denn eine schöne Ernte wartet auf ihn.“ Und daß jetzt in Japan fast überall ungehindert gearbeitet werden darf und wirklich gearbeitet wird, das soll zunächst unsere Hauptfreude sein.

Die Furcht, daß in Japan nach all' den großartigen Neuerungen, welche die Reformpartei durchgesetzt, nun bald eine Reaktion eintreten würde, ist wohl unbegründet. Der glänzende, ja begeisterte Empfang, welcher im vorigen Jahr mehreren hohen Gästen aus dem Ausland nicht nur von den Regierungskreisen, sondern vom Volke selbst zu Theil geworden, bürgt dafür, daß Japan seine Thore dem Verkehr mit Europa und Amerika nicht wieder schließen, sondern in immer innigere Verbindung mit ihnen treten wird. Die bedeutendsten jener Gäste waren Prinz Heinrich von Preußen, der englische Gouverneur von Hongkong und insbesondere General Grant, der frühere Präsident der Vereinigten Staaten. „Die Japaner“, heißt's in der „Allg. Ztg.“, „fühlten sich glücklich, diesem Manne die Hand zu drücken und ihn ihrer höchsten Achtung zu versichern; das besiegelte ihren Bund mit der Civilisation des Westens und brachte sie dieser um einen bedeutenden Schritt näher. Grant erschien den Japanern als eine verkörperte Darstellung dessen, was ihnen am meisten vor Augen steht und am Herzen liegt: eines mächtigen und angesehenen Staatswesens als Gliedes der modernen Civilisation. Und man darf in diesen Kundgebungen einen sicheren Beweis dafür erblicken, daß das jetzige Japan, nachdem es viele Jahrhunderte hindurch in asiatischer Absperrung erstarrt gewesen war, jetzt nach seinem Erwachen mit Leib und Seele die Bahn des modernen Fortschritts

nach europäisch-amerikanischem Muster betreten hat und nicht daran denkt, diesen Weg jemals wieder zu verlassen." Hoffentlich wird die gegenwärtig schwebende Revision der Verträge*) so ausfallen, daß dieselben nicht ein Denkmal europäischer Selbstsucht und Ungerechtigkeit, sondern ein neues Mittel zur gegenseitigen Annäherung der Völker werden.

Was die Stellung der japanischen Regierung zum Christenthum, speciell zur Mission betrifft, so ist dieselbe keine klar ausgesprochene. Der junge Mikado ist nach der Versicherung eines Zeitungskorrespondenten „von den edelsten Gesinnungen für das Wohl seines Volkes beseelt und von dem reinsten Bewußtsein der Pflichten seines erhabenen Berufes erfüllt." Wie er von der Religion Jesu denkt, wissen wir nicht. Fast scheint es, als fange er an, sich des Heidenthums zu schämen oder doch das, was er bisher für Religion gehalten, sich selbst zu überlassen. Wenigstens ist das früher bestehende Regierungsdepartement für Religionssachen 1878 abgeschafft und die Staatsreligion als solche so gut wie aufgehoben; im Budget sind nur noch 200,000 M. für religiöse Zwecke ausgesetzt, und der Hohepriester, welchen früher die Regierung zu ernennen pflegte, soll in Zukunft von den andern Priestern selbst gewählt

*) „Die Japaner sind so weit fortgeschritten, daß ihnen die Verträge, die sie in den fünfziger Jahren abgeschlossen, wo sie sich noch in dem alten, jetzt von ihnen für barbarisch angesehenen Zustande befanden, ungenügend erscheinen. Namentlich mißfällt ihnen als herabwürdigend für Japan die ausländische Rechtsprechung, das Consularwesen, welches sie den Fremden zugestanden haben. Sie haben ihre Gesetze den neuen Verhältnissen angepaßt und behaupten, daß sie auch für die Fremden gut genug wären. Als einen Beweis ihrer Rechtlichkeit berufen sie sich darauf, daß sie noch nie, wie so manche amerikanische Staaten, sich geweigert haben, die Zinsen ihrer Schulden zu bezahlen. Es ist den Japanern denn auch bereits gelungen, mit den Vereinigten Staaten einen Vertrag abzuschließen, durch welchen manche Bestimmungen der früheren Verträge aufgehoben werden. Die Regierung in Washington erkennt an, daß die japanische Regierung das Recht hat, in den Häfen von Japan die Zölle und Steuern festzusetzen, wie ihr beliebt. Unter den fremden Nationen soll kein Unterschied gemacht werden. Ausgangszölle werden in Japan aufgehoben. Die Küstenschifffahrt untersteht allein der japanischen Regierung. Es werden manche Bestimmungen getroffen, um den Schiffsverkehr und die Erhebung der Zölle zu regeln. Für die Zugeständnisse, welche die Vereinigten Staaten in diesem Vertrage machen, verpflichtet sich die japanische Regierung, zwei neue Häfen zu eröffnen u. s. w." (Köln. Zeitung.)

werden. Das Bestehen so vieler christlicher Gemeinden, die beständig fortgehende Ausübung der Sakramente und die überall erschallende Predigt vom Kreuz — lauter durch das noch immer nicht aufgehobene alte Gesetz verbotene Dinge — sucht man scheint's zu ignoriren. Christen werden nicht mehr genöthigt, ihre Todten nach buddhistischem Ritus bestatten zu lassen, eingeborne Prediger werden nicht gehindert, im Lande herumzureisen und öffentlich zu predigen; gelegentliche Störungen christlicher Gottesdienste werden als Verstöße gegen die öffentliche Ordnung von der Polizei nicht geduldet, — kurz das Christenthum und seine Bekenner, ja Verbreiter genießen denselben Rechtsschutz, wie alle anderen Religionsgenossenschaften im Reich des Mikado. Daß ausländische Missionare noch nicht frei im Lande umherreisen und sich niederlassen dürfen, kommt nicht daher, daß sie Missionare, sondern nur daher, daß sie Ausländer sind. Und mit den gehörigen Pässen und Erlaubnissen ausgestattet, können sie thatsächlich so weit hin missioniren, als Zeit und Kraft nur irgend erlauben; ja, die vertragsmäßige Einschränkung der Reise- und Niederlassungsfreiheit für Ausländer hat sogar den Vortheil, daß hiedurch die Mission gleich von vornherein darauf angewiesen ist, sich eingeborner Kräfte zu bedienen, wie denn auch die jungen Gemeinden und einzelne Bekehrte bereits einen selbständigen Missionstrieb bethätigen.

Das Volk ist gegen die Mission ebenfalls nichts weniger als feindselig. Nur soweit der sehr im Abnehmen begriffene Einfluß der Priester reicht, kann von Haß gegen die Missionare und ihre Anhänger die Rede sein. Daß die Bekehrten in diesem Fall kleine Verfolgungen, Zurücksetzungen u. dergl. sich gefallen lassen müssen, versteht sich von selbst. Daß die Anstrengungen mancher buddhistischer Sekten, das eindringende Christenthum mit literarischen und anderen geistigen Waffen zu bekämpfen, von besonderem Erfolg begleitet wären, kann man nicht sagen. Es kann ja dem Evangelium nur zur Förderung gereichen, wenn das Heidenthum sich offen und ehrlich mit ihm zu messen sucht. Bei Tokio wird zwar ein neuer herrlicher Buddhistentempel errichtet, so schön, wie es vielleicht noch keinen im ganzen Lande gibt, aber das wird der Kirche Christi nicht schaden, eben so wenig die neu errichtete Professur für buddhistische Religionswissenschaft an der Universität in Tokio. Viel gefährlicher ist der aus Europa und Amerika eingeführte und durch ausländische

Professoren namentlich an der ebengenannten Universität genährte Unglaube und der ganze weltlich-materialistische Zug der Zeit, der den von Haus aus schon so irdisch gesinnten und die Religion bloß als Priestersache kennenden Japaner nur allzuleicht mit fortreißt. Sogenannte Wissenschaftlichkeit und Bildung schließt da einen Bund mit der Sittenlosigkeit und Gottesfeindschaft, der schlimmer ist, als das alte, kindische Heidenthum. Die Missionare ziehen natürlich auch gegen diesen Feind mit öffentlichen Vorträgen, Büchern und Zeitungsartikeln zu Felde, nicht selten mit anscheinend glänzendem Erfolg. Das Hauptmittel freilich gegen dies Ueberhandnehmen eines modernen Heidenthums ist die gründliche christliche Erziehung, welche die Missionare in ihren Schulen und Anstalten einer Anzahl meist begabter junger Japaner zu Theil werden lassen. Und hie und da leisten ihnen hiebei sogar von der Regierung oder Privaten angestellte Lehrer und Professoren in erfreulichster Weise Handreichung, so der amerikanische Hauptmann L. Janes, der in Kumamoto auf der Insel Kiuschiu, und Professor Clark, der als Vorsteher der Ackerbauschule in Sapporo auf Jesso eine ganze Reihe junger Leute christlich beeinflußt und für's Evangelium gewonnen hat. Mehrere derselben befinden sich jetzt in dem amerikanischen Missionsseminar zu Kijoto, wo sie vollends in christliches Denken und Leben eingeführt werden. Eine Anzahl früherer Zöglinge dieses besonders durch den Eifer des in Amerika bekehrten Japaners Nisima gegründeten Instituts steht bereits als Lehrer, Prediger u. dergl. in der Arbeit. Aehnliche Anstalten besitzen auch andere Missionen, namentlich haben die verschiedenen in Japan arbeitenden presbyterianischen Gesellschaften sich zur Gründung eines gemeinschaftlichen Predigerseminars in Tokio zusammengethan. Fast möchte man wünschen, daß die Mission auch Industrie- und Arbeitsschulen, ja eigene christliche Fabriken und Geschäfte in Japan gründen möchte, theils um zu zeigen, was ernstes, durch Gebet geheiligtes und gesegnetes Arbeiten heißt, theils um gleich von Anfang an dem auflösenden und social verderblichen Einfluß des modernen Geschäftsbetriebs und der nur auf Geldgewinn gerichteten Großindustrie entgegenzuwirken. Doch fragt sich's natürlich, ob dergleichen Sache auswärtiger Missionsgesellschaften sein kann, die ja doch in erster Linie nur den Sauerteig unter den Teig zu mengen, nicht diesen auszubacken und in fertige Formen zu bringen haben. Und noch ist ja nicht einmal die ganze h. Schrift in's Ja-

panische übersetzt. Selbst das Neue Testament, an welchem seit 1874 eine aus Missionaren der verschiedensten Gesellschaften zusammengesetzte Kommission fleißig (in wöchentlich 4 Sitzungen von 5 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags) gearbeitet hat, ist erst Ende vorigen Jahres fertig geworden. Fast gleichzeitig wurde auch das englische Kirchengebetbuch vollendet, an welchem Vertreter der Ausbreitungsgesellschaft, der englisch-kirchlichen und der amerikanischen bischöflichen Mission gearbeitet hatten. Aber die christliche Literatur Japans ist noch ganz in den Anfängen. Vielfach behilft man sich mit chinesischen Büchern. Manche Missionare lassen auch ihre handschriftlichen Predigten unter christlichen und heidnischen Lesern cirkuliren, ein Beweis, daß auf diesem Gebiet noch viel zu thun übrig ist.*) Die Zahl der Missionare in Japan ist zwar vergleichsweise eine große, d. h. 10 amerikanische und 6 britische Gesellschaften haben hier mehr als 160 Männer und Frauen (60 Geistliche und deren Frauen, 10 Aerzte und andere Laienbrüder, 40 Lehrerinnen) in ihrem Dienst; von diesen ist aber ein großer Theil noch mit Erlernung der schwierigen Landessprache **) beschäftigt, und manche bringen es überhaupt nie so weit darin, daß sie mit Erfolg literarisch thätig sein könnten, zumal wenn sie — was öfters der Fall zu sein scheint — mehr mit solchen Eingebornen umgehen, die schon Englisch verstehen, als mit dem eigentlichen Volk.

Was das Verhältniß dieser Missionare zu einander betrifft, so scheint dasselbe ein sehr freundschaftliches zu sein. Die verschiedenen presbyterianischen Gesellschaften haben ihre sämmtlichen Gemeinden (20 mit zusammen 1100 Mitgliedern) sogar zu einer japanisch-presbyterianischen Gesammtkirche zusammentreten lassen und betreiben auch die Missionsarbeit selbst nach einem gemeinschaftlichen auf Arbeitstheilung, Kraft- und Gelderspariß berechneten Plan.

*) Das Meiste haben die amerikanischen Missionare gethan. Sie geben eine christliche Zeitschrift, die alle Woche, und ein Sonntagsschulblatt, das alle Monate erscheint, heraus. Im letzten Jahr wurde überdies ein „Leben Jesu" in 2500 Exemplaren gedruckt, von denen in 4 Monaten 1100 verkauft waren; ferner 1000 Exemplare „Line upon Line" und 1000 Exemplare einer Erklärung des Evangeliums Matthäi; dazu 11,000 Traktate über die „christliche Wahrheit", das „Evangelium", den „Sabbath" u. s. f.

**) Ein spanischer Franziskaner aus dem vorigen Jahrhundert erklärte sich die Schwierigkeit der japanischen Grammatik daraus, daß der Teufel dieselbe erfunden habe, um das Missionswerk zu hindern!

Die drei bischöflichen Gesellschaften gehen ebenfalls Hand in Hand, obgleich sie sich nicht organisch vereinigt haben. Die Bostoner Missionsgesellschaft gründet überall nur von ihr selbst wie von einander unabhängige Einzelgemeinden und ist schon deßwegen weniger in Gefahr, mit anderen Kirchengemeinschaften in Konflikt zu gerathen. Mehreren ihrer Bekehrten, die nach und nach sich in Tokio niedergelassen hatten, wo die Bostoner keine Station besitzen, hatten diese sogar wiederholt zugeredet, sich der einen oder anderen dort bestehenden Kirchen anzuschließen; jene hielten es aber trotzdem für besser, nach independentischer Art zu einer eigenen Gemeinde zusammenzutreten, ein Beweis, daß die japanischen Christen die Unabhängigkeit zu schätzen wissen. Als ein Zeugniß für die Einigkeit der in Japan arbeitenden Missionare kann auch die Konferenz angesehen werden, welche im Mai 1878 in Tokio stattfand. Der irländische Missionsinspektor Fleming Stevenson war auf seiner Reise um die Welt damals gerade nach Tokio gekommen und nahm an dieser Konferenz theil. Er versichert, in diesem Kreise habe er etwas von der praktischen, wirklichen Einigkeit genossen, „um welche wir in der Heimat immer beten und die wir, scheint's, doch nie erreichen."

Herrn Stevenson's Eindrücke von Japan und der japanischen Mission waren überhaupt sehr günstige. Er hat dieselben in einer Reihe von Artikeln in den »Good Words« wiedergegeben, und zwar in so anziehender Weise, daß — wenn der Raum es gestatten würde — wir unseren Lesern gerne seine ganze Reisebeschreibung in Uebersetzung mittheilen würden. Wir beschränken uns auf einige Stellen. Ueber einen in Tokio verlebten Sonntag z. B. schreibt er: „Nachdem ich die russische Missionsgemeinde gesehen, über die ich viel gehört, und in der englischen Missionskirche gepredigt und das heil. Abendmahl mitgefeiert hatte, begab ich mich in eine der Kapellen, welche zur amerikanischen Mission gehören. Dieselbe war gerade vergrößert worden und wurde eben der erste Gottesdienst nach dem Umbau gehalten. Die Kosten desselben, etwa 2000 Mark, hatten die eingebornen Christen durch eigene Anstrengungen zusammengebracht. Das einfache, nicht gerade einnehmende Gebäude faßt über 300 Personen und war vollständig ausgefüllt von einer andächtigen und ernsten Zuhörerschaft. Die Zahl der Gemeindeglieder beträgt gegenwärtig 175 Personen, und von diesen blieben 160 zur

Feier des Abendmahls, welche hier monatlich einmal stattfindet. Die Predigt wurde von einem schottischen Missionar gehalten, aber natürlich japanisch, und die Zuhörer ermüdeten nicht, der langen Rede aufmerksam zu folgen. Der Gesang war für ein ungeübtes Ohr etwas fremdartig und, obgleich sie sanfte, tiefe Stimmen haben, ist das Singen nicht ihre starke Seite; aber sie sangen recht kräftig und hielten ziemlich genau die Melodien ein, die wir daheim auch gewohnt sind. Zwei von den eingebornen Gemeinde-Aeltesten, der eine ein Predigtamtskandidat, der andere ein Regierungsbeamter, halfen das Abendmahl austheilen. Die Ansprachen dabei, das Reichen des Brodes und Weines von Hand zu Hand, die gesenkten Häupter von Jung und Alt und die große Stille bei der ganzen feierlichen Handlung, so natürlich und hier inmitten einer heidnischen Hauptstadt doch so auffallend, alles ließ gar ernste und bewegliche Gedanken in einem aufsteigen.

„Zehn Minuten weiter war eine andere Gemeinde versammelt, ebenfalls aus Japanern bestehend, und hier war auch der Prediger ein Eingeborner. Diese Kirche, ein anstoßendes Schulzimmer, ein Waisenhaus und zugehörige Wohnung — alles ist von einem eingebornen Christen auf eigene Kosten erbaut und einstweilen auf unbestimmte Zeit der Mission zur Verfügung gestellt worden. Das Ganze hat 16—18,000 Mark gekostet und wird wohl vom Eigenthümer nie für sich selbst in Anspruch genommen werden. Die nächste Gemeinde, welche ich aufsuchte, war noch jung, doch stellten sich 40—50 Personen ein, von denen die meisten Kirchenglieder waren. Es war schon spät Nachmittags, als ich wieder bei der Unionskirche anlangte. Am Morgen war hier eine europäische Gemeinde versammelt gewesen, außer den Missionsfamilien kaum zehn Personen von all' den vielen Engländern und Amerikanern! Jetzt war dieselbe Kirche von Eingebornen gefüllt. Auch sie feierten das heil. Abendmahl, und wenn wir etwas früher eingetroffen wären, so hätten wir die Freude gehabt, der Taufe von sechs Erwachsenen beizuwohnen.

„Noch spät am Abend dieses schönen Sonntags begleitete ich meinen Gastwirth, einen der wohlwollendsten und selbstverleugnendsten Missionsarbeiter (Waddell), zu seiner letzten Sonntagsarbeit. Es war mehr eine Ansprache im Unterhaltungston, als eine Predigt. Der Versammlungsort war ein niedriges Zimmer, das sich auf eine

enge, aber sehr belebte Straße öffnete und in welches eine Inschrift auf der über dem Eingang hängenden Lampe alle Vorübergehenden einlud. Das Zimmer faßte ungefähr 60 Personen. Allerlei Leute traten ein und hockten auf dem mit Matten belegten Fußboden nieder, Männer, die von der Arbeit kamen (denn der Sonntag wird bloß in den Regierungsbureaus gefeiert), und Weiber mit Säuglingen an der Brust. Der ganze Raum war angefüllt, und auch vor der Thür sah man im Halbdunkel noch einen ganzen Haufen stehen. Von Zeit zu Zeit entfernten sich einige, ihr Platz wurde aber immer wieder von anderen eingenommen. Zuerst sprach der Katechist, dann der Missionar. Alles schien aufzupassen, obgleich man bei der mangelhaften Beleuchtung wenig sehen konnte als das Funkeln schwarzer Augen. Ein alter 82-jähriger Mann, auf den das Licht der Lampe hell fiel, war ganz hingenommen und glücklich. Er war ein Arzt gewesen und ein eifriger Anhänger des Confucius, hatte sich aber — nicht ohne Kampf — Christo ergeben und war am Sonntag vorher getauft worden. In seiner Nähe saßen drei Fuhrleute (die in einem Rollwagen Menschen schieben), die für sich und ihre Familie dringend um die Taufe gebeten hatten. Nachdem die Versammlung vorüber war, blieben noch mehrere zu einem Gespräch, und es war spät, als wir endlich zur Ruhe giengen, wohl ermüdet, aber über die Maßen dankbar.

„Einige der Gemeinden, welche ich gesehen hatte, gehören zu den größten und bedeutendsten in Tokio; aber an vielen anderen Plätzen der Stadt waren ebenfalls christliche Gemeinden versammelt, ja über die Stadt hinaus, in den umliegenden Dörfern, fehlte es nicht an gottesdienstlichen Versammlungen. Es waren wohl zwanzig Stimmen, welche an diesem Sonntag im Umkreis der Stadt das selige Evangelium unseres Herrn verkündigten. Ohne Zweifel war die Zahl der Zuhörer an manchen dieser Predigtplätze klein genug und die Zahl der nachdenklichen Zuhörer noch kleiner. Denn auch in der japanischen Mission fehlt es eben so wenig an Enttäuschungen als in allen andern. Die Leute haben eine athenische Neugier, die aber gar schnell befriedigt ist. Sie sind von Haus aus sehr höflich und man darf daher nicht immer dem äußeren Anschein trauen. Gerade diejenigen, welche Japan am gründlichsten kennen, scheinen zuweilen am wenigsten sanguinisch zu sein. Aber es war unmöglich zu vergessen, daß noch vor vier Jahren z. B. die Gemeinde, welche

jetzt 175 Seelen zählt, aus nur acht Personen bestand; daß die meisten dieser Neuhinzugefügten durch die eifrigen Bemühungen ihrer bekehrten Nachbarn und Freunde für Christum gewonnen wurden, und daß da, wo jetzt frei und öffentlich gepredigt wird, noch vor einem oder zwei Jahren die berühmten Edikte hiengen, welche dem Christenthum Feindschaft schworen bis zur Ausrottung. Ich erwog, wie in einer Kirche oder Kapelle um die andere die Botschaft, mit der ich gekommen, warmen Anklang bei Brüdern in Christo gefunden hatte, welche bis vor kurzem den wahren und lebendigen Gott nicht gekannt hatten; und beim Einschlafen noch klangen mir die japanischen Töne unserer herrlichen Lieder und Psalmen in den Ohren, welche ich sie den Tag über hatte singen hören: „Jesu, Freund der Seelen", „Ringe recht, ringe recht", „Fels der Ewigkeiten" und „Der Herr ist mein getreuer Hirt, dem ich mich ganz vertraue.""

Nicht minder erfreulich ist Hrn. Stevenson's Schilderung eines in Kobe gefeierten Sonntags: „Es war drückend heiß, die Erlebnisse des Tages waren aber der Art, daß wir den Druck erst gegen Abend spürten. Zuerst besuchten wir eine Sonntagsschule. Ein niedriges Zimmer, das nach der Straße zu offen und über diese nur 2 Fuß erhaben ist, dient als Schul- und Predigtlokal. Hier fanden wir mehrere Klassen von Lernenden um ihre Lehrer und Lehrerinnen geschaart. Dreizehn Männer z. B., alle der Mittelklasse angehörig, d. h. Kaufleute und Handwerker, waren um einen japanischen Professor der Medicin versammelt, der an der höheren Regierungsschule in Kobe angestellt ist; eine andere Gruppe wurde von einem jungen Doktor unterrichtet. Mit den Kleinen war die Tochter des Verwalters eines benachbarten Daimio (Edelmann) beschäftigt, und unter ihren 23 Pflegebefohlenen befand sich auch des Daimio Töchterlein, europäisch gekleidet und mit einem Strohhütchen auf dem Kopf. Es war lieblich, die zarten Kinderstimmchen singen zu hören: „Jesus liebt mich", „Jerusalem du schöne" u. s. f. Nachmittags wurde in dem gleichen Zimmer ein Gottesdienst gehalten, zu welchem sich wohl 150 Personen in den engen Raum gedrängt hatten, während draußen die Leute noch reihenweis dastanden und zuhörten. Seither haben die Gemeindeglieder das nöthige Geld aufgebracht, um ein passendes Stück Land zu kaufen und darauf eine nette Kapelle zu errichten, die 400 Menschen faßt.

„Der erste Abendgottesdienst, an dem ich theilnahm, wurde in Hiogo gehalten, einer der ältesten, konservativsten und bigottesten Städte Japans, von der Kobe nur eine Art Vorstadt ist. Das Zimmer war ebenso groß und ähnlich gelegen wie das oben beschriebene, nur viel netter und reinlicher. Da die Leute sich erst sammelten, fing ich eine Unterhaltung mit dem jungen Prediger an und erfuhr, daß er zuerst auf's Christenthum aufmerksam geworden war durch ein Exemplar der chinesischen Apologetik von Dr. Martin, das er im Hause eines Freundes gefunden und leihweise mit heim genommen hatte. Später war er gerade während eines Gottesdienstes am christlichen Versammlungshaus in Kobe vorbei gekommen und durch die Töne des Harmoniums festgehalten worden. Das Lied, das er damals gehört: „Jesus ruft dich eben jetzt" hatte einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht, er war auch zur Predigt geblieben, war dann ein regelmäßiger Zuhörer und zuletzt selbst ein Gläubiger, ja ein Prediger geworden.

„Die nächste Kirche, welche ich besuchte, lag an der sehr belebten Straße, welche Hiogo mit Kobe verbindet. Das Lokal war mit Männern und Frauen überfüllt, und draußen stand wie gewöhnlich noch ein sich ziemlich gleichbleibender Haufe von Vorübergehenden. Der Prediger war auch hier ein Eingeborner, ein Mann von tiefem Ernst und gereifter christlicher Erfahrung. Seine Zuhörer hatte er völlig in der Gewalt. Eine Stunde lang — das ist die orthodoxe Dauer einer japanischen Predigt — saßen sie da, ohne die Blicke von ihm abzuwenden; und als sie den Schlußgesang anstimmten, konnte selbst ein Fremdling leicht erkennen, aus wie vollem Herzen derselbe kam.

„Die Predigt spielt entschieden die Hauptrolle in diesen Gottesdiensten, denn die Japaner — selbst die heidnischen — sind stark im Anhören langer Predigten, und die Leistungen mancher ihrer eigenen Priester sind mit Recht berühmt.*) Die Predigt hat keine

*) In einem Referat darüber, wie Missionare in Japan predigen sollen, sagt z. B. der englisch-kirchliche Miss. Dening: „Für die richtige Wortwahl, namentlich für den Gebrauch einer ganzen Menge ethischer und psychologischer termini, für wirklich idiomatische Ausdrucksweise, für die dem japanischen Ohr und Geschmack entsprechende Behandlung eines Themas haben wir am „Kinodowa", einer vor 40—50 Jahren erschienenen und am „Schingakudowa", einer neueren Predigtsammlung, höchst werthvolle

ſtrenge Form, ſondern iſt ein offenes, ungekünſteltes, aber nicht unüberlegtes Sichausſprechen über den jeweiligen Gegenſtand. Der Prediger fängt mit ſanfter, leiſer Stimme an, wird aber bald warm und geſtikulirt dann viel. Seine Hauptſtärke aber iſt der Gebrauch von Gleichnißreden und Bildern. Folgendes ſind Beiſpiele aus den Predigten, die ich ſelbſt gehört habe: ‚Sommer und Winter ſind ein jeder in ſeiner Art läſtig, aber jede Jahreszeit iſt bald wieder vorüber und wir nehmen ſie eben wie ſie ſind. So ſollen wir auch Trübſal und Noth als gottgeordnete Jahreszeiten anſehn und glauben, daß ſie nicht immer währen können.‘ — ‚Ein Habicht oder eine Krähe brauchen — wenn ſie fliegen wollen — zwei Flügel. Iſt ihnen ein Flügel gebrochen oder zerſchoſſen, ſo flattert der Vogel hilflos am Boden umher. So brauchen auch wir zwei Flügel, um zum Himmel aufzufliegen: den Glauben und die Werke. Verſuchen wir's nur mit Einem, ſo fallen wir zu Boden und hüpfen elend umher.‘ — ‚Will man einen Drachen ſteigen laſſen, ſo muß man die Schnur am rechten Punkt befeſtigen. Auf der einen Seite befeſtigt, macht ſie den Drachen fallen, auf der anderen läßt ſie ihn ſich drehen und unſtät hin- und herfahren u. ſ. f.; trifft man aber den richtigen Punkt, ſo ſteigt der Drache nach oben. So iſt's mit uns. Setzen wir unſere Hoffnung auf Irdiſches, ſo läßt ſie uns zu Schanden werden, wenn's gleich eine Zeitlang aufwärts zu gehen ſcheint; ſetzen wir ſie aber auf himmliſche Dinge, ſo trägt ſie uns nach oben und läßt uns die Herrlichkeit Gottes ſehen.‘

Vorbilder. Und um die Regeln der japaniſchen Redekunſt, eine vorzügliche Ausſprache u. ſ. w. kennen zu lernen, auch um zu beobachten, was für Redewendungen und welche Art von Beweisführung am meiſten Eindruck auf japaniſche Zuhörer macht, müſſen wir fleißig die Predigten der eingebornen Schinto- und Buddha-Prieſter beſuchen. Ich bin überzeugt, daß nur jahrelanges Studium der japaniſchen Literatur und aufmerkſame Beobachtung der japaniſchen Charaktereigenthümlichkeiten uns befähigen kann, eindrücklich und gemeinverſtändlich zu predigen. Japaniſche Sprichwörter, Schlagwörter, Gleichniſſe müſſen uns immer zur Hand ſein, und hiezu ſollte jeder Miſſionar — wie manche ja ſchon thun — ſich eine Sammlung anlegen von allem Bemerkenswerthen und Nachahmungswürdigen, was er an geflügelten Worten, weiſen Ausſprüchen, populären Redensarten u. dergl. lieſt oder zu hören bekommt..... Es wird darüber geſtritten, ob man mehr in der Volksſprache oder in der feineren, durch chineſiſche Fremdwörter bereicherten Bücherſprache predigen ſoll. Die goldene Mittelſtraße, wie manche unſerer eingeborenen Prediger ſie gehen, wird wohl das Richtige ſein u. ſ. w.“

„Da die Bekehrten meist dem Stand der Samurai angehören, d. h. derjenigen Klasse, welche früher, im Dienst der Daimios stehend, theils militärisch, theils literarisch das Volk beherrschte, so hat man in Japan das seltene Schauspiel einer Kirche, die fast aus lauter Gebildeten besteht und wenig Fühlung mit den unteren Schichten der Bevölkerung hat."

Nachdem Hr. Stevenson ausführlich von den Lichtseiten des japanischen Lebens gesprochen, fügt er als nüchterner Beobachter die Warnung hinzu, man solle nicht glauben, daß dies Land nun schnell ein christliches werden werde. „Für neun Zehntel der Bevölkerung ist das Wort Christenthum immer noch ein Schreckenswort. Ein Freund erzählte mir, er habe eine ausgezeichnete Magd vom Lande gehabt, die aber pfeilschnell davon zu eilen pflegte, so oft sie ihre Herrschaft bei der Familienandacht auf den Knieen sah. Sie meinte, es werde da ein Zauber gewoben, in dem auch sie sich fangen könnte; und ein eingeborner Herr meinte, die Landleute würden nie aufhören, das Christenthum für eine Art Zauber zu halten. Die Jahrhunderte lange Verleumdung des Christenthums als einer gräßlichen und gefährlichen Sache wird hier noch lange nachwirken. Dazu kommt, daß das Volk keineswegs religiös ist. Die Tempel werden wenig besucht und die Besucher sind selten andächtig; man hat aber Respekt vor dem Priester, und für diesen handelt es sich um Sein oder Nichtsein. An der Priesterschaft hat daher das Christenthum einen unversöhnlichen und durchaus nicht zu verachtenden Feind. Die jungen Männer, welche sich in christlichen Ländern ihre Bildung geholt haben, bekennen sich nach ihrer Rückkehr nur selten zum Christenthum; ja, manche haben den europäischen Unglauben angenommen und sind geradezu Feinde. Selbst das Meiste von dem, was auf den ersten Blick der Mission günstig zu sein scheint, ist es in Wahrheit nicht. Die Japaner haben die dumme Einbildung, daß sie allen anderen Menschen überlegen seien und alles, was sie lernen, sofort verstehen und beherrschen können, während sie doch wie ein oberflächlicher, seichter Leser sind, der über die Seiten eines tiefen Buches nur so hinwegeilt. Bedenkt man das alles, so erscheint, was bis jetzt zustande gekommen, freilich nur um so größer: die Gemeinden, welche gegründet worden, ihr Unternehmungsgeist, ihr Glaube, ihre Selbständigkeit, ihr Missionseifer; ferner das Interesse, mit dem zuweilen ein ganzes Dorf der neuen Lehre lauscht;

die Entschiedenheit und christliche Erkenntniß, die man bei einzelnen Bekehrten findet u. s. f."

Seit Hr. Stevenson in Japan war, sind bald 2 Jahre vergangen. In dieser Zeit ist es nicht rückwärts, sondern vorwärts gegangen. An manchen Orten hat das Christenthum geradezu erstaunliche Fortschritte gemacht; neue Gemeinden sind entstanden, neue Prediger und Lehrer aus den Eingeborenen selbst sind in die Arbeit eingetreten, neue Thüren haben sich der Mission geöffnet. Aus den Erlebnissen des letzten Jahres ließen sich eine Menge der interessantesten Einzelzüge dieser Art zusammenstellen. Wir wollen zum Schluß nur Ein Beispiel anführen, das dem jüngsten Jahresbericht der Bostoner Missionsgesellschaft entnommen ist.

Kaum läßt sich ein hoffnungsvollerer Missionsanfang denken als der von den amerikanischen Missionaren in Okajama auf der Insel Schikoku gemachte. Der Empfang, der ihnen hier zu Theil wurde, steht einzig in seiner Art da. Am 3. April 1879 kam Dr. Berry mit seiner Familie und Miss. Cary in dieser 35,000 Einwohner zählenden Stadt an. Etwa eine Stunde vor der Stadt wurden sie von einem Beamten auf's höflichste begrüßt und dann in die Wohnung geführt, welche der Gouverneur ihnen hatte einräumen lassen. Alles mögliche zu ihrer Bequemlichkeit wurde gethan. Die angesehensten Männer der Stadt kamen fast schaarenweise, um die neuen Ankömmlinge willkommen zu heißen. Viele wollten freilich nichts als einmal „Ausländer sehen", so daß die Brüder sich zuweilen vorkamen wie eine wandernde Menagerie. Dr. Berry wurde als Arzt mit besonderer Auszeichnung behandelt, mußte sogleich seine Praxis anfangen und sogar über ein großes städtisches Spital die Oberaufsicht übernehmen. Miss. Cary und sein nachgekommener Kollege Pettee erhielten die Aufenthaltserlaubniß unter der Bedingung, daß sie täglich eine Stunde Englisch in der Regierungsschule ertheilen sollten, und niemand hindert sie, in dieser und anderen Stunden biblische Geschichte und andere christliche Gegenstände mit den Schülern zu treiben, natürlich alles auf Englisch. Auf allen Seiten thun sich Thüren auf. Nach drei Wochen kommen 160 Personen zur christlichen Predigt, 69 Kinder in die Sonntagsschule; aus den umliegenden Dörfern, deren jedes 2—8000 Einwohner hat, kommen Deputationen mit der Bitte um christlichen Unterricht und dem Versprechen, alle Unkosten selbst tragen zu wollen.

In Kasaoka, Fukujama, Onomitschi, Imabari bilden sich kleine Häuflein von „Shindscha", d. h. Gläubigen. So nennen die Japaner alle, welche an Christum glauben, ob bekehrt oder nicht, getauft oder ungetauft. In Imabari, wo die Mission freilich schon 3 Jahre vorher hingekommen war, wird es bald eine kleine Gemeinde, Ai Riso Sha, d. h. Gesellschaft der Nächstenliebe, genannt, die einen Seminaristen aus Kijoto beruft, angestellt und besoldet. Es wird darauf gesehen, daß alle Mitglieder regelmäßig etwas einlegen in die im Versammlungslokal aufgestellten Geldbüchsen. Am 21. September 1879 trat die aus 7 Männern bestehenden Gemeinde zusammen: einer war schon früher in Osaka getauft worden, die anderen 6 erst am Tage der Gemeindegründung selbst. Jetzt stellte sich aber auch Verfolgung ein — gewiß ein gutes Zeichen! So gewöhnlich es in Japan auch ist, daß Leute, die mit ihren alten Götzen oder Göttern unzufrieden sind, dieselben gegen andere vertauschen, so unerhört ist's doch, daß jemand alle Götzen aufgibt und ein Anbeter Gottes im Geist und in der Wahrheit wird. Das will man nicht dulden, zumal wenn mit der tief sitzenden heidnischen Gottentfremdung sich der japanische Nationalstolz und die Abneigung gegen die ausländische Religion verbindet. Dazu kommt, daß die Bekehrten den Sonntag feiern, also an diesem Tage nicht arbeiten, nicht kaufen und verkaufen, daß der eine und andere, der früher Götzen oder deß etwas fabrizirte, um seinen Lebensunterhalt kommt u. s. f. Man freut sich fast, daß das Christwerden und Christbleiben also doch nicht ohne Opfer und allerlei Prüfungen vor sich geht.

Weiter schreibt Miss. Pettee aus Okajama: „Alles will Englisch lernen. Die Zahl derer, welche eine ausländische Sprache lesen und verstehen, ist groß und im Wachsen. Die höheren Schulen,*)

*) Japan ist in 7 große Schulbezirke eingetheilt und hat 24,281 öffentliche und 1178 private, zusammen also 25,459 Elementarschulen mit 1,552,410 Knaben und 543,768 Mädchen, zusammen also 2,162,962 Schülern. Dazu kommen 389 Mittelschulen mit 20,522 Zöglingen, was für ein Land mit 34,245,000 Einwohnern gewiß recht anständig ist. Auffallend sind die zahlreichen Beiträge an Geld und Land, welche freiwillig von Privaten für Schulzwecke gegeben werden. Im vorigen Jahr ist ein neues Unterrichtsgesetz, das seines Gleichen sucht, herausgekommen. In demselben findet sich auch das deutsche Wort „Kindergarten". Alle diese Fortschritte sind großentheils Hrn. Tanaka

private wie öffentliche, gelten nichts, wenn sie nicht Gelegenheit zum Englischlernen bieten. Amerikanische Schulbücher werden in Menge gebraucht. Im Innern gibt's viele, die auf eigene Hand Englisch gelernt haben: sie können schwere Bücher lesen, aber kein gesprochenes Wort verstehen, geschweige denn ein ‚good-morning' sagen. Mit Spannung beobachten wir das Verhalten des Erziehungs-Departements zum Christenthum. Aus neueren Maßregeln der betreffenden Behörden in Tokio, Osaka und Kioto möchte man schließen, daß dieselben, wenn sie könnten, sich gern gegen dasselbe erklären würden. Gebildete Japaner stellen sich nicht so auf die Seite der christlichen Moral, wie wir wünschen müssen. Sie kümmern sich zu viel um die Meinungen großer Theologen und Neologen, statt mit guten Werken voranzugehn. Die Regierung hat ihr Möglichstes gethan, keine neuen Götzentempel mehr bauen zu lassen, die Sonntagsfeier und den christlichen Kalender einzuführen, den Missionaren ziemliche Freiheit zum Reisen im Innern des Landes zu gewähren und mancherlei Sittenverbesserung zu fördern. Es kommen aber so viel Religionsspötter aus dem Ausland hieher, daß weder die Beamten noch die Gelehrten sich für die christliche Lehre begeistern können. Langsam, doch sicher wird die Masse des Volks mit dem Evangelium durchsäuert. Sie ist es, welche die öffentliche Meinung dem Christenthum günstig stimmt. Edle Männer tragen das Ihre dazu bei. Sie heißen jede aufrichtig gemeinte Hilfe willkommen, merken bald, wer ein wirklicher Freund der Eingebornen ist und fühlen die Kraft der biblischen Wahrheiten. Und weil sie ohne Eigennutz ihre Umgebung zu heben suchen, finden sie auch einen Anhang. Nicht alle solche sind Christen, wohl aber Freunde des Christenthums. Hier in Okajama haben wir ihrer auch ein paar, und sie arbeiten mit Kopf, Herz und Hand."

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf die numerischen Resultate der evangelischen Mission in Japan, so ergeben sich folgende Zahlen für die verschiedenen Gesellschaften:

Fudschimaro zu verdanken, der Ende 1871 als Mitglied der japanischen Gesandtschaft nach Amerika, dann auch nach Europa kam und jetzt Viceminister des Unterrichts ist.

Datum des letzten Berichts.	Gesellschaft.	Zahl der abendmahlsfähigen Christen.
1879:	Bostoner Missions-Gesellschaft	434
1879:	Amerikanische Methodisten	447
1877:	Amerikanisch-reformirte Kirche	276
1878:	Amerikanisch-bischöfliche Kirche	48
1878:	Amerikanische Baptisten	66
1879:	Amerikanische Presbyterianer	632
1878:	Kanadische Methodisten	100
1879:	Englisch-kirchliche Missions-Gesellschaft	62
1878:	Ausbreitungsgesellschaft	40
1878:	Vereinigte Presbyterianer Schottlands	70
		2175

Hiernach hatten 10 Gesellschaften im J. 1878—79 zusammen mindestens 2175 volle, erwachsene Gemeindeglieder oder Abendmahlsgenossen. Nimmt man die Gesellschaften dazu, deren Berichte uns nicht zugänglich gewesen sind, so mögen es im Ganzen 2500 Abendmahlsgenossen sein; und rechnet man auf jeden Abendmahlsgenossen etwa 2 Getaufte, d. h. getaufte Kinder oder noch nicht zum Abendmahl zugelassene Erwachsene, so ergibt sich eine Gesammtzahl von 7500 eingebornen evangelischen Christen für Japan. Bedenkt man, daß der Erstling 1865 (auf seinem Sterbebett) getauft wurde und die erste (amerikanisch-reformirte) Gemeinde erst am 10. März 1872 in Jokohama aus 11 Bekehrten gegründet wurde, so ist das ein Ergebniß, das sich neben den 3000 Bekehrten der russisch-griechischen und den 16,622 der römisch-katholischen Kirche wohl sehen lassen darf.

Die norwegische Mission unter den Hovas.

Von P. v. Möller.

Nachdem wir im vorigen Abschnitt die Mission unter den krausshaarigen, schwarzen Sakalawas kennen gelernt, wenden wir uns jetzt den im mittleren und östlichen Theile von Madagaskar wohnenden, olivenbraunen, malaiischen Stämmen zu, unter

denen die Howas die erste Stelle einnehmen. Unter ihrem begabten, jugendlichen Fürsten Radama erkämpften diese sich um's Jahr 1810 die Oberherrschaft über die anderen Stämme und öffneten sich den europäischen Einflüssen. 1817 schloß König Radama I. mit England einen Vertrag, nach welchem der Sklavenhandel bei Todesstrafe verboten ward, und schon im folgenden Jahre trafen die ersten Missionare der Londoner Gesellschaft ein. Die großartigen Erfolge dieser Mission, sowie die blutigen Verfolgungen der jungen madagassischen Christengemeinden — durch welche wenigstens 2000 Christen ihr Leben einbüßten — sind allgemein bekannt, weniger aber die im Vergleich mit den Londonern zwar nur geringe, aber immer mehr erstarkende und unter dem Segen von Oben sich ausbreitende Thätigkeit der kleinen norwegischen Gesellschaft, deren Thätigkeit wir jetzt kurz überblicken wollen.

Im Jahr 1867 wurde Bischof Schreuder, der Senior der norwegischen Missionare im Zululande, nach Madagaskar gesandt, um die beabsichtigte Mission auf dieser Insel vorzubereiten. Es ward mit den Londonern ein schriftlicher Vertrag geschlossen, dem zufolge die Provinz Betsileo als norwegisches Missionsgebiet fixirt wurde. Bald darauf (4. Dec. 1867) besetzten die ordinirten Missionare Engh und Borgen die erste norwegische Station in Nord-Betsileo, Betafo (d. h. viele Dächer) genannt, nachdem sie beide, Engh in Antananarivo, Borgen in D'Urban, ein Jahr hindurch die madagassische Sprache studirt hatten. Drei Monate später folgte ihnen der unordinirte Missionsgehilfe Nilsen, der mit Borgen am 17. März 1869 die zweite Station Masinandreina (den heiligen Hügel), eine norwegische Meile östlich von Betafo und 5350 Fuß ü. M. gelegen, gründete. Wenige Wochen nachher legte Borgen wiederum eine Meile weiter gegen Osten hin die Station Sirabe (viel Salz) an. Da es den Fremden verboten ist, Grundbesitz zu erwerben — auch die von ihnen aufgeführten Kirchen ꝛc. werden nicht als ihr, sondern als des Königs oder der Königin Eigenthum betrachtet — mußten die Brüder sich damit begnügen, entweder, wie in Sirabe, fertige Häuser, oder, wie auf den ersten Stationen, ein Stück Land zu miethen. Nachdem die Miethkontrakte dann von der Regierung bestätigt worden, gieng das Bauen mit Kraft vorwärts. In Betafo z. B., wo die Grundmiethe 3 Mark pro Monat betrug, konnte das „Gemeindehaus", welches 600 Men-

schen Raum gewährte, schon am Sonntage Esto mihi 1869 benutzt werden. Im folgenden Jahre hatte Engh auch noch ein besonderes Wohnhaus fertig und einen größeren Garten angelegt. In Sirabe miethete Borgen 3 Madagassenhäuser für 5 Mark monatlich, die als Wohnhaus, Küche und Gemeinde- und Schulhaus benutzt wurden. Das letzte schmückte er mit einem Altar und einer Kanzel. Miss. Rosaas (aa sprich o), der die Station 1872 übernahm, miethete ein Landstück für 24 Mark des Jahres und bauete im selben Jahre eine geräumige Kreuzkirche mit Thurm und Sakristei und außerdem ein Wohnhaus, in dem auch die Schule gehalten wurde, bis ein paar Jahre später ein besonderes Schulhaus aufgeführt ward.

Im Jahr 1870 wurden 5 neue Stationen angelegt: Ambohiponana in Manandona, Ambohimasina, Soawina, Alakmaisi und Loharano. Dann folgten Fandriana 1871 und Ambohiponana in Fisakana (später Ambohipo geschrieben) 1872. Zu ihrer Besetzung waren (1. Sept. 1869) außer dem genannten Rosaas die Missionare Egenas, Stueland und Borchgrevink in der Hauptstadt angelangt, nachdem sie in D'Urban die Ordination empfangen.*) Ein Jahr später traf, von seiner Schwester Bertha begleitet, Lars Dahle dort ein. Sämmtliche Missionare waren im Missionsseminar in Stavanger ausgebildet (der letzte hatte dann auch ein Jahr auf der Universität in Christiania studirt), nur Borchgrevink nicht, der Arzt und Pastor zugleich ist. Er blieb in Antananarivo und mit ihm auch Dahle und dessen Schwester. Die anderen alle, Pastoren wie Gehilfen, wurden, nachdem sie die Sprache gelernt, auf die verschiedenen Stationen im Betsileolande vertheilt, wo bereits die ersten Taufen stattgefunden hatten.

Hiebei gehen die Norweger aber, wie es sich gebührt, mit großer Vorsicht zu Wege. Ein Londoner Missionar, Jukes, der im September 1869 Betafo besuchte, urtheilt über sie folgendermaßen: „Sie bewillkommten mich mit großer Herzlichkeit als einen Bruder und Mitarbeiter. Es sind fromme, opferwillige und selbstverleugnende Diener Christi, die aber in ihrem Werke nicht schnell voranzukommen scheinen." Daß aber die Norweger, die für das tiefe, sittliche Elend der Eingebornen ein offenes Auge hatten, ihren totalen Mangel an

*) Sie waren begleitet von drei sog. „Gehilfen" (unordinirte Brüder, die aber auch das Missionsseminar durchgemacht): Pedersen, Nygaard und Wilhelmsen.

sittlicher Kraft, ihr lügenhaftes, betrügerisches und oft ganz gewissenloses Wesen gründlich kannten, mit der Aufnahme ihrer Taufkandidaten in die christliche Kirche zögerten und die Taufe nur nach sorgfältiger Prüfung unter manchen Gebetsseufzern ertheilten, kann ihnen nur zum Ruhme gereichen. Es war eine solche Vorsicht gerade in diesem Lande doppelt nöthig, wo, nachdem das Christenthum von der Regierung beschützt und empfohlen war, die Leute sich schaarenweise zur Taufe drängten, nur um der Regierung zu gefallen und wo das Beten geradezu als eine neue Art Fanompoana (Regierungsarbeit) betrachtet wurde. In den zwei Jahren von 1869 bis 1871 tauften die Norweger auch nur 48 Erwachsene und 33 Kinder im Betsileo-Lande.

In den folgenden Jahren wuchs die Arbeit in erfreulicher Weise und die greifbaren Erfolge wurden größer, so daß bis Ende 1874 im Ganzen in der genannten Provinz 354 Taufen stattgefunden hatten. Am 4. September dieses Jahres waren auch neue Kräfte aus der Heimat in der Hauptstadt angelangt, um das Netz des Evangelii ziehen zu helfen. Es waren die sechs Missionspastoren Hansen, Nielsen, Bekker, Haslund, Vig und Minsaas.

Was war aber indessen in der Hauptstadt Antananarivo geschehen? Es stellte sich nämlich je länger je mehr als ein dringendes Bedürfniß für die Norweger heraus, auch in dieser Stadt selbst festen Fuß zu fassen. Zwar sind sie nie in einen eigentlichen Konflikt mit der Regierung gerathen — was mit den Londonern zum Theil der Fall gewesen — wohl aber haben sie mehrmals Ursache gehabt, über das Verhalten der Obrigkeit zu klagen. Es beruhte dies auf mehreren Umständen. Die Norweger gehörten einem kleinen, den Madagassen gänzlich unbekannten Volke an; sie hatten keinen Konsul im Lande, an den sie sich, wenn nöthig, halten konnten; sie konnten sich auf keine politischen Verträge zwischen ihrer und der madagassischen Regierung berufen u. s. w. Auch wurden sie von vielen Eingebornen, die freundlich zu den Engländern standen, als Nebenbuhler und Gegner der Letzteren angesehen; ihr neben den Katholiken und den Londonern mehr bescheidenes Auftreten wurde als Schwäche betrachtet, ihr christlich rücksichtsvolles Benehmen gegen die Letzteren bei den Unterhandlungen in Betreff neuer Arbeitsgebiete ꝛc. war den Eingebornen von ihrem sittlichen Standpunkt aus natürlich völlig unverständlich u. s. w. Kurzum, es herrschte eine

große Unklarheit sowohl in Betreff der nationalen als auch der kirchlichen Stellung der Norweger, die nur allmählich gehoben wurde, indem die Regierung mit den Norwegern und ihrer Thätigkeit näher bekannt wurde und sich ihnen gegenüber freundlich erwies. Dies, sowie das festere Auftreten der Missionare entfernte auch immer mehr den Argwohn der Behörden, und nachdem 1872 endlich die Erlaubniß zur Errichtung einer Kirche und einer Schule in der Hauptstadt erlangt worden ist, kann die Stellung der norwegischen Mission im Lande als eine gesicherte betrachtet werden.

Schon am Ende des Jahres 1870 hatte Frl. Dahle eine Schule für Frauen und Mädchen eröffnet, die von 80 Zöglingen besucht wurde. Handarbeit, Lesen und Schreiben wurde gelehrt, bald kam auch Katechismus, biblische Geschichte, Geographie und Rechnen hinzu. Die Schule wurde im September 1873 in eine Gemeindeschule umgewandelt, in der nur die namentlich im letzten Halbjahre zur Gemeinde übergetretenen Zöglinge angenommen wurden. Im November wurden 7 Schülerinnen getauft und im Januar 1874 konnte Bertha Dahle mit der Schule in's neue, geräumige Schulgebäude einziehen, welches auch Raum für die Katechetenanstalt und dessen Vorsteher gewährt. Im Mai hatte sie 50 Zöglinge und fast die gleiche Zahl auf Probe angenommen. Pastor Dahle ist Lehrer in Religion, Pastor Borchgrevink in Gesang. Sonnabends haben die Kinder frei und waschen dann ihre Lambas. Eine der Schülerinnen war eine Nichte der Königin. Die Katechetenanstalt eröffnete Dahle im Mai 1871 mit 4 Probeschülern aus Betsileo und 70 aus der Hauptstadt. Nach dem Probejahr wurde ein Examen abgehalten und mit 20 Schülern weitergearbeitet, und von diesen waren Ende 1874 noch 15 übrig. Sie hatten sich schriftlich verpflichten müssen, auf den Orten zu wirken, wo man ihnen einen Platz anweisen wollte. Um diese Zeit unterrichtete Dahle in Glaubenslehre, Bibelkunde, alttestamentlicher Exegese, Homiletik und Kirchengeschichte, Borchgrevink in Griechisch, Rechnen und Singen, Borgen in neutestamentlicher Exegese, biblische und Weltgeschichte, Geographie, madagassische Grammatik und Analyse; auch in Norwegisch (nur für die Betsileo-Zöglinge).

Die Knabenschule Borchgrevinks nahm im April 1874 ihren Anfang. Die Zahl der Schüler stieg in acht Monaten von 7 bis auf 70, von denen die meisten nicht getauft waren. Diese Schule sollte

nur Vorbereitungsschule für die Katechetenanstalt werden. Außerdem gibt es zwei Kinderasyle in der Stadt, eins für Knaben und eins für Mädchen. Das erstere eröffneten Pastor Borgen und Frau im Okt. 1873 mit vier Kindern, ein Jahr später waren es 23, die auch in verschiedenen Handwerken unterrichtet werden. Im Februar 1872 begann Frau Borchgrevink ihr Mädchenasyl mit 13 Kindern (1874: 32 im Alter von 3 bis 12 Jahren). Außer Katechismus, biblische Geschichte, Geographie ꝛc. wird auch in Matten- und Korbflechterei Unterricht ertheilt. 1874 trat Emilie, eine der zuerst aufgenommenen Mädchen, aus und heirathete einen in gutem Rufe stehenden Christen, Ravelona, der eine Tagreise von der Stadt entfernt wohnt. Sofort begann sie dort eine Schule und erhielt bald ca. 50 Zöglinge. Bis zum Ende des genannten Jahres waren aber auch im Ganzen 12 Kinder theils durch List, theils durch Gewalt aus dem Asyle hinweggenommen. So gibt es überall Erfreuliches und Trauriges in der Mission!

Es erübrigt uns noch, der ärztlichen Thätigkeit Pastor Borchgrevinks, sowie der literarischen Wirksamkeit der Missionare mit einigen Worten zu gedenken. Borchgrevink eröffnet jeden Morgen den Empfang der Kranken mit Gebet und Vorlesen eines Bibelabschnittes. Danach theilt er unter den Patienten so viele Billete aus, als er den Tag (von 8—10 Uhr) Kranke annehmen kann, und diese werden dann nach der Nummer der Billete eingerufen. Dazu kommen noch häufige Krankenbesuche in der Stadt. Da mehrere junge Madagassen ihn um Unterricht baten, gewährte er ihnen ihre Bitte in der Weise, daß sie 3 Stunden wöchentlich in der Heilkunde unterrichtet werden und ihm bei der Bereitung und Austheilung der Medicin behilflich sein sollen, eine sehr nöthige Hilfe, wenn man bedenkt, daß er z. B. in den ersten 8 Monaten des Jahres 1871 fast 17,000 Personen mit Arzneimitteln bediente. Der kleine Katechismus Luthers, eine kleine biblische Geschichte, die Sonntagstexte und ein Gesangbuch sind als die wichtigsten, vor Ende des Jahres 1874 von den Norwegern herausgegebenen Bücher zu erwähnen. Sie wurden von den Quäkern bereitwillig gedruckt, da die Norweger selbst noch keine Druckerpresse hatten. Zu der eben angegebenen Zeit gehörten ca. 120 Seelen zu der eingebornen Gemeinde in der Hauptstadt, nämlich: in der Stadt Getaufte 39, Eingewanderte 35, Asylkinder 25, Schulkinder einige und zwanzig.

Im Jahr 1875 kam der ordinirte Missionar Jörgensen mit Frau und einer Missionarsbraut in der Hauptstadt an; eine Expedition nach Süd- und Westbetsileo wurde unternommen, um Plätze zur Anlegung neuer Stationen auszusuchen und am 24. Juni fand die feierliche Einweihung der nun fertigen Kreuzkirche in Antananarivo statt. Auf einen Felsen gegründet, führt sie den Namen Ambatovinaky (der gespaltene Stein). Alle 17 Missionare des Inlandes waren bei der Feier anwesend, bei der auch sämmtliche protestantische Missionen vertreten und die verreiste Königin durch höhere Offiziere repräsentirt war. Die 7—800 Menschen fassende Kirche war sowohl Vor- wie Nachmittags von aufmerksamen Zuhörern gedrängt voll. Unmittelbar nach der Feier versammelten sich die Missionare zu einer Konferenz, in der den zuletzt angekommenen Brüdern ihre Stationen angewiesen wurden, die Eröffnung einer Lehrerschule in Betsileo beschlossen, die Administrativfrage, die erwünschte Ordination der Hilfsbrüder, die Selbstunterhaltung der Gemeinden, die Anwendung der Kirchenzucht und mehrere andere wichtige Fragen behandelt wurden. Auch meldete sich in diesem Jahre ein Arzt, Dr. Guldberg, der von der Direktion mit Freuden angenommen und 1876 mit seiner Frau, einer Lehrerin für die Gemeindeschule und 8 Missionarsbräuten ausgesendet wurde.

In den drei folgenden Jahren (1876—78) hat die Mission einen sehr gesegneten Fortgang gehabt. Sieben neue Stationen, Ilaka, Fihasinana, Fenoarivo, Ambatofinandrahana, Tsaraindrona, Isoatanana und Fianarana sind gegründet und mit Missionaren besetzt worden, die zwei letzten mit den vom Sakalava-Lande angekommenen Pastoren Lindö und Valen, welch' letzterer jedoch zuerst ein Jahr in der Hauptstadt zugebracht hat, um seine medicinischen Kenntnisse zu vervollständigen. Es sind neue Kirchen und Schulen an manchen Orten aufgeführt und ältere restaurirt und erweitert worden, so daß die Mission in diesem Zeitraume 61,000 Dollars (à 4 Mark) verbraucht hat. In dem (23. Jan. 1878) in Masinandreina eröffneten Lehrerseminar erhalten 28 Zöglinge Unterricht und die meisten auch Unterhalt. Diejenigen, die verheirathet sind, wohnen in einem zu diesem Zwecke besonders aufgeführten, geräumigen Hause. Ihr Fleiß und Wandel sind im Ganzen recht befriedigend. Die Mission hat eine geordnete, feste und freie Verfassung erlangt. Auf der Konferenz 1877 (in Ambo-

himasina) wurde Pastor Dahle zum Superintendenten erwählt und Borchgrevink als sein Vikar eingesetzt. Die Wahl ist später auch von der Direktion bestätigt worden. Von der Mehrzahl der älteren Stationen berichten die Missionare ein erfreuliches Wachsthum der Gemeinden. Es wurden in den Jahren 1876, 1877 und 1878 z. B. in Betafo getauft 26, 70 und 119 Personen; in Ambohimasina 14, 40 und 97; Gemeindeglieder am Schluß dieser Jahre in Betafo 149, 212 und 322; in Ambohimasina 61, 105 und 198. Auf der letztgenannten Station und in der Umgegend wüthete 1878 ein furchtbares Fieber; viele starben binnen zwei Tagen. In manchen Häusern waren sämmtliche Einwohner krank, und in den niedriger gelegenen Ortschaften wurde wenigstens ein Viertel der Bevölkerung dahingerafft; fast alle Getauften waren erkrankt, aber zum großen Erstaunen der Eingebornen ist unter ihnen kein einziger Todesfall eingetreten.*) Der Herr hatte die Seinen mächtig geschützt (Ps. 91, 14, 15).

In der Hauptstadt wurden im Anfang des Jahres 1876 die Katecheten ausexaminirt. Nach bestandener Prüfung traten 10 in die Reihe der Arbeiter ein. Ein neuer Kursus begann mit dem folgenden Jahre, den man am Schluß dieses Jahres abzuschließen hofft. Ueber den Fleiß und das Betragen der 23 Zöglinge spricht sich der Vorsteher sehr anerkennend aus. Eine eigene Druckerpresse ist schon über 2 Jahre in Thätigkeit und hat 10 verschiedene Arbeiten (u. A. auch ein Hausandachtsbuch) geliefert. Außerdem haben die Norweger die Presse der Quäker benutzt, um die Erklärung Pontoppidans und eine neue Auflage der biblischen Geschichte zu drucken. Bei der Bibelrevision arbeitet Dahle und Borgen mit den Vertretern der übrigen Gesellschaften (die aber leider oft gewechselt haben) unter dem Präsidium des Dr. Cousins (des Repräsentanten der Bibelgesellschaft). Das Evangelium Matthäi und die vier ersten Bücher Mose sind revidirt, und die Arbeit geht jetzt schneller von statten als bisher. Als Aerzte haben Dr. Guldberg und Pastor Borchgrevink im Segen gewirkt; allein der erstere hat in 2 Jahren 14,000 Patienten behandelt und eine Menge Operationen ausgeführt. Ein Hospital, eine Hebammenschule und eine medizinische Schule — alles sehr erwünschte Anstalten — stehen noch in Aussicht. Die

*) Siehe Pastor Egenas' Bericht in Norsk Miss. Tidning 1878, S. 381 f.

Asyl- und Schulthätigkeit gehen ihren ruhigen Gang; eine Buchbinderei ist eingerichtet. Die Gehilfen Nielsen, Pedersen und Wilhelmsen sind (15. Sept. 1878) vom Superintendenten ordinirt worden. Die Zahl der Missionare ist 19 (da Pastor Hansen krankheitshalber für eine Zeit lang in die Heimat hat gehen müssen), nämlich 5 in Antananarivo und 14 in Betsileo; nur einer ist unverheirathet. Im Ganzen sind in den 3 Jahren, 1876—78 von ihnen 724 Eingeborene getauft und 15 konfirmirt worden; 58 christliche Ehen sind geschlossen worden. Die Zahl der Gemeindeglieder, d. h. der getauften Christen, war am Schlusse des letztgenannten Jahres 1175, sie hatte sich also in 3 Jahren fast verdreifacht; die Zahl der Katechumenen war 443, der Schüler 3385, der Kirchenbesucher 12—13,000. Die Zahl der Eingebornen, die als Lehrer und Evangelisten im Dienste der Mission stehen — freilich nur als Nothbehelf — wird kaum viel unter 100 betragen. Bezüglich der Stellung der Norweger zu den anderen Missions-Gesellschaften kann dieselbe als eine im Ganzen gute und freundliche bezeichnet werden. Daß sie stets mit den Quäkern auf gutem Fuße gestanden haben, geht aus dem oben Gesagten zur Genüge hervor. Mit den Londonern sind ab und zu Differenzen vorgekommen, die aber wieder glücklich beseitigt worden sind; das persönliche Verhältniß zwischen den Missionaren der beiden Gesellschaften ist immer ein sehr gutes gewesen. Daß die Norweger von den Bischöflichen (der Ausbreitungsgesellschaft) mit so viel Freundlichkeit und Rücksicht behandelt worden sind, ist eine um so erfreulichere Thatsache, als gerade diese leider so oft gegen die Höflichkeitspflicht anderen Gesellschaften gegenüber zu verstoßen pflegen. Zu den Katholiken stehen die Norweger in keinem anderen Verhältniß als daß sie — wie die übrigen evangelischen Missionare — in dem Blatte und in der Praxis der Katholiken verleumdet und als Wölfe in Schafskleidern geschildert werden, was sie ruhig hinnehmen. Auch die Eingebornen schenken diesen rücksichtslosen Reden kaum mehr einige Aufmerksamkeit, halten vielmehr diese immerwährende Lust zum Schelten und Schimpfen für eine specifisch katholische Erbkrankheit. Dagegen stellt sich die Regierung den Norwegern gegenüber immer freundlicher, und bemüht sich, die Leute zum Besuchen der Kirchen und zum Senden der Kinder in die Schulen zu bewegen.

Möge Gottes Segen auch fernerhin in reichem Maße auf der treuen Thätigkeit der norwegischen Weinbergsarbeiter ruhen; er för-

dere die Werke ihrer Hände, seinem hochheiligen Namen zur Ehre, den Madagassen zur Seligkeit und den Missionaren sowohl als der heimatlichen Missionsgemeinde zur innigen Freude, zum Lobe und zum Danke!

Einige Zeichen der Zeit.

3. Eine chinesische Strafpredigt an alle, die es angeht.

Wie in Kalifornien, so haben auch in Australien die zahlreich eingewanderten Chinesen von ihren weißen Mitkolonisten fast nichts als Haß, Ungerechtigkeit und Vergewaltigung zu erfahren bekommen, — nicht eben zur Ehre des Christennamens oder zur Förderung der Missionsarbeit. Die Chinesen verstehen es aber, sich zu vertheidigen. So erschien im Laufe des vorigen Jahres zu Melbourne ein von zwei Chinesen herausgegebenes Büchlein, welches eine treffliche Strafpredigt für uns Christen enthält und einen Blick in die Hindernisse thun läßt, welche der Ausbreitung des Christenthums dort entgegenstehen. Das Folgende ist ein Auszug aus diesem Büchlein.*)

„Bis zum Jahr 1842 lebten wir Chinesen in glücklicher Abgeschlossenheit von der übrigen Welt. Die westeuropäischen Nationen aber, namentlich England, sagten: ‚Das darf nicht sein!‘ Mit Waffengewalt wurde der Regierung in Peking ein Vertrag aufgezwungen, welcher mehrere chinesische Häfen dem britischen Handel aufschloß. Im J. 1844 verlangten und erhielten die Vereinigten Staaten ähnliche Rechte. Im J. 1860 nöthigten die verbündeten Regierungen von Frankreich und England dem widerstrebenden Kaiser und seinen Mandarinen einen neuen Vertrag auf, welcher den beiden Nationen völlige Freiheit nach China zu kommen und wieder zu gehen, gab, andererseits aber natürlich auch den Chinesen die entsprechende Frei-

*) „The Chinese Question in Australia.“ Edited by L. Kong Meng, Cheok Hong Cheong, Louis Ah Mouy. Melbourne. 1879.

heit in Betreff Frankreichs und der englischen Besitzungen einräumte. 1868 schloß die Regierung der Vereinigten Staaten mit unserem Kaiser den sog. Burlingame-Vertrag, wodurch China den Amerikanern und umgekehrt Amerika den Chinesen geöffnet wurde. Wir bitten, darauf zu achten, daß diese Rechte nie von uns waren begehrt worden. Die westlichen Mächte zerschmetterten mit ihren Kanonen die Thore unseres Reiches und bestanden darauf, daß dieselben nicht wieder geschlossen werden dürften. Thatsächlich sagten sie zu uns: ‚Wir müssen herein und ihr sollt hinaus. Wir wollen es nicht leiden, daß ihr euch von der übrigen Welt abschließt. Wir wollen euch unseren Unternehmungsgeist einimpfen und euch in die große Völkerfamilie aufnehmen. Wir wünschen, daß ihr unsere Bibel lesen möchtet, in welcher geschrieben steht, daß Gott von Einem Blute aller Menschen Geschlecht auf dem ganzen Erdboden habe wohnen lassen. Wir sind alle seine Kinder. Lasset uns das Band der Handelsfreundschaft um uns schlingen und als Brüder mit einander leben und Geschäfte machen u. s. w.‘ Nun, das haben wir gethan. Wir erfuhren, daß es noch weite Länderstrecken fast ohne Bewohner gebe, wo Platz genug sei für die überfließenden Millionen Europa's und Asiens. Eure Missionare kamen zu uns und lasen uns aus eurer Bibel schöne Gebote vor, wie die des Konfucius und Mencius. Sie sprachen von der Verbrüderung aller Menschen und sagten uns, das Grundgesetz der englischen Religion und Gesellschaft sei dieses: ‚Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen.‘ Das ist auch der Sinn unseres großen Lehrers. So kam es, daß, als wir vor etwa 25 Jahren vom großen australischen Kontinent hörten, der erst so wenig Einwohner habe, fruchtbar und reich an Metallen, dazu in ein paar Wochen von China aus zu erreichen sei, die chinesische Auswanderung in dies gelobte Land anfieng. Die Chinesen kamen, um zu arbeiten, nicht um zu betteln oder zu stehlen. Sie verließen sich auf jene Verträge, auf den Schutz der Regierung, ja auch auf den christlichen Charakter der europäischen Kolonisten. Man denke sich unsere Enttäuschung, unser Staunen und unseren Schmerz über das, was nun folgte. Auf einem neu entdeckten Goldfeld, Buckland genannt, hatte sich eine Anzahl Chinesen niedergelassen, arbeitsame, friedliebende Menschen, die nichts wollten, als ihrem Geschäft nachgehen und mit Jedermann Frieden haben. Aber was geschah? Die andern Goldgräber

überfielen sie, verjagten sie von ihren Plätzen, schlugen und mißhandelten sie grausam, plünderten und verbrannten ihre Zelte. Wir denken, das heißt nicht thun, was man will, daß einem die Leute auch thun! Wenn etwas der Art in China geschehen wäre, wenn eine Anzahl englischer Arbeiter so grausam und gesetzwidrig wäre behandelt worden, so wäre jedes Zeitungsblatt in ganz Großbritannien mit Entrüstung dagegen aufgestanden; euer Gesandter in Peking hätte schleunige Genugthuung verlangt, und wenn diese nicht erfolgt wäre, hätte man ein paar Kriegsschiffe an die Mündung des Peiho geschickt u. s. f. Jenen armen chinesischen Goldgräbern aber ward keinerlei Entschädigung zu Theil, obgleich einige von ihnen in Folge der erlittenen Mißhandlung ihr Leben verloren. Wir können nicht umhin, zu erklären, daß Vorgänge dieser Art sehr unwillkommene Beweise jener brüderlichen Liebe sind, welche von eueren Religionslehrern und Moralisten gepredigt wird, ja welche auch unser eigener Konfucius anempfiehlt.

„Ferner, was sollen wir von den harten Maßregeln sagen, durch welche man chinesische Matrosen und Heizer von den Dampfschiffen fernzuhalten sucht, welche nach Australien und zwischen australischen Häfen hin und her fahren? Was würde man von den Chinesen sagen, wenn sie solche Maßregeln gegen die zahlreichen Engländer ergreifen würden, in deren Händen ein großer Theil der chinesischen Küstenschifffahrt liegt? Was in Australien recht ist, sollte doch in China billig sein. Die Gesetze der Moral verändern sich doch nicht mit jedem Breitengrad, und wenn Engländer mit all' ihrem Geschick und ihren zahlreichen Hilfsmitteln mit unseren Landsleuten in China konkurriren dürfen, warum dürfen dann nicht auch die weniger gefährlichen Chinesen mit den Engländern in Australien konkurriren?

„Niemand wird leugnen, daß unsere Landsleute gute Kolonisten sind. Ohne sie gäbe es in der Nähe mancher Goldfelder keinen Gemüsebau, und wie wichtig ist's zur Erhaltung der Gesundheit in einem so warmen Klima, daß Gemüse zur Hand sind. Gib einem Chinesen ein noch so werthloses Stück Land, und er wird, wenn nur irgendwie Wasser und Dünger aufzutreiben sind, den fruchtbarsten Garten daraus machen. Als Fischer und reisende Fischhändler haben sie sich nicht minder nützlich gemacht und als Hausirer mit allerlei Waaren sind sie unermüdlich, gefällig und geduldig. Aber gerade diese Klasse von Leuten wird gegenwärtig verfolgt und ge-

schädigt, indem Viele ihren Frauen verbieten, von diesen Chinesen etwas zu kaufen. Das ist eines großen, freien Volkes entschieden unwürdig, zumal eines Volkes, dessen Mutterland einen großen Theil seines Wohlstandes dem Umstande verdankt, daß es seit Jahrhunderten die Zufluchtsstätte solcher gewesen ist, die um religiöser oder politischer Verfolgungen willen aus ihrer Heimat auswandern mußten. Was für ein Segen ist für Großbritannien seine Gastfreundschaft gegen solche Fremdlinge gewesen! Warum will man denn jetzt in Australien uns Chinesen nicht aufnehmen? China hat auf etwa 2 Millionen Quadratmeilen (englisch) 400 Millionen Einwohner, während in Australien auf beinahe 3 Millionen Quadratmeilen nur 2,100,000 Kolonisten und ein paar Tausend Ureinwohner kommen. In unserer Heimat sind im letzten Jahr Millionen Männer, Weiber und Kinder — ja Millionen! man denke an den Jammer und das Elend — Hungers gestorben, und Angesichts dieser Thatsachen wollt ihr uns verbieten, die Segnungen mit zu genießen, welche hier die Vorsehung dem fleißigen Arbeiter beschieden hat? Haben Menschen dies Land geschaffen oder hat Gott es gethan? Und wenn Gott es geschaffen hat, wer darf es dann solchen verschließen, die in ihrem eigenen Vaterland ihren Lebensunterhalt nicht finden können und sich den Gesetzen ihrer neuen Heimat bereitwilligst unterwerfen? Ihr schließet ja auch Deutsche und Franzosen, Italiener, Dänen und Schweden nicht aus. Warum denn uns? Sind wir eine so niedrige Rasse? Das wird niemand behaupten wollen, der etwas von unserer Geschichte, unserer Sprache und Literatur, unserer Regierung und unserem öffentlichen oder Privatleben weiß. Leset nur, was einer eurer eigenen Landsleute (Meadows) über die Ursachen des wunderbar langen, 4000 jährigen Bestandes des chinesischen Reiches gesagt hat. Nach ihm sind diese Ursachen 1) die allgemeine Anerkennung des Grundsatzes, daß das Volk mit moralischen Mitteln, nicht bloß mit physischer Macht regiert werden muß; 2) die ebenso allgemeine Ueberzeugung, daß man zur Regierung die Dienste der weisesten und besten Männer nöthig hat; 3) das System der Examina für den Staatsdienst, wodurch für diesen eben die rechten Männer gefunden werden. Ferner ist unser Volk ein gebildetes. Nur selten findet man einen Chinesen, der nicht lesen, schreiben und rechnen kann. Läßt sich das auch von allen Engländern oder Irländern behaupten? Dazu trägt bei uns nicht der Staat oder die Gemeinde die Kosten

des Schulunterrichts, sondern die Eltern selbst. Und endlich ist aller Unterricht bei uns auf Religion und Sittlichkeit gegründet." (Folgt eine Reihe von Sprüchen des Konfucius und Mencius, welche in China jedes Schulkind auswendig lerne.)

„Und doch brandmarkt man Leute, die eine solche Erziehung genossen haben als ‚unwissende Heiden' und ‚unreinliche Barbaren'. Und das thun Leute, die nie in China waren, die nichts von unseren Zuständen verstehen, die nur ein paar chinesische Auswanderer gesehen haben. Wir bedauern so aufrichtig als irgend jemand, daß unter diesen es an Unsittlichkeit leider nicht fehlt; aber zuversichtlich behaupten wir, daß dies bei ihnen nicht in höherem Grade der Fall ist, als bei der europäischen Bevölkerung. Versichert doch der Regierungsstatistiker, daß die Zahl der Verbrechen bei der hiesigen chinesischen Bevölkerung kleiner ist, als bei der europäischen. Nichts kann daher ungerechter sein, als das Geschrei, das gewisse Leute hier gegen uns erhoben haben. Man versetze sich einmal nach China. Hätten vor 30 oder 40 Jahren diejenigen unserer Mandarinen, welche englische Zeitungen lasen und hier täglich die gräßlichsten Verbrechen und Laster geschildert fanden, nicht auch schließen können, die Engländer, welche China mit Gewalt zu jenen Verträgen zwingen wollten, seien eine Nation von Teufeln und deßwegen dürfe man sie nicht hereinlassen? Was hätte man zu einer solchen Schlußfolgerung gesagt? Würden nicht die gleichen Zeitungen, welche erzählten, wie englische Männer ihre Weiber prügeln und wie man sich in England betrinkt und Lebensmittel fälscht und Schiffe versenkt oder Häuser anzündet, um die Versicherungsgesellschaften auszubeuten, würden sie nicht laut erklärt haben, es sei eine schreiende Ungerechtigkeit von einigen Ausnahmsfällen auf das Ganze zu schließen? Nun, eben so ungerecht ist es, die Chinesen nach einigen verkommenen Exemplaren zu beurtheilen, wie gegenwärtig in Australien Mode ist." (Folgen einige Auszüge aus solchen englischen Schilderungen englischer Laster und Verbrechen, ferner englische Zeugnisse für die Vortrefflichkeit chinesischer Einrichtungen ꝛc.)

„Man wirft uns vor, daß wir unsere Frauen und Schwestern nicht nach Australien mitbringen. Aber wie können wir das, so lange man uns hier verfolgt, beschimpft und vergewaltigt? Wer möchte seine Frau solcher Behandlung ausgesetzt sehen? Man hält uns vor, wie schmutzig und stinkig es im Chinesenquartier in Mel-

bourne sei. Aber man bedenke, daß es noch nicht so lange her ist, daß es in vielen Städten Westeuropa's nicht um ein Haar besser aussah und daß erst neuere Reformen hierin Besserung geschafft haben. Es wird auch in den Chinesenquartieren besser werden. Der Hauptvorwurf gegen uns ist aber der, daß wir uns mit so geringen Löhnen begnügen und dadurch die europäischen Arbeiter hier schädigen. Aber wenn die Chinesen einmal längere Zeit im Land sind, werden sie auch höhere Löhne fordern. Der Trieb nach Erwerb und Genuß ist bei allen Menschen der gleiche. Und überdies gibt es ja allerlei Handwerke und Beschäftigungen, für welche die Chinesen sich besonders eignen. Warum denn nicht eine Arbeitstheilung eintreten lassen? Hier in Australien ist wahrlich Luft und Raum genug für alle. Selbst in Kalifornien, wo man uns so bitter haßt und verfolgt, ist es offiziell anerkannt worden, daß die Chinesen dem Lande die größten Dienste geleistet, daß man ohne sie die große Eisenbahn nicht hätte bauen können, daß viele Fabriken ohne sie nicht bestehen würden und daß ohne sie der Bedarf an Dienstboten in den Häusern weitaus nicht befriedigt werden könnte. In der Küche und im Garten, in der Werkstatt und in der Fabrik, in der Wäscherei und in der Faktorei haben die Chinesen sich als fleißige, nüchterne, gelehrige und ausdauernde Arbeiter erwiesen. Ihre größten Feinde sind überall die Trunkenbolde und Tagediebe, welche nur drei Tage in der Woche arbeiten und an diesen so viel Lohn erhalten wollen, daß sie die übrigen Tage der Woche durch saufen und prassen können. Solchen Leuten waren in San Francisko die Chinesen natürlich die aller verabscheuungswürdigsten Subjekte, gegen die man sich alles erlauben durfte. Und wie schmählich sind wir deßwegen von den Amerikanern behandelt worden, von den Amerikanern, die an die Spitze ihrer berühmten Unabhängigkeitserklärung die Worte gesetzt haben, daß alle Menschen gleich geschaffen seien und daß gewisse Rechte, z. B. das Recht des Lebens, der Freiheit, des Strebens nach Glück allen unveräußerlich seien. Was für einen lehrreichen Kommentar liefern die kalifornischen Chinesenhetzen zu diesen hochtönenden Phrasen! Und was sollen wir von eurer Religion, von eurer Sittlichkeit, von eurer Gesetzgebung denken, welche — wenn sie dergleichen barbarische Schandthaten auch nicht gut heißen, doch zum mindesten dieselben nicht verhindern?“ (Nun folgt die bekannte Geschichte, welche Hepworth Dixon von einem feinen Chinesen erzählt, der in der

des Schulunterrichts, sondern die Eltern selbst. Und endlich ist aller Unterricht bei uns auf Religion und Sittlichkeit gegründet." (Folgt eine Reihe von Sprüchen des Konfucius und Mencius, welche in China jedes Schulkind auswendig lerne.)

„Und doch brandmarkt man Leute, die eine solche Erziehung genossen haben als ‚unwissende Heiden' und ‚unreinliche Barbaren'. Und das thun Leute, die nie in China waren, die nichts von unseren Zuständen verstehen, die nur ein paar chinesische Auswanderer gesehen haben. Wir bedauern so aufrichtig als irgend jemand, daß unter diesen es an Unsittlichkeit leider nicht fehlt; aber zuversichtlich behaupten wir, daß dies bei ihnen nicht in höherem Grade der Fall ist, als bei der europäischen Bevölkerung. Versichert doch der Regierungsstatistiker, daß die Zahl der Verbrechen bei der hiesigen chinesischen Bevölkerung kleiner ist, als bei der europäischen. Nichts kann daher ungerechter sein, als das Geschrei, das gewisse Leute hier gegen uns erhoben haben. Man versetze sich einmal nach China. Hätten vor 30 oder 40 Jahren diejenigen unserer Mandarinen, welche englische Zeitungen lasen und hier täglich die gräßlichsten Verbrechen und Laster geschildert fanden, nicht auch schließen können, die Engländer, welche China mit Gewalt zu jenen Verträgen zwingen wollten, seien eine Nation von Teufeln und deßwegen dürfe man sie nicht hereinlassen? Was hätte man zu einer solchen Schlußfolgerung gesagt? Würden nicht die gleichen Zeitungen, welche erzählten, wie englische Männer ihre Weiber prügeln und wie man sich in England betrinkt und Lebensmittel fälscht und Schiffe versenkt oder Häuser anzündet, um die Versicherungsgesellschaften auszubeuten, würden sie nicht laut erklärt haben, es sei eine schreiende Ungerechtigkeit von einigen Ausnahmsfällen auf das Ganze zu schließen? Nun, eben so ungerecht ist es, die Chinesen nach einigen verkommenen Exemplaren zu beurtheilen, wie gegenwärtig in Australien Mode ist." (Folgen einige Auszüge aus solchen englischen Schilderungen englischer Laster und Verbrechen, ferner englische Zeugnisse für die Vortrefflichkeit chinesischer Einrichtungen ꝛc.)

„Man wirft uns vor, daß wir unsere Frauen und Schwestern nicht nach Australien mitbringen. Aber wie können wir das, so lange man uns hier verfolgt, beschimpft und vergewaltigt? Wer möchte seine Frau solcher Behandlung ausgesetzt sehen? Man hält uns vor, wie schmutzig und stinkig es im Chinesenquartier in Mel-

bourne sei. Aber man bedenke, daß es noch nicht so lange her ist, daß es in vielen Städten Westeuropa's nicht um ein Haar besser aussah und daß erst neuere Reformen hierin Besserung geschafft haben. Es wird auch in den Chinesenquartieren besser werden. Der Hauptvorwurf gegen uns ist aber der, daß wir uns mit so geringen Löhnen begnügen und dadurch die europäischen Arbeiter hier schädigen. Aber wenn die Chinesen einmal längere Zeit im Land sind, werden sie auch höhere Löhne fordern. Der Trieb nach Erwerb und Genuß ist bei allen Menschen der gleiche. Und überdies gibt es ja allerlei Handwerke und Beschäftigungen, für welche die Chinesen sich besonders eignen. Warum denn nicht eine Arbeitstheilung eintreten lassen? Hier in Australien ist wahrlich Luft und Raum genug für alle. Selbst in Kalifornien, wo man uns so bitter haßt und verfolgt, ist es offiziell anerkannt worden, daß die Chinesen dem Lande die größten Dienste geleistet, daß man ohne sie die große Eisenbahn nicht hätte bauen können, daß viele Fabriken ohne sie nicht bestehen würden und daß ohne sie der Bedarf an Dienstboten in den Häusern weitaus nicht befriedigt werden könnte. In der Küche und im Garten, in der Werkstatt und in der Fabrik, in der Wäscherei und in der Faktorei haben die Chinesen sich als fleißige, nüchterne, gelehrige und ausdauernde Arbeiter erwiesen. Ihre größten Feinde sind überall die Trunkenbolde und Tagediebe, welche nur drei Tage in der Woche arbeiten und an diesen so viel Lohn erhalten wollen, daß sie die übrigen Tage der Woche durch saufen und prassen können. Solchen Leuten waren in San Francisko die Chinesen natürlich die aller verabscheuungswürdigsten Subjekte, gegen die man sich alles erlauben durfte. Und wie schmählich sind wir deßwegen von den Amerikanern behandelt worden, von den Amerikanern, die an die Spitze ihrer berühmten Unabhängigkeitserklärung die Worte gesetzt haben, daß alle Menschen gleich geschaffen seien und daß gewisse Rechte, z. B. das Recht des Lebens, der Freiheit, des Strebens nach Glück allen unveräußerlich seien. Was für einen lehrreichen Kommentar liefern die kalifornischen Chinesenhetzen zu diesen hochtönenden Phrasen! Und was sollen wir von eurer Religion, von eurer Sittlichkeit, von eurer Gesetzgebung denken, welche — wenn sie dergleichen barbarische Schandthaten auch nicht gut heißen, doch zum mindesten dieselben nicht verhindern?" (Nun folgt die bekannte Geschichte, welche Hepworth Dixon von einem feinen Chinesen erzählt, der in der

Montgomery-Straße in San Francisco in den Dreck geworfen wurde und dann an den laut lachenden Zuschauern ruhig mit den Worten vorbeigieng: Ihr Christen, ich Heide, lebt wohl!) „Bekanntlich gründen die Amerikaner und Engländer ihre Religion auf das Neue Testament. Man sei doch so gut und sage uns, wer in diesem Fall den Grundsätzen eures heiligen Buches gemäßer handelte, der Christ, der den Chinesen in den Dreck warf, oder der arme ‚Heide', der, als er gescholten wurde, nicht wieder schalt? Wenn dergleichen Handlungen die Früchte eueres Christenthums sind, dann müssen wir euch inständig bitten, keine Missionare mehr nach China zu senden. Die Chinesen haben auch Fehler genug, aber solche bübischen Streiche gegen einen anständigen Fremden würde man sich in Peking oder Hangtschau doch schwerlich erlauben. (?)

„Wir wagen die Vermuthung auszusprechen, daß weder in Amerika noch in England russische Emigranten so würden behandelt werden. Und doch gehören diese der gleichen Rasse (?) an wie wir, nur mit dem Unterschied, daß, während unser Volk schon vor vielen Jahrhunderten eine hohe Stufe der Kultur erreichte, die nomadischen Tartaren sich kaum aus der Barbarei erhoben haben. Warum behandelt man den asiatischen Mongolen so schlecht, während man dem europäischen Mongolen mit Achtung und Höflichkeit begegnet? Kommt's wohl daher, weil der Kaiser von Rußland eine Million in's Feld schicken kann und eine starke Kriegsflotte zur Hand hat, der Kaiser von China, unser verehrter Herr, dagegen für schwach und unkriegerisch gilt? Wenn so, sollen wir dann schließen, daß die großen anglo-amerikanischen und anglo-australischen Völker ‚feig gegen die Starken und tyrannisch gegen die Schwachen sind'?

„Doch wir verlangen nichts als die einfachste Gerechtigkeit. Wie die Chinesen in Kalifornien gesagt haben, so sagen auch wir: Wenn ihr uns nicht haben wollt, so hebt doch jene Verträge wieder auf; ruft alle eure Landsleute aus China wieder zurück und gebt uns unsere frühere Abgeschlossenheit wieder. Dann wollen wir hübsch daheim bleiben und euch nicht weiter zur Last fallen. Wie könnt ihr aber für eure Landsleute das Recht beanspruchen, in China zu wohnen, Geschäfte zu treiben und Geld zu verdienen, während ihr in euren Ländern uns verfolgt und zu vertreiben sucht? Im Namen des Himmels fragen wir: Wo ist eure Gerechtigkeit,

wo eure Religion, wo eure Sittlichkeit, wo eure Aufklärung, wo eure Freiheitsliebe, wo eure Achtung vor dem Völkerrecht? Wer sind die ‚Heiden' — ihr oder wir? Und was ist aus jenen hohen und herrlichen Gefühlen der Brüderlichkeit und Liebe geworden, welche ihr so häufig in den Mund nehmt und welche so vortrefflich von euren Kanzeln, in euren Zeitungen und auf euren Rednerbühnen gepredigt werden?

„Ein Schüler des Konfucius fragte diesen einmal: ‚Gibt es Ein Wort, das als Regel für's ganze Leben gelten kann?' — ‚Ist nicht Gegenseitigkeit ein solches Wort'? antwortete der Meister und wollte damit das Gleiche sagen, was auch euer großer Lehrer ausgesprochen: ‚Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch'. Auf dieser Gegenseitigkeit nehmen wir unsere Stellung. Wenn ihr dieselbe verleugnet, wenn ihr sagt: Macht ist Recht und Verträge sind das Papier nicht werth, auf welches sie geschrieben sind, wenn ihr darauf beharrt, daß dieser große und vergleichsweise noch unbewohnte Erdtheil gegen eine Nation verschlossen sein soll, die demselben geographisch so nahe ist und dazu so geeignet, ihn zu kultiviren; wenn ihr Willkür, Gewalt, Haß und Neid an die Stelle der Gerechtigkeit setzt: so mag es ja sein, daß ihr das durchsetzt, woran euch gelegen ist, daß ein schreiendes Unrecht mit Hilfe der Majorität und der Gewalt wirklich zur Ausführung kommt; aber euer guter Name unter den Völkern der Erde wird dann auf immer zerstört und eure Flagge, auf die ihr mit Recht so stolz seid, wird nicht länger das Banner der Freiheit und die Hoffnung der Unterdrückten sein, sondern wo sie erscheint, wird man gemahnt werden an Treubruch und Verrath, an einen elenden Triumph der Kraft über die Schwachheit, der europäischen Selbstsucht und Hinterlist über asiatische Aufrichtigkeit und Arglosigkeit, an ein Betragen, welches keine Sophisterei mit den Vorschriften eurer Religion, mit den Grundsätzen eurer Moral, mit dem Geiste eurer Gesetze, mit der Politik eurer weisesten Staatsmänner, mit der Stimme des Gewissens und mit dem Charakter und den Ueberlieferungen des britischen Volkes wird versöhnen können."

Ist das nicht gut gepredigt? Ist das nicht auch ein Stück aus dem chinesischen Geistesleben? und zugleich ein Zeichen der Zeit?

4. Herzensgedanken eines Negers.

In Angola lernte der deutsche Reisende Soyaux, welcher 1873 bis 1876 an der Expedition nach Süd-Westafrika theilnahm, einen fließend portugiesisch redenden Neger, namens Gonsalves d'Azevedo, kennen. Ja, dieser Schwarze rettete ihm sogar einmal das Leben, als er sich auf der Jagd nach einer seltenen Pflanze in große Gefahr begeben hatte, und von da an waren die beiden natürlich Freunde. D'Azevedo hatte sich, nachdem er schon von seinem Vater im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet worden, durch portugiesische Bücher selbst weiter zu bilden gesucht, war mit Handelszügen in Loando, im Innern des Landes und sonst herumgekommen und verband mit klarem Verstand und scharfer Beobachtungsgabe einen bescheidenen, strebsamen Sinn. Seit jenem Ereigniß kam er fast täglich mit dem Reisenden zusammen, der in seiner Liebenswürdigkeit und Menschenfreundlichkeit ihm im Vergleich mit den anderen Europäern, insbesondere mit den verkommenen Portugiesen in Angola, wohl wie ein halber Engel vorkommen mochte. Ihm vertraute er denn auch seine innersten Herzensgedanken an, und Dr. Soyaux wiederum hielt diese für bedeutend genug, um sie, gleich nachdem er sie vernommen, aufzuzeichnen und dann seinem schönen Reisewerke „Aus Westafrika" einzuverleiben, ja ihnen unter dem Titel „Nur ein Neger" ein eigenes Kapitel*) zu widmen.

Hören wir, wie dieser schwarze Philosoph sich über die Europäer beklagt: „Ihr sagt, wir hätten so viele schlechte Eigenschaften. Ich wüßte keine, die ihr nicht auch hättet; nur daß ihr die eurigen übertüncht aus Liebe zum Besseren, wie ihr es nennt. Diese Liebe zum Besseren ist aber wohl anfänglich nur Furcht vor Strafe — und dann die Folge eurer geregelten Verhältnisse. Uns fehlen geregelte Verhältnisse, seitdem ihr in unserem Lande seid. Im Innern, wo noch kein Weißer hingekommen oder bis wohin euer Einfluß noch nicht reicht, leben glückliche Stämme in geordneten Zuständen, die den euren ähnlich sind. Unsere Sprache hat ein Wort für Gott, für Laster, für göttliche Strafe; ja wir haben eine Religion, nur nicht so, wie eure Priester sie deuten. Die Geschichte von der Erlösung fehlt uns allerdings, aber wir haben noch nicht die Nothwendigkeit einer Erlösung gefühlt. Bei uns gibt die Religion den

*) II, S. 113—126.

Prieſtern Macht, die ſie als Mittel für ihre Zwecke anwenden, geſchieht das etwa bei euch nicht? ... Unſere Fetiſche nennt ihr todte Stücke Holz; haben denn die Heiligenbilder in der Chriſtenkirche mehr Leben? ...

„Die Gewohnheit iſt es, die euch ſo hoch geſtellt; euer Wiſſen, eure Bildung beruht auf Ueberlieferungen der Vorfahren. Scheidet eure Vergangenheit ab und ihr ſeid Wilde. Eure Civiliſation beruht auf den Mittheilungen von dem, was Millionen Menſchen während vieler Jahrhunderte erreichten. Wer macht uns Mittheilungen? Niemand. Oder nennen Sie jene (katholiſchen) Miſſionare Verbreiter Ihrer Civiliſation? Ich nicht. Sie theilen uns ſelbſterfundene Satzungen und Formeln einer Religion mit; es iſt wie wenn ſie auf einen Kaffeebaum das Reis eines Feigenbaumes pflanzen wollten ... Belehren Sie mich ferner, ich bitte Sie. Ich bin glücklicher, ſeit ich Sie kenne. Ich bin froh, zu Ihnen ſprechen zu dürfen; zu den anderen Weißen kann ich es nicht. Der chriſtliche Prieſter würde ſagen, ich ſei vom Satan des Heidenthums beſeſſen, die andern: Seht, wie ſchon das Wenige, was er ſich von uns angeeignet hat, ihm den Kopf verwirrt.

„Wir ſollen ſehr häßlich ſein; wir wiſſen, daß die Weißen ſchöner ſind, doch wie mögen eure Vorfahren ausgeſehen haben? Macht nicht der gebildete Geiſt auch den Körper ſchöner? Vergleichen Sie dieſen zahmen Papagei hier, der ſchon viele Jahre in meinem Hauſe iſt, mit dem da, der erſt vor Kurzem eingefangen wurde: der zahme hat kluge Augen, der wilde — wie ſoll ich ſagen? — ausdrucksloſe. So können auch wir Neger einſt ſchöner werden. Die Weißen ſprechen uns Gefühl und Empfindung ab; ſie ſagen, wir könnten nicht lieben. Daß der Neger haßt und ſich rächt, iſt ihnen bekannt; nun, wenn er haſſen kann, warum ſollte er nicht auch lieben können? Man ſchilt uns undankbar. Es iſt wahr, empfangene Wohlthaten behält der Neger weniger feſt im Gedächtniß, als Beleidigungen und Mißhandlungen; aber dieſe empfängt er viel häufiger, ſelbſt von ſolchen Weißen, die nach ihrer Anſicht die Neger gut behandeln ... Eine Aehnlichkeit finde ich zwiſchen Weißen und Negern: wir folgen eurem böſen Beiſpiel leichter als dem guten, und ich habe bemerkt, daß die Weißen von unſerer Sprache am erſten die Schimpfworte und ſchmutzigen Redensarten lernen.

„Die Sklavenraubzüge ſind erſt durch euch bei uns in Brauch

gekommen. Früher wurden wohl auch die im Krieg Gefangenen Sklaven der Sieger; aber seitdem ihr Sklaven braucht, werden Kriege geführt, bloß um solche zu erbeuten. Und wie schlecht behandelt ihr eure Sklaven! Bei uns ist der Sklave Mitglied der Familie seines Herrn; er heißt Sohn, und stirbt der Herr ohne Leibeserben, so fällt sein ganzes Eigenthum an seine Sklaven. Ihr eifert gegen die Vielweiberei der Neger. Ich kenne Europäer hier in Angola, die mehrere schwarze Frauen haben, bloß zur Befriedigung ihrer Sinnlichkeit, die um so verächtlicher ist, als ihnen ja der Neger nicht höher steht, als ein Thier. Der Neger hat meistens nur Ein Weib; nimmt er mehrere, so geschieht es, weil er treue Arbeiterinnen braucht. Es ist nicht wahr, daß wir faul sind. Es fehlt nur die Anregung zur Arbeit und die Freude daran, weil sie nicht belohnt wird, weil wir keine Sicherheit für die Ernte haben, weil unsere vermehrte Arbeit nur euren Reichthum vermehrt. Jeder Weiße, der in unser Land kommt, will reich werden durch uns. Ihr verdient hundertmal mehr an unserer Arbeit, als sie uns selbst einbringt ... Ihr werft den Negern vor, daß sie sich so gern in Rum berauschen. Das ist sehr übertrieben. Haben Sie schon viele betrunkene Neger gesehen? Die Weißen in unserem Lande trinken viel mehr als wir Schwarze. Angetrunkene Weiße kann man fast täglich sehen. Von wem haben wir den Rum? Von euch. Liebten wir berauschende Getränke so sehr, wir brauchten euern Rum nicht dazu; unser gegorener Palmwein und unser Massambalabier berauschen auch leicht, und wie wenig wird beides getrunken!

„Ihre Kultur kommt mir manchmal vor, wie Tabakrauch in einem schönen Zimmer. Anfangs sieht er schön blau aus und duftet angenehm; später aber stinkt es im Zimmer ... Wie ungerecht beurtheilt ihr unser Volk! Was versteht ihr von seinen Vorstellungen, so lange ihr seine Sprache nicht genau kennt ... Die Civilisation, die ihr uns Negern bringt, kommt mir vor, wie eine schöne Guitarre, die man einem kleinen Kinde schenkt. Das Kind wird schreckliche Mißtöne auf dem wohllautenden Instrument hervorbringen; es muß erst spielen lernen. So weiß der Neger mit eurer Civilisation, weil ihr sie ihm schon fertig bringt, nichts anzufangen. Ihr habt eure heutige Gesittung in einer Reihe von vielen Jahrhunderten allmählich und durch Arbeit erworben. Laßt dem Neger Zeit, gebt ihm bessere Beispiele, unterweist ihn in nützlichen Arbeiten und schafft ihm Lohn

für seine Arbeit. Schickt uns ehrliche Männer als Missionare, die bei ihrem Wirken auch an uns, nicht bloß an sich denken!"

Von den katholischen Priestern, die nach Angola kommen, weiß Hr. D'Azevedo auch gar nichts Gutes zu sagen: „Was nützen uns eure Missionen?" ruft er einmal aus. „Die Negerkinder, die in ihnen erzogen werden, taugen zu nichts; sie schreiben und lesen und beten ihr Paternoster; aber arbeiten mögen sie nicht. Sie schämen sich, daß sie eine schwarze Haut haben und verachten ihre Eltern und Brüder, lassen sich aber von ihnen ernähren. Sie sind stolz auf ihre Bildung, haben aber nicht einmal gelernt: Liebe deinen Nächsten! Denn unter dem Nächsten hat Christus doch wohl auch uns Neger verstanden ... Was versteht der Neger, wenn er auch sog. Christ ist, von einem Wort aus der Bibel, das jeder Priester nach seinem eigenen Gefallen auslegt und deutet.*) Wozu gibt man dem Neger die Bibel in die Hand, da sie so viel Unverständliches enthält, das selbst euch erst ausgelegt werden muß? Sprecht dem Neger von der Größe und Herrlichkeit des Allvaters, beweist sie ihm an seinen Geschöpfen, am Palmbaum, an der Banane, am Sternenhimmel, an den Bergen und vor allen Dingen am Menschen, an euch selbst und an eurem Beispiel ... Entweder die Bibel ist Menschenwort, oder der Gott der Bibel ist auch unser Gott."

Erquicklich dagegen ist es, den Schwarzen mit Begeisterung von einem evangelischen Missionar, dem seligen Dr. Livingstone, reden zu hören: „Zu euch kam Christi Lehre rein," sagt er einmal, „zu uns nicht. Gebt uns einen Christus! Sehen Sie Livingstone, es ist, als ob er den Menschen abgestreift hätte, als ob in ihm die Liebe selbst unter uns wandelte." Und in anderem Zusammenhang: „Wie ich den Mann bewundere! Er allein kämpft mit seinem Wort und mit seinem Beispiel gegen die bösen Schatten, die seine weißen Brüder auf unser Land werfen. Ich sah ihn vor Jahren hier durch unseren Ort kommen; die Straße da zog er herauf, nur von ein

*) Sollte hier nicht der Berichterstatter unvermerkt seine eigenen Gedanken haben einfließen lassen? Oder ist, was der Neger hier sagt, als ein Echo dessen anzusehen, was er eben von seinem europäischen Gönner gelernt hat? Die katholischen Priester in Angola werden schwerlich viel von der Bibel reden, geschweige denn den Schwarzen dieselbe aufdrängen, wohl auch keinen Anlaß zu Zweifeln geben, die auf der Vieldeutigkeit der Bibel beruhen. Dieser ganze Passus klingt doch gar zu deutsch!

paar treuen Negern begleitet, die einige kleine gelbe Blechkoffer trugen. Seine sicherste Schutzwaffe ist sein gutes Herz. Im Süden und Osten hörte ich von dem ‚Weißen mit der Mütze‘; alle Neger hatten ihn lieb. Warum sind nicht alle Weißen so wie er?“

Soweit der Neger.*) Hat er nicht Recht? Sind seine Vorwürfe von den Europäern nicht verdient? Und klingt aus seinen Klagen nicht der Missionsruf an unser Herz: „Komm herüber und hilf uns?“

Missions-Zeitung.

Türkei.

Der Korrespondent der Daily News in Konstantinopel erzählt in Betreff des angeblich bei Miss. Dr. Kölle vorgefundenen Buches Misan al Hak: „Dies Buch wurde mit einigen andern vor 16 Jahren (1864) nach Konstantinopel geschickt, von den hiesigen Angestellten der Bibelgesellschaft aber nicht acceptirt, weil sie fanden, daß darin in beleidigender Weise vom Islam die Rede sei. Das Bücherpacket blieb daher im Zollhaus liegen. Bald darauf sah man einen Mann verstohlener Weise einige Bücher auf eins der Büchergestelle im Laden der Bibelgesellschaft hinstellen. Nachdem derselbe sich entfernt, untersuchte man die von ihm zurückgelassenen Bücher und fand, daß es Exemplare eben jenes beanstandeten Werkes waren. Sie wurden sogleich beseitigt. Tags darauf kamen Polizisten ins Bibelhaus mit dem Auftrag, dasselbe zu durchsuchen. Sogleich machten sie sich an jenen Bücherständer und als sie hier die bewußten Bücher nicht fanden, war ihnen alles andere gleichgültig. Jene Bücher werden offenbar für Fälle, wie der gegenwärtige des Dr. Kölle ist, aufbewahrt.“

— Am 25. Jan. wurde in Konstantinopel ein englisch-türkischer Vertrag zur Unterdrückung des in türkischen Gewässern bisher noch fortgehenden Sklavenhandels unterzeichnet. Derselbe soll vom 25. Juli an in Kraft treten.

— Am 3. Febr. hielt der neue evangelische Bischof Dr. Barclay seinen Einzug in Jerusalem,

*) Dr. Soyaux seinerseits liefert in seinem ganzen Buch zahlreiche ungesuchte Belege für die Berechtigung der Klagen seines Neger-Freundes. Wir führen nur folgende Sätze an: „Die Kaufleute machen die Eingebornen scheu und mißtrauisch durch Ausnutzung und schlechte Behandlung.“ „Das Leben eines Negerknechtes gilt in Afrika nicht so viel wie ein Faß Palmöl.“ „Warum ist die Civilisationsarbeit so selten mit Humanität gepaart?!“ Und andrerseits: „Richtige Behandlung thut Wunder beim Neger“ ꝛc. ꝛc.

von türkischen Beamten, europäischen Konsuln, Missionaren und Christen verschiedener Konfessionen feierlich empfangen. Ein türkischer Beamter meinte sogar, er habe längst geweissagt und oft zu Gott gebetet, daß doch Dr. Barclay einmal als Bischof nach Jerusalem zurückkehren möchte!

— Auf dem Van-See hat der amerikanische Miss. Scott ein kleines Dampfboot in Gang gebracht und das Volk so in Staunen versetzt, daß unter demselben ernstlich die Frage verhandelt wird: ob der Preis der höchsten Weisheit dem alten König Salomo oder den Protestanten unsrer Tage zuzuerkennen sei!

— Der frühere armenische Erzbischof von Aintab, namens Megerditsch, der sich schon seit Jahren der anglikanischen Kirche angeschlossen hat und lange von Bischof Gobat unterstützt wurde, sucht gegenwärtig in England pekuniäre wie moralische Hilfe für sich und seine etwa 300 Seelen zählende Gemeinde in Aintab. Sechs Jahre lang hat der altarmenische Patriarch von Konstantinopel die Verleihung der kaiserlichen Erlaubniß zum Bau einer Kirche in Aintab hintertrieben; jetzt ist dieselbe erfolgt und der Kirchbau begonnen; zur Vollendung aber fehlen die Mittel. Es wird nun darauf hingearbeitet, dem früheren Erzbischof und seinen Anhängern eine vom armenischen Patriarchat unabhängige Stellung zu verschaffen und damit eine neuarmenische evangelische Kirche zu gründen. Den amerikanischen Missionaren mochte sich der Erzbischof nicht anschließen, weil ihn die independentischen, kongregationalistischen Grundsätze derselben abschreckten, obgleich er seine evangelischen Ueberzeugungen, ja seine Bekehrung dem Umstand verdankt, daß einige seiner eigenen Pfarrkinder, die durch jene Missionare erweckt worden waren, ihn um Rath angiengen und zu neuer Durchforschung der Bibel veranlaßten (vor etwa 13 Jahren). Als Erzbischof von Aintab stand er an Würde nur dem Patriarchen in Konstantinopel nach; er legte sein Amt aber gewissenshalber nieder, nachdem er sich von den Irrthümern des altarmenischen Kirchenthums überzeugt hatte. Das Lesen einer türkischen Uebersetzung des englischen Kirchen-Gebetbuchs brachte ihn dann zum Entschluß: der Erzbischof von Canterbury solle fortan sein Patriarch sein.

Nach einer andern Darstellung ist diese Reformbewegung auf einige Exemplare des von der Society for Promoting Christian Knowledge in türkischer Sprache herausgegebenen englischen Kirchengebetbuchs zurückzuführen, welche ein paar Judenmissionare auf einer Reise durch Diarbekir vertheilten. Diese fielen nämlich einigen Armeniern in die Hände, die von den amerikanischen Missionaren erweckt worden waren, sich aber immer nach einem evangelischen Episkopat und nach einer Liturgie gesehnt hatten. Sie wünschten nun, sich der Kirche anzuschließen, deren Liturgie sie mit soviel Erbauung gelesen, und schickten Petition um Petition an Bischof Gobat, bis dieser endlich seine Bedenken

aufgab und einem der Ihren, Stephan Karabet, die anglikanische Ordination ertheilte. Dieser kam mit Megerditsch zusammen und rieth ihm, das englische Gebetbuch an der Bibel zu prüfen. Der Gedanke, das Gebetbuch der größten Nation einer solchen Prüfung zu unterziehen, interessirte diesen und mehrere Jahre lang brachte er nun mit den betreffenden Studien zu. Die Folge war sein Anschluß an die anglikanische Kirche.

Wieder ein anderer Bericht lautet: Megerditsch sei vor etwa 17 Jahren von seinem Patriarchen beauftragt worden, die Lehren der amerikanischen Missionare zu widerlegen, habe sich zu diesem Zweck eingehender mit der h. Schrift beschäftigt und sei so zur Erkenntniß der Irrthümer seiner Kirche gelangt. In Konstantinopel habe er dann Dr. Kölle kennen gelernt und sei so der anglikanischen Kirche näher getreten.

Die 3 Berichte widersprechen sich nicht, sondern ergänzen einander. Megerditsch selbst erzählt, daß er schon vielfach verfolgt worden sei und man ihm nach dem Leben gestellt habe.

Es heißt jetzt, daß 3 Erzbischöfe und 43 Gemeinden mit ihren Priestern sich bereit erklärt haben, zur (anglikanisch-) reformirten armenischen Kirche überzutreten, sobald der Sultan dieselbe anerkenne. Zur Erlangung des betreffenden Firmans soll Sir H. Layard schon die einleitenden Schritte mit Erfolg gethan haben.

— Die kaiserlich-türkische Reform-Kommission, welche neulich in Marasch tagte, hat angeordnet, daß der vor 5—6 Jahren wegen seines Uebertritts zum Christenthum verfolgte und verbannte Muhammedaner Mustapha (siehe Miss.-Mag. 1875, S. 141) zurückkehren dürfe, und den Gouverneur angewiesen, ihn als Christen zu beschützen. Nach den neuesten Berichten sieht dieser sich aber außer Stande dies zu thun und hat daher dem aus der Verbannung Zurückgekehrten nach drei Wochen den Rath ertheilt, zu fliehen! Miss. Marden beherbergt ihn einstweilen und ist entschlossen, ihn bis auf's Aeußerste zu schützen. Aber kein bekehrter Moslem ist je im Innern der Türkei geduldet worden. Man fürchtet, daß Mustapha eines schönen Tages unsichtbar gemacht werden könnte.

Indien.

Im nördlichen Orissa haben die amerikanischen Free-Will-Baptisten 6 Hauptstationen (Midnapur, Bhimpur, Dantun, Santipur, Dschellasor und Balasor), 5 Missionare, darunter zwei Aerzte, mehrere Missionarinnen, 6 eingeborene Geistliche und 444 volle Gemeindeglieder, 50 Schulen mit 1000 Kindern. Auch unter den Santals wirken sie. Ihr ältester Missionar J. Phillips (seit 1836 in Indien) hat sich vor einiger Zeit nach Amerika zurückziehen müssen, wo er am 9. December 1879 gestorben ist; mehrere seiner Kinder (ein Sohn, der Dr. der Medicin ist, und drei Töchter!) bleiben aber im Missionsdienst in Indien. Der Jahresbericht klagt über Mangel an Geld und drückt sich so aus, wie wenn der Herr eigentlich nicht hätte sagen

sollen: bittet um Arbeiter in die Ernte! sondern: bittet um Geld für die Arbeiter! Amerikanisch!

— In Ulwar wollte der britische Resident die Hauptmarktstraße mit einer Allee bepflanzen und wählte hiezu den heiligen Pipal-Baum. Alle Kaufleute, die dort ihre Läden haben (Banians) erklärten aber, daß hiedurch ihre Geschäfte ruinirt und sie zum Auszug genöthigt werden würden. Warum? — Weil sie im Schatten dieser heiligen Bäume nicht lügen und falsch schwören, ihre Geschäfte folglich nicht gedeihen könnten! — Findet sich in der Christenheit nichts Aehnliches, zumal in katholischen Ländern?

China.

In Amoy ist eine anonyme Flugschrift „Reformation of Missionary Enterprise in China" (Reform des Missionswesens in China) erschienen, in welcher 1) gezeigt wird, daß der bisherige Erfolg der Mission nicht bloß geistlichen, sondern zugleich auch weltlichen Mitteln zu verdanken ist, und 2) behauptet wird, daß wenn die Missionare nur chinesische Unterthanen werden wollten, statt sich auf's Vertragsrecht zu stützen, man sie mit Achtung und Gerechtigkeit behandeln würde, wie andere Priester und Gelehrte. Die China Review (VII, 6) hat hierauf sehr treffend geantwortet und namentlich gezeigt, daß bei dem herrschenden Verhältniß von „Staat u. Kirche" in China wohl kein einziger Missionar so wie ein eingeborner „Priester" behandelt zu werden wünschen würde.

Mongolei.

Der Londoner Miss. Gilmour hat im Sommer v. J. von Peking aus wieder eine Reise in die Mongolei gemacht, diesmal begleitet von Frau und Kind. Er fand viele alte Bekannte und fast überall freundliche Aufnahme, obgleich viel weniger Kranke seine Hilfe suchten als bei früheren Besuchen, theils weil sie ausgefunden, daß er eben doch kein Wunderdoktor, theils weil sie gemerkt, daß alle Medicin nichts hilft, wenn man in der täglichen Lebensweise gewisse immer wiederkehrende Krankheitsursachen nicht meiden kann oder will. „Soviel ich sehen kann, schreibt G., ist noch keine Spur von Erfolg da; aber ich glaube, daß viele Mongolen die Hauptlehren des Christenthums jetzt kennen und eben weil sie nun begreifen, auf was wir eigentlich lossteuern, sich vor uns scheu in Acht nehmen .... doch ein Zeichen von Fortschritt." Einmal wurden die Reisenden in ihrem Zelt von einem furchtbaren Gewitter und Wolkenbruch überfallen; fast hätten die angeschwollenen reißenden Gewässer sie fortgeschwemmt. Gott aber bewahrte sie.

Afrika.

Die spanische Regierung hat dem Gouverneur Salgado einen scharfen Verweis dafür ertheilt, daß er den protestantischen Miss. Holland aus Fernando Po verbannt hatte, und diesem die Rückkehr dahin gestattet.

— In Alt-Kalabar ist infolge des Todes von Konsul Hopkins, dem es gelungen war, durch einen Vertrag mit den Häuptlingen

allerlei greuliche Unsitten abzuschaffen, d. h. zunächst für ungesetzlich und strafbar zu erklären, die heidnische Partei wieder aufgelebt. Ein Häuptling z. B., der nach der Königswürde trachtet, hat einer seiner Frauen vier Tage nach ihrer Niederkunft beide Ohren abgeschnitten und sich auch gegen Christen Gewaltthaten erlaubt. Ein tüchtiger englischer Resident wäre hier eine Wohlthat. — In Creek Town ist eine eiserne Kirche errichtet worden, die 7000 Dollars gekostet hat, welche hauptsächlich von den eingebornen Christen beigesteuert wurden. Am 5. Juli 1879 wurde am gleichen Ort Asukwa Ekanem durch den Vorsitzenden des Presbyteriums von Biafra Rev. E. Ukpabio „unter Assistenz" der Missionare Anderson, Goldie und Edgerley ordinirt.

— In Akkra und Cape Coast hat die englische Regierung Knaben- und Mädchenschulen errichtet, in denen meist frühere Angestellte der Basler Mission mit Wissen und auf Empfehlung der Missionare hin verwendet werden. Die englische Bibel wird in diesen Schulen gelesen. Die Häuptlinge der Goldküste sollen künftig besoldet und so gewissermaßen zu Regierungsbeamten gemacht werden.

— Nach dem Natal Mercury sei John Dunn neulich in Maritzburg gewesen, um mit den englischen Autoritäten zu verhandeln und habe erklärt: das Zulu-Land stehe jetzt den Missionaren offen. Manche Missionare sollen hievon schon Gebrauch gemacht haben und freudig aufgenommen worden sein. — Viele Zulus wandern jetzt aus der Kolonie Natal, wohin sie früher vor der Schreckensherrschaft ihrer Könige geflohen waren, wieder in's Zulu-Land zurück, wie es heißt: weil sie hier keine Steuern zu zahlen brauchen und das Heirathen jetzt leicht sei.

Nordamerika.

Die Indianerbevölkerung Britisch-Nordamerika's wird alle Jahr sorgfältig gezählt, und so weiß man, daß dieselbe nicht im Abnehmen begriffen ist. Am 15. Juni 1878 betrug dieselbe 99,690, davon die meisten 35,153 in Britisch-Kolumbia, 27,204 in Manitoba und dem Nordwestgebiet, 15,731 in der Provinz Ontario, 10,947 in der Provinz Quebec; dann folgen Rupertsland, der Athabaska-Distrikt, Neuschottland, Neubraunschweig u. die Prinz-Eduard-Insel. Die in den alten östlichen Provinzen lebenden Indianer sind bereits Ackerbauer, und die noch nomadisirenden Stämme werden voraussichtlich bald, sei es durch Abnahme der Erträge aus Jagd und Fischfang, sei es durch bessere Einsicht, dem Ackerbau zugeführt werden.

— Frl. Josephine Meeker, welche Jahre lang unter den Indianern in den Ver. Staaten gelebt hat, erklärt für das Haupthinderniß ihrer Civilisirung den althergebrachten Wahn der männlichen Indianer, daß Arbeit den Mann schände. Zu diesem Wahne geselle sich die Eitelkeit. Daher komme es, daß selbst solche Indianer, die durchaus nicht zum Müssiggang sich neigen, wenigstens öffentlich jede Arbeit meiden, um sich ja nicht in den Augen anderer, besonders der Weißen, zu erniedrigen. Frl. Mee-

ker erzählt folgende ergötzliche Beispiele hievon: Wenn ein Indianer irgendwo Waaren gekauft hat, so bürdet er dieselben seinem Weibe wie einem Lastthier auf; ist er aber den Augen der Leute entschwunden und in der Einöde angekommen, so nimmt er nicht selten der Frau die Last schonend ab, um sie selber zu tragen. Sobald jedoch sein scharfes Auge in der Ferne einen Menschen erblickt, packt er die Last wieder seinem Weibe auf und schreitet stolz daher. Das Sonderbarste aber ist, daß der Indianer sich häufig vor seiner eigenen Frau gewisser Arbeiten schämt. Als Frl. Meeker mit ihrer Mutter und Frau Price sich in der Gefangenschaft der Utes befand und in einem Zelt schwere Arbeiten verrichten mußte, bat sie einen vorübergehenden Indianer, Wasser für sie zu holen. Derselbe erwiderte, er könne es jetzt nicht thun, da die Weiber ihn sehen würden, wenn diese aber fort seien, wolle er ihren Wunsch erfüllen, was denn auch geschah.

Besonders diesem Wahn, daß die Arbeit für einen Mann entehrend sei, schreibt Frl. Meeker auch die Abneigung der Indianer gegen die Schulen zu. Sie selbst hatte auf der White River-Agentur eine Schule für Indianerkinder errichtet. Als sie nun aber die Väter bat, ihre Kinder darein zu schicken, erhielt sie die Antwort: „Weiße Männer lernen, weiße Männer wissen alles, und deßhalb müssen sie arbeiten; der rothe Mann lernt nichts, weiß nichts und braucht daher nicht zu arbeiten.

Ihr Faullenzer-Instinkt sagt also den Rothhäuten vernehmlich genug, daß Kultur gleichbedeutend mit Arbeit ist, und besonders deßwegen sind sie gegen alle Kultur. Daß aber ihre Arbeitsscheu keineswegs auf Abneigung gegen körperliche Anstrengungen beruht, das beweisen die ungeheuren Strapazen, denen sie sich auf ihren Kriegs- und Jagdzügen unterwerfen.

(Apologete.)

Oceanien.

Der wesleyanische Missionar Georg Brown, welcher wegen des von ihm angeführten Kriegsbeziehungsweise Strafzugs gegen kannibalische Eingeborne von Neu-Britannien zur Verantwortung gezogen wurde, ist schuldigermaßen vor dem höchsten englischen Gerichtshof der Südsee (in Fidschi) erschienen; da die Untersuchung aber nichts ergab, was zu einem Kriminalprozeß berechtigt hätte, so hat der Staatsanwalt die Klage zurückgenommen.

(Record, 20. Febr.)

— Auf Grund eines Berichtes von Kapitän Werner soll auch die deutsche Regierung das Verfahren Brown's gutgeheißen haben. (Kapitän Werner hat nämlich in Neu-Britannien die Abtretung eines Hafens für deutsche Handelszwecke erlangt und bei dieser Gelegenheit jene Sache kennen gelernt.) Sir Arthur Gordon soll zwar jenes Verfahren nicht ganz gebilligt, eine gerichtliche Verfolgung des Missionars aber für unberechtigt erklärt haben.

— Der presbyter. Miss. Inglis hat die Uebersetzung der

ganzen Bibel in die Sprache von Aneitjum vollendet — die achte vollständige Bibelübersetzung der Südsee, Neuseeland mitgerechnet.

— Auf der letzten wesleyanischen Konferenz in Fidschi wurde folgende Statistik gegeben: 841 Kapellen, 291 andere Predigtplätze, 10 Missionare, 48 eingeborne Geistliche, 12 Katechisten, 984 Lehrer, 2023 Schulmeister, 2252 Sonntagsschullehrer, 2783 Klassenleiter, 39 englische und 23,274 Mitglieder, 40,905 Sonntagsschüler, 38,019 Tagschüler, 100,385 Gottesdienstbesucher.

(Evang. Christendom.)

— Was die anglikanische Kirche in Fidschi betrifft, so gehören nominell fast alle 2000 englische Kolonisten zu ihr. Die meisten haben sich aber entweder den Wesleyanern angeschlossen oder leben ganz ohne Kirche. Der einzige anglikanische Geistliche in Fidschi ist Hr. W. Floyd in Levuka. Er hat eine ziemlich gute Holzkirche und eine zahlreiche Gemeinde. Er sollte aber einen Gehilfen haben und dazu wenigstens noch einen Kollegen in Suwa, der künftigen Hauptstadt. Die Mischlinge, deren Zahl leider wächst, sind nicht so sehr unter dem Einfluß der Wesleyaner, wie die Eingebornen und könnten daher von der anglikanischen Kirche wohl gewonnen werden. Dazu kommen die importirten melanesischen und polynesischen Kulis, für welche von den Wesleyanern fast gar nichts geschieht. Da sie meist von Inseln kommen, die zum Arbeitsgebiet des melanesischen Bischofs Selwyn gehören, hat die anglikanische Kirche einen gewissen Anspruch auf sie. Eingeborne Prediger aus der melanesischen Mission wären am geeignetsten für diese Arbeit. Es wäre zugleich ein Vortheil für die melanesische Mission selbst, denn die auf Fidschi etwa Gewonnenen würden nach ihrer Rückkehr auf ihre Heimatinsel derselben gewiß von großem Nutzen sein. Dazu kommen seit einiger Zeit indische Kulis. Der Gouverneur, Sir A. Gordon, empfiehlt eine Mission für diese. Läßt man ihre Zahl größer werden, ehe man etwas für sie thut, so etabliren sie ihr altes Heidenthum in Fidschi, wie sie es in Guiana, in Natal, in Mauritius gethan haben und es wird immer schwerer, sie zu bekehren. Faßt man sie aber an, so lange sie noch vereinzelt sind und sich nicht als eine selbständige Gemeinschaft fühlen, so können sie leicht gewonnen werden. Die englische Ausbreitungsgesellschaft hat schon im Jahr 1876 eine Summe von 10,000 M. für Fidschi bestimmt und Bischof Selwyn hat jetzt 1000 M., die er bisher für Melanesien bezog, für Fidschi bestimmt.

(Mission Field, 1879. S. 333).

Afghanistan.

Miss. G. Gordon machte Ende Januar d. J. im Anschluß an den Bischof von Lahore eine Reise nach Quetta und Kandahar, wo er schon 1878 gewesen war. Diesmal konnte er schon 100 engl. Meilen des Weges auf der Eisenbahn zurücklegen, und über

den Bolan-Paß gieng's auf der von General Phayre gebauten Straße auch viel leichter als früher. Trotzdem fand er die bei den Militärtransporten verwendeten Menschen und Thiere in jämmerlichem Zustand. Zwar sah er nicht mehr, wie früher, hunderte von sterbenden oder schon gefallenen Kameelen zu beiden Seiten des Weges, wohl aber erfrorene Ochsen und Ochsentreiber, denn Kameele werden jetzt, da man Straßen hat, die mit Ochsenwagen befahren werden können, nur noch wenig gebraucht. Im Peschir-Thal fand er die Eingebornen freundlich und den Engländern geneigt. „Wer mit den Thatsachen vertraut ist und weiß, welche Wohlthat eine gute Regierung für diese kriegerischen Stämme ist, von den Segnungen des Evangeliums gar nicht zu reden, der kann die Expektorationen gewisser Redner aus Gladstone's Schule nur mit Staunen lesen. Sie würden viel zu lernen haben, wenn sie hieher kommen wollten." (Record.)

Allerlei.

Mißbrauch des Telephons.

Ein Indianer in Kalifornien hatte sich eines Pferdediebstahls schuldig gemacht. Der Bestohlene — um den Dieb zum Geständniß zu bringen — führte ihn an ein Telephon, damit er hören möge, was „der große Geist" zu sagen habe. Nach einer feierlichen Vorrede erklärte natürlich der vermeintliche Gott: „Gieb die gestohlenen Pferde heraus." Wie vom Blitz getroffen, ließ der Dieb das Instrument, das er ans Ohr hatte halten müssen, fallen, gestand alles und versprach, wenn man ihm das Leben lasse, die Pferde wieder herauszugeben.

(San Francisco News Letter.)

— Im März dieses Jahres wurden in Oxford zwei neue Missionare für die China Inland Mission ausgesandt. Der eine, Magister Landale, war nach China gereist, natürlich auf eigene Kosten, bloß um das Werk dieser Gesellschaft dort kennen zu lernen, und hatte dasselbe so lieb gewonnen, daß er nun selbst in diese Arbeit sich senden ließ. Der andere, Dr. Shofield, hatte vor 3—4 Jahren Henderson's Leben gelesen (vergl. den Basler Traktat Jakob Henderson, der Missionsarzt in China, 1879) und war dadurch für China begeistert worden.

Todesfälle.

In Utrecht, Transvaalien, am 10. Okt. 1879 der anglikanische Geistliche Alington, 40 Jahre alt, erst seit 1878 in Südafrika, eben im Begriff, in's Zululand zu gehen.

— In Umba, Ostafrika, Miss. Charles Yorke, erst 24 Jahre alt, seit 1876 im Missionsdienst unter Bischof Steere.

— In Amerika am 9. Dec. 1879 Dr. Jeremias Phillips, seit März 1836 in Orissa.

— Am 22. Febr. in Amerika Dr. Busch, Sekretär der Bostoner Miss.-Ges.

Bücherschau.

Das Leben und Wirken in der Heidenwelt. Bearbeitet von H. Liebhart. Cincinnati. Verlag von Hitchcock und Walden; New-York. Phillips u. Hunt. 1879.

Je häufiger es vorkommt, daß die Deutschen in Amerika einfach nachdrucken, was aus Europa fix und fertig ihnen gebracht worden, desto mehr hat uns dieses selbständige, wenn auch meist auf deutschen Vorarbeiten ruhende Werkchen eines Deutsch-Amerikaners gefreut. Dasselbe will keine vollständige Missionsgeschichte liefern, sondern mehr in anregender, populärer Weise dasjenige aus dem Leben und Wirken der Missionare, sowie aus den Zuständen der Völker, unter welchen sie arbeiten, mittheilen, was geeignet ist, allgemeines Interesse zu erwecken. Viel Kritik hat der Verfasser dabei nicht geübt, obgleich er im Vorwort versichert, alles „streng geschichtlich" dargestellt und „getreu skizzirt" zu haben. Auch daß der Verfasser sein Werk „als ächtes Volksbuch", das „in allen deutschen Familien verbreitet werden kann", selbst anpreist, muß man eben als amerikanisch hinnehmen. Es ist nicht unbescheiden gemeint, wenn es gleich so klingt. Wir glauben, daß das Buch in Amerika viel Gutes stiften kann und wünschen ihm daher eine weite Verbreitung. Die angehängte Missionsstatistik, in welcher ein gut Stück mühsamer Arbeit steckt, berechnet die Zahl aller evangelischen Heidenmissionare auf 3000, die der (eingebornen?) Hilfsprediger auf 5700, die der vollen Gemeindeglieder (Abendmahlsgenossen) auf 555,000. Papier, Druck und Einband, überhaupt die ganze Ausstattung des Buches macht der Verlagshandlung alle Ehre.

Dr. G. Warneck. Warum ist das 19. Jahrhundert ein Missionsjahrhundert? Halle. Julius Fricke. 1880. Preis 25 Pfg.

Es ist dem Verfasser gelungen, auf weniger als 36 Seiten nicht nur eine wohlbegründete, eingehende und überzeugende Antwort auf die Frage des Titelblattes, sondern auch noch eine kleine Weltumschau, eine Darlegung der Gründe, welche uns bewegen sollen, Mission zu treiben, und noch manches Andere zu bieten. Ohne sich durch falsche Bescheidenheit oder sonst etwas zurückhalten zu lassen, wird er nicht müde, immer wieder Altes und Neues aus seinem guten Schatz theils zur Vertheidigung, theils zur Anpreisung des Missionswerkes vorzubringen. Alle Freunde der Sache werden ihm hiefür Dank wissen und zur Verbreitung auch dieses zweckdienlichen Schriftchens das Ihrige beitragen.

bahn-Coupés, selbst in den auf offener Straße rollenden Dschinrik-schas sieht man den Japaner regelmäßig in seine Zeitung vertieft. Ueberhaupt sind die Japaner der politischen Diskussion sehr ergeben. Volksversammlungen, in denen die Angelegenheiten des Landes von beliebten Rednern besprochen werden, sind etwas sehr Häufiges, und selbst die gewerbsmäßigen Rhetoren und Erzähler, die nach orientalischer Sitte in offenen Buden in den belebteren Stadttheilen mit lebhaften Gestikulationen ihr Geschäft betreiben, finden stets ein zahlreiches, mit größter Aufmerksamkeit zuhörendes Publikum ... Wie man sieht, der Journalismus, dieser unzertrennliche Begleiter der modernen westlichen Civilisation, wächst und gedeiht auch in diesem Lande des äußersten Ostens. Mit ganz erstaunlicher Kraft und Schnelligkeit hat er sich in der Bevölkerung eingenistet und legt ein rühmliches Zeugniß ab von der geistigen Regsamkeit und civilisatorischen Strebsamkeit des japanischen Volkes. Man begreift leicht, daß ein solches Gewächs nur auf dem wohlgepflegten Boden einer altüberkommenen Volksbildung entstehen konnte ... Die Japaner sind im Allgemeinen äußerst lernbegierig und lesen viel und gern. Es gibt unzählige Buchhandlungen in Tokio, und öffentliche Bibliotheken bestehen seit langer Zeit im ganzen Lande ... Die Kunst des Bücherdrucks ist dort schon seit uralter Zeit in Uebung. Die ersten Anfänge der Volksbildung in Japan reichen bis weit in die graue Vorzeit zurück. Die ersten Lehrer kamen aus China und Korea. Aber allmählich traten Eingeborne, die in China unterrichtet waren, an ihre Stelle. Der Hauptzweck dieses Unterrichts war nicht Verbreitung von Kenntnissen unter allen Klassen der Bevölkerung. Dieses ist eine Idee neueren Ursprungs, selbst unter den Völkern des Westens. Der eigentliche Zweck war Vorbereitung für den öffentlichen Dienst des Staats. Für diesen Zweck wurde vom Kaiser Tenji 668 n. Chr. eine nationale Universität gegründet ... An ihre Stelle trat mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts eine neue Anstalt, die von Jjejasu, dem Begründer der Tokugawa-Dynastie der Taikune oder Schogune, in Jedo errichtet wurde. Andere Anstalten gleichen Charakters wurden von manchen der mächtigeren Daimios in ihren Provinzen gegründet, sie alle aber waren nur für die militärische Klasse der Samurai bestimmt, d. h. für diejenigen, welche als Lehensmänner in feudalen Beziehungen zu ihren Herren standen. Die Lehrgegenstände waren Moral, Literaturgeschichte und Politik.

Die specielle Berufsbildung blieb der Praxis überlassen. Dazu kam aber noch ein gründlicher Unterricht in ritterlichen Leibesübungen: Fechten, Schießen mit Pfeil und Bogen, Speerwerfen, Laufen und Reiten ... Mit dem Fall des Schogunats ist auch dieses Unterrichtssystem untergegangen. Mit dem vorausgegangenen kaiserlichen Universitätssystem hatte es die klassische Grundlage des Chinesischen und die Ausschließung der bürgerlichen Klassen vom öffentlichen Unterricht gemein, unterschied sich aber von diesem wesentlich dadurch, daß es nicht sowohl den praktischen gouvernementalen Bedürfnissen, sondern vielmehr dem Erwerb einer allgemeinen, formalen Geistesbildung diente ... Die Samurai bedurften keiner praktischen Berufsbildung, um damit ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Das feudale Unterrichtswesen der Schogune paßte daher wohl zu dem reizvollen Stillleben und der selbstgenügsamen Abgeschlossenheit, in welche die japanische Nation durch jene versetzt wurde; es mußte aber seine Berechtigung und Lebensfähigkeit verlieren, sobald die Nation in den freien, aktiv ringenden Verkehr mit der übrigen Welt wieder einzutreten sich entschloß. Dies haben die japanischen Staatsmänner der Gegenwart mit dem sie auszeichnenden, feinen Scharfsinn sehr klar erkannt und sind auch nach der Restauration des kaiserlichen Régimes sofort an die Begründung eines neuen Unterrichtssystems gegangen, das vor allem einen allgemeinen Volksunterricht und eine den jetzigen Verhältnissen angepaßte praktische Berufsbildung in allen Schichten der Nation bezweckt. Das Wissen soll ein Gemeingut für alle werden und hinfort kein Standesprivilegium der Vornehmen mehr sein, und ein neuer, weit umfassenderer Bildungsstoff, herüber genommen aus der Civilisation der westlichen Welt, soll in Japan verbreitet werden. Das alte System hat dem neuen insofern tüchtig vorgearbeitet, als es durch seine Pflege hoher, formaler Geistesbildung eine ganz erstaunliche Capacität zur Aufnahme dieses Bildungsstoffes hervorgebracht hat.

„Der einst so belebte und gefeierte Hain des Konfucius in dem alten Jedo ist nun verödet. Der riesige, von uralten Bäumen hoch überschattete Park steht still und verlassen, und melancholisch einsam blickt die Statue des vergötterten Meisters auf die leeren Laubgänge und Hallen. Die strebsame Jugend Japans strömt jetzt der neuen Universität zu, in welcher die Naturwissenschaften, Medizin und die technischen Fächer die wichtigsten Unterrichtszweige geworden sind

und weit her berufene Lehrer aus einer früher unbekannten Welt die Führerrolle übernommen haben.

„Dieses Unterrichtssystem kann nicht anders als zur Zeit noch unvollendet sein. Jedes Bildungssystem bedarf einer allgemeinen geistigen Grundlage, aus welcher die gemeingültigen Moralgebote und die höchsten Gesetze der Richtung und Bewegung des menschlichen Geistes entnommen werden; es hat mit anderen Worten den gemeinsamen Besitz gewisser allgemeiner Grundwahrheiten zur Voraussetzung. Diese Grundlage bildete für das alte Japan mit seiner chinesischen Klassicität der Buddhismus. Allein der Buddhismus ist offenbar nicht im Stande, die Grundlage für die aus der christlichen Welt übernommenen neuen Wissenschaften abzugeben, von denen er weitaus überholt ist. Unter dem Einflusse dieser modernen Wissenschaften wird sich in Japan allmählich, aber unaufhaltsam ein totaler Umschwung in der gesammten Weltanschauung vollziehen. Hieraus entspringt für Jung-Japan ein weittragendes Problem von der allergrößten Schwierigkeit, an dessen Lösung man gleichwohl mit der Zeit wird herantreten müssen." *)

Wir Christen und Missionsfreunde sind nicht im Zweifel darüber, worin diese „Lösung" bestehen wird. Das gute Werk, das Gott angefangen hat, das wird er auch vollenden. Hat er auf wunderbare Weise einen Zweig vom großen Baume des Christenthums um den anderen nach Japan hinübergebeugt, so daß die dortigen Heiden von seinen Früchten pflücken und essen können nach Herzenslust, so wird er diese Zweige oder doch den einen und anderen davon auch noch tiefer herabneigen und endlich als Ableger in japanischer Erde Wurzel fassen lassen, bis es eine japanische Kirche und ein japanisches Christenthum gibt. Bis jetzt ist allerdings die moderne japanische Kultur ein wurzelloses Gewächs, d. h. seine Wurzel liegt weit weg in Europa, in Amerika, im christlichen Abendland überhaupt. Soll das Gewächs nicht ausgehen, so muß es im eigenen Land auch eigene Wurzeln, zur christlichen Kultur auch das Christenthum selbst bekommen. Und dazu hilft die Mission, insbesondere auch das Missions-Schul- und Erziehungswesen, das in Japan so wenig als in Indien oder sonstwo ein Ueberfluß ist, nur mit dem Unterschied, daß es sich in Japan nicht um ABC- und Elementarschulen, son-

*) „Briefe aus Japan" in der „Augsb. Allg. Ztg."

dern vor allem um höhere christliche Lehranstalten handelt. Ja, wenn irgendwo, so wäre in Japan jene völkerpädagogische, wissenschaftlich weitherzige Bildungsmission am Platz, welche s. Z. Herr Pfarrer Buß in seinem bekannten Buch so begeistert zu schildern wußte. Aber wo sind die Apostel des „Christenthums Christi"? Warum gehen sie nicht nach Japan?

Ueber die religiösen Zustände Japans im Allgemeinen äußert ein Herr G. H. Pole folgende Meinung: „1) Das Verhalten der Regierung ist ein solches, daß, obgleich die alten Gesetze gegen das Christenthum nicht widerrufen, wenn auch nicht mehr öffentlich überall angeschlagen sind, die christliche Lehre innerhalb gewisser Grenzen*) ausgebreitet und angenommen werden darf. 2) Das Verhalten der höheren Klassen ist ein ganz indifferentes, weil sie keine Ahnung davon haben, daß in der Religion eine Leben wirkende Kraft liegt und weil sie das Christenthum bloß so ansehen, wie wenn es ein neues Kleid aus altem Stoff wäre, gleich überflüssig wie alle anderen Religionen. 3) Die Massen der Bevölkerung sind neugierig aber zuwartend, letzteres wegen der Priester, denen sie noch immer tranen. Die Wahr-

*) Auch in den Freihäfen (treaty ports) dürfen Ausländer nur in einem bestimmten Quartier (concession) wohnen, wenn sie nicht von der Regierung oder sonst bei Japanern eine Anstellung haben. Manche Missionare lassen sich daher von Eingebornen als Sprachlehrer anstellen, geben vielleicht täglich 2 Stunden Englisch und dürfen dafür unter den Eingebornen in der Stadt selbst wohnen, wo sie dann auch missioniren können. Dasselbe thun sie, um über die Hafenstädte hinaus zu kommen: sie lassen sich von Japanern da und dort als Lehrer anstellen und erhalten in Folge dessen die Aufenthaltsbewilligung. In Kioto z. B., wo mehrere amerikanische Missionare an einem blühenden Missionsseminar thätig sind, stehen dieselben nominell im Dienste einer zu diesem Zwecke gebildeten japanischen Missions- oder Erziehungsgesellschaft, an deren Spitze Hr. Nisima steht; sonst dürften sie in dieser Stadt nicht wohnen. An Verdächtigungen und Plackereien hat es nicht gefehlt, bis jetzt ist's aber Hrn. Nisima immer wieder gelungen, die Regierung zu befriedigen oder doch zu beruhigen. Am meisten ist das Herumreisen im Lande erschwert. Hiezu müssen Ausländer sich einen Paß ausstellen lassen, der nur für eine bestimmte Zeit und Gegend gültig ist und überhaupt nur für Zwecke der Gesundheit (Erholung) und der wissenschaftlichen Forschung bewilligt wird. Ein Missionar, der sich also einen solchen Paß ausstellen läßt, und doch keinen anderen Zweck hat, als zu missioniren, beschwert sein Gewissen und übertritt die Landesgesetze.

heit und Schönheit und Einfachheit der christlichen Lehre zieht sie an, und daß jeder das Buch selbst lesen darf, welches die neue Religionslehre enthält, flößt ihnen Vertrauen ein. 4) Die Japaner im Allgemeinen halten wenig von ihren eigenen Religionen. Die Gebildeten verachten dieselben eben so sehr als das Christenthum und die anderen bleiben dabei, bloß weil sie nichts Besseres haben."

In Tokio bezeichnen die Japaner die katholische Kirche als „buddhistisches Christenthum", wegen der Kerzen, Blumen, Bilder, Rosenkränze, Ceremonien, die sich gleicherweise im Buddhismus, wie in dieser Kirche finden; den einfachen Gottesdienst der amerikanischen Presbyterianer dagegen nennen sie „Schinto-Christenthum", weil in den Schinto-Tempeln auch keine Bilder ꝛc. sind und die Predigt die Hauptsache bildet. Wir glauben entschieden, daß, wenn einmal Japan sich in größerem Maßstab dem Christenthum zuwendet, es nicht das katholische, sondern das evangelische Bekenntniß annehmen wird; es müßte denn sein, daß die zwischen beiden etwa in der Mitte stehende russisch-griechische Kirche, von starken politischen Einflüssen unterstützt, hier die Oberhand gewänne. Vor kurzem ist der bekannte Archimandrit Nikolai, welcher durch sein energisches und taktvolles Auftreten sich die allgemeine Bewunderung erworben hat, zum ersten Bischof von Tokio erhoben und in der Hauptstadt zugleich ein großes Priesterseminar errichtet worden, alles unter freigebigster Beihilfe der russischen Regierung. Die Zahl der bisher von den Russen Gewonnenen wird bald auf 3000, bald auf 5000 angegeben. Alle Kinder der Bekehrten müssen Russisch lernen, nur die Alten dürfen die Responsorien und kirchlichen Gebete in ihrer eigenen Sprache hersagen oder singen.

Auf einer Reise von Kobe nach Annaka trafen die Miss. Atkinson und De Forest in einer Stadt, deren Namen sie absichtlich verschweigen, ganz unerwartet eine solche japanische Christengemeinde, die zur russisch-griechischen Kirche gehörte. In ihrem geräumigen Versammlungssaal hieng ein rauchgeschwärztes Bild der Jungfrau Maria mit dem Jesuskind. Davor stand ein Altar, auf welchem Weihrauch brannte und eine dreiarmige Lampe aufgestellt war, aber nur mit zwei Flammen. Mitten auf dem Altar lag ein ausländisch

gebundenes Buch, das wie eine Bibel aussah. Am Deckel war ein großes Silberkreuz befestigt. Der Priester, ein Japaner, sang die Liturgie, mit dem Rücken zur Gemeinde, mit dem Gesicht zu Altar und Bild gekehrt. Ein kleiner Chor von Knaben und Mädchen mit ein paar Erwachsenen sang die Responsorien recht schön. Häufig fiel alles auf die Kniee und schlug das Kreuz. Nach Beendigung der Liturgie wandte sich der wohlaussehende, junge Priester zur Gemeinde und hielt von einem Pult aus seine kurze Predigt. Sein Ornat war aus gesticktem, japanischem Tuch. „Anfangs hatten wir geglaubt, unter Katholiken zu sein, jetzt aber wußten wir, daß es ein russisch-griechischer Gottesdienst war. Die Predigt war viel einfacher als wir's von unseren evangelischen Japanern gewohnt sind, setzte namentlich weit weniger Bibelkenntniß voraus, war aber gut und klar. Die Geschichte vom verlornen Sohn wurde spannend erzählt und der Sinn des Gleichnisses klar auseinander gesetzt. Wir fühlten, daß es etwas ist, wofür man dankbar sein muß, daß hie und da in Japan das Evangelium in solcher Einfachheit gepredigt wird, wenn schon der Kultus und das Kirchenregiment anders sind, als wir für gut halten."

Kaum war der Gottesdienst beendigt, so schaarte sich die aus 30 bis 40 Personen bestehende Gemeinde um die amerikanischen Missionare. Und als vollends deren Stand und Herkunft bekannt wurde und sie mit den Leuten in ihrer eigenen Sprache zu reden anfiengen, da herrschte große Freude. Der Priester lud sie in seine gleich an die Kirche anstoßende Wohnung; die ganze Gemeinde folgte ihnen dahin nach. Nachdem die Gäste mit russisch angemachtem Thee waren bewirthet worden, forderte man sie auf, zu predigen; sie ließen sich noch etwas bitten, hielten dann aber jeder eine Ansprache. Alles schien höchst befriedigt. Nachher begleiteten der Priester, dessen Gehilfe und ein paar Gemeindeglieder die Missionare noch auf einen Spaziergang und zuletzt in ihr Hotel. Sie erfuhren, daß der russische Missionar nur selten nach dem eingebornen Priester und seiner Gemeinde sieht, aber häufige Berichte von ihm erhält, und daß alle eingebornen Priester einmal des Jahres in Tokio versammelt werden. Am Abend kamen noch mehrere Gemeindeglieder in's Hotel, und als diese fort waren, wieder andere, alle voll rührenden Danks für den Besuch, den ihnen die amerikanischen Missionare gemacht hatten. — In Okajama sind auch einige Bekehrte der russischen Mission,

ihr Anführer ist aber bemüht, mit den dortigen amerikanischen Missionaren*) zusammen zu wirken.

Die norwegische Missionsgesellschaft und ihre Mission unter den Zulus.

Von P. v. Möller.

Bischof Bugge in Throndhjem ist der Erste, der in der neueren Zeit das Missionsinteresse in Norwegen anzuregen gesucht hat. Seine 1821 erstmalig erschienenen „Nachrichten vom Fortgang des Evangelii in allen Theilen der Erde" mußten freilich nach zwei Jahren wegen Mangel an Abonnenten wieder eingehen; aber durch Predigten ꝛc. bemühte er sich, nach wie vor seinen Landsleuten die heilige Missionspflicht dringend an's Herz zu legen. W. Cappelen, der auf Kosten der dänischen Missionsgesellschaft im Basler Institut gebildet worden war, suchte 1826 durch Wort und Schrift Liebe zu der in Dänisch-Guinea beabsichtigten Basler Mission zu erwecken, und es flossen auch 1826—29 Gaben zu diesem Zwecke ein. 1827 erschien das „Norwegische Missionsblatt", von N. J.

*) Diese berichten recht Erfreuliches. Ein Mann in Okajama z. B. hat ein einträgliches, aber schändliches Gewerbe aufgegeben, und während er mit dem Fuß seine Reismühle tritt, hat er eine Bibel in den Händen und liest seiner Frau, die nebenbei beschäftigt ist, daraus vor. Ein japanischer Lehrer, der die Erziehung eines Buddhistenpriesters erhalten und bisher immer schwierige Fragen gegen das Christenthum vorbrachte, beantwortet diese jetzt selbst und spricht öffentlich von seinem Glauben an Christus. Ein hoffnungsvolles Zeichen ist auch die Gründung eines Klubbs, in welchem gegen das Christenthum disputirt werden soll, deßgleichen kleine Feindseligkeiten von Seiten der Zeitungen. Dr. Berry wird überall hin eingeladen und die eingebornen Aerzte der Umgegend stellen ihm ihre Schwerkranken vor. In einer Stadt, 10 Stunden von Okajama, wo er alle Monate einmal hinkommt, hat sich ein „Verein zur Verbesserung der Moral", eine Art Fortbildungsklubb, gebildet, welcher „die Religion Christi in der Stadt befördern" möchte, ohne freilich zu wissen, worin diese eigentlich besteht. Wenn der Reiz der Neuheit vorbei ist, wird manches wieder anders werden.

Holm, dem Vorsteher der Brüdergemeinde in Christiania herausgegeben, welches bald rund um im Lande gelesen ward, Gaben nach Herrnhut einbrachte und das Missionsinteresse bedeutend hob. Schon im Jahre vorher hatte sich in Stavanger der erste Missionsverein gebildet, der z. B. (1827) sich des jungen H. C. Knudsen annahm und ihn im Barmer Missionshaus ausbilden ließ. 1835 entstanden in der Nähe von Stavanger zwei neue Vereine und im folgenden Jahre einer in Throndhjem. Die Zahl wuchs immer mehr, namentlich durch die Thätigkeit des 1839 von Barmen aus seine Heimat besuchenden Knudsen, der auch, ehe er im April 1840 nach Barmen zurückgieng, um von dort als Missionar nach dem Klein-Namaqua-Lande abzureisen, den Stavanger Verein kräftig aufforderte, eine Missionsschule zu gründen und eine selbständige Missionsthätigkeit zu Wege zu bringen. Der Verein übersandte demzufolge ein Cirkular (13. Aug. 1840) an einige und zwanzig Missionsvereine und Freunde, um ihr Urtheil sich zu erbitten, ob man eine öffentliche Aufforderung zum Eintritt in den Missionsdienst erlassen solle, ob Christiania oder Throndhjem der geeignetste Ort zur Anlegung einer Missionsschule sei ꝛc. Durch die kleingläubige Antwort des Vereins in Christiania, die Zeit sei noch gar nicht da, um an eine so großartige Sache wie an die Gründung einer Missionsschule zu denken, ward jedoch der Muth und die Freudigkeit des kleinen Stavanger Vereins wieder gebrochen. Da erweckte der Herr sich ein anderes Rüstzeug: ein 71-jähriger Greis wurde der Gründer der Norwegischen Missionsgesellschaft (1. Cor. 1, 27). Es war dies ein Färber in Stavanger, der ehrwürdige Jon Hougvalstad, der in weiten Kreisen von Alt und Jung geliebt und geehrt war. Nachdem er sich mit „seinen Freunden" berathen und sich in der Stille durch Gebet und Flehen zu Gott für die Sache gehörig vorbereitet hatte, reiste er im August 1841 nach Hamburg, wo die Direktion der Norddeutschen Missionsgesellschaft nebst anderen Freunden der Sache ihm treue Rathgeber wurden. Nach seiner Rückkehr wurde im Oktober ein Cirkularschreiben rundum im Lande den Missionsfreunden und Vereinen zugesendet, in dem sie aufgefordert wurden, sich mit den Stavangern zu vereinigen, eine Schule zu errichten, den geeignetsten Ort hiezu anzugeben ꝛc. Alle Vereine — ihre Zahl war schnell von einigen und zwanzig bis über 60 gestiegen — billigten den Plan; nur der Christiania-Verein rieth zum Aufschub. Bald darauf gab

ihr Anführer ist aber bemüht, mit den dortigen amerikanischen Missionaren*) zusammen zu wirken.

Die norwegische Missionsgesellschaft und ihre Mission unter den Zulus.

Von P. v. Möller.

Bischof Bugge in Throndhjem ist der Erste, der in der neueren Zeit das Missionsinteresse in Norwegen anzuregen gesucht hat. Seine 1821 erstmalig erschienenen „Nachrichten vom Fortgang des Evangelii in allen Theilen der Erde" mußten freilich nach zwei Jahren wegen Mangel an Abonnenten wieder eingehen; aber durch Predigten ꝛc. bemühte er sich, nach wie vor seinen Landsleuten die heilige Missionspflicht dringend an's Herz zu legen. W. Cappelen, der auf Kosten der dänischen Missionsgesellschaft im Basler Institut gebildet worden war, suchte 1826 durch Wort und Schrift Liebe zu der in Dänisch-Guinea beabsichtigten Basler Mission zu erwecken, und es floßen auch 1826—29 Gaben zu diesem Zwecke ein. 1827 erschien das „Norwegische Missionsblatt", von N. J.

*) Diese berichten recht Erfreuliches. Ein Mann in Okajama z. B. hat ein einträgliches, aber schändliches Gewerbe aufgegeben, und während er mit dem Fuß seine Reismühle tritt, hat er eine Bibel in den Händen und liest seiner Frau, die nebenbei beschäftigt ist, daraus vor. Ein japanischer Lehrer, der die Erziehung eines Buddhistenpriesters erhalten und bisher immer schwierige Fragen gegen das Christenthum vorbrachte, beantwortet diese jetzt selbst und spricht öffentlich von seinem Glauben an Christus. Ein hoffnungsvolles Zeichen ist auch die Gründung eines Klubbs, in welchem gegen das Christenthum disputirt werden soll, deßgleichen kleine Feindseligkeiten von Seiten der Zeitungen. Dr. Berry wird überall hin eingeladen und die eingebornen Aerzte der Umgegend stellen ihm ihre Schwerkranken vor. In einer Stadt, 10 Stunden von Okajama, wo er alle Monate einmal hinkommt, hat sich ein „Verein zur Verbesserung der Moral", eine Art Fortbildungsklubb, gebildet, welcher „die Religion Christi in der Stadt befördern" möchte, ohne freilich zu wissen, worin diese eigentlich besteht. Wenn der Reiz der Neuheit vorbei ist, wird manches wieder anders werden.

Holm, dem Vorsteher der Brüdergemeinde in Christiania herausgegeben, welches bald rund um im Lande gelesen ward, Gaben nach Herrnhut einbrachte und das Missionsinteresse bedeutend hob. Schon im Jahre vorher hatte sich in Stavanger der erste Missionsverein gebildet, der z. B. (1827) sich des jungen H. C. Knudsen annahm und ihn im Barmer Missionshaus ausbilden ließ. 1835 entstanden in der Nähe von Stavanger zwei neue Vereine und im folgenden Jahre einer in Throndhjem. Die Zahl wuchs immer mehr, namentlich durch die Thätigkeit des 1839 von Barmen aus seine Heimat besuchenden Knudsen, der auch, ehe er im April 1840 nach Barmen zurückgieng, um von dort als Missionar nach dem Klein-Namaqua-Lande abzureisen, den Stavanger Verein kräftig aufforderte, eine Missionsschule zu gründen und eine selbständige Missionsthätigkeit zu Wege zu bringen. Der Verein übersandte demzufolge ein Cirkular (13. Aug. 1840) an einige und zwanzig Missionsvereine und Freunde, um ihr Urtheil sich zu erbitten, ob man eine öffentliche Aufforderung zum Eintritt in den Missionsdienst erlassen solle, ob Christiania oder Throndhjem der geeignetste Ort zur Anlegung einer Missionsschule sei ꝛc. Durch die kleingläubige Antwort des Vereins in Christiania, die Zeit sei noch gar nicht da, um an eine so großartige Sache wie an die Gründung einer Missionsschule zu denken, ward jedoch der Muth und die Freudigkeit des kleinen Stavanger Vereins wieder gebrochen. Da erweckte der Herr sich ein anderes Rüstzeug: ein 71-jähriger Greis wurde der Gründer der Norwegischen Missionsgesellschaft (1. Cor. 1, 27). Es war dies ein Färber in Stavanger, der ehrwürdige Jon Hougvalstad, der in weiten Kreisen von Alt und Jung geliebt und geehrt war. Nachdem er sich mit „seinen Freunden" berathen und sich in der Stille durch Gebet und Flehen zu Gott für die Sache gehörig vorbereitet hatte, reiste er im August 1841 nach Hamburg, wo die Direktion der Norddeutschen Missionsgesellschaft nebst anderen Freunden der Sache ihm treue Rathgeber wurden. Nach seiner Rückkehr wurde im Oktober ein Cirkularschreiben rundum im Lande den Missionsfreunden und Vereinen zugesendet, in dem sie aufgefordert wurden, sich mit den Stavangern zu vereinigen, eine Schule zu errichten, den geeignetsten Ort hiezu anzugeben ꝛc. Alle Vereine — ihre Zahl war schnell von einigen und zwanzig bis über 60 gestiegen — billigten den Plan; nur der Christiania-Verein rieth zum Aufschub. Bald darauf gab

aber der 24-jährige Kandidat Hans Palludan Smith Schreuder öffentlich seinen Entschluß kund, Missionar unter den Kaffern werden zu wollen, und nun fieng auch dieser Verein an zu glauben, daß die Zeit gekommen sei, da man an eine selbständige Missionsthätigkeit denken könne. Man müsse aber nur mit vereinten Kräften die Schreuder'sche Mission unterstützen — zu welchem Zwecke eine Kommittee sich in Christiania gebildet hatte — mit dem Missionsseminar dagegen noch warten. Indessen, da bereits zwei brauchbare junge Männer sich zur Aufnahme in die Anstalt gemeldet hatten, ließen die Westländer sich nicht irre machen, sondern arbeiteten einen Entwurf für die Statuten einer werdenden allgemeinen Missionsgesellschaft aus und veranstalteten eine Versammlung in Stavanger (8. Aug. 1842), um „in brüderlicher Unterredung über die Stiftung einer Norwegischen Missionsgesellschaft zu berathen und sich über die für die Thätigkeit derselben nöthigen Statuten zu einigen." Außer 102 Missionsfreunden stellten sich 82 Deputirte von 65 Missionsvereinen am bestimmten Tage ein, und die norwegische Missionsgesellschaft wurde gegründet. Nur Schreuder, der Deputirte des Christiania-Vereins, schloß sich der Gesellschaft nicht an, da dieser Verein die Bedingung gestellt hatte, die Gesellschaft müsse die Schreuder'sche Mission mit ihren Mitteln unterstützen, was erst bei der nächsten Generalversammlung bestimmt werden konnte. Diese wurde in Christiansand (15. und 16. Juni 1843) abgehalten, und es gelang, nachdem die erwählte Kommittee ihre höchst ernstlichen Verhandlungen die ganze Nacht hindurch fortgesetzt hatte, eine Art Vereinigung der ost- und westländischen Mission zuwege zu bringen, so daß nun der Christiania-Verein in die Gesellschaft eintrat und diese wiederum sich verpflichtete, die Schreuder'sche Mission zu unterstützen, so lange die Missionare der Instruktion der Gesellschaft in Bezug auf die Lehre treu bleiben, und sich in Bezug auf ihre Thätigkeit mit ihr berathen würden. Damit war also Schreuder zur Gesellschaft in dasselbe Verhältniß getreten, in welchem Missionare überhaupt zu der sie aussendenden Gesellschaft zu stehen pflegen. Als Sitz der „festen Direktion" der Gesellschaft ward Stavanger erwählt.

Nachdem Schreuder am 10. Mai 1843 ordinirt worden war, nahm er schon am 28., am Sonntag Exaudi, einen feierlichen Abschied von der Gemeinde in einer gedrängt vollen Kirche Christiania's und reiste am 25. Juli mit Thommesen, der Thierarzt und

Schmied war, über London und Kapstadt nach Port Natal, wo er am Neujahrstage 1844 glücklich ankam, um unter den Zulus das Evangelium zu predigen. Er befolgte hiemit den Rath Moffats, den der Vorsteher des Christiania-Vereins (Hauge) auf einer Reise in England 1842 eingeholt hatte. Bald mit dem gastfreundlichen amerikanischen Missionar Dr. Adams bekannt geworden, durften Schreuder und sein Gefährte in einem auf der amerikanischen Station am Umlazi-Fluß gelegenen, leerstehenden Hause ihre Wohnung nehmen, wo sie alsbald sich dem Studium der Zulusprache widmeten. Im Juni 1845, als Schreuder der Sprache mächtig war, unternahm er seine erste Reise in's eigentliche Zululand, wo er aber vom König Umpanda, bei dem er in Unodwengu eine Audienz hatte, abgewiesen wurde. Der König wurde immer feindseliger gegen die Weißen (Jäger und andere) und befahl, sie sollten alle das Land verlassen, er sei ihrer überdrüssig. Nun schrieb Schreuder an die Direktion, sie müsse darauf bedacht sein, ihm ein anderes Missionsfeld anzuweisen. In Norwegen war in diesem Jahre eine Petition der Gesellschaft, daß die Zöglinge des Instituts nach Prüfung vor der theologischen Fakultät landeskirchlich ordinirt werden möchten, vom König abschlägig beantwortet worden. Die vierte Generalversammlung im Juli 1846, bei der 63 Abgeordnete von 92 Vereinen anwesend waren, war aber um so erfreulicher. Eine Resolution gieng ein, welche die Benutzung der Kirchen für Missionsversammlungen gestattete und auch das Aufstellen von Büchsen für die Kollekte außerhalb der Kirchen (in den Vorhallen) erlaubte. Die Christiania-Kommittee legte ihr Amt nieder und übergab es der Gesellschaft. Somit war das angestrebte Ziel der letzteren, alle Missionsthätigkeit im Lande zu umfassen, glücklich erreicht. Es herrschte hierüber allgemeine Freude und großer Jubel. Die Vereine vertheilten sich in fünf „Kreise" (jetzt 6) und die Generalversammlungen sollten künftighin nur alle drei Jahre abgehalten werden. Im Jahr 1847 kehrte Thommesen in die Heimat zurück und Schreuder, der noch einmal Umpanda vergebens besucht hatte, reiste nach der Kapstadt und von da im November nach China, wohin Dr. Barth in Calw die Aufmerksamkeit der Norweger gerichtet hatte. Seiner hellen Haare wegen war er aber dort unbrauchbar, da man in dieser Zeit, um in China zu wirken, als Chinese auftreten mußte. Nach einer gefahrvollen Reise landete er im September 1848 wieder am Kap.

Hier ließ er ein Zulu-Lesebuch drucken und gieng dann im Dezember nach D'Urban. Im folgenden Jahre kamen die Missionszöglinge Udland, Oftebro und Larsen Schreuder zu Hilfe. Die Station Umpumulo (Ruheplatz) wurde 1850 in der Natalkolonie angelegt und das Zululand öffnete sich der Mission. Der krank gewordene Umpanda ließ nämlich Schreuder rufen und wurde von ihm glücklich geheilt. Zum Dank hiefür wurde Schreuder die Erlaubniß ertheilt, sich im Lande niederzulassen. 1851 wurde Empangeni, die erste Station im eigentlichen Zululand, gegründet, und im folgenden Jahre Entumeni, welche bald die Hauptstation wurde, wo Schreuder blieb, während Udland Empangeni besetzte. Diese Station erhielt eine von der Person Schreuders gänzlich unabhängige Stellung. Udland war zum König gereist und von ihm freundlich empfangen worden. Bei seiner Abreise durfte er auch eine Familie mitnehmen, die bei ihm wohnen und ihm die nöthigen Dienste leisten sollte. Udland schreibt auch, daß von den Predigten Schreuders überall die Rede, ja selbst in Gegenden, die nie von ihm besucht worden, sein Wort gedrungen sei. Schon 1852 waren die Bräute Udlands und Oftebro's angekommen, etwas später folgten drei Handwerker (Zimmerleute und Schreiner). Nach ein paar ruhigen Jahren brach 1856 der entsetzliche Krieg unter den Söhnen Umpanda's aus, der mit der Schlacht am Tugela (2. Dezember 1856) endete, in der Ketschwajo's Heer ein schauderhaftes Blutbad anrichtete und seine sechs Brüder und Halbbrüder ihren Tod fanden. Die Ruhe war aber dennoch lange nicht hergestellt. Ketschwajo's Benehmen schien dem Vater verdächtig; Gerüchte, daß der gefallene Prinz Umbulazi noch lebe und in Natal ein großes Heer sammle, wurden immer häufiger ꝛc. und im August ergriff ein panischer Schrecken die Bevölkerung; alles floh nach Natal, so daß am 6. Morgens die beiden Stationen ganz öde waren. Die Missionare standen fast ganz allein da. Außerdem hatten zwei von den Zimmerleuten, weil sie nicht öffentlich predigen durften ꝛc., die Mission verlassen und sich bei dem englischen Bischof Colenso, der 1855 auf eigene Faust in Natal zu missioniren angefangen hatte, engagirt; Schreuder selbst ward von einem Leoparden lebensgefährlich gebissen. Das war ein trauriges Jahr in der norwegischen Mission! Um so glücklicher war das folgende. Schreuder genas und erhielt in Emilie Löwenthal, einer Dänin, eine glaubensmuthige, treue Frau. Die Sicherheit im Lande kehrte zurück, die

Stationen wurden wieder bevölkert, und am 6. Juni (ersten Sonntag nach Trin.) taufte Schreuder den Erstling dieser Mission, Umatendjwaza, welche am folgenden Tage mit ihrem Bräutigam, einem christlichen Zulu, getraut wurde. Dieser ersten Taufe folgten andere nach, im Jahr 1859: 10, 1860: 7 und 1861: 6. Einige sogenannte „ökonomische Assistenten"*) wurden hinausgesendet, die aber fast alle ihre Verbindung mit der Gesellschaft wieder aufgegeben haben. Auch der 1861 ausgesendete ordinirte Miss. Wettergreen wirkte nur acht Jahre im Zululande; dann mußte er seiner vier mutterlosen Kinder wegen in die Heimat zurückgehen. Als neue Stationen wurden Emathlabatini**) (1860), Ekjowe (1861) und Jnthlasakje (1862) angelegt, Jmfule drei Jahre später. Die drei Missionsgehilfen (Udland u. s. w.) waren schon am 22. April 1860 von Schreuder ordinirt worden.

In Bergen war inzwischen der Gedanke entstanden, man solle ein Missionsschiff bauen und der Gesellschaft zum Geschenk machen. Sofort flossen bedeutende anonyme Gaben ein und das Interesse für die Sache wuchs immer mehr, so daß bereits 1864 der „Elieser" fertig da lag, um seine Probefahrt von Bergen nach New-Castle, Palermo und zurück zu unternehmen. Das seetüchtige Schiff brachte auf dieser Tour der Gesellschaft einen Reingewinn von 834 Species (à $4^1/_2$ M.) ein. Dann gieng es nach Stavanger, um am 23. Februar 1865 die sieben Zöglinge Engh, M. Dahle, Gundersen, Leisegang, Titlestad, Steenberg und Nilsen über New-Castle, wo Kohlen eingeladen wurden, nach Afrika hinüber zu bringen. Die zwei letztgenannten wurden als Gehilfen, die übrigen als Missionspastoren ausgesendet, da endlich auf besonderes Ersuchen die Ordination bewilligt worden war, „jedoch solle diese Weihe sie nicht zur Ausführung priesterlicher Verrichtungen in der Heimat berechtigen." Engh gieng, wie wir bereits wissen, im folgenden Jahr nach Madagaskar. Zwei Jahre vorher war der Schullehrer Kyllingstad in Ekjowe und der ordinirte Miss. Kjelland in Entumeni angelangt. Der letztere gieng jedoch nach 11-jähriger Thätigkeit seiner kranken Frau wegen wieder heim. Auf den genannten sieben Sta-

*) Unter diesem Titel waren auch die oben erwähnten Zimmerleute ausgesendet.

**) Bei dem Königshofe Unodwengu.

tionen befanden sich also jetzt 11 Pastoren, 4 Schullehrer und 4 ökonomische Assistenten, die mit 11 Frauen und 14 Kindern eine Anzahl von 44 Seelen ausmachten. In den Jahren 1864—66 wurden 39 Heiden (darunter 22 Erwachsene) getauft, so daß im Ganzen 94 Seelen in die christliche Kirche aufgenommen waren. Drei Jahre später ist die Zahl auf 164 (darunter 56 Kinder) und im Juli 1874 auf 261 gestiegen. Am Schluß dieses Jahres zählte die eingeborne Gemeinde in Umpumulo 91 Seelen. Mehrere Gebäude (Kirchen, Schul- und Wohnhäuser ꝛc.) waren auf den Stationen aufgeführt und zur Station Umpumulo gehörten 500 Acres Land, von denen 12 kultivirt waren und 12,000 Acres „Location" (Niederlassungsland für Eingeborne), auf welche die Gesellschaft nach englischem Gesetz Eigenthumsrecht hat. Der Miss. Stavem und der Gehilfe Skaar hatten 1869 das Missionspersonal verstärkt, die neuen Stationen Emzinjati und Umbonambi wurden im selben Jahre angelegt. Die 1871 gegründete Station Kwathlabisa wurde bald wieder aufgegeben, und als der traurige Bruch mit Schreuder 1873 eintrat, gieng auch Entumeni für die Gesellschaft verloren, so daß ihre Stationen auf 8 reduzirt wurden. Schreuder, der am 8. Juli 1866 in Bergen zum Missionsbischof ordinirt worden war, kündigte nämlich der Missionsgesellschaft in einem Schreiben vom Juni 1872 seine Dienste auf. Die Gesellschaft bot ihm eine ausnahmsweise unabhängige Stellung mit einem Jahresgehalte von 4500 Mark und einem von der Gesellschaft besoldeten Missionar als Gehilfen auf Entumeni an und zwar auf Lebenszeit — ein Anerbieten, welches trotz seiner großen Liberalität verschmäht ward. Darauf ward von der Generalversammlung (1873) Bischof Schreuders Kündigung angenommen, und er treibt jetzt, von einer Kommittee in Christiania unterstützt, eine unabhängige Mission auf Entumeni. Die Superintendentur wurde nun einer Kommittee von 3 Gliedern anvertraut, bis auf der Konferenz in Tugela im Juli 1877 Oftebro zum Superintendenten gewählt und Stavem sein Vikar wurde. Udland, der eine von den dreien, wurde nach langem Leiden schon im Dezember 1875 abgerufen; er ist der erste unter den norwegischen Missionaren, der seinen Pilgerstab niedergelegt hat, und in ihm hat die Gesellschaft einen ihrer eifrigsten und erfahrensten Arbeiter verloren. Im Herbst 1876 war Dr. Christian Oftebro, der in Edinburg studirt hatte, als Arzt im Zululande angekommen. Von

der Presse in Umpumulo ward im selben Jahr ein neues Zulu-Gesangbuch gedruckt und man war mit dem Drucken einer Fibel, eines Lesebuches und einer biblischen Geschichte beschäftigt.

Um diese Zeit trat der Argwohn des im Jahr 1873 gekrönten Königs Ketschwajo wegen der Erfolge, welcher die Mission sich auf gewissen Stationen zu erfreuen hatte, immer gewaltthätiger hervor. Pastor Oftebro charakterisirt die Verhältnisse 1876—78 in Kürze folgendermaßen: „Im Jahr 1876 fiengen die Gewitterwolken an emporzusteigen; 1877 wurden sie immer dichter und unheilschwangerer und das Donnern begann; 1878 schlug der Blitz ein." Auf der jenseits der Tugela im Juli 1877 abgehaltenen Konferenz beschlossen die Missionare einstimmig, die Stationen nicht aufzugeben, aber bald änderten sich die Verhältnisse dermaßen, daß sie, den entschiedenen Rath Sir Th. Shepstones, dem Sir Bartle Frere nachher auch vollständig beistimmte, folgend, sich für das einstweilige Aufgeben der Mission entschieden. In Umpumulo gieng die Arbeit ihren ruhigen Gang. Auch die umherwohnenden Heiden verachteten Gottes Wort nicht, sondern kamen oftmals in solcher Zahl zum Gottesdienst, daß Leisegang an die Erweiterung der Kirche dachte. Die beiden eingebornen Lehrer Simon und Kosi predigten jeden Sonntag an zwei Orten vor durchschnittlich 100 Zuhörern. Die Schilderung des Krieges, welcher mit der Niederlage der Engländer bei Isandhlwana einen so drohenden Anfang, nachher aber — als die Engländer an dem vom Gouverneur verordneten Buß- und Bettag (12. März 1879) sich vor dem Herrn gedemüthigt und zu ihm um Hilfe gefleht — eine glückliche Wendung nahm und mit der Gefangennahme Ketschwajo's endete, liegt nicht innerhalb der Grenzen dieses Berichts*); ich füge statt dessen ein paar Ereignisse aus der

*) Aus der Febr.-Nr. des Miss.-Mag. wissen unsere Leser, wie in Folge des heidnischen Gebahrens John Dunn's die ganze Mission im Zulu-Land unmöglich gemacht schien. Gott sei Dank! das ist nun anders geworden. Hr. Dunn hat an Miss. Oftebro geschrieben: „Ich wünsche sehr, daß Sie, wenn möglich, auf Ihre alte Station Ekjowe zurückkehren." Auch die anderen Häuptlinge haben die Missionare nun eingelassen, und man darf hoffen, daß alles wieder nicht nur in das alte, sondern in ein neues Geleise kommen wird. Nur von ihrer Station Emzinjati werden die Norweger scheint's ausgeschlossen bleiben. Der dortige Häuptling Hlubi nämlich, ein Basuto, der vor einigen Jahren nach Natal übersiedelte, sich während des Krieges sehr

norwegischen Mission bei, die als Beweise dafür dienen können, daß diese Missionsthätigkeit keine vergebliche gewesen, wenn auch die greifbaren Erfolge gering erscheinen mögen.

Auf Ekjowe, einer Station, die während des Krieges von den englischen Truppen gänzlich zerstört ward — auch die Kirche liegt in Ruinen — wurde vom 15. bis 17. Juli 1876 eine Konferenz mit den eingebornen Christen abgehalten. Sonnabends bereitete man sich zum h. Abendmahl vor, welches am folgenden Tage nach der Morgenandacht gefeiert wurde; dann hielt Leisegang die Vormittags- und Dahle Nachmittags die Vesperpredigt. Montags wurden nach Gesang und Gebet zwei von den Missionaren am Sonnabend bestimmte Fragen diskutirt: 1) Was kann einem Christen zur Bewahrung und Förderung in seinem Christenthum verhelfen? Hierbei hob der Eingeborne Simon hervor, wie nöthig es sei, im Streite wider die Feinde der Seligkeit, die wir alle bei uns in unseren Häusern wohnen und mit uns auf unseren Wegen haben, sich innerlich nahe an Jesum zu halten, um Kraft zum Siegen zu erhalten. Zacharias sagte: „Wir sollen die Liebe Jesu bei uns mächtig werden lassen in unserem täglichen Leben, damit das Leben selbst ein Zeugniß von Christo werde" ꝛc. 2) Sollten nicht unsere eingebornen Gemeinden jetzt anfangen, etwas zu thun, um an der Ausbreitung von Gottes Wort theilzunehmen? Bei der Behandlung dieser Frage hörte man es den Leuten ordentlich an, daß sie ein Herz für die Sache hatten, es sagte z. B. Kosi: „Wir haben lange die Güte erfahren, welche

---

loyal hielt und jetzt sogar um christliche Lehrer bittet, hat sich so sehr an den anglikanischen Bischof von Maritzburg attachirt, daß er von den Norwegern nichts wissen will. Er wolle nur Eine Art Missionare im Lande und der Bischof habe ihm versprochen, so viele Missionare zu senden, als er bedürfe. Im Gebiet dieses Häuptlings liegt auch Isandhlwana, wo am 9. Dec. v. J. jener Bischof eine Todtenfeier für die Gefallenen hielt und einen Platz für die dort zu errichtende Gedächtnißkirche aussuchte. Es ist charakteristisch, daß Hlubi seiner Bewilligung von Land für diese Kirche die Bemerkung hinzufügen mußte: „Sofern die britische Regierung damit einverstanden ist." Von Panda und Ketschwajo konnten die Missionare ohne Weiteres Land erhalten, jetzt nach dem Sieg der Engländer darf der anglikanische Bischof dort nicht bauen ohne höhere Erlaubniß! Ueber Sir Garnet Wolseley, dem man diesen Fortschritt verdankt, sind die englischen Missionsfreunde sehr böse. Der Bischof von Maritzburg ist leider ein Hochkirchler, der für die zu errichtende Gedächtnißkirche bereits eine ganz ritualistische Ausstattung bestellt haben soll.

die Leute jenseits (d. h. die Norweger) uns bewiesen, und da wir jetzt hören, daß es arme Leute sind, die so gütig gegen uns gewesen, so sind auch wir, arm wie wir sind, berufen, ihnen zu gleichen und mit der That zu beginnen" ꝛc. Monzana, ein früherer Redner, sagt: „Wir vermögen wenig; nun, lasset uns nur anfangen, wenn wir wenig vermögen." Thomase sagte: „Es steht geschrieben, daß der Herr nicht die Starken, sondern die Schwachen brauchen kann; lasset uns hoffen, daß wir mit unseren schwachen Kräften doch viel ausrichten können. Lasset uns erkennen, daß die Zeit da ist, um zu versuchen." Zum Schluß sprach man von Missionsfesten und Missionsstunden, deren in der letzten Zeit an den Stationen, wo Gemeinden sind, einige gehalten worden waren. Mit Gesang und Gebet von einem Eingebornen wurde die Versammlung geschlossen.

Gegen das Ende des Jahres 1878 kamen zwei erwachsene Zulumädchen zu den Missionaren in Natal; sie waren von der Nähe der Station Inthlasakje geflohen. Die eine, Unohadu, wurde vor mehreren Jahren von ihren Verwandten unter schrecklichen Mißhandlungen von der Station verjagt, weil sie bei dem Missionar dienen wollte, um im Wort Gottes belehrt zu werden. Pastor Larsen stand hilflos da und konnte der traurigen Scene nicht wehren. Die Verwandten fürchteten, von Ketschwajo ermordet zu werden, falls sie ihr gestatteten, da zu bleiben. Da nun die Missionare „geflüchtet" waren, wie die Leute sagen, liefen auch die Mädchen hinweg. Nach drei Tagen sind sie bei der Tugela, waten dreist durch die Fluthen des angeschwollenen, reißenden Stromes und sind ein paar Tage später bei dem lieben Lehrer. Sie waren entflohen, sagten sie, um zu lernen und um der Verheirathung an Polygamisten zu entgehen. Zwei eben so edle, wie erfreuliche Beweggründe.

Noch unmittelbar vor dem Aufbruch der Missionare im April kamen an manchen Stationen nicht wenige Heiden, um Gottes Wort zu hören. Von den Taufkandidaten traten die meisten zurück, aus Furcht, ermordet zu werden. Nur auf Inthlasakje baten 2 Männer mitten in dieser gedrängten Zeit, so bald als möglich des Segens der Taufe theilhaftig gemacht zu werden. Während eines kurzen Besuches auf der Station im Juni — also nach dem Aufbruch — hatte Larsen die Freude, sie taufen zu können.

Werfen wir nun zum Schluß einen Blick auf Norwegen. Wie sehr hat sich das Missionsinteresse dort gemehrt! Wie sind die Ver-

eine an Zahl gewachsen, wie sind die Gaben gestiegen! Die Vereine, Ende 1864 schon 548 an der Zahl, hatten Ende 1878 bereits die Ziffer 808 erreicht; die vielen Frauenvereine gar nicht gerechnet; sie bilden zusammen 6 „Kreise“. Alle drei Jahre finden „Generalversammlungen“ statt, in den anderen Jahren „Kreisversammlungen“, mit denen Missionsfeste verbunden sind. Ein 200,000 Quadrat-Ellen großes Landstück wurde dicht bei Stavanger im Jahr 1862 für 5500 Species (à $4^1/_2$ M.) angekauft und das Missionshaus dort aufgeführt (hiezu wurden 7000 Spec. bewilligt). Außer den nöthigen Zimmern für die auf 12 Zöglinge berechnete Schule*) (oder des Seminars) enthält das Haus auch die Wohnung des Vorstehers, einen Versammlungssaal für die Direktion, ein Zimmer für die Bibliothek, das Museum ꝛc. In einem Nebengebäude wohnt der Sekretär. Das Missionsschiff „Elieser“ hat auf 12 Reisen (von denen 3 mit Verlust abgiengen) 68,770 M. Gewinn eingebracht, und der Reservefond belief sich am 1. Juli 1879 auf 90,938 M. Im Jahr 1842—43 beliefen sich die Einnahmen auf 9590 M. und die Ausgaben auf 747 M. In den letzten 3 Jahren vom 1. April 1876 bis 1. April 1879 dagegen durchschnittlich auf 202,229 resp. 185,409 M., also in diesen Jahren ein Ueberschuß von 50,459 M. Ein solcher thut aber auch in diesem Jahre recht Noth, da außerordentliche Ausgaben bevorstehen. Es sollen ja die im vorigen Jahre examinirten 9 Zöglinge als Missionare — und mit ihnen auch 5 Arbeiterinnen — ausgesendet und die Mission im Zululande wieder aufgenommen werden. Die Zöglinge sind im vorigen Herbst umhergereist, um mit Missionsfreunden persönlich bekannt zu werden. Einer solchen persönlichen Bekanntschaft der Missionsfreunde mit den Missionaren legt die Direktion große Bedeutung bei; sie wiegt erfahrungsgemäß die Reisekosten in reichem Maße wieder auf. Drei „Emissäre“ (Reiseprediger) reisen ca. 8 Monate im Lande umher, um durch Wort und Schrift das Missionsinteresse zu wecken und zu heben; ihre Besoldung beträgt 1125 M. (bei freier Reise). Der Lohn des Sekretärs ist 4500 M. Die „Norwegische Missions-Zeitung“ zählt ca. 5900 Abonnenten. Sie wird in vorzüglicher Weise von Pfarrer Knudsen (bis Okt. 1879 Sekretär der Gesellschaft) redigirt und ver-

*) Der Cursus ist jetzt 6-jährig (statt 5-jährig) und griechisch ist obligatorisch seit 1879.

dient wahrlich noch viel mehr im Lande bekannt und gelesen zu werden.

Das Missionsinteresse in der norwegischen Kirche ist in der That ein außergewöhnlich großes, und manche größere Nation steht in dieser Hinsicht diesem nur $1^3/_4$ Millionen Seelen zählenden Völkchen gegenüber tief beschämt da. Die Missionsthätigkeit der Norweger ist eine freie und selbständige, in der Heimat sowohl als auf den Missionsfeldern; sie ist eine kirchliche, wiewohl sie weder durch die landeskirchliche Behörde entstanden, noch von ihr abhängig ist, und sie ist eine gemeinsame, das ganze Land umfassende und deßwegen eben eine kräftige Thätigkeit, die durch die Gnade des Herrn nicht nur den Heiden, sondern auch den heimatlichen Gemeinden zum reichen Segen gewesen ist und auch ferner sein wird.

Die fünfte kontinentale Missionskonferenz in Bremen.

In der Himmelfahrtswoche dieses Jahres ist die altberühmte „Herberge der Kirche“*) nun schon zum fünften Mal auch eine Herberge für eine Reihe heimatlicher Missionsarbeiter geworden, welche in dem freundlichen und geräumigen Gartensaal des Herrn F. M. Bietor an drei Tagen zusammentraten, um einige wichtige Fragen ihres Berufes zu besprechen. Außer der Norddeutschen Missionsgesellschaft, welche ja in Bremen ihren Sitz hat, waren noch vertreten: die Berliner, die Leipziger, die Goßnersche, die Utrechter, die schwedische, die Basler und die Brüder-Mission. Hermannsburg hatte bestimmt versprochen, einen Vertreter zu senden, was aber in Folge eines eingetretenen Krankheitsfalles doch nicht geschah. Aus Paris war Herr Appia, aus Groningen in Holland Herr Hofstede de Grot erwartet; sie wurden aber eben-

*) Hospitium ecclesiae — so wird Bremen auf der Inschrift eines alten Stadtthors genannt.

falls zu kommen verhindert. Von der Pariser Gesellschaft traf übrigens noch am letzten Tage ein Telegramm ein, das lebhaftes Bedauern über diese Verhinderung aussprach und einen herzlichen Gruß und Segenswunsch enthielt. Alle Anwesenden (d. h. außer den Vertretern der genannten Missionsgesellschaften auch einige Bremer Pastoren und sonstige dortige und auswärtige Missionsfreunde) waren durch diesen brüderlichen Gruß der französischen Gesellschaft sehr erfreut und erwiderten denselben ebenfalls auf telegraphischem Wege. Ueberhaupt fiel die ganze Versammlung so aus, daß selbst der unionshungrigste Christ sich hätte befriedigt und erquickt fühlen müssen, ohne daß übrigens irgend jemand etwas von seinen kirchlichen, theologischen oder missionswissenschaftlichen und praktischen Ueberzeugungen zu verleugnen gebraucht hätte. In unserer zerrissenen und zerfahrenen Zeit ist ein solch brüderliches Zusammensein von doppeltem Werth, und ohne Zweifel haben auch alle diejenigen, welche am Nachmittag des Himmelfahrtsfestes der öffentlichen Missionsfeier in der schönen und dichtbesetzten Liebfrauenkirche beiwohnten, den Eindruck bekommen, die verschiedenen evangelischen Missionen, obgleich verschieden, sind doch nicht geschieden von einander, sondern treiben Ein Werk in Einem Geiste.

Was die Verhandlungen selbst betrifft, so ließen dieselben erkennen, daß der in der Mission waltende Geist, sowie die im Lauf der Zeit gemachten Erfahrungen es dahin gebracht haben, daß auch in den Fragen des äußeren Missionsbetriebs und in den leitenden Gesichtspunkten bei Behandlung selbst von Einzelheiten ein hohes Maß von Uebereinstimmung wie von selbst erreicht worden ist. Zwar stellte sich heraus, daß wir nicht nur von den ausländischen Missionsgesellschaften, sondern auch von einander immer noch viel zu lernen haben und daß es in manchen Dingen, z. B. in der Besoldungs- und Pensionirungsfrage der Missionare und ihrer Witwen, bei den Reisen der Missionare (ob I. oder II. Klasse auf Dampfschiffen) wünschenswerth wäre eine noch größere Gleichmäßigkeit einzuführen. Principielle Gegensätze oder gar Streitigkeiten kamen aber nicht vor; es wurde kaum Ein Wort geredet, das irgend jemand hätte verletzen können.

Die Gegenstände, über welche Vorträge gehalten und Berathungen gepflogen wurden, waren folgende: 1) Die missionarische Predigt, eingeleitet durch ein Referat von Dr. Warneck. 2) Was können

wir von den Engländern und Amerikanern für Theorie und Praxis der Mission lernen? eingeleitet durch ein Referat von Dr. Schreiber. 3) Die Pflicht der kontinentalen Missionsgesellschaften, auch etwas auf dem Gebiet der ärztlichen Mission zu thun, von Inspektor Schott. 4) Welche Verpflichtungen sind uns durch den Umstand auferlegt, daß unsere Missionare verheirathet sein dürfen? von Inspektor Plath.

Wir wollen bei jeder dieser Fragen nur ein paar Hauptpunkte, die uns selbst besonders eindrücklich geworden, namhaft machen und zwar zuerst das nennen, worin alle einig zu sein schienen, dann das, worüber Meinungsverschiedenheiten zu Tage traten.

1) Die missionarische Predigt, d. h. die in freier Rede geschehende Verkündigung des Evangeliums an Heiden, um sie zu erwecken und zum Uebertritt zu bewegen, ist nicht das einzige, aber doch das hauptsächlichste Missionsmittel. Das Privat- und Familienleben der Missionare, der Schulunterricht, ärztliche Dienstleistungen, literarische Unternehmungen, industrielle und andere die Heiden und Heidenchristen zur Arbeit erziehende Thätigkeiten sind nicht zu verachtende Hilfsmittel, aber doch nur insofern von Werth, als sie der Predigt bestätigend, erklärend oder vorbereitend zur Seite treten. Diese Predigtarbeit ist aber eine überaus schwere, weil sie in einer fremden Sprache zu geschehen hat und sich an Leute richten muß, die eine von der christlichen ganz verschiedene, ja vielfach ihr entgegengesetzte und feindliche Denkweise haben. Auf die Frage, wo den Heiden gepredigt werden solle, wurde geantwortet: Ueberall, wo eine willige Zuhörerschaft sich finden läßt. Sich den Leuten aufzudrängen, im Gewühl des Marktes und unter dem Lärm der Götzenfeste seine Stimme zu erheben, ist der Missionar weder durch das Beispiel Jesu noch der Apostel genöthigt. Gleichsam mit Eilzügen wie im Fluge ein Land bereisen und überall „Samen ausstreuen" wollen, ist auch nicht das Wahre. Es ist fruchtbarer, wiederholt den gleichen Leuten zu predigen und länger an Einem Ort zu verweilen. Eile thut nie gut. Ein Christ ist ein Mensch, der warten kann und ein Missionar ist überdies noch ein Christ, der warten kann. Deßwegen soll man auch nicht junge, unerfahrene, eben erst selbst bekehrte Eingeborne predigen lassen, sondern womöglich nur wirkliche Männer in Christo.

Was den Inhalt der Predigt betrifft, so müssen vor allem die großen Thaten Gottes zur Errettung der Sünderwelt, das Leben,

Leiden, Sterben, Auferstehen Christi erzählt werden. Hiebei von einem Text auszugehen, überhaupt viel von der Bibel zu reden, ist weder nöthig noch nützlich, denn den Heiden ist unsere h. Schrift ja keine Autorität, und wir wollen ihnen nicht ein Buch oder diese und jene Wahrheiten aus demselben bringen, sondern die frohe Botschaft vom Heil, ja den Heiland selbst, der die Mühseligen und Beladenen zu sich einladet. Alles, was dogmatisch klingt und nach der theologischen Schule schmeckt, muß hier vermieden werden. Die Predigt soll überhaupt keine ausführliche Belehrung sein — das wird sie erst innerhalb der Gemeinde — sondern vor allem ein Zeugniß. Auf die Person des Predigers kommt daher alles an. Lieber ein paar wirklich geisteskräftige und zeugungsfähige Missionare als viele halb oder ganz untüchtige. Specielle Anweisungen und Vorübungen für die Heidenpredigt, wie sie etwa in den Missionshäusern gegeben werden können, haben keinen großen Werth. Wollte man gar die Zöglinge fingirte Heidenpredigten halten lassen, so wäre es lächerlich. Wenn sie nur überhaupt tüchtige Männer werden, sich in fremde Anschauungen und Bedürfnisse hineindenken lernen, allerlei pietistische und kirchliche Engherzigkeiten, wie auch nationale und persönliche Vorurtheile ablegen, allen alles zu werden suchen — so wird das Uebrige sich bei fortgesetztem Studium des heidnischen Volksgeistes, der Landessprache u. s. w. schon von selbst machen. Wer in Europa sachgemäß und taktvoll zu predigen weiß, wird auch in der Heidenwelt das Richtige treffen.

So viel über die Punkte, in welchen Uebereinstimmung herrschte. Widerspruch erhob sich nur gegen den Satz des Referats, daß die Straßenpredigt so viel als möglich zu vermeiden sei. In manchen Ländern müsse man froh sein, wenn man die Leute nur wenigstens auf den Straßen treffen und zum Hören bringen könne, und auch in Indien, wo es freilich bisweilen etwas stürmisch bei diesen Straßen- und Bazarpredigten zugehe, seien dieselben doch nicht zu verwerfen, hätten auch schon manchen Segen gestiftet und seien ein immer wiederholtes Zeugniß der Missionare dafür, daß sie noch da seien, den Muth nicht verloren haben, sondern auf die Bekehrung des ganzen Volkes hoffen. Eine weitere Meinungsverschiedenheit knüpfte sich an die Forderung des Referenten, zur Heidenpredigt sollten eigentlich nur die allerbesten und tüchtigsten Männer zugelassen werden. Es wurde dagegen bemerkt, daß kein einziges Werk des Herrn nor-

mal von uns getrieben werde, daß all' unserem Thun eine gewisse Krüppelhaftigkeit anhafte und daß man eben mit den gegebenen Größen rechnen müsse, wenn gleich die Norm nie von der Krüppelhaftigkeit hergenommen werden, man sich mit der allgemeinen Unvollkommenheit auch nicht so schnell trösten dürfe. Noch wichtiger war eine andere Frage: Ob man's nämlich bei der Heidenpredigt darauf absehen solle, die Zuhörer zum Gefühl ihrer Sündhaftigkeit zu bringen, oder ob man sich mit der Mittheilung der Heilsthatsachen und Heilswahrheiten begnügen solle, ohne eine solche unmittelbare Einwirkung zu versuchen? Das Rechte dürfte wohl darin liegen, daß man das Eine thut und das Andere nicht läßt. Natürlich kann von einem Heiden nicht erwartet werden, daß er sich so zu sagen nach einer pietistischen oder irgend welch' anderen Schablone alsbald bekehre; andererseits aber ist wie für Namenchristen bei uns, so auch für die Heiden draußen eben doch das Sündengefühl, die Buße, oder wie man's nennen will, der unerläßliche Anfang jeder gründlichen Umkehr zu Gott. Und gerade die Heiden bedürfen es, daß ihnen die Sünde wieder zur Sünde gemacht werde, daß sie inne werden, wie sie selbst hinter ihren eigenen Idealen von Tugend oder auch nur Anstand, geschweige denn hinter dem Ziel aller Religion, der Gemeinschaft mit Gott, weit zurückgeblieben sind. Die Art, wie z. B. Bischof Crowther bei Gelegenheit die heidnischen Greuel am Niger, Kinder- und Greisenmord, Zauberei, Hexenprozesse u. dergl. als sündlich und unvernünftig zu geißeln und allmählich das öffentliche Gewissen gegen diese Dinge zu stimmen weiß, kann vielen als Vorbild dienen.

2) Was können wir von den Amerikanern und Engländern für Theorie und Praxis der Missionsarbeit lernen? — In Deutschland ist wiederholt über die Frage gestritten worden, ob Einzelbekehrung oder Massen- und Volkschristianisirung die Aufgabe der Mission sei. Die Amerikaner und Engländer dagegen haben es schon lange ausgesprochen, daß gleichzeitig mit der Bekehrung Einzelner vor allem die Gründung selbständiger, sich selbst regierender, erhaltender und ausbreitender Gemeinden anzustreben sei. Natürlich haben auch die deutschen und anderen kontinentalen Missionen mehr oder weniger bewußt dies Ziel verfolgt; in den Statuten der Leipziger Missionsgesellschaft ist dasselbe sogar mit Nachdruck ausgesprochen worden; im Allgemeinen ist's aber doch

wahr, daß die Engländer und Amerikaner dasselbe früher erkannt, klarer formulirt und energischer verfolgt haben, als wir. In der Selbständigmachung ihrer Gemeinden, in der Heranziehung der Heidenchristen zu finanziellen Leistungen, zur Betheiligung an der Missionsarbeit, in der Anstellung eingeborner Lehrer, Pastoren und Missionare haben sie es entschieden weiter gebracht als wir, wenn freilich auch nicht alles Gold ist, was glänzt. Der anwesende Vertreter der Brüdergemeinde gestand offen, daß hierin in seiner Mission viel versäumt worden sei, und erklärte es für höchst wichtig, gleich von Anfang an die eingebornen Christen zu eigenen, wenn auch noch so geringen Leistungen anzuhalten und ihnen allmählich immer mehr zuzumuthen und anzuvertrauen; je später man damit anfange, desto schwerer werde es. Da nun bekanntlich fast alle deutschen Missionen wenigstens in ihren Anfangszeiten an der Brüdergemeinde hoch hinaufgesehen haben, erklärt es sich, daß sie alle in den gleichen Fehler hineingekommen sind: zu viel für ihre Bekehrten zu thun und zu wenig von ihnen zu verlangen. Die Leipziger und die Basler Mission haben einen Mittelweg eingeschlagen, indem sie auf jeder Station einen Kirchenfond gegründet haben, zu welchem theils die Mission, theils die Gemeinden selbst beisteuern, und aus dem nach und nach die eingebornen Geistlichen besoldet, Kirchen gebaut und überhaupt alle Gemeindeunkosten gedeckt werden sollen. Ob man eine regelmäßige Kirchensteuer und Stolgebühren von den Heidenchristen erheben soll, darüber waren die Meinungen getheilt; namentlich die Stolgebühren fanden wenig Beifall. Darin aber war man einig, daß die heimatlichen Missionskassen immer mehr entlastet, dagegen die Heidenchristen zur Bestreitung ihrer eigenen kirchlichen Bedürfnisse angehalten werden müßten, daß der Missionar eigentlich nie Pastor werden dürfe u. s. w., daß aber andererseits die Mission nicht nur Gründerin, sondern auf einige Zeit hinaus doch auch Pflegerin der heidenchristlichen Gemeinden zu sein habe. Daß es selbst in Indien auch jetzt noch die größten Gefahren nach sich ziehen würde, wenn man die bisher gesammelten Gemeinden sich selbst überlassen wollte, das haben auf der Konferenz in Bangalur ja sogar amerikanische und englische Missionare mit aller Bestimmtheit ausgesprochen.

Doch weiter! Können wir nicht auch in Betreff der Stellung der Missionare etwas von unseren überseeischen Brüdern lernen? Dr. Schreiber meinte, die deutschen Missionare seien doch vielfach zu

gering besoldet, zu schlecht versorgt und daher durch Nahrungssorgen gedrückt, an der Arbeit gehindert, ja hie und da genöthigt, Nebenerwerb zu suchen, z. B. in Südafrika Tauschhandel und Viehzucht zu treiben, so daß vielleicht auch von der deutschen Mission das „billig und schlecht“ gelte, wie ja, bei Licht besehen, das Billigste meist das Theuerste sei. Hierauf wurde erwidert, daß es zwar die Pflicht der Gesellschaften sei, ihre Missionare auskömmlich zu versorgen, daß dies aber nicht durch hohe Besoldung zu geschehen brauche, sondern wie vielfach bei uns, durch Fürsorge für die Kinder, durch Zusendung von Lebensbedürfnissen aller Art u. s. f. besser und freundlicher erreicht werde, als oft bei Amerikanern und Engländern. Diese geben zwar ihren Missionaren meist bedeutend höhere Besoldungen als wir, thun dagegen meist wenig oder nichts für die Kinder der Missionare, bezahlen die Erholungs- und Heimreisen nicht, gewähren keine Alterszulagen und Pensionen ꝛc. Es handelt sich hier im Grunde darum: sollen die Missionare wie gewöhnliche Angestellte, d. h. wie Beamte, Pfarrer, Lehrer ꝛc. in der Heimat behandelt werden, d. h. eine vertragsmäßig festgesetzte Besoldung erhalten, aus der sie dann alle ihre und der Ihrigen Bedürfnisse zu bestreiten haben, oder aber soll die Gesellschaft — die thatsächlich vorhandene Ausnahmestellung der Missionare zumal in tropischen Klimaten anerkennend — diesen alle irdischen Sorgen abzunehmen suchen, ihnen alles, was sie brauchen, darreichen und dann natürlich auch allen Nebenerwerb, ja vielleicht sogar das Zurücklegen von Erspartem ihnen untersagen? Letzteres ist in der Basler Mission bei den sogenannten Verwilligungen, Kindergeldern ꝛc. der Fall. Fast alle anderen Gesellschaften aber geben ihren Missionaren eigentliche, wenn auch noch so sparsam bemessene Besoldungen, was jedenfalls den Vortheil hat, daß dadurch, wie Dr. Fabri bemerkte, mindestens 20 Kommitteesitzungen des Jahres erspart werden, weil natürlich das Verwilligungssystem eingehende Berathung aller Einzelfälle erfordert.

Ein weiterer Punkt, den Dr. Schreiber zur Sprache brachte, war die in englischen und amerikanischen Missionen so gewöhnliche Benützung weiblicher Arbeitskräfte. Hierin ist man bei uns allerdings noch sehr zurück. Und manche Arbeit in den Heidenländern kann eben wirklich nur von Frauen gethan werden, erfahrungsgemäß sind hiezu die Frauen der Missionare aber meist nicht im Stande. Für die Zenana-Mission, für weibliche Erziehungsanstalten, auch zur Pflege

und ärztlichen Bedienung weiblicher Kranken sind unverheirathete Lehrerinnen, Diakonissinnen oder auch Aerztinnen im höchsten Grade Bedürfniß. Doch war man einig darüber, daß solche unverheirathete Arbeiterinnen möglichst aus dem Verwandten- und Familienkreis der Missionare selbst genommen und nicht als selbständig Beauftragte der Gesellschaft, sondern im engsten Anschluß an eine vorhandene Missionsfamilie mehr privatim wirken möchten. Hie und da stehen auch schon Missionarswitwen, Töchter, Schwestern ꝛc. in gesegneten Thätigkeiten dieser Art.

Ferner wurde als etwas, was wir von Engländern und Amerikanern lernen können, die Aussendung von Missionsärzten genannt. Hievon handelte jedoch ein eigenes Referat des Inspektors Schott.

(Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

Afrika.

Uganda. Am 19. April kamen Miss. Wilson und Felkin mit den drei Uganda-„Grafen" Namkaddi, Kataruba und Sawaddu in London an, letztere als Ueberbringer eines Schreibens von Mtesa an die Königin. Im zoologischen Garten waren sie voll Staunen, allerlei ihnen bekannte reißende Thiere in Käfigen und einen afrikanischen Elephanten so gezähmt zu sehen, daß sie darauf reiten konnten. Einstimmig erklärten sie auch, daß die englischen Frauen schöner seien, als ihre Weiber. Mtesa hat sogar Miss. Wilson beauftragt, ihm eine weiße Frau aus Europa mitzubringen. Daß zur Erlangung einer Frau noch etwas anderes als Geld nöthig sein könnte, ahnt er nicht. Am 26. April hielten beide Missionare Vorträge vor der Geographischen Gesellschaft, welche zugleich die drei Edelleute aus Uganda begrüßte. Aus Wilsons Vortrag nur so viel: „Der dem See zunächst gelegene Theil von Uganda ist bergig, namentlich am Nordwest-Ende des Sees. Zwischen Reihen oben abgeplatteter Bergzüge finden sich sumpfige Thäler mit trägen Bächen, Farrenkräuter in Menge und herrliche Waldbäume. Weiter im Innern öffnen sich die Thäler immer mehr, das Land wird ebener, an die Stelle der Wälder treten Haine von wilden Dattelpalmen und an Stelle der Farrenkräuter riesige Gräser. Noch

weiter nördlich ist das Land ganz flach, hie und da morastig, dürftig mit Wald bewachsen, von Elephanten, Büffeln, Zebras, Nashorn, Wildschweinen, Antilopen u. s. w. bevölkert. Der Strich unmittelbar am See ist sehr fruchtbar, weil fast jeden Monat genügender Regen fällt und das Thermometer nie über 90 ° Fahrenheit steigt oder unter 49 sinkt. Sengende Hitze und ausdörrende Winde gibt es so wenig als knickende Fröste. Die Missionare hatten in ihren Gärten Erbsen, Kohl, Bohnen, Zwiebeln, Rettige u. s. w. gezogen; Leute aus Sansibar pflanzen Reis und Weizen. Die Araber haben Papai, Pomeranzen, Guavas u. s. w. eingeführt. Von einheimischen Gewächsen dürften eine Art Muskatnuß, Kaffee, Gummibäume und der Mpafu, welcher ein sehr geschätztes, wohlriechendes Harz liefert, für den Handel Werth haben. Im September, Oktober und November fällt fast täglich Regen und zwar im Gefolge von Gewittern, die sich meist regelmäßig 3 mal in 24 Stunden einstellen und je 3 Stunden zu dauern pflegen; die trockensten Monate sind Juli und August; die Regenmasse dürfte jährlich etwa 50 Zoll betragen. — Die Regierung ist eine absolut monarchische, doch wird der König von seinen Häuptlingen berathen und bis auf einen gewissen Grad kontrollirt. Das Land ist in Distrikte unter je einem erblichen Häuptling — Bakungu — getheilt, diese Bakungus aber sind fast immer am Hofe des Königs. Unter ihnen stehen die Batongoli, die jährlich nur 3 Monate am Hofe zu sein brauchen, in Kriegszeiten Soldaten stellen müssen ꝛc. Sie haben ihr Amt nur auf Lebenszeit oder so lange es dem König gefällt, nicht erblich. Stirbt der König, so wählen die 3 Haupt-Bakungu ihm einen Nachfolger, meist einen seiner jüngsten Söhne, für den sie und seine Mutter dann die Regierung führen, bis er volljährig ist. Sind die drei nicht einig, so kämpfen sie, bis einer siegt und seinen Kandidaten auf den Thron setzt. Während eines solchen Bürgerkrieges werden alle Ausländer an Einem Ort bewacht und dürfen sich in nichts mischen, nicht einmal ausgehen. In den letzten 20 Jahren hat das Land äußerlich manche Fortschritte gemacht: der König trägt ein Fez und rothe Pantoffeln, sowie ein phantastisches Staatskleid, oft auch einen Säbel; seine Leibwache hat eine weiß-rothe Uniform und ist mit allen möglichen alten und modernen Schießwaffen versehen. Einige Häuptlinge können arabisch lesen und schreiben und andere haben in überraschend kurzer Zeit von den Missionaren Kisuaheli mit lateinischen Buchstaben lesen gelernt. In allem Uebrigen aber sieht's gerade noch so aus, wie zur Zeit von Speke und Grant: dieselbe Nichtachtung des Menschenlebens und, wie ich fürchte, gleich viel Hinrichtungen, wenn auch nicht so öffentlich vollzogen. Hauptsächlich wird der Ehebruch bestraft: beide Theile werden getödtet. Einem Dieb werden die

Hände oder Ohren abgeschnitten. Die Waganda kennen Einen Gott, Kabonda, d. h. Schöpfer, von dem sie sonst aber wenig wissen, außerdem bringen sie den Göttern des Donners und der Pocken Opfer und Gebete dar. Von der Existenz einer Seele oder einem zukünftigen Leben scheinen sie keinerlei Vorstellung zu haben. Ihre Sprache, Luganda (also nicht Kiganda?) ist eine agglutinirende und gehört zur Bantu-Sprachfamilie; dieselbe hat eigene Wörter für alle Zahlen bis 1000. Auf dem See, namentlich zwischen den angeblich 400 Inseln des Nordwest-Winkels, ist's wunderschön. Die Häuser sehen wie Bienenkörbe aus, ohne Schornstein und Fenster. Kaffee essen die Leute, statt ihn zu trinken. Ohne Messer und Gabel essen sie doch reinlich und haben Abwischtücher. Beim Schießen legen sie das Gewehr an die Hüfte und zielen nie; treffen sie etwas, so wundern sie sich selbst u. s. f." Die drei „Grafen" (Batongoli?) sind von sehr schwarzer Hautfarbe, aber hochgewachsen und mager, mit ausdrucksvollen Negergesichtern. Sie tragen ein langes, helles Gewand über dunkle Unterkleider, ihr Auftreten ist ruhig und würdig. Hoffentlich lernen sie recht viel Gutes in England.

— Miss. Comber berichtet aus San Salvador (15. December 1879) als Resultat sechsmonatlicher Arbeit: Wir sind hier fest stationirt in großen, ziemlich bequemen, freilich nur temporären Räumen, unser großes Steinhaus ist aber schon halb fertig, 5 Fuß über dem Boden; wir haben viele Freunde gewonnen, darunter den König Don Pedro V. Dieser schwärmt jetzt für England. Neulich ließ er 13 Fibeln kommen, damit seine Frauen lesen lernen; er will sich photographiren lassen und sein Bild der Königin Viktoria schicken, arbeitet auch an einem Brief an sie, will sich nicht davon abbringen lassen, seinen Sohn zu ihr auf Besuch zu schicken, weil er hofft, sie werde ihn mit Geschenken beladen, obgleich er selbst nicht einmal das Fahrgeld auf einem Dampfschiff bezahlen könnte. Natürlich ist er habsüchtig; welcher afrikanische Monarch wäre das nicht? Er erwartet je und je ein Geschenk von Zeug, ein paar Kerzen, ein paar Rollen Baumwolle, europäischen Tabak u. s. w. Aber er liefert uns immer Träger, er gibt uns Bauplatz so viel wir wollen und hält fest zu uns. Ja, er ist viel weniger habsüchtig, als die meisten afrikanischen Könige, die ich kenne. Seine Freigebigkeit erhält ihn arm. Kein Häuptling besucht ihn, ohne ein schönes Stück Zeug zu erhalten; er hat uns einen Stier geschenkt, den wir freilich selbst fangen und tödten mußten, dazu mehrere Schweine und Ziegen. Er ist ehrgeizig und wünscht seinen Einfluß durch Geschenke zu vergrößern; alle seine Unterthanen scheinen ihm auch gern zu gehorchen. Er nennt sich einen Christen, was auch sonst einige thun, wir warten aber auf Beweise. Wegen seiner vielen Weiber ist er sehr angefochten; wir können ihm aber nicht rathen, sie zu ent-

lassen, weil dadurch das Uebel nur noch größer würde. Er hört das Wort Gottes gerne. Fast alle Sonntag Nachmittag bringe ich eine Stunde bei ihm zu, und da wird bloß von Religion gesprochen. Seit 4 Monaten haben wir regelmäßig etwa 150 Personen beim Gottesdienst. Misilina, unser ausgezeichnet treuer und tüchtiger Gehilfe vom Cameruns, der beste afrikanische Christ, den ich kenne, oder Dom Garcia, des Königs Staatssekretär, dolmetschen; und die Leute sind sehr aufmerksam. Das Harmonium ist eine Hauptanziehungskraft. Am Sonntag arbeiten die Leute selten; schon befolgen sie unser Beispiel und kleiden sich auch sonntägig. Außerdem wird alle Abend eine portugiesische Andacht bei uns gehalten. Unsere besten Freunde sind Matoka und der Schmied Dom Miguel. Im Allgemeinen sind die Leute aber schrecklich faul, weßwegen wir sie auf alle Weise zu regelmäßiger Arbeit anhalten, beim Häuserbau ꝛc. Der Lohn besteht in Zeug und täglichen Rationen abwechslungsweise von Nahrungsmitteln und von Glasperlen. Ein kräftiger Arbeiter kostet uns auf diese Art monatlich etwa 11 Mark. Gegenwärtig ist alles auf's Buchstabiren und Lesenlernen versessen. Alle Abend halten wir Schule, obgleich oft von der Tagesarbeit erschöpft. Natürlich lernen wir ebenso von ihnen, wie sie von uns: Bis jetzt haben wir etwa 1000 Wörter von ihrer Sprache, in der noch nie geschrieben wurde, zusammengebracht. Nebenbei werden auch unsere Leute aus Cameruns unterrichtet. Dieselben haben uns bis jetzt gute Dienste geleistet. Das Klima halten wir für gut. Kleine Fieber und Erkältungen, namentlich beim Eintritt der Regenzeit, verstehen sich von selbst, wenn man den Tag über hart an der Arbeit gewesen: Kalk bereiten, Steine zurichten, Kanoe aushöhlen u. s. w. Sehr bedauerlich ist's, daß unser Gehilfe Epea an den Pocken erkrankt ist, da vor 10 Jahren, als Grandy hier war, auch eine Pockenepidemie ausbrach und die abergläubischen Leute das natürlich der Anwesenheit der Weißen zuschreiben. Bis jetzt ist aber niemand angesteckt worden, und Epea wird in strenger Quarantaine gehalten. Nur Misilina, Br. Crudgington und ich gehen an sein Zelt. Er scheint in gefaßter Stimmung zu sein. Von unseren Eseln sind mehrere gestorben; die übrigen leisten aber gute Dienste und wir wissen nun, wie man sie behandeln muß (Stallfütterung während der heißen, dürren Zeit ꝛc.). Gegenwärtig verhandeln wir mit dem König wegen einer Kuh, die er uns verkaufen will; sie ist aber „sehr wild" und läßt sich nicht einfangen. Wir würden letzteres schon selbst fertig bringen, wollen aber nicht merken lassen, daß uns so viel an der Kuh gelegen ist, weil sie sonst sofort im Preise steigen würde. Alles geht hier sehr langsam. An Ziegen, Schafen, Schweinen und Hühnern ist kein Mangel; auch Fische aus dem Luegi haben wir gekostet, eßbare Pilze, Zwiebeln und Münze gefunden.

Wenn in drei Monaten die Regen aufhören, wollen wir nach Zombo aufbrechen; morgen gehen Misilina und Matoka als Gesandte dahin ab. Hoffentlich geht es uns dort besser als in Makuta, wo wir abgewiesen wurden.

— Die Livingstone (oder Congo) Inland Mission hat 5 Missionare, von denen 2 verheirathet sind, am Congo. Ihre erste Station, Cardiff, liegt etwa 50 Stunden oberhalb der Mündung, eine Stunde unterhalb der Jellala-Wasserfälle. Der König von Jellala will aber die Missionare nicht zu seinen Unterthanen lassen; er fürchtet, sie würden sie „aufessen". Die Hauptstation Cory liegt 6 Stunden von Cardiff, mitten unter wohlbevölkerten Dörfern, von denen jedes einen König hat, der mit unbeschränkter Macht über Leib und Leben seiner Unterthanen verfügt und öfters mehrere Hundert Frauen hat, dazu viele Sklaven hält und verkauft. Die Eingebornen sind fast beständig im Krieg mit einander. Doch haben die Missionare schon mehr als einmal Frieden stiften und Blutvergießen hindern können. Ihre mediciniſchen Kenntnisse sind den Missionaren vom größten Nutzen.

— Am 4. März erhielt die Londoner Miss.-Ges. Briefe von ihren Missionaren in Uguha (vom 1. Dec.), in Udschidschi (vom 11. Dec.) und Urambo (vom 29. Dec.). Die Briefe laufen jetzt immer schneller und regelmäßiger. Neulich sind drei neue Brüder: Palmer (Arzt), Williams und Wookey (früher im Betschuanenland) nach Ostafrika abgegangen.

Todesfälle.

Am 27. December 1879 starb in Beirut Hr. James Black, der älteste und geachtetste britische Kaufmann in ganz Syrien, wo er 45 Jahre als ein Muster christlicher Rechtschaffenheit, als ein Beförderer alles Guten und insbesondere als ein treuer Missionsfreund gelebt und gewirkt hatte. Unter den Moslems war nachgerade „bei Hr. Blacks Wort" schwören noch mehr als „beim Bart des Propheten" schwören. Auf seinen Betrieb wurde das türkische Zollhaus in Beirut am Sonntag geschlossen, obgleich dasselbe am Freitag offen steht. Oft mußte er als Schiedsrichter fungiren, Unzähligen Rath ertheilen. Zu seinem Leichenbegängniß drängten sich alle Nationalitäten, Rustem Pascha, der General-Gouverneur des Libanon, vorne dran, und bei dieser Gelegenheit bekamen sie alle — Druſen, Juden, Moslems, Maroniten ꝛc. aus Dr. Jessup's Munde ein evangelisches Zeugniß zu hören. Das letzte gute Werk des Seligen war, daß er auf dem Weg aus seinem Geschäft im Laden eines notorisch gottlosen Kaufmanns einkehrte und in ihn drang, für seine Seele zu sorgen. Ein paar Stunden später war er todt. Seine Frau ist eine Tochter der bekannten Frau Dr. Thomson.

— Am 13. März 1880 starb der englische Baptistenmissionar Alfred Saker, geb. 21. Juli 1814, 37 Jahre lang in West-

afrika thätig, namentlich in Cameroons und Viktoria. Ueber diese Orte sagte einer der berühmtesten Afrikareisenden, der kein Verständniß für die Mission hat: „Ich kann nicht begreifen, wie es hier so anders geworden ist. Alte blutige Gebräuche sind großentheils abgeschafft; die Zauberei versteckt sich im Wald; Alt und Jung lacht über den Fetisch-Aberglauben, und gut gebaute Häuser sind überall aus dem Boden gewachsen. Es ist wirklich wunderbar, was innerhalb von ein paar Jahren für eine Veränderung mit den Eingebornen vorgegangen ist: viele sind aus Menschenfressern ehrliche, denkende, geschickte Handwerker geworden. Die Anfänge einer Literatur sind da und die ganze Bibel ist in die bisher ungeschriebene Landessprache übersetzt. Da steckt sicherlich etwas ‚Abnormes' dahinter." Nun, das Abnorme war zu einem guten Theil die außerordentliche Hingebung, mit welcher Saker an der Hebung der Eingebornen arbeitete: Ziegel brennen, Holz sägen, Häuser bauen, Bücher drucken — alles lehrte er sie eigenhändig; dazu schrieb er eine Grammatik der Dualla-Sprache, übersetzte die Bibel u. s. f., trotz beständig wiederkehrender Fieberanfälle. Seine letzten Worte waren: „Denn Du bist bei mir." Zwei Tage vorher hatte er noch den Wunsch ausgesprochen, nach Afrika zurückkehren zu können.

Allerlei.

— Wetteifer verschiedener Miss.-Gesellschaften. Im ev.-luth. Missionsblatt findet sich im Bericht über Miss. Grahl's Tod folgende Stelle: „Alle anderen Missionen rühren sich und regen jetzt fleißig die Hände. Ein alter amerikanischer Missionar ist arbeitsunfähig geworden; vier seiner Söhne sind an seine Stelle getreten. Die Wesleyaner senden auf einmal 12 neue Missionare heraus. Es wäre eine Schmach und Schande, wenn unsere lutherische Mission durch unsere Schuld wegen Mangel an Arbeitern Schaden leiden sollte. Die reine Lehre ist köstlich, aber sie muß gepredigt werden; die rechten Sakramente sind Gnadenmittel zum ewigen Leben, aber sie müssen gespendet werden . . ."

— Ein Traktat von Miss. Rouse über Dschagannath wird öfters von Hindus gekauft, welche sich zu einer Wallfahrt nach Puri anschicken, und die in demselben Belehrung über diesen Götzen und die rechte Art seiner Verehrung suchen. Und manche haben schon in Folge des Lesens ihre beabsichtigte Wallfahrt wieder aufgegeben; ja ein Priester sagte zu Miss. Hägert: widerlegen könne er das Büchlein nicht, aber doch müsse er bitten, dasselbe nicht mehr verbreiten zu wollen, weil er sonst schließlich um seinen Lebensunterhalt kommen würde!

hat, den Mohnbau zu unterdrücken, und man glaubt, das Gleiche werde in ganz China geschehen. Wenn die Chinesen keine Preßfreiheit genießen, so haben sie an der uneingeschränktesten Redefreiheit doch ein genügendes Sicherheitsventil. Der alte Gastwirth war aus persönlichen Gründen ein Feind des Opiums, welches in seiner eigenen Familie schon arge Verwüstungen angerichtet hatte; er ließ sich daher in den bittersten Ausdrücken dagegen aus. ‚In unserer Hafenstadt', sagte er, ‚sind allein 1500 Opiumbuden, d. h. Opiumhöhlen, und täglich werden darin 30,000 Mark vergeudet!' Dagegen helfe nichts als die Ausrottung der Schuldigen, und zwar müsse man mit den opiumrauchenden Beamten den Anfang machen; ihm sei kein Mittel gegen dieses Laster bekannt, außer der Tod; alle Arzneien seien machtlos dagegen, weil sie das durch lange Gewohnheit zur Natur gewordene Verlangen nach dem Genuß nicht ausrotten können. Dieses schilderte er als eine blinde, unwiderstehliche Macht, welche alle Vorsätze und Entschlüsse, ja selbst physischen Zwang überwinde und bloß im Tode zur Ruhe komme. Dabei wurde er so beredt und führte eine so leidenschaftliche Sprache, daß ich es nicht beschreiben kann. Natürlich sagte ich, was das Evangelium für eine Hilfe auch gegen das Opiumrauchen anbiete, berief mich auf unseren ältesten Evangelisten, der ein geheilter Raucher ist und Jahre lang den Sieg des Geistes über das Fleisch behauptet hat. Mein alter Freund aber blieb dabei, daß nichts helfe, als Ausrottung der Uebelthäter; und als ich ihn auf der Rückreise wieder sah, war er auch noch unverbesserlich. Ich wünsche nur, diejenigen, welche die zerstörende Wirkung des Opiumgenusses bezweifeln, könnten diesen Mann reden hören.

„In unserem Nachtquartier, 4 Stunden von Haitschang, hatte ich wieder eine große Zuhörerschaft von Leuten, die gekommen waren — ach, um mich essen zu sehen. Die Unterhaltung wurde von einem Sohne des Wirthes geführt, der, so oft ich hier durchkomme, jedesmal seine Freunde zusammenruft und schon ganz vertraut mit allem Ausländischen ist. Als gebildeter Mann hat er sowohl unsere christlichen Bücher als auch unsere wissenschaftlichen Zeitschriften u. dergl. gelesen; aber noch nie habe ich gehört, daß er sich an's Studium auch nur Eines der vier Evangelien oder Eines der apostolischen Briefe gemacht hätte. Es ist ein verhängnißvoller Bann auf diesen Leuten, daß sie eine kindische Abneigung davor haben, irgend etwas

anzugreifen, was ernstliche Gedankenarbeit erfordert. Es herrscht eine allgemeine Gleichgültigkeit sowohl gegen wissenschaftliche, als gegen religiöse Dinge. Ich kann mir keine unbefriedigendere Zuhörerschaft denken, als gerade eine solche wie hier. Der Missionar wird aufrichtig verehrt, man glaubt ihm sogar in allen Dingen, die einem selbst noch fremd sind, sein Umgang wird gesucht, stundenlang kann man sich mit ihm unterhalten. Unseliger Weise sind sie aber Meister in der Kunst, durch tausend kleine Kniffe alles fern zu halten, was sich auf das Kreuz bezieht, so daß man zuweilen nicht einmal dazu kommt, auch nur den Namen des Erlösers zu nennen. Da hatte ich mich in einem elenden Karren auf furchtbaren Wegen zwölf Stunden lang mit nur kurzer Unterbrechung schütteln lassen, um jetzt vier Stunden in einem fort mit einer Bande von Tagedieben zu schwatzen, die mich um mein Essen und um meine Nachtruhe brachten, und die, so oft ich das Gespräch auf ernste und ewige Dinge bringen wollte, mich schlau daran zu hindern wußten, ohne doch im Geringsten gegen Anstand und Höflichkeit zu verstoßen! Vielmehr behandelten sie mich mit der größten Zuvorkommenheit, und weil ich keinen eigenen Diener bei mir hatte, thaten sie alles, was sie mir nur an den Augen absehen konnten, wobei einer aus ihrer Mitte, der mit europäischen Sitten vertraut ist, den Ceremonienmeister machte. Es ist keine angenehme Aufgabe, so freundschaftlicher Behandlung gegenüber den Groben zu spielen, und ich bekenne, daß ich diesmal unterlag und zu Bett gieng ohne die Genugthuung, doch noch meine Sache gesagt zu haben, und mit dem schmerzlichen Bewußtsein, daß unter den gegebenen Umständen jede andere Handlungsweise meinerseits die Lage nur noch aussichtsloser gemacht hätte. Der größte Wunsch meines hiesigen Freundes geht dahin, ein kleines europäisches Schweinchen zu haben, da er herausgefunden, daß unsere Schweine so viel schneller fett werden, als die chinesischen, und so bald ich ihm schreibe, daß ich ein solches für ihn bereit habe, so wird er mich besuchen. Armer Kerl! Ich habe seither gehört, daß er Opium raucht.

„In Haitschang hatte ich einen angestrengten Tag: 8 Stunden in der Kapelle, wo es freilich an aufmerksamen und artigen Zuhörern nicht fehlte. In der Kapelle bin ich natürlich mein eigener Herr und rede von Amtswegen; da darf nichts aufkommen, was sich nicht auf meine Sendung und auf das Evangelium bezieht. Ich

glaube, daß es eine gnädige Führung war, die uns nach Haitschang gebracht hat. Angesichts der 72 öffentlichen, zum Theil reichen und wohlgepflegten Tempel dieser Stadt und im Gedanken an das hier herrschende Durcheinander von allen möglichen, einander widerstreitenden Religionsmeinungen, hatte ich daran gezweifelt, daß wir viel würden wirken können. Jetzt aber glaube ich Spuren wirklicher Religiosität zu finden, wo ich früher nur Gleichgültigkeit oder gedankenloses Gewohnheitswesen vermuthet. Gerade der erbitterte Widerstand, der uns neuerdings hier begegnet ist, hat dies an's Licht gebracht. Es sind Seelen da, die wirklich schon nach der Seligkeit gefragt haben und daher im Stande sind, zwischen unserer Religion und unserer Nationalität zu unterscheiden und jene vorurtheilslos zu prüfen. Auch die Art, wie wir jenem Widerstand begegneten, hat gut gewirkt. Unsere Maueranschläge wurden nämlich mit Koth bespritzt, einmal ein todtes Kind in unsere Kapelle geworfen und schließlich das Aushängeschild über der Kapellenthür weggenommen. Wir sahen alles das als im Grunde nicht gegen uns, sondern gegen die Katholiken gerichtet an, welche sich allerlei erlaubt und dann mit Hilfe ihres Konsuls über ihre Gegner triumphirt hatten. Daher ertrugen wir alles stillschweigend, ja, ich war fest entschlossen, lieber für einige Zeit unsere Arbeit hier ganz einzustellen, als mich auf den weltlichen Arm zu stützen. Ein Glück war es auch, daß wir an unserem Kapellenwächter Li einen Mann haben, der mit großer Selbstbeherrschung und christlicher Geduld die Unverschämtheiten ertrug, mit welchen man ihn Tag für Tag überschüttete. Obgleich kein Gelehrter oder Redner, hat er sich doch bei den angesehenen Kaufleuten der Nachbarschaft in Respekt gesetzt, und sie kommen jetzt öfters, um sich mit ihm zu unterhalten und unsere Bücher zu lesen. Das ist ein großer Gewinn, denn ein Wort von ihnen war genug, uns Ruhe zu verschaffen, so daß jetzt alles wieder in Ordnung ist.

„Nach jeder Ansprache in der Kapelle forderte ich die Zuhörer auf, Fragen zu machen, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß bloß von Religion geredet werden dürfe. Trotzdem bezog sich jedesmal die erste Frage auf eine Schiffsladung alter Hufeisen, welche gerade im Hafen angekommen war und nun von den Leuten gekauft wurde. Ich benutzte diese Gelegenheit, sie etwas Nationalökonomie zu lehren, indem ich sie fragte: ‚Wie kommt es, daß ihr unsere alten Hufeisen kaufet, ihr, die ihr das beste Eisen im Ueberfluß im eigenen Lande

habt?' Ich zeigte dann, wie das mit ihrer Gleichgültigkeit gegen allen Fortschritt und besonders mit dem abergläubischen Dämonendienst zusammenhänge, der ihnen verbiete, die Schätze der Erde zu heben und die Natur sich dienstbar zu machen. Wie froh war ich, als einmal ein anwesender Kaufmann, der einige Zeit in Schanghai gelebt hatte und mit ausländischen Dingen vertraut war, ganz auf meine Seite trat, die Eisenbahn, die gaserleuchteten Straßen, den Telegraphen, ja das Telephon und ich weiß nicht, was noch — er schien alles zu kennen — hoch pries und mit solcher Begeisterung von den Vorzügen der vielgeschmähten Fremden redete, daß die Leute nichts mehr sagen konnten. Er muß ein Mann von Bedeutung gewesen sein, sonst hätte man ihn nicht so reden lassen. Aber obgleich über 100 Chinesen da waren, scheute er sich doch nicht im Geringsten vor ihnen, wurde auch nicht unterbrochen. Als ich dann auseinandersetzte, daß all' diese Ueberlegenheit der christlichen Völker eben vom Christenthum herkomme und worin dieses bestehe, da hörte er zwar geduldig zu, sagte aber nichts mehr.

„Einmal nahm ich meinen koreanischen Lehrer in seiner Nationaltracht mit, und alsbald strömten die neugierigen Chinesen herbei, um den Europäer und den Koreaner einander gegenüber zu sehen; und als sie erfuhren, daß ich beschäftigt sei, seine Sprache zu lernen und die von Miss. Ross angefangene koreanische Bibelübersetzung zu vollenden, da ergieng sich alles in Schmeichelreden über die Gelehrsamkeit des Ausländers, der nicht nur ihre eigene Sprache fließend spreche, sondern auch daran Vergnügen finde, alle Sprachen zu kennen.

„Obgleich in Haitschang eine ganze Anzahl von Wahrheitssuchern zu sein scheint, konnte von vertraulichem Umgang mit diesen doch nicht die Rede sein, weil es uns noch an einer Privatwohnung fehlt. Man stelle sich vor, wie schwer es so einer Seele gemacht ist, auch nur mit dem Missionar ein ernsteres Gespräch zu führen. Sobald man jemand im Verdacht hat, daß er „dem Ausländer nachlaufen" will, wird er auf Schritt und Tritt beobachtet, und der nach Wahrheit Suchende muß damit anfangen, sich recht in der Verstellungskunst zu üben, wenn's ihm gelingen soll, mit seinem Seelsorger unter vier Augen zu reden! Dazu kamen in Haitschang jene Feindseligkeiten, zu denen das Volk durch einen Wahrsager aufgestachelt war, der feierlich geschworen hatte, daß, so lange er in der

Stadt sei, kein Mensch der Jesus-Religion beitreten werde. Es war daher rein unmöglich, unter dem hier herrschenden gesellschaftlichen Zwang und beim Mangel an Kühnheit auf Seiten der Wahrheitsucher selbst, diese zusammen zu bringen und etwas wie Taufunterricht mit ihnen anzufangen."

So weit der Reisebericht des schottischen Missionars. Aehnliche Erfahrungen wie er, machen alle Missionare in China. Daß der Sauerteig, den sie durch ihre Predigt unter die Masse bringen, nicht unwirksam bleibt, dafür lassen wir beispielsweise einen Brief des in Hankau stationirten Londoner Missionars Gr. John sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Die fünfte kontinentale Missionskonferenz in Bremen.

(Schluß).

Von der Pflicht der kontinentalen Missionsgesellschaften, die Aufgaben der medicinischen Mission in die Hand zu nehmen, handelte ein besonderes Referat des Inspektor Schott von Basel: Die ärztliche Mission bezweckt nicht bloß leibliche Heilung, sondern will den Heiden zugleich auch das Evangelium nahe bringen. In unseren Krankenhäusern pflegen Aerzte und Seelsorger neben einander zu wirken und wird so auch eine ärztliche Mission getrieben. Bei der medicinischen Mission im engeren Sinn aber ist der Arzt selbst der Seelsorger und Missionar oder aber der Missionar zugleich auch der Arzt. Der Missionsarzt benutzt eben seine Kenntnisse und Fertigkeiten zur Empfehlung und Einführung des Evangeliums unter den Heiden. Die Stelle Luk. 9, 2 vom Predigen und Heilen kann der ärztlichen Mission zwar nicht eigentlich als Begründung, wohl aber als passendes Motto dienen. Die Heiden haben ein Anrecht an alle guten Gaben Gottes. Bringen wir ihnen das Heil für die Seele, so dürfen wir ihnen die Heilung des Leibes nicht vorenthalten. Das heidnische Elend schreit gen Himmel; die heidnische Religion verbindet sich, mehr als wir

ahnen, mit der Arznei. Darin liegt Pflicht und Recht zur ärztlichen Mission. Ihr Zweck ist also kein wissenschaftlicher oder philanthropischer, sondern ein religiöser, ein Missionszweck. Die medicinische Wissenschaft soll mit Wort und That der Mission dienen. Die Medicin ist nur der beste Pionier der Mission, der goldene Schlüssel, mit welchem man dem Evangelium Häuser und Herzen aufschließen kann. Warum haben wir Deutschen keine ärztliche Mission? Geldmangel kann doch nicht der Hauptgrund sein; Handel und Industrie haben wir ja bereits der Mission dienstbar gemacht, warum nicht auch die Medicin? Hat uns vielleicht die ungläubige Wissenschaft abgeschreckt oder sind wir zu idealistisch? Was aber auch die Ursachen der bisherigen Versäumniß sein mögen, es ist unsere Pflicht, diese Sache in die Hand zu nehmen. Nicht nur die Rücksicht auf die Heiden, sondern auch die Rücksicht auf die Gesundheit unserer europäischen Geschwister in den Tropenländern nöthigt uns, Missionsärzte auszusenden. Ein Missionsarzt muß in erster Linie ein tüchtiger Arzt sein, der nicht nur die nöthigen technischen Fertigkeiten besitzt, sondern auch selbständige Studien auf dem Gebiet der tropischen Krankheiten und ihrer Behandlung zu machen im Stande ist. Zugleich muß er aber auch ein tüchtiger Missionar sein, sich nicht nur für einige Jahre, sondern, wie die andern Missionare, für zeitlebens der Mission zur Verfügung stellen. Die aussendende Gesellschaft muß dann aber auch für Nachschub an Personal sorgen durch Heranziehung von Gehilfen und Gewinnung neuer Aerzte. Hiezu empfiehlt sich der Versuch, daß die Missionsgesellschaften solche Zöglinge, die Lust und Gabe haben, zum Studium der Medicin ermuntern und ihnen dasselbe ermöglichen, sei es nun auf einer Universität oder z. B. im ärztlichen Missionsinstitut in Edinburg. Ein Missionsarzt soll nicht auf seine Praxis angewiesen sein für seinen Lebensunterhalt, sondern auch finanziell ganz ebenso wie andere Missionare gestellt sein. Dagegen empfiehlt es sich, die Patienten wenigstens für die dargereichten Arzneien etwas zahlen zu lassen, weil sonst die Güte mißbraucht werden würde. Die Resultate der von den Missionsärzten an Europäern und Eingebornen gemachten Beobachtungen, ihrer klimatischen und anderen Studien müssen systematisch verwerthet werden. Vielleicht darf man sogar die sanguinische Hoffnung hegen, daß die Mission den Beruf hat, auch auf die medicinische Wissenschaft einen belebenden und korrigirenden Einfluß zu üben. Was die

Gewinnung tüchtiger Männer betrifft, so gilt wohl auch hier das Wort: Wer da suchet, der findet. In Basel fängt die Sache bereits an praktisch zu werden. Auf die durch Professor Christlieb's Allianz-Vortrag gegebene Anregung hin sind der Basler Missionsgesellschaft 20,000 Fr. versprochen worden, die zu keinem anderen Zweck als für ein ärztliches Missionsunternehmen verwendet werden dürfen. Durch Aufrufe soll nun ein ausstudirter Arzt gesucht werden, zugleich aber zwei Zöglingen, welche ausdrücklich darum gebeten haben, das Studium der Medicin ermöglicht werden. Der zweijährige Unterricht, welchen alle Zöglinge in der Anatomie, Pathologie und Therapie erhalten, ist geeignet, etwa vorhandene Gaben und Neigungen dieser Art herauszufinden und zu wecken. Man denkt daran, einen Anfang in Afrika zu machen, wo das Bedürfniß am größten ist, wo auch eine Missionarswitwe wie zur Diakonissin prädestinirt ist.

Soweit das Referat von Inspektor Schott. Im Wesentlichen stimmten alle Mitglieder der Konferenz den Aufstellungen desselben bei und wünschten der Basler Mission von Herzen Glück zu dem geplanten neuen Unternehmen. Nur darüber wurde eine Meinungsverschiedenheit laut, ob die ärztliche Mission mehr von humanen Gesichtspunkten aus zu treiben oder in erster Linie als ein Mittel zur Evangelisirung der Heiden zu benutzen sei. Von mehreren Seiten wurde gegen das Verfahren der Engländer und Amerikaner protestirt, welche, während der Missionsdoktor einen Kranken um den anderen untersucht und behandelt, die übrigen Wartenden durch Evangelisten mit Bibelvorlesen, Ansprachen ꝛc. bearbeiten lassen, bei denen ferner der Grundsatz gelte, womöglich nur Christen in der Arzneikunde zu unterrichten und überhaupt die Heilkunst weniger um ihrer selbst willen, als eben nur im Interesse des Proselytenmachens zu treiben. Es sei vielmehr Pflicht, allen Menschen ohne Unterschied zu helfen, die medicinische Wissenschaft nicht zu einer Art christlicher Zauberei oder Geheimmittelei herabzuwürdigen u. s. w. Hiegegen wurde bemerkt, daß der Missionsarzt doch nicht ganz ohne Unterschied allen dienen könne. Wenn z. B. ein heidnischer Kranker zugleich allerlei abergläubische Mittel, Zauberei, Götzenopfer ꝛc. anwende, so sei Gefahr vorhanden, daß im Falle der Genesung diesen, und nicht der Behandlung des Missionsarztes, die gute Wirkung zugeschrieben, umgekehrt aber, im Fall des Todes, die europäische Arznei und der christliche Doktor verdächtigt werde. Da müsse doch Vor-

sicht angewandt und von den ärztlich zu behandelnden Heiden verlangt werden, daß sie bloß den Anweisungen des Arztes folgen, nicht zugleich einem Zauberer oder Götzenpriester ꝛc. Einig übrigens war man darin, daß, so viel wir in diesem Stück von Engländern und Amerikanern zu lernen haben, eine deutsche ärztliche Mission doch keine bloße Nachahmung des von jenen Geleisteten sein dürfe. Gott wolle hiezu den deutschen Gesellschaften jene Liebe und Weisheit schenken, ohne welche überhaupt alles Missioniren nichts als ein vielgeschäftiges, aber unfruchtbares Eigenwirken ist! — Herr Looyen aus Utrecht theilte mit, daß die Zöglinge seiner Gesellschaft zwei Jahre lang sechs Stunden in der Woche medicinischen Unterricht erhalten und darnach wählen dürfen, ob sie Theologie oder Medicin studiren wollen. Interessant war es, die Urtheile zu hören, welche über die Christlichkeit oder Unchristlichkeit unserer deutschen Mediciner bei dieser Gelegenheit mit unterliefen. Die Einen hatten noch nie mit einem frommen Arzt zu thun gehabt, während Andere rühmten, mehrere solche zu kennen; jene meinten, ein Aufruf werde nichts nützen, diese hofften, daß sich doch gewiß noch der eine oder andere Mediciner finden werde, der aus Liebe zum Herrn Jesus und aus Mitleid mit den Heiden sich gern und freudig in den Dienst der Mission stellen werde. Diese Hoffnung theilen wir entschieden und benutzen die Gelegenheit, auch unsererseits den Ruf an alle christlichen Aerzte und Medicin-Studirende ergehen zu lassen, sie möchten doch ihren Beruf nicht von dem Standpunkt jenes Sprichworts (dat Galenus opes) aus treiben, sondern des Wortes Jesu eingedenk sein, daß Geben seliger ist als Nehmen. Zum seligen Geben aber ist nirgends mehr Gelegenheit, als in der Heidenwelt. Wenn schon überhaupt der Missionsberuf ein köstlicher ist, so möchten wir nach allem, was wir aus eigener Anschauung und aus jahrelanger Lektüre der betreffenden Berichte darüber wissen, die Behauptung aufstellen, daß der Beruf eines Missionsarztes noch ganz besonders köstlich, vielversprechend, lohnend und Jesus-ähnlich ist. Gott selbst wolle die rechten Arbeiter in diese Ernte rufen!

4. Am letzten Tag der Konferenz kam die wichtige Frage zur Sprache: Zu wie mannigfacher Fürsorge verpflichtet es uns, daß unsere Missionare verheirathet sein dürfen? Der Referent Inspektor Plath aus Berlin betonte zuerst den hiebei vorausgesetzten Satz: Unsere Missionare dürfen verheirathet sein.

Diese Erlaubniß haben sie nicht von uns, sondern vom Herrn. Wir aber haben keinen Grund, es anders zu wünschen, wenn wir auch natürlich niemandem das Heirathen zum Gesetz machen können, wie vom Talmud geschieht. Aus dieser Sachlage erwachsen nun aber freilich allerlei Unzuträglichkeiten. Inspektor Josenhans hat einmal geäußert, bei Verwickelungen im Missionswerk seien in letzter Instanz gewöhnlich die Frauen im Spiel. Des Segens aber ist überwiegend mehr als der Unzuträglichkeiten. Wer in der Lage gewesen ist, einen Vergleich zwischen unseren und den römisch-katholischen Missionaren anzustellen, der weiß, welchen wohlthätigen Einfluß auf das leibliche, seelische und geistliche Leben des evangelischen Missionars von seiner Gattin geübt wird, ganz abgesehen von ihrer Betheiligung an der Missionsarbeit selbst. Sehr vertheuert freilich wird die Mission hiedurch*), und nicht nur das: es wird uns dadurch auch gar manche Sorge und Fürsorge auferlegt. Dieselbe beginnt schon bei der Verlobung. Die in's Missionshaus aufzunehmenden Zöglinge müssen unverlobt sein, und der Ernst des Missionslebens erfordert es, daß auch während der Vorbereitungszeit kein Verhältniß eingegangen wird, das irgendwie zur Verlobung führen könnte. Eine Uebertretung dieser Regel zieht unbedingte Entlassung nach sich. Was nun aber die Frage betrifft, ob ein Missionar sich schon bei seiner Aussendung oder erst einige Jahre später verloben dürfe, so gibt es eine mildere und eine strengere Praxis. Einerseits scheint es der Idee einer wahren christlichen Ehe doch nicht ganz zu entsprechen, wenn's dabei zugeht, wie s. Z. beim Erzvater Isaak, zumal wenn Autoritäten und Veranstaltungen in unzarter Weise sich in die persönlichsten Rechte eines Mannes einmischen, andererseits ist's doch sehr prekär, einen angehenden Missionar, der ja erst noch die betreffende Landessprache lernen und sich akklimatisiren muß, sich schon bei seiner Aussendung verloben oder gar verheirathen zu lassen. Ersteres wird in der Rheinischen Mission gestattet, ohne daß übrigens immer davon Gebrauch gemacht würde, letzteres ist in Holland die Regel. In den meisten Fällen aber ist eben doch eine Werbung aus der Ferne nothwendig, wie z. B. in der Basler Mission fast regelmäßig. Beruht

*) Den Frauen wird ja auch sonst nachgesagt: „Sie halbiren den Schmerz, verdoppeln die Freude und vervierfachen — die Kosten", was übrigens noch nicht bewiesen ist.

die Prokuration, welche hiebei für den fernen Werber durch den Missionsinspektor oder einen anderen Bevollmächtigten geübt wird, auf wirklichem Vertrauen und waltet dabei ein kindlicher Glaube an die Fürsorge Gottes für die Seinen, so ist auch nichts dagegen einzuwenden. Der Zeitpunkt der Eheschließung kann ebenfalls nicht allgemein gültig bestimmt werden, sondern wird immer von Umständen abhängen. Eheschließungen mit Eingebornen sind nicht wünschenswerth und kommen auch immer seltener vor, während umgekehrt hervorragende eingeborne Missionare nicht selten europäische Frauen geheirathet haben. Ein in der Mission mehrfach empfundener Uebelstand besteht darin, daß in der deutschen Ehestandsgesetzgebung nicht genügend für die Legalisirung der in überseeischen Ländern geschlossenen Ehen gesorgt ist, so daß manche Ehen erst nachträglich, vielleicht erst durch einen allerhöchsten Gnadenakt, die gesetzliche Gültigkeit erhalten.*) Auch die Verschiedenheit des deutschen und des in den meisten Kolonialländern geltenden englischen Rechts macht hie und da Schwierigkeiten.

Sind die Ehen der Missionare mit Kindern gesegnet, so erwachsen der Gesellschaft neue Pflichten: entweder muß die Besoldung der betreffenden Missionare erhöht oder für jedes Kind eine besondere Zulage gegeben werden. Besonders schwierig ist die Erziehung und Versorgung derjenigen Kinder, welche aus klimatischen und anderen Gründen nicht bei ihren Eltern bleiben können, sondern nach Europa geschickt werden müssen. Hier machen natürlich die klimatischen und kolonialen Verhältnisse der betreffenden Missionsgebiete einen großen Unterschied. In Südafrika, wo ein Missionarsleben durchschnittlich 25 bis 30 Jahre währt, wo es an europäisch-christlicher Umgebung, an Erziehungsanstalten und an der Möglichkeit des äußeren Fortkommens nicht fehlt, werden die Kinder in der Regel ihre Eltern nicht zu verlassen brauchen, um eine entsprechende Ausbildung zu finden; aus Westafrika dagegen, wo der Durchschnitt eines Missionarslebens nur 6 Jahre beträgt und wo im großen Ganzen das Heidenthum noch herrscht, es auch keine größeren europäischen Niederlassungen gibt, sind die Frauen der Missionare ge-

*) Wäre es nicht wünschenswerth, daß an abgelegenen Orten, wo das deutsche Reich keinen Vertreter hat, der eine oder andere Laienmissionar zum Konsul ernannt wird, wie z. B. der Brüdermissionar Bourquin in Labrador?

Stadt sei, kein Mensch der Jesus-Religion beitreten werde. Es war daher rein unmöglich, unter dem hier herrschenden gesellschaftlichen Zwang und beim Mangel an Kühnheit auf Seiten der Wahrheitsucher selbst, diese zusammen zu bringen und etwas wie Taufunterricht mit ihnen anzufangen."

So weit der Reisebericht des schottischen Missionars. Aehnliche Erfahrungen wie er, machen alle Missionare in China. Daß der Sauerteig, den sie durch ihre Predigt unter die Masse bringen, nicht unwirksam bleibt, dafür lassen wir beispielsweise einen Brief des in Hankau stationirten Londoner Missionars Gr. John sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Die fünfte kontinentale Missionskonferenz in Bremen.

(Schluß).

Von der Pflicht der kontinentalen Missionsgesellschaften, die Aufgaben der medicinischen Mission in die Hand zu nehmen, handelte ein besonderes Referat des Inspektor Schott von Basel: Die ärztliche Mission bezweckt nicht bloß leibliche Heilung, sondern will den Heiden zugleich auch das Evangelium nahe bringen. In unseren Krankenhäusern pflegen Aerzte und Seelsorger neben einander zu wirken und wird so auch eine ärztliche Mission getrieben. Bei der medicinischen Mission im engeren Sinn aber ist der Arzt selbst der Seelsorger und Missionar oder aber der Missionar zugleich auch der Arzt. Der Missionsarzt benutzt eben seine Kenntnisse und Fertigkeiten zur Empfehlung und Einführung des Evangeliums unter den Heiden. Die Stelle Luk. 9, 2 vom Predigen und Heilen kann der ärztlichen Mission zwar nicht eigentlich als Begründung, wohl aber als passendes Motto dienen. Die Heiden haben ein Anrecht an alle guten Gaben Gottes. Bringen wir ihnen das Heil für die Seele, so dürfen wir ihnen die Heilung des Leibes nicht vorenthalten. Das heidnische Elend schreit gen Himmel; die heidnische Religion verbindet sich, mehr als wir

daher nur einige Fragen namhaft machen, welche auf der Konferenz besprochen wurden, um unseren Lesern wenigstens einen Begriff von den Schwierigkeiten zu geben, welche hier vorliegen, sowie von dem Ernst und der Gründlichkeit, womit dieselben in Erwägung gezogen wurden: Soll ein verheiratheter Missionar höher besoldet sein, als ein unverheiratheter oder sollen alle gleich viel erhalten ohne Rücksicht auf diesen Unterschied? Soll ein verheiratheter Missionar gleich so viel Gehalt bekommen, daß auch seine Kinder davon leben können oder sollen sogenannte „Kindergelder" bewilligt werden? Sollen überhaupt Missionare in diesen Dingen behandelt werden wie Geistliche und Beamte in der Heimat auch oder sollen sie eine Ausnahmestellung haben? Sollen sie so viel erhalten, daß sie davon für ihre Kinder und Witwen etwas zurücklegen können oder nur eben gerade so viel, als sie für den Augenblick brauchen? Ein Mitglied der Konferenz erklärte: „Mir widersteht es, daß Missionare in allen Stücken eine Ausnahmestellung einnehmen; je mehr man sie als gewöhnliche Menschen behandelt, desto besser. Es ist viel Unnatur durch diese Ausnahmestellung entstanden. Manches kann man ja nicht ändern, aber was man ändern kann, das soll man ändern." Andere vertheidigten die alte pietistische Praxis, wonach ein Missionar keineswegs auf Eine Linie mit Angestellten in der Heimat zu stellen ist, und fürchteten, es könne ein weltlicher Geist einreißen, wenn in Geldfragen, wie auch in den Heirathsangelegenheiten, die Mission nach dem gewöhnlichen Maßstab verfahren wollte. Ferner wurde gefragt: Ist die Frau des Missionars in erster Linie als eine von der Gesellschaft in ihren Dienst berufene und angestellte Arbeiterin oder einfach als Gehilfin ihres Mannes zu betrachten? Soll in Betreff der Verlobung und Verheirathung ein Unterschied gemacht werden zwischen den früheren Missionszöglingen und den in die Mission eintretenden Theologen? Soll eine besondere Invaliden- und Witwenkasse gegründet werden oder dürfen die Pensionen ausgedienter Missionsarbeiter aus den gewöhnlichen für direkte Missionszwecke bestimmten Einnahmen der Gesellschaft bestritten werden? Sollen die Beträge dieser Pensionen ein für allemal festgesetzt oder nach dem jedesmal vorliegenden Bedürfniß bemessen werden? In welcher Weise sollen die aus den Kinderhäusern austretenden Missionarssöhne und Töchter weiter versorgt werden? In den Kreisen der Basler Mission finden sie meist liebevolle Aufnahme, theils bei

nöthigt, oft schon von ihren Säuglingen sich zu trennen und nicht bloß um der Erziehung, sondern um ihrer Lebenserhaltung willen sie nach Europa zu schicken. Indien und China mit einer Durchschnittsdauer des Missionarslebens von 10 bis 14 Jahren nehmen hierin eine Mittelstellung ein, in der Regel aber müssen auch aus diesen Ländern die Kinder wenigstens im Alter von 5 bis 7 Jahren nach Europa gebracht werden. Tröstlich muß es allen Betheiligten hiebei sein, daß Jesus unter den Verleugnungen, welche er seinen Jüngern zumuthet, ausdrücklich auch das Verlassen von Kindern erwähnt und daß er ja im höchsten Sinn auch ein Kinderfreund ist. Den Leitern der Missionsanstalten und ihren Frauen aber ist hier ein weites Feld der Liebesarbeit eröffnet, nicht minder den Missionsfreunden im Allgemeinen. Wenn die Kinder der Missionare in Privathäusern gut untergebracht und aufgezogen werden können, ist's gewiß am besten. In größeren Missionen wird man sich aber entschließen müssen, die Kinder entweder in öffentliche Anstalten zu geben oder eigene „Kinderhäuser" für sie zu errichten. Die Massenerziehung ist jedoch immer nur ein Nothbehelf. Wenn die Kinder in Familienkreisen oder wenigstens nur in kleineren Gruppen erzogen werden können, so vermeide man große Anstalten, welche nur selten das Elternhaus annähernd zu ersetzen vermögen. Vor allem darf aber kein Aufsehen mit den aus Afrika, Indien ꝛc. gekommenen Kindern gemacht werden. Man trachte auch nicht nach hohen Dingen in ihrer Erziehung. Schön ist's, wenn die Söhne wieder Missionare, die Töchter Missionsarbeiterinnen werden. Aber leider erwählen nicht viele den Beruf ihrer Eltern. Namentlich aus England hört man die Klage, daß die dortige Erziehung der Missionarskinder zu nichts weniger geeignet sei, als zur Vorbereitung auf den Missionsdienst. Was endlich die Fürsorge für die Witwen und Waisen der Missionare betrifft, so ist dieselbe eine heilige Pflicht der Gesellschaften. Wenn sich's auch natürlich nicht darum handeln kann, ihnen eine absolut sorgenfreie Existenz zu verschaffen, so muß doch in auskömmlicher Weise für sie gesorgt werden.

Was nun die Praxis der einzelnen Gesellschaften und die auf der Konferenz geäußerten Meinungen in Betreff all' dieser Punkte angeht, so ist hier nicht der Ort, ausführlich darüber zu reden. Die behandelten Fragen sind ja so delicat, daß man sie nicht wohl vor einem größeren Publikum eingehend erörtern kann. Wir wollen

daher nur einige Fragen namhaft machen, welche auf der Konferenz besprochen wurden, um unseren Lesern wenigstens einen Begriff von den Schwierigkeiten zu geben, welche hier vorliegen, sowie von dem Ernst und der Gründlichkeit, womit dieselben in Erwägung gezogen wurden: Soll ein verheiratheter Missionar höher besoldet sein, als ein unverheiratheter oder sollen alle gleich viel erhalten ohne Rücksicht auf diesen Unterschied? Soll ein verheiratheter Missionar gleich so viel Gehalt bekommen, daß auch seine Kinder davon leben können oder sollen sogenannte „Kindergelder" bewilligt werden? Sollen überhaupt Missionare in diesen Dingen behandelt werden wie Geistliche und Beamte in der Heimat auch oder sollen sie eine Ausnahmestellung haben? Sollen sie so viel erhalten, daß sie davon für ihre Kinder und Witwen etwas zurücklegen können oder nur eben gerade so viel, als sie für den Augenblick brauchen? Ein Mitglied der Konferenz erklärte: „Mir widersteht es, daß Missionare in allen Stücken eine Ausnahmestellung einnehmen; je mehr man sie als gewöhnliche Menschen behandelt, desto besser. Es ist viel Unnatur durch diese Ausnahmestellung entstanden. Manches kann man ja nicht ändern, aber was man ändern kann, das soll man ändern." Andere vertheidigten die alte pietistische Praxis, wonach ein Missionar keineswegs auf Eine Linie mit Angestellten in der Heimat zu stellen ist, und fürchteten, es könne ein weltlicher Geist einreißen, wenn in Geldfragen, wie auch in den Heirathsangelegenheiten, die Mission nach dem gewöhnlichen Maßstab verfahren wollte. Ferner wurde gefragt: Ist die Frau des Missionars in erster Linie als eine von der Gesellschaft in ihren Dienst berufene und angestellte Arbeiterin oder einfach als Gehilfin ihres Mannes zu betrachten? Soll in Betreff der Verlobung und Verheirathung ein Unterschied gemacht werden zwischen den früheren Missionszöglingen und den in die Mission eintretenden Theologen? Soll eine besondere Invaliden- und Witwenkasse gegründet werden oder dürfen die Pensionen ausgedienter Missionsarbeiter aus den gewöhnlichen für direkte Missionszwecke bestimmten Einnahmen der Gesellschaft bestritten werden? Sollen die Beträge dieser Pensionen ein für allemal festgesetzt oder nach dem jedesmal vorliegenden Bedürfniß bemessen werden? In welcher Weise sollen die aus den Kinderhäusern austretenden Missionarssöhne und Töchter weiter versorgt werden? In den Kreisen der Basler Mission finden sie meist liebevolle Aufnahme, theils bei

Verwandten und Freunden, theils in Häusern, die sich's zur Ehre und Freude rechnen, ein „Missionskind" beherbergen zu dürfen, während in der Rheinischen Mission kaum je ein Kind auf diesem privaten Wege hat versorgt werden können. Woher kommt dieser Unterschied? Sollen ausziehende Missionarsbräute vorher auch noch eine gewisse Vorbereitung durchmachen und von welcher Art soll diese sein? u. s. w. u. s. w.

So viel über die eigentlichen Verhandlungen. Natürlich wurden dieselben außerhalb der Sitzungen in Einzeldebatten von diesen und jenen noch weitergeführt, und gerade was so in privater Weise und in geselligem Kreis an Gedanken ausgetauscht wurde, mag zu den fruchtbarsten Ergebnissen der Konferenz gehören. Außerdem wurde am Himmelfahrtstage eine öffentliche Missionsfeier in der Kirche gehalten und zum Schluß den Gästen von nah und fern im sogenannten „Bürgerpark" noch eine Festmahlzeit gegeben. Pastor Funcke benutzte diese Gelegenheit, um auf das über die „Krüppelhaftigkeit" der Mission Gesagte zurückzukommen. Eine alte Sage erzählt nämlich, daß dieser Bürgerpark einst der Stadt Bremen von einer Herzogin von Lesum geschenkt worden sei, und zwar in folgender Weise: Ein armer Krüppel aus Bremen habe sie um ein Almosen gebeten, sie habe ihm versprochen, er solle so viel Land erhalten, als er innerhalb 24 Stunden umkriechen könne, worauf er alsbald seine „Krüppelkriecherei" angefangen, schließlich aber, erschöpft und entkräftet von der Anstrengung, den Geist aufgegeben habe, worauf die Herzogin das betreffende große Landstück der Vaterstadt des Krüppels geschenkt. „Die Mission nun", fuhr Pastor Funcke fort, „ist keine Krüppelarbeit, wie auch ich früher meinte, und wie heute noch Tausende meinen. In den Augen der Welt ist die Mission das aller Krüppelhafteste und Verächtlichste, was es gibt. Missionstraktätchen, im Missionsstyl u. dergl. — das sind Beiworte geworden, in denen die Fülle aller Ironie liegt. Aber mit Unrecht. In Einem Sinne freilich liegt die Krüppelhaftigkeit der Mission offen zu Tage: Die Missionare ziehen stark und gesund hinaus, um als Krüppel oder auch garnicht wieder heimzukehren. Es hat mich erschüttert zu hören, daß die Dauer eines Missionarslebens in Westafrika nur 6 Jahre ist; es hat mich erschüttert zu hören, daß die Missionare

ihre Kinder vom eigenen Herzen fort nach Europa schicken müssen, daß auf der Sklavenküste noch kein Kind älter als 2 Jahre geworden. Und kehren die Brüder und Schwestern zurück aus der Heidenwelt, so sehen wir's ihnen an: hier hat die Mission etwas Krüppelhaftes und Krüppelmachendes. Aber der ganze Erdball ist — nicht von einer Herzogin, sondern vom himmlischen Herzog selbst — der Mission gegeben: sie soll den Erdball umkriechen, erobern und in einen Garten Gottes verwandeln, und dazu ist ihr ein Tag gegeben, der seinen Abschluß finden wird erst mit dem großen Tage des Herrn. Deßwegen wollen wir uns dieser Krüppelkriecherei nicht schämen, sondern getrost weiter machen, bis alle Reiche der Welt unseres Gottes und seines Christus geworden sind ꝛc."

Aus dem Geistesleben der Chinesen.

5. Mencius.

Von Th. K.

Nach dem Tode des Confucius nahmen die Anhänger einer mehr sinnlich gerichteten Philosophie, sowie kommunistischer Ideen überhand. Da trat ein wackerer Kämpfer aus der Schule des Confucius gegen sie auf: der Philosoph Mencius.*) Er lebte von 372 bis 289 v. Chr. und war also ein Zeitgenosse des Plato und Aristoteles. Noch jetzt ist er der Liebling der Chinesen, er wird als Schulbuch von den kleinen Kindern auswendig gelernt, und aus ihrer ganzen großen Literatur ist nichts den Chinesen so in Fleisch und Blut übergegangen, wie die Schriften des Mencius. Confucius hat in ihm einen würdigen Nachfolger gefunden und den trefflichsten Schüler, den er sich wünschen konnte. Man sieht nicht zwei verschiedene Weltanschauungen vor sich, wenn man die Lehrsätze des Confucius und Mencius nebeneinanderstellt. Aber Mencius hat seine

*) S. E. Faber, „Eine Staatslehre auf ethischer Grundlage, oder Lehrbegriff des chinesischen Philosophen Mencius". Elberfeld, 1877.

Lehre viel vollständiger und faßlicher ausgestaltet als Confucius. Darum gebührt ihm eine besondere Stelle neben jenem, und wir wollen versuchen, im Folgenden eine Probe seiner Gedanken und seiner Darstellungsweise zu geben.

Was ist der Mensch? so fragt Mencius. Sein Wesen geht nicht darin auf, daß er lebt, auch nicht darin, daß er Nahrungs- und Geschlechtstrieb hat; dasselbe gilt ja auch vom Vieh. Der Mensch steht viel höher, und zwar jeder Mensch. Denn wie das Aeußere der einzelnen Menschen ähnlich ist, wie die Sinne bei jedem gleich arbeiten, wie jedes Ohr Klänge hört, jedes Auge Bilder sieht, so sind auch die inneren Menschen einander ähnlich: die Wesensnatur der einzelnen Menschen ist nicht verschieden, sondern gleichartig. Aber was ist dieses allen Gemeinsame? Die Heiligen haben es zuerst erfaßt und an sich gefunden: es ist 1) die Fähigkeit, Ideen, Gedanken zu haben, und 2) Gerechtigkeit zu üben. Das macht erst den Menschen zum Menschen; das erhebt ihn zum Bürger einer höheren Welt. Denn wie der Mensch durch seine Sinne mit der äußeren Welt in Verbindung steht, so durch sein Herz mit der geistigen Welt. „Unser Herz erfreut sich an Ideen und Gerechtigkeit, wie unser Mund an Mastfleisch."

Die Natur des Menschen ist also, meint Mencius, gut; es sei falsch zu sagen, die Natur des Menschen sei weder gut, noch böse, oder zu sagen, die Natur könne gut und böse gemacht werden durch äußere Einflüsse, oder endlich, es gebe gute und schlechte Naturen. Der Mensch vermag Gutes zu thun; thut er's nicht, so ist es nicht Schuld der Anlage. Den guten Glauben, daß jeder Mensch von Natur die Anlage zu Mitleid, Scham, Zartgefühl, Gewissenhaftigkeit habe, begründet er mit folgendem Beispiel. Wenn ein Mensch sieht, wie ein Kind auf das Loch eines tiefen Brunnens zueilt, so regt sich in ihm nothwendig das natürliche Gefühl des Mitleids und er hält das Kind zurück, nicht etwa weil er sich den Eltern des Kindes zu empfehlen wünscht, sondern weil er innerlich dazu getrieben wird. Ein Gegner des Mencius verglich die Wesensnatur des Menschen einem gestauten Wasser: öffnet man im Osten, so läuft es östlich ab, öffnet man im Westen, so läuft es westlich ab, d. h. die menschliche Natur habe an und für sich keine Neigung weder zum Guten noch zum Bösen. Darauf antwortet Mencius treffend: Ist es ebenso mit dem Wasser, wenn man es nach oben oder nach unten ablassen wollte?

Es wird doch von selbst nach unten abfließen, nach oben nicht! Das Gute der menschlichen Natur ist wie das Streben des Wassers nach unten, und der Mensch ist also in eben dem Sinne gut, wie ein Körper schwer ist. Freilich, fügt er besonnen hinzu, um den Vergleich zu vollenden: Man kann das Wasser auch mit Gewalt und Kunst einen Berg hinauftreiben; die Natur thut dies nicht von selbst. So ist es im sittlichen Leben die Schuld des Menschen, wenn die Anlage sich nicht wirksam zeigt. Haut man die schönen Bäume eines Berges um, so werden nachher die wieder hervorsprossenden Blätter von den grasenden Herden abgeweidet und es wächst kein junger Zweig nach; doch wird man alsdann nicht dem Berge vorwerfen: er könne keine Bäume hervorbringen! So ist's mit dem Menschen: er kann täglich sein Herz verderben und gleichsam ertödten, und was über Nacht an guten Gedanken und Vorsätzen in ihm gewachsen ist, was etwa in stiller Einsamkeit seine ursprüngliche Natur getrieben und zum Vorschein gebracht hat, das läßt er am Tage verkommen; so nähert er sich mehr und mehr dem Vieh, ja bildet sich schließlich ein, er habe nie andere Anlagen gehabt, als eben viehische. Es heißt also von den Anlagen: „Suche, so findest du sie, lasse ab, so verlierst du sie." Der Mensch kann, vermöge seiner Freiheit, mit seiner guten Anlage anfangen, was er will; aber er muß dabei sein, wenn etwas Rechtes aus ihr werden soll. Mencius vergleicht die Entwicklung der Anlage einem Wachsthum. Natürlich, wachsthümlich sollen die guten Früchte aus dem Menschen hervorkommen; nicht wie man aus dem Holz eines Baumes einen Becher kunstvoll schnitzt, darf die Gerechtigkeit gemacht sein; nein, sie muß ein regelrechtes Gewächs auf dem Boden der Menschennatur sein. Ein Gewächs braucht aber auch Pflege: „Kein Ding, das seine Nahrung erhält, wird nicht wachsen, und kein Ding, das seine Nahrung verliert, wird nicht abnehmen." Das Wachsthum muß ja wohl einerseits der Natur überlassen werden, der Landmann darf nicht seiner Saat nachhelfen, indem er an ihr zerrt, aber andererseits ist eben eine richtige Behandlung nöthig. Die Menschen wissen ja, ruft Mencius aus, wie man die Pflanzen behandelt. Eine Pflanze darf man doch nicht einen Tag der Hitze und 10 Tage der Kälte aussetzen. Jedermann, der Nutzholz ziehen will, weiß, wie er es zu behandeln hat; weiß man denn nicht in Beziehung auf die eigene Person, wie sie zu pflegen ist? Liebt man etwa seine Person nicht wie Nutzholz? „Großer

Mangel an Nachdenken!“ Ferner muß man mit gesammelter Seele und ungetheilter Aufmerksamkeit bei dieser Aufgabe verharren; thut man das nicht, so ist's, als wenn einer das Schachspielen lernt und zugleich an das Vögelschießen denkt.

Man sieht aus dem Bisherigen, wie der Mensch bei seiner eigenen Entwicklung genug mitzuwirken hat und nicht thatenlos ihr zusehen darf. Diese Anschauung hat Mencius mit seinem Meister gemein; ihm sind solche Meinungen widerwärtig, wie die des Laotse, daß „Umfassung des Einen und Begierdelosigkeit“ die Hauptsache sei, oder die des Tschuang-tsi: das Höchste sei die Ruhe des Heiligen, wobei die ganze Welt nicht genug sei, das Herz zu beunruhigen. Solche Ruhe und Gleichgültigkeit, solcher Friede Himmels und der Erde sind dem Mencius unverständlich. Es gibt ja für den Menschen so viel Arbeit: da sind seine Sinne, sein Leib, die sich dem Gebote des Herzens nicht fügen wollen. Die Sinne sind nicht etwas Unberechtigtes, das gar nicht da sein sollte; aber sie müssen geregelt und beherrscht werden. Erst durch unsere Selbstsucht, sagt Mencius einmal, werden unsere Begierden zu Sünden. So hat der Mensch ein großes Arbeitsfeld vor sich. Es ist auch für uns belehrend, zu hören, mit welcher Eindringlichkeit und Klarheit er seine Zeitgenossen an diese große Arbeit ruft; stellenweise sind seine Worte Stücke der ernstesten Bußpredigt, die durch alle Zeiten an verlorene Menschen ergeht.

Sind Jemand Thiere entlaufen, sagt Mencius einmal, Hühner oder Hunde, so weiß er dieselben wieder zu suchen; die Menschen aber haben ein verirrtes Herz und wissen es doch nicht wieder zu suchen. Weiter: es ist etwas Arges, den rechten Weg aufzugeben und nicht zu verfolgen, sein Herz fahren zu lassen und nicht wissen, es wieder zu suchen. Das Ziel des Studiums, das, was eben jeder Mensch auf seiner hohen Schule erreichen soll, ist eben: *das verirrte Herz zu suchen*, und dazu genügen bloße Kenntnisse nicht. Ist einem ein Finger gekrümmt worden, sagt er ein andermal, so hält er es nicht für beschwerlich, eine Reise zu machen und sich heilen zu lassen, wenn er gar keinen Nachtheil davon hat, wenn es ihn also gar nichts kosten würde; aber ein unmenschliches Herz zu haben ist einem nicht widerwärtig, und doch widerspricht beides, der gekrümmte Finger und das unmenschliche Herz, seiner Bestimmung. Mit dem Herzen ist es wie mit Fußpfaden auf Gebirgspässen; wenn man

dieselben recht benützt, so werden sie zu ordentlichen Wegen, eine Zeit lang unbenützt, werden sie aber durch Aufschießen des Grases unbrauchbar; ebenso können auch Herzen überwachsen und verdorben werden.

Vom Unterlassen des Bösen geht der Weg naturgemäß fort zum Thun des Guten. So kommen wir an das inhaltsreiche Kapitel von den menschlichen Tugenden. Die Nothwendigkeit der Tugend begründet Mencius durch einen Blick auf das Weltall. Im Universum herrscht überall Gesetz, auch in allen Einzelheiten, in Natur und Geistesleben; das Gesetz heißt Tao. Und dasselbe Wort Tao, das in der Natur Gesetz bedeutet, braucht Mencius auch für das Gesetz, das den Menschen in seinem Wandel leiten soll, für „Grundsatz" oder „Maxime". Also, muß er sich wohl gedacht haben: wenn überall Gesetzmäßigkeit vorhanden ist, warum soll sie nicht auch in der Handlungsweise des Menschen sein? Und Tugend, Sitte besteht ja eben darin, daß der Mensch nach bestimmten Gesetzen beständig handelt. Das Tao, das den Menschen leiten soll, ist nichts anderes, als der rechte Weg. Das Tao, heißt es, liegt nahe und wird oft fern gesucht; das Tao ist ein großer Weg, den Jedermann leicht findet, die Krankheit der Menschen ist es, daß sie ihn nicht suchen. Einst verlangte ein Schüler von Mencius, er solle sein erhabenes, himmlisches Tao dem Volke faßlicher und leichter machen, damit es sich mehr darum bemühe. Mencius sagte, um eines albernen Schülers willen verändere man nichts an der Richtschnur, das höchste Ideal und Vorbild müsse man einem vorhalten. Tao, d. h. die Sittlichkeit, wirkt aber nur dann als Vorbild, wenn sie von einem Menschen vorgelebt wird. Tao kann ein sinkendes Reich erretten u. s. w.

Damit ist auch gesagt, was die „Bestimmung" des Menschen ist: nicht die äußeren Lebensumstände, in denen sich ein Mensch vorfindet, Glück oder Unglück, sind seine Bestimmung, sondern das, daß er das Ideal seiner Persönlichkeit erreicht. Wer seine Bestimmung kennt, der stellt sich nicht unter eine überhangende Mauer. Bei Erfüllung seiner Pflichten sterben ist richtige Bestimmung, in Fesseln als Verbrecher sterben, ist nicht richtige Bestimmung. Vor allem ist Eifer im Guten nöthig, darum steh' mit dem Hahnenrufe auf und befleißige dich des Guten. Der Eifer muß aber mit Ausdauer verbunden sein: man darf nicht, wenn man einen Brunnen gräbt, bei einer Tiefe von 9 Klaftern aufhören! Ferner mit Allseitigkeit: wer allseitig im Gewinnen ist, den kann Ein schlechtes Jahr nicht

verderben, wer allgemein in der Tugend ist, den kann eine verkehrte Welt nicht verwirren. Zu vermeiden ist Ungewißheit über eine Handlung: wenn man schwankt bei einer Handlung und thut sie doch, so beschädigt dies den Menschen selbst. Ebenso ist zu vermeiden: Einseitigkeit, auch die Einseitigkeit, immer die Mitte halten zu wollen, Uebertreibung, Anwendung eines Grundsatzes am unrechten Ort, Scheinheiligkeit, falsche Konsequenz ꝛc. Mencius und Confucius nannten solche, die wir jetzt Pharisäer nennen, „Dorf-Rechtschaffene", d. h. Leute, die vom ganzen Dorfe hochgehalten werden, die mit dem Strome schwimmen, deren Wandel keine Rücksicht auf ihre Worte nimmt; tadelt man sie, so hat man keine Beweise, kritisirt man sie, so ist ihnen nicht beizukommen; sie halten sich selbst für vollkommen und sind doch Räuber der Tugend.

Die Tugend kommt auch zur Erscheinung im Aeußeren des Menschen, wenngleich ihre Wurzel im Herzen ist. Das Auge ist dem Mencius das Fenster, durch das man in den Menschen sehen kann. Nichts am ganzen Menschen ist ehrlicher, als das Auge; es kann sein Böses nicht verbergen; steht es in der Brust richtig, so ist das Auge strahlend, steht es nicht richtig, so ist das Auge trübe (dem Confucius ist das Auge weniger zuverlässig, als der Wandel). Auch in anderer Weise kommt das Innere des Menschen bei Kleinigkeiten an den Tag, wenn man es zu beobachten versteht. Man denke sich einen Menschen von hohem Ehrgeiz, der eine Macht von 1000 Streitwagen ausschlägt, weil er selbst den Besitz einer Krone für gering ansieht; ist er nicht der Mann dazu, d. h. war seine Triebfeder kein wahrer Ehrgeiz, so offenbart er's in der Gesichtsfarbe bei einer Schüssel Reis oder einem Teller Suppe.

Einzelne Tugenden sind: Güte, d. h. Hilfe bei Noth der Nebenmenschen, Wahrhaftigkeit, Scham („Scham über Schamlosigkeit bringt in keine Scham"), besonders Vorsicht im Reden; schlechte Worte lassen auf Verwandtes im Herzen schließen, obwohl nicht ebenso schöne Worte auf schöne Eigenschaften. In niedriger Stellung von hohen Dingen reden, ist Sünde, d. h. über Dinge reden und absprechen, die man nicht versteht, ist unrecht. Unwahres Gerede, besonders Verleumdungen, sind Unheil verkündend; schlechte Seiten Anderer zu besprechen, zieht Uebel nach sich; und doch wird so viel leichthin geredet, weil keine Zurückweisung da ist. Mit Menschen zu reden, die nicht human sind, ist werthlos; denn das Wort findet keine Stätte.

Wünschenswerth ist es, gute Worte zu hören. König Ju verabscheute edeln Wein und liebte gute Rede. Die Rede muß zuverlässig sein; doch läßt Mencius Höflichkeitslügen hingehen.

Die vier Kardinaltugenden des Mencius sind: Weisheit, Humanität, Gerechtigkeit und Anstand oder Sitte. Die Weisheit ist ganz praktisch als Lebensweisheit gefaßt; sie ist keine Künstelei, die Ungelegenheiten macht und schwierige Verhältnisse schafft. Besonders wichtig ist auch dem Mencius die Humanität, die Menschlichkeit. Sie wird geübt im Dienst der Eltern, in Anhänglichkeit an die Verwandten; besitzt man sie einmal, so hat man das, was einen durchs Leben bringt. Denn übt die Humanität jemals ihre Gewalt auf die anderen Menschen nicht aus, so hat man die Erfolglosigkeit meist sich selber zuzuschreiben und sich zu prüfen, ob man auch in der richtigen Weise human gewesen ist. „Wer die Menschen liebt, wird stets von ihnen geliebt; wer die Menschen ehrt, wird stets von ihnen geehrt. Ist da ein Mensch, der mich unwirsch behandelt, so wird der Edle in sich gehen: Bin gewiß nicht human, bin gewiß nicht anständig! Sollte diese Sache unverdienter Weise kommen? Er kehrt in sich und ist human, kehrt in sich und hat Anstand. Bleibt der Widerstand derselbe, so wird der Edle in sich kehren: Bin gewiß nicht aufrichtig; er kehrt in sich und wird aufrichtig. Bleibt der Widerstand derselbe, so sagt der Edle: Das ist auch nichts, als ein verlorner Mensch; was ist da für eine Auswahl zwischen ihm und dem Vieh! Wozu sich noch mit Vieh Schwierigkeiten machen?“ Humanität hat nur dann vollen Werth, wenn sie ausgereift ist: die fünf Getreidearten sind die schönsten unter den Samen; werden sie jedoch nicht reif, so kommen sie dem reifen Wildwachs nicht gleich. Humanität, die recht ausgereift ist, überwindet Unhumanität, wie Wasser das Feuer. Freilich, die jetzt Humanität üben, sagt Mencius, sind denen gleich, die mit einem Becher voll Wasser das Feuer eines ganzen Scheiterhaufens löschen wollen. Geht es nicht, so heißt es: „Wasser löscht das Feuer nicht!“ Es ist nicht gesagt, daß es dem Humanen selbst immer gut gehe; der Edle wird oft betrogen, die Menge begreift ihn nicht, er kommt sogar in äußere Bedrängniß. Aber nichtsdestoweniger muß die Humanität aus freiem Antrieb geübt werden, ohne Aussicht auf äußeren Nutzen, ohne Nebenabsicht: „Wem es um Reichthum zu thun ist, der ist nicht human; wem es um Humanität zu thun ist, der wird nicht reich.“

Darauf wird die Gerechtigkeit besprochen, die, wie wir gesehen, ein Stück der menschlichen Natur bildet und nichts Angelerntes ist. Sie wird höher gestellt, als selbst das Leben. „Ich habe gern Fisch und habe auch Bärentatzen gerne. Ist beides nicht zumal zu haben, so lasse ich Fisch bei Seite und nehme Bärentatzen. Leben habe ich auch gerne und Gerechtigkeit habe ich auch gerne. Ist beides nicht zumal zu erlangen, so lasse ich das Leben und nehme Gerechtigkeit. Leben gehört auch zu dem, was ich wünsche, aber unter dem, was ich wünsche, ist Größeres, als Leben, deßhalb will ich es nicht durch Niederträchtigkeit erlangen. Tod gehört auch mit zu dem, was ich hasse, aber unter dem, was ich hasse, ist Größeres, als der Tod, darum gibt es Drangsale, die ich nicht vermeide." Also eine chinesische Wendung des deutschen Spruches: Das Leben ist der Güter höchstes nicht! Gerechtigkeit ist verschieden vom Vortheil; nicht um seinen Vortheil, sondern um Anerkennung der Rechte Anderer kümmert sich der Gerechte. Wo Ungerechtigkeit geübt wird, soll dieselbe sofort abgethan werden, nicht erst nach und nach. Da ist ein Mensch, der von seines Nachbarn Hühnern entwendet. Jemand sagt zu ihm: das ist nicht die Weise des Edeln! Er sagt zu ihm: Erlaube etwas abzuthun, jeden Monat ein Huhn zu nehmen bis nächstes Jahr und dann davon zu lassen. Wozu aber bis zum nächsten Jahr warten?

Mencius berücksichtigt auch die Fälle, die bei der Unvollkommenheit dieses Lebens häufig vorkommen, in denen man zu gleicher Zeit nach zwei Seiten hin eine Gerechtigkeit zu erfüllen hat und dadurch in Widerstreit der Pflichten geräth. Der Vater eines Kaisers z. B. ermordet einen Menschen. Wie soll der Kaiser seine Pflichten gegen den Vater und gegen die Gerechtigkeit zugleich erfüllen? Mencius sagt: Er soll das Reich wegwerfen wie eine abgetragene Sandale, seinen Vater auf den Rücken nehmen, mit ihm fliehen und ferne von der Welt glücklich leben. Oder: Es werden einem Geschenke angeboten, und man weiß, daß dieselben unrechtmäßig erworbene Güter sind. Mencius ist nicht allzustreng in seinen Ansichten; nach dem Sinne des Confucius, sagt er, dürfe man sie annehmen.

In engem Zusammenhange mit der Gerechtigkeit steht dem Mencius der Anstand; das Gemeinsame beider ist ja auch das Bewußtsein dessen, was sich ziemt. Es ist nicht genug, daß man seine Pflichten überhaupt ausübt; es soll mit Anstand geschehen; das Edle der Natur soll in schöner Form dargestellt werden. Anstand besteht

ferner darin, daß man andere ehrt; ein Höhergestellter ist mehr zu ehren, als ein Niedriggestellter. An den Sitten eines Landes erkennt man die Regierung; sollte aber jemand zur Zeit einer Hungersnoth in ein Land kommen und dann den Anstand beim Volke vermissen, so soll er sich nicht wundern; „bei Hunger ist Anstand dem Volke nicht möglich." Von besonders besprochenen Sitten erwähnen wir die bei Todesfällen. Man soll einen doppelten Sarg zur Beerdigung nehmen; die Erde darf nicht an die Haut kommen. Eltern sind 3 Jahre lang zu betrauern. Gegen Todtenverbrennung eifern, beiläufig gesagt, die Chinesen bis heute. Sie denken dabei wohl an das Wort des Mencius: „Man soll keine Sitten üben, die Unsitten sind." Im Ganzen ist Mencius in Beziehung auf das Ceremoniell freier als Confucius; aber in seiner Ansicht über die Opfer, die Verstorbenen darzubringen sind, steht er seinem Meister gleich.

Die Vierzahl, die wir bei den Tugenden fanden, kehrt wieder bei der Aufzählung verschiedener Grade der sittlichen Vollkommenheit. Anders sieht die Tugend aus, wenn man sich ein Gedankenbild von ihr macht und anders, wenn man sie im täglichen Leben findet. Es werden 4 Stufen unterschieden: der gebildete Mann, der große Mann, der Edle oder Weise und der Heilige. Jede Stufe wird genauer geschildert. Vom Edeln z. B. heißt es: seine Richtung geht auf's Gute, er hat sein Gutes mit den Menschen gemein; er vertieft sich in's Tao und findet dadurch sich selbst, seinen Urquell und inneren Frieden. Er steht auch über den Meinungen der Menschen („die Menge ist eben gedankenlos"). Er erfreut sich an den edelsten Gütern, am Wohlergehen der Eltern und Brüder, auch daran, daß er tüchtige Mitarbeiter und Nachfolger findet. Der Edle verbessert seine Fehler, während die übrigen Menschen daran kranken, daß sie das eigene Feld bei Seite lassen und das anderer Leute jäten. „Wo der Edle vorangeht, da gibt's Umgestaltung, wo er bleibt, ist's als Geist." An Wirksamkeit übertrifft ihn allerdings noch der Heilige oder der Idealmensch. „Größe und umgestaltender Einfluß heißt Heiligkeit." Heiligkeit, die man nicht begreifen kann, heißt geistartig (göttlich): der Heilige ist das Höchste, was es an menschlicher Vollkommenheit gibt. Er hat vorher erlangt, was allen Menschen gemeinsam ist; deßwegen stimmen die Heiligen ganz verschiedener Orte und Zeiten mit einander überein; ihre Bestrebungen stimmen zusammen, wie 2 Siegelhälften. Der Heilige überragt seine Um-

Darauf wird die Gerechtigkeit besprochen, die, wie wir gesehen, ein Stück der menschlichen Natur bildet und nichts Angelerntes ist. Sie wird höher gestellt, als selbst das Leben. „Ich habe gern Fisch und habe auch Bärentatzen gerne. Ist beides nicht zumal zu haben, so lasse ich Fisch bei Seite und nehme Bärentatzen. Leben habe ich auch gerne und Gerechtigkeit habe ich auch gerne. Ist beides nicht zumal zu erlangen, so lasse ich das Leben und nehme Gerechtigkeit. Leben gehört auch zu dem, was ich wünsche, aber unter dem, was ich wünsche, ist Größeres, als Leben, deßhalb will ich es nicht durch Niederträchtigkeit erlangen. Tod gehört auch mit zu dem, was ich hasse, aber unter dem, was ich hasse, ist Größeres, als der Tod, darum gibt es Drangsale, die ich nicht vermeide." Also eine chinesische Wendung des deutschen Spruches: Das Leben ist der Güter höchstes nicht! Gerechtigkeit ist verschieden vom Vortheil; nicht um seinen Vortheil, sondern um Anerkennung der Rechte Anderer kümmert sich der Gerechte. Wo Ungerechtigkeit geübt wird, soll dieselbe sofort abgethan werden, nicht erst nach und nach. Da ist ein Mensch, der von seines Nachbarn Hühnern entwendet. Jemand sagt zu ihm: das ist nicht die Weise des Edeln! Er sagt zu ihm: Erlaube etwas abzuthun, jeden Monat ein Huhn zu nehmen bis nächstes Jahr und dann davon zu lassen. Wozu aber bis zum nächsten Jahr warten?

Mencius berücksichtigt auch die Fälle, die bei der Unvollkommenheit dieses Lebens häufig vorkommen, in denen man zu gleicher Zeit nach zwei Seiten hin eine Gerechtigkeit zu erfüllen hat und dadurch in Widerstreit der Pflichten geräth. Der Vater eines Kaisers z. B. ermordet einen Menschen. Wie soll der Kaiser seine Pflichten gegen den Vater und gegen die Gerechtigkeit zugleich erfüllen? Mencius sagt: Er soll das Reich wegwerfen wie eine abgetragene Sandale, seinen Vater auf den Rücken nehmen, mit ihm fliehen und ferne von der Welt glücklich leben. Oder: Es werden einem Geschenke angeboten, und man weiß, daß dieselben unrechtmäßig erworbene Güter sind. Mencius ist nicht allzustreng in seinen Ansichten; nach dem Sinne des Confucius, sagt er, dürfe man sie annehmen.

In engem Zusammenhange mit der Gerechtigkeit steht dem Mencius der Anstand; das Gemeinsame beider ist ja auch das Bewußtsein dessen, was sich ziemt. Es ist nicht genug, daß man seine Pflichten überhaupt ausübt; es soll mit Anstand geschehen; das Edle der Natur soll in schöner Form dargestellt werden. Anstand besteht

ferner darin, daß man andere ehrt; ein Höhergestellter ist mehr zu ehren, als ein Niedriggestellter. An den Sitten eines Landes erkennt man die Regierung; sollte aber jemand zur Zeit einer Hungersnoth in ein Land kommen und dann den Anstand beim Volke vermissen, so soll er sich nicht wundern; „bei Hunger ist Anstand dem Volke nicht möglich." Von besonders besprochenen Sitten erwähnen wir die bei Todesfällen. Man soll einen doppelten Sarg zur Beerdigung nehmen; die Erde darf nicht an die Haut kommen. Eltern sind 3 Jahre lang zu betrauern. Gegen Todtenverbrennung eifern, beiläufig gesagt, die Chinesen bis heute. Sie denken dabei wohl an das Wort des Mencius: „Man soll keine Sitten üben, die Unsitten sind." Im Ganzen ist Mencius in Beziehung auf das Ceremoniell freier als Confucius; aber in seiner Ansicht über die Opfer, die Verstorbenen darzubringen sind, steht er seinem Meister gleich.

Die Vierzahl, die wir bei den Tugenden fanden, kehrt wieder bei der Aufzählung verschiedener Grade der sittlichen Vollkommenheit. Anders sieht die Tugend aus, wenn man sich ein Gedankenbild von ihr macht und anders, wenn man sie im täglichen Leben findet. Es werden 4 Stufen unterschieden: der gebildete Mann, der große Mann, der Edle oder Weise und der Heilige. Jede Stufe wird genauer geschildert. Vom Edeln z. B. heißt es: seine Richtung geht auf's Gute, er hat sein Gutes mit den Menschen gemein; er vertieft sich in's Tao und findet dadurch sich selbst, seinen Urquell und inneren Frieden. Er steht auch über den Meinungen der Menschen („die Menge ist eben gedankenlos"). Er erfreut sich an den edelsten Gütern, am Wohlergehen der Eltern und Brüder, auch daran, daß er tüchtige Mitarbeiter und Nachfolger findet. Der Edle verbessert seine Fehler, während die übrigen Menschen daran kranken, daß sie das eigene Feld bei Seite lassen und das anderer Leute jäten. „Wo der Edle vorangeht, da gibt's Umgestaltung, wo er bleibt, ist's als Geist." An Wirksamkeit übertrifft ihn allerdings noch der Heilige oder der Idealmensch. „Größe und umgestaltender Einfluß heißt Heiligkeit." Heiligkeit, die man nicht begreifen kann, heißt geistartig (göttlich): der Heilige ist das Höchste, was es an menschlicher Vollkommenheit gibt. Er hat vorher erlangt, was allen Menschen gemeinsam ist; deßwegen stimmen die Heiligen ganz verschiedener Orte und Zeiten mit einander überein; ihre Bestrebungen stimmen zusammen, wie 2 Siegelhälften. Der Heilige überragt seine Im-

Darauf wird die Gerechtigkeit besprochen, die, wie wir gesehen, ein Stück der menschlichen Natur bildet und nichts Angelerntes ist. Sie wird höher gestellt, als selbst das Leben. „Ich habe gern Fisch und habe auch Bärentatzen gerne. Ist beides nicht zumal zu haben, so lasse ich Fisch bei Seite und nehme Bärentatzen. Leben habe ich auch gerne und Gerechtigkeit habe ich auch gerne. Ist beides nicht zumal zu erlangen, so lasse ich das Leben und nehme Gerechtigkeit. Leben gehört auch zu dem, was ich wünsche, aber unter dem, was ich wünsche, ist Größeres, als Leben, deßhalb will ich es nicht durch Niederträchtigkeit erlangen. Tod gehört auch mit zu dem, was ich hasse, aber unter dem, was ich hasse, ist Größeres, als der Tod, darum gibt es Drangsale, die ich nicht vermeide." Also eine chinesische Wendung des deutschen Spruches: Das Leben ist der Güter höchstes nicht! Gerechtigkeit ist verschieden vom Vortheil; nicht um seinen Vortheil, sondern um Anerkennung der Rechte Anderer kümmert sich der Gerechte. Wo Ungerechtigkeit geübt wird, soll dieselbe sofort abgethan werden, nicht erst nach und nach. Da ist ein Mensch, der von seines Nachbarn Hühnern entwendet. Jemand sagt zu ihm: das ist nicht die Weise des Edeln! Er sagt zu ihm: Erlaube etwas abzuthun, jeden Monat ein Huhn zu nehmen bis nächstes Jahr und dann davon zu lassen. Wozu aber bis zum nächsten Jahr warten?

Mencius berücksichtigt auch die Fälle, die bei der Unvollkommenheit dieses Lebens häufig vorkommen, in denen man zu gleicher Zeit nach zwei Seiten hin eine Gerechtigkeit zu erfüllen hat und dadurch in Widerstreit der Pflichten geräth. Der Vater eines Kaisers z. B. ermordet einen Menschen. Wie soll der Kaiser seine Pflichten gegen den Vater und gegen die Gerechtigkeit zugleich erfüllen? Mencius sagt: Er soll das Reich wegwerfen wie eine abgetragene Sandale, seinen Vater auf den Rücken nehmen, mit ihm fliehen und ferne von der Welt glücklich leben. Oder: Es werden einem Geschenke angeboten, und man weiß, daß dieselben unrechtmäßig erworbene Güter sind. Mencius ist nicht allzustreng in seinen Ansichten; nach dem Sinne des Confucius, sagt er, dürfe man sie annehmen.

In engem Zusammenhange mit der Gerechtigkeit steht dem Mencius der Anstand; das Gemeinsame beider ist ja auch das Bewußtsein dessen, was sich ziemt. Es ist nicht genug, daß man seine Pflichten überhaupt ausübt; es soll mit Anstand geschehen; das Edle der Natur soll in schöner Form dargestellt werden. Anstand besteht

unterrichten. Denn ein tadelndes Nöthigen zum Guten bringe Entfremdung zwischen Vater und Sohn, und nichts sei unheilvoller, als Entfremdung. Merkwürdig ist, daß das Nöthigen zum Guten nach Mencius' Ansicht die Art ist zwischen Freunden, während es bei Vater und Sohn der größte Raub an der Zuneigung sein soll.

Die Pflichten des Sohnes sind natürlich manigfaltiger, als die des Vaters; er darf sich nicht seinen bösen Neigungen hingeben, der Trägheit, Genußsucht, Spielsucht, Habsucht, Lüsternheit, Streitsucht, wenn er dabei nämlich auf die Pflege der Eltern keine Rücksicht nimmt, oder wenn er gar die Eltern dadurch zu Schaden bringt. Wenn man in Streit mit den Eltern ist, wird man nicht glücklich, auch wenn man alle Güter besitzt. Der Kaiser stellte dem schon öfter genannten Schun alle Güter zu Dienst, und doch vermochte nichts seinen Kummer zu stillen, als fünfzigjähriger Mann verlangte er noch nach Vater und Mutter. Es begreift sich leicht, daß, wenn dem Sohne so kräftig die Pflicht der Anhänglichkeit, ja sogar strengen Unterwürfigkeit auferlegt wird, es äußerst wünschenswerth für den Chinesen ist, einen Sohn zu haben. Die härteste Strafe, die sich einer für seine Sünden auferlegen kann, ist die, daß er sein Weib und seinen Sohn verstößt und ohne Pflege lebt. Aehnliches kommt noch heute in China vor. Die Nachkommenschaft hat sogar nach des Mencius Anschauung für den Menschen so hohen Werth, daß er, um solche zu erlangen, selbst eine so wichtige Pflicht, wie Gehorsam gegen die Eltern, bei Seite setzen darf, wenn sie seinem Wunsche hindernd im Wege steht. Sollten nämlich die Eltern ihre Einwilligung zur Ehe nicht geben wollen, so ist der Sohn nicht daran gebunden. Der Elterndienst hat für den praktischen Chinesen noch eine andere Seite, die nämlich, daß er seine eigene Person zu erhalten das Recht hat, wenn er noch Eltern hat, denen er dienen soll. Auf diese Weise wird oft jede Aufopferung für König und Vaterland zu Lebzeiten der Eltern unmöglich. Es gibt auch — so wird uns berichtet — wenige Beamte in China, die nicht in Zeiten der Gefahr einen alten Vater oder eine Mutter in der fernen Heimat haben, welche der sofortigen Heimkehr des Sohnes dringend bedürfen. Daß die Eltern auch nach ihrem Tode den Dienst der Söhne beanspruchen, ist natürlich; sie bedürfen ihn so sehr, daß sie dadurch sogar in eine Abhängigkeit von den Söhnen kommen. Der Dienst an den Todten gilt sogar für noch genugthuender, als der

gebung, wie das Meer einen Regenbach. Mencius will aber nicht zugeben, daß Heilige eine andere Natur haben, als die übrigen Menschen. Heiligkeit, sagt er, sei ein Resultat der Gewöhnung und Nachahmung von Vorbildern. Der Sinn des Heiligen steht auf das öffentliche Wohl; er sorgt für die äußeren Bedürfnisse des Volks, für seine Nahrung; er setzt aber auch Lehrer ein, um das Volk zu unterrichten; so wirkt der Heilige durch Generationen hin, und es geschieht, daß wer nach hundert Generationen von ihm hört, sich erhoben fühlt. Als Musterbilder von Heiligen werden nun die Gestalten eines Schun und Gao, natürlich auch eines Confucius geschildert, und zwar mit solcher Wahrheitsliebe, daß auch Fehler nicht verschwiegen werden. Aus den verschiedenen Schilderungen von Heiligen theilen wir eine mit. „Der reine Pehi, mit Namen Hwan, war der Sohn des Königs von Utschung. Er diente keinem Regenten, der ihm nicht paßte, hatte keinen Freund, der nicht war, wie er, stellte sich nicht am Hofe eines schlechten Menschen ein, sprach auch nicht mit einem bösen Menschen; beides, dachte er, sei wie im Galakleide im Schmutze oder in Kohlen sitzen. Er trieb seinen Haß gegen das Böse so weit, daß er's für nöthig achtete, wenn er bei einem Dorfbewohner stand, dessen Mütze nicht recht saß, sich von ihm mit erhabenem Blick zu entfernen, wie wenn er besudelt würde. Darum nahm er auch nichts von den Fürsten an, selbst wenn es mit guten Worten und Befehl dargebracht wurde; die Nichtannahme kam auch nur daher, daß ihm nichts an Annäherung lag. (Mencius ist hier nicht mit ihm zufrieden.) Pehi blieb in niederer Stellung, nur um nicht mit seiner Vortrefflichkeit einem Ungerathenen zu dienen. Als Heiliger wird er mit Hwui von Leu-Hia genannt und als Lehrer von 100 Generationen."

Die Pflichten, die dem Menschen vermöge seines Verhältnisses zu anderen Menschen, zu Eltern, Geschwistern, Fürsten ꝛc. obliegen, bespricht Mencius sehr ausführlich und in ansprechender Weise. Das Band zwischen Eltern und Kindern wird ebenso zart, wie bei Confucius behandelt. Kein Schatten von Entfremdung darf zwischen beide Theile treten. Wenn Eltern ihren Sohn lieben, so freut er sich und vergißt sie nie. Nicht einmal Tadel sollte der Vater gegen den Sohn aussprechen; weil hiezu in der Erziehung so viel Gelegenheit sich bietet, schlägt Mencius vor, die Väter sollten, statt ihre Söhne selbst zu unterrichten, sie gegenseitig unter sich austauschen und

unterrichten. Denn ein tadelndes Nöthigen zum Guten bringe Entfremdung zwischen Vater und Sohn, und nichts sei unheilvoller, als Entfremdung. Merkwürdig ist, daß das Nöthigen zum Guten nach Mencius' Ansicht die Art ist zwischen Freunden, während es bei Vater und Sohn der größte Raub an der Zuneigung sein soll.

Die Pflichten des Sohnes sind natürlich manigfaltiger, als die des Vaters; er darf sich nicht seinen bösen Neigungen hingeben, der Trägheit, Genußsucht, Spielsucht, Habsucht, Lüsternheit, Streitsucht, wenn er dabei nämlich auf die Pflege der Eltern keine Rücksicht nimmt, oder wenn er gar die Eltern dadurch zu Schaden bringt. Wenn man in Streit mit den Eltern ist, wird man nicht glücklich, auch wenn man alle Güter besitzt. Der Kaiser stellte dem schon öfter genannten Schun alle Güter zu Dienst, und doch vermochte nichts seinen Kummer zu stillen, als fünfzigjähriger Mann verlangte er noch nach Vater und Mutter. Es begreift sich leicht, daß, wenn dem Sohne so kräftig die Pflicht der Anhänglichkeit, ja sogar strengen Unterwürfigkeit auferlegt wird, es äußerst wünschenswerth für den Chinesen ist, einen Sohn zu haben. Die härteste Strafe, die sich einer für seine Sünden auferlegen kann, ist die, daß er sein Weib und seinen Sohn verstößt und ohne Pflege lebt. Aehnliches kommt noch heute in China vor. Die Nachkommenschaft hat sogar nach des Mencius Anschauung für den Menschen so hohen Werth, daß er, um solche zu erlangen, selbst eine so wichtige Pflicht, wie Gehorsam gegen die Eltern, bei Seite setzen darf, wenn sie seinem Wunsche hindernd im Wege steht. Sollten nämlich die Eltern ihre Einwilligung zur Ehe nicht geben wollen, so ist der Sohn nicht daran gebunden. Der Elterndienst hat für den praktischen Chinesen noch eine andere Seite, die nämlich, daß er seine eigene Person zu erhalten das Recht hat, wenn er noch Eltern hat, denen er dienen soll. Auf diese Weise wird oft jede Aufopferung für König und Vaterland zu Lebzeiten der Eltern unmöglich. Es gibt auch — so wird uns berichtet — wenige Beamte in China, die nicht in Zeiten der Gefahr einen alten Vater oder eine Mutter in der fernen Heimat haben, welche der sofortigen Heimkehr des Sohnes dringend bedürfen. Daß die Eltern auch nach ihrem Tode den Dienst der Söhne beanspruchen, ist natürlich; sie bedürfen ihn so sehr, daß sie dadurch sogar in eine Abhängigkeit von den Söhnen kommen. Der Dienst an den Todten gilt sogar für noch genugthuender, als der

an den Lebenden; „Versorgung der Lebenden ist nicht genug, als ein großes Ding zu gelten; nur die Feierlichkeit für die Verstorbenen kann als große Sache gelten."

Das Verhältniß von Bruder zu Bruder wird sehr ideal aufgefaßt. Dies beweist ein Zug von Schun in seinem Verhalten gegen einen bösen Bruder. Der Bruder will den „Städteprinzen" Schun ermorden. Er geht und tritt ein in Schuns Palast. Schun spielte die Harfe auf dem Ruhebette, der Bruder sagte: „Ich denke mit banger Sorge nur an den Regenten" — und erröthete. Schun antwortete: „Diese ganze Menge der Beamten, regiere du sie für mich." Schließlich, als der Bruder es sich zum „täglichen Geschäfte" machte, Schun zu tödten, verbannte er ihn. So sagten wenigstens die Leute. In Wirklichkeit belehnte ihn Schun mit dem Lande Jen-pi. „Hatten sich denn die Leute von Jen-pi versündigt?" wird hinzugefügt. Weiter heißt es: Ein humaner Mann hegt keinen Unwillen gegen seinen Bruder, er liebt ihn innig, und damit genug! Doch vermißt jeder in dieser Geschichte den rechten Ernst gegen die Sünde. Sonst wird noch Zutrauen der Brüder zu einander und Unterthänigkeit des jüngeren Bruders unter den älteren eingeschärft.

Für den Verkehr beider Geschlechter unter einander sind besondere Regeln gegeben. Männliche und weibliche Personen sollen einander beim Geben und Nehmen nicht berühren. Freilich, wenn dir deine Schwägerin in's Wasser fallen und untersinken sollte, darfst du sie getrost herausziehen. Als die wichtigste der menschlichen Beziehungen wird von Mencius die Ehe hingestellt; dabei ist er ein entschiedener Gegner aller Frauenemancipation. Wird die Ehe geschlossen, so gründet damit der Sohn keinen eigenen Hausstand; er wird aus dem Gehorsam gegen den Vater nicht entlassen; dagegen hat zudem noch die junge Frau ihrer Schwiegermutter ebenso zu gehorchen, wie der Mann dem Vater. Das Verhältniß der beiden Ehegatten zu einander soll ein musterhaftes und reines sein. Aber es wird leider, wie sich denken läßt, beeinträchtigt durch die Sitte der Vielweiberei. Es wird geradezu an den bedeutendsten Frauen des chinesischen Alterthums als Haupttugend hervorgehoben, daß sie gegen ihre Nebenfrauen keinen Neid und Eifersucht hegten. Ueberdies steht Scheidung im Belieben des Mannes.

Ein Schritt weiter führt uns von der Familie zum Staat. Der großen Wichtigkeit desselben entspricht auch eine umfassende Be-

handlung in den Schriften des Mencius. Thun wir zunächst einige Blicke in seinen Fürstenspiegel. Der Fürst hat so wohl Pflichten als andere Menschen. Es gibt und gilt für ihn keine andere Sittenlehre, als für die übrigen Menschen. Er muß Belehrung gerne annehmen und selbst seine Studien machen, bei Mißerfolg sich selbst prüfen, die Regierung human führen, würdevoll, höflich gegen Unterthanen sein, in seinen Bedürfnissen genügsam. Das Vorbild früherer Musterregierungen muß für ihn maßgebend sein. Es handelt sich bei ihm nicht um Vortheil, sondern um Gerechtigkeit und Humanität. „Warum muß der König sagen: Vortheil? Es gibt auch noch Humanität und Gerechtigkeit und damit genug. Sagt der König: Vortheilhaft, so sagen die Würdenträger: Was ist unseren Familien vortheilhaft? Die Gebildeten und die gewöhnlichen Leute sagen: Was ist unserer Person vortheilhaft? Obere und Untere wetteifern, einander Vortheile abzugewinnen und der Staat kommt in Gefahr." Humanität hat die größte Wirkung im Staatsleben; noch kein Inhumaner hat das ganze Reich erlangt, d. h. eine Dynastie gegründet. Humanität gewinnt die Herzen, und wer die Herzen des Volkes gewinnt, gewinnt das Reich; denn das Volk wendet sich zum Humanen, wie das Wasser nach unten eilt, wie das Wild in die Einöde flüchtet. Die humane Regierung kommt immer auf die Werke des Friedens zurück und sucht Streit zu vermeiden. Der Humane hat keinen Feind im ganzen Reich; vollends der Einfluß eines edlen, humanen Fürsten auf seine Unterthanen ist geradezu großartig, dem Einfluß Himmels und der Erde vergleichbar. Die Menschen strömen ihm zu und verlangen darnach, ihm zu dienen. Die Unterthanen eines solchen Fürsten sind heiter und zufrieden, ja wie begeistert. „Sie murren auch nicht, wenn er sie tödtet, beachten es nicht, wenn er ihnen nützt. Das Volk bewegt sich täglich zum Guten und weiß nicht, wer es verursacht. Denn wo der Edle vorübergeht, da gibt's Umgestaltung; wo er weilt, geschehen Wunder. Er beeinflußt oben und unten mit Himmel und Erde — heißt das etwa eine kleine Verbesserung derselben?" Mencius geht sogar zu dem Gedanken fort, es sollte eigentlich keine Kriege, keine Schlachten mehr in der Welt geben, sondern die Wahrheit solle rein durch ihre eigene Kraft den Menschen hinreißen und nicht Mittel der Gewalt brauchen, um zu wirken. So schön und wahr dies gesagt ist, so wenig läßt es sich auf den gegenwärtigen Zustand der Menschheit anwenden, und daß auch in China

die Geschichte nicht nach dieser goldenen Regel ablief, beweist die Thatsache, daß es in China nicht weniger Kriege gegeben hat, als in Europa.

Auf das Volk hat der Fürst die sorglichste Rücksicht zu nehmen; denn der größte Theil des Volkes, das Landvolk, ist die politische Grundlage, auf der der Fürst ruht. „Wer das Volk schützt, dem fällt es zu." König Wan betrachtete sein Volk wie eine Wunde, die mit der größten Sorgfalt angefaßt werden muß. Der Fürst hat für das Wohlergehen seines Volkes zu sorgen, nicht etwa bloß für seine geistige, sittliche Gesundheit, sondern auch für seine leiblichen, äußeren Bedürfnisse, denn von Befriedigung der letzteren hängt der Stand der ersteren ab, die äußeren materiellen Bedingungen sind zum moralischen Wohlsein des Volkes nöthig. Dies drückt Mencius mit den Worten aus: „Ohne beständige Nahrungsmittel eine beständige Gesinnung zu haben, vermögen nur Gebildete. Beim Volke dagegen zieht die Unzuverlässigkeit der Nahrungsmittel eine unzuverlässige Gesinnung nach sich. Wenn keine zuverlässige Gesinnung da ist, so thut man alles Mögliche in Müßiggang, Gemeinheit, Schlechtigkeit und Verbrechen." Ferner: „Sind die Hauptnahrungsmittel so reichlich vorhanden, wie Wasser und Feuer, wie kann es unter dem Volke inhuman zugehen? Das Volk kann ohne Wasser und Feuer nicht leben; klopft man in der Dunkelheit der Nacht an die Thüren der Leute und bittet um Wasser oder Feuer, so ist niemand, der es nicht gibt, da übergenug vorhanden ist. Regiert ein Heiliger das Reich, so macht er Erbsen und Getreide, wie Wasser und Feuer." Besonders in Noth soll der Fürst seinem Volke helfen und sich nicht durch irgend welche Entschuldigung von dieser Pflicht frei machen. Mencius erlebte aber einen Fall, wo er einem Könige vorhalten mußte: „Hunde und Schweine verzehren Nahrung der Menschen und man kennt keine Sparsamkeit; auf den Wegen liegen Hungernde zerstreut und man kennt kein Aufthun (der Magazine). Sterben Menschen, so heißt es: Nicht ich, das Jahr ist Schuld. Was ist da für ein Unterschied davon, Jemanden todt zu stechen und zu sagen: nicht ich, die Waffe ist Schuld. Der König lege die Schuld nicht auf das Jahr."

Der Weg vom Fürsten zum Volk geht durch die Beamten; daher ist die Wahl derselben für das Volkswohl sehr bedeutsam. Die Wünsche derer, welche unter den Beamten stehen, müssen berücksich-

tigt, geprüft und je nachdem erfüllt werden. „Ob die ganze Umgebung oder alle Würdenträger sagen: Er (ein Staatsdiener) ist todeswürdig, so höre man nicht darauf. Geschieht's von allen Leuten des Staats, so untersuche man; zeigt sich's, daß er todeswürdig ist, so tödte man ihn nachher; deshalb heißt es: Die Einwohner des Staates tödteten ihn." In die Stellung von Staatsdienern dürfen aber bloß Humane kommen; die Auswahl der Beamten soll sich also lediglich nach ihrer Fähigkeit und Trefflichkeit richten. Ueber die richtige Stellung des Fürsten zu seinen Beamten gab Mencius einst einem Könige folgende Auskunft: „Betrachtet ein Regent seine Staatsbeamten als Hände und Füße, so betrachten diese ihn als Magen und Herz. Betrachtet der Regent seine Staatsbeamten als Hunde und Pferde, so betrachten diese ihn als Landsmann." Die Behandlung der Beamten darf auch nicht kalt und ohne Herzlichkeit sein; denn „Ernährung ohne Liebe heißt unter die Schweine rechnen", wie andererseits lieben, ohne zu ehren, so viel ist, als ein Stück Vieh aufziehen. Ueberhaupt war das Zartgefühl gegen die Beamten in China sehr entwickelt; es ist eines Fürsten z. B. nicht würdig, einen trefflichen Staatsmann bloß mit Ehrenbezeigungen und Geschenken abzuspeisen, ihn aber nicht anzustellen. So wurde dem Enkel des Confucius, Tsi-si, von dem Herzoge Muh öfters Topffleisch geschenkt. Tsi-si wird ungehalten darüber. Endlich bedeutet er den Boten vor die Thüre, berührt mit dem Kopfe zweimal die Erde, das Antlitz nach Norden gerichtet, nimmt's nicht an, sondern sagt: „Von jetzt an weiß ich, daß mich der Regent füttert, wie einen Hund oder ein Pferd." Seitdem brachte kein Diener mehr Geschenke. „Wer Wohlgefallen hat an Vortrefflichen und kann sie weder anstellen, noch versorgen, wie kann das Wohlgefallen an Vortrefflichkeit genannt werden?" Rathschläge und Vorstellungen der Beamten soll der Fürst anhören und berücksichtigen. „Hat der Staatsbeamte Grund zum Abgehen, so läßt ihm der Regent das Geleit über die Grenze geben, sendet auch voraus an den Ort, wohin er sich begibt. Bleibt er drei Jahre weg, ohne zurückzukehren, so zieht er dann erst Felder und Wohnungen ein. Dieses heißt dreimal Anstand bezeigen. Ist es so, dann wird Trauer für ihn angelegt."

Mencius faßt nun auch die Möglichkeit in's Auge, daß der Regent ein schlechter Mensch sein kann. Natürlich wird sich dann sein verderblicher Einfluß ebenso auf das ganze Reich erstrecken, wie

der gute eines edeln Regenten. Soll aber das Volk eine solche Mißregierung gleichmüthig ertragen oder darf es zur Selbsthilfe greifen? An eine Revolution des Volkes denkt Mencius nicht; aber ein anderer Ausweg steht ihm doch offen: die Verwandten des angestammten Fürstenhauses rebelliren in diesem Fall und es kommt dann zur Absetzung des Fürsten. Mencius geht aber noch weiter und predigt offen die Berechtigung des Tyrannenmordes; er legt sich dies durch folgende Betrachtung zurecht: Wer die Humanität vergewaltigt, heißt ein Räuber; wer die Gerechtigkeit vergewaltigt, heißt ein Bösewicht. Ein Mensch, der ein Bösewicht und Räuber ist, heißt ein Subjekt (ein gemeiner Mann); ich habe gehört von der Hinrichtung eines Subjektes, hörte niemals von Regentenmord." Er braucht also die Ausflucht, ein tyrannischer Fürst erniedrige sich zum gemeinen Mann; aber damit ist noch nicht bewiesen, daß ein Fürst von irgend einem Menschen auf eigene Hand, ohne jede gerichtliche Untersuchung ermordet werden dürfe. Der Fall, den Mencius hier bespricht, war der, daß ein Minister seinen Regenten tödtete. Als Seitenstück zu dieser Meinung ist zu betrachten des Mencius Ansicht über Blutrache; er überläßt dieselbe dem Volke. „Wer eines Menschen Vater tödtet, dessen Vater wird von einem Andern getödtet. Wer eines Menschen Bruder tödtet, dessen Bruder wird auch von einem Andern getödtet. So tödtet er sie zwar nicht selber, aber es fehlt nicht viel daran."

Den Staatsbeamten widmet Mencius noch eine besondere Besprechung. Ihre Schule soll sein das Elend und der Kampf mit Schwierigkeiten. „Menschen im Besitz von Tugend, Weisheit, Rath und Verstand sind gewöhnlich durch Leiden gebildet." Nicht einmal eine technische und verstandesmäßige Vorbildung ist nothwendig; es geht bei der Leitung des Volkes nichts über die Tugend. Liebe zum Guten ist eine hinreichende Garantie dafür, daß das Amt gut geführt wird. Als einst Mencius hörte, daß der Staat Lu einen gewissen Joh anstellen wollte, freute er sich so darüber, daß er nicht schlafen konnte. Ein Schüler fragte ihn: „Ist Joh ein entschlossener Mann?" — Nein! — „Hat er Ueberlegung?" — Nein! — „Viele Kenntnisse?" — Nein! — „Worüber war denn dann die schlaflose Freude?" Antwort: Er ist ein Mann, der das Gute liebt. „Ist Liebe zum Guten ausreichend?" Liebe zum Guten ist mehr als genug für das ganze Reich, wie viel mehr für den Staat Lu. Liebt er jedoch das

Gute nicht, so werden die Leute sagen: Ja, ja, ich weiß es schon selber. Die Gebildeten halten sich dann entfernt; Verleumder, Schmeichler und Augendiener kommen herbei.

Die Anstellung selbst geht anders vor sich, als bei uns; es sind in dem Musterstaate des Mencius keine Bittschriften und Stellengesuche an die hohe Behörde nothwendig; im Gegentheil, der künftige Staatsmann wartet in vornehmer Haltung, bis es dem Regenten gefällt, einen Besuch bei ihm zu machen und ihn zu berufen. Hatte somit der Amtskandidat den Ruhm, sich nicht selber wegzuwerfen, so mußte er sich doch wohl manchmal in der Geduld üben. Denn es ist einmal Pflicht des Gebildeten, sich dem öffentlichen Leben nicht zu entziehen; er muß eine Anstellung haben. So hielten es wenigstens die Edlen des Alterthums; Confucius, sagt die Ueberlieferung, war, wenn er drei Monate keine Anstellung bekam, wie nicht bei sich selber. Den Männern des Alterthums kondolirte man, wenn sie drei Monate ohne Anstellung waren; denn der Verlust des Amtes ist den Gebildeten, was für den Fürsten der Verlust des Staates ist.

Unter den Gründen, die einen Staatsbeamten zum Aufgeben seiner Stelle nöthigen, ist der edelste jedenfalls der, welcher für Confucius maßgebend war. Confucius diente auf Probe; war die Probe hinreichend lang zur Ausführung seiner Gedanken und Vorschläge, und diese Ausführung unterblieb, so gieng er darnach ab; darum dauerte es nirgends volle drei Jahre. Vollends, wenn der Regent schlechte Handlungen begeht, ist es für den Beamten an der Zeit zu gehen: „Wenn schuldlose Gebildete getödtet werden, so mögen die Statthalter wohl davon gehen; wird das Volk schuldlos hingeschlachtet, so mögen die Gebildeten sich wohl entfernen.“ Die Beamten haben also die Pflicht, für die Unterthanen so zu sorgen, wie Hirten für Schafe. Sie kommen aber so leicht in Gefahr, statt dessen eher die Gunst des Fürsten zu suchen und seinen Wünschen zu folgen. „Die Sünde dessen, der das Böse des Regenten fördert, ist klein; die Sünde dessen, der dem Bösen des Regenten entgegenkommt (d. h. den bösen Gedanken selbst ausheckt und den Fürsten dazu aufstachelt), ist groß. Die jetzigen Statthalter nehmen auf diese Weise das Böse der Regenten voraus, deßhalb gilt: Die modernen Statthalter versündigen sich an den jetzigen Fürsten.“ Andere begehen den Fehler, Reichthümer und Macht dazu anzuwenden, um den Privatbesitz ihres Fürsten zu vergrößern. „Wer jetzt einem Re-

genten dient, sagt: Ich vermag für den Regenten das Land zu erweitern und die Schatzkammern zu füllen. Die nennt man jetzt brave Minister, die vor Alters Räuber am Volke genannt wurden." Einem Statthalter, unter dessen Amtsführung das Volk sehr litt, verwies einmal Mencius sein Unrecht mit folgenden Worten: „Würde Wohlgeboren einen Hellebardisten, der an einem Tage dreimal aus Reihe und Glied träte, abthun oder nicht?" — Antwort: „Würde nicht auf dreimal warten." — „Wohlgeboren hat jedoch auch Reihe und Glied oft verloren, in schlechten Zeiten und Hungerjahren wurden die Alten und Schwachen, Euer Wohlgeboren Unterthanen, in den Gräben und Kanälen herum getrieben; die Kräftigen, welche in alle vier Gegenden zerstreut wurden, betrugen etliche tausend Mann." — Antwort: „Das ist nicht, was der Statthalter zu besorgen hat." Mencius entgegnete: „Wenn jetzt Jemand von anderen Leuten Rinder und Schafe erhalten hätte, dieselben für sie zu weiden, so müßte er Weide und Gras für sie suchen; suchte er darnach und fände nichts, würde er sie nicht ihren Eigenthümern zurückgeben? Oder würde er sich hinstellen und ihrem Tode zusehen?" Wirklich ließ sich der Statthalter überzeugen, daß er in der Schuld sei, daß er um des Volkes willen da sei, und wenn er dem Volke nicht helfen könne, verpflichtet sei, abzudanken.

Nicht zu vergessen ist endlich eine Sitte beim Amtsantritt der Staatsdiener, die bis in die neueste Zeit ihre Früchte getragen hat. Es wird uns nämlich schon von Confucius berichtet, er habe sicher Geschenke eingepackt, sowie er über die Grenze gegangen, d. h. aus einem Staatsamte geschieden sei. Diese Geschenke hatten den Zweck, beim Eintritt in ein neues Amt als Antrittsgeschenke zu dienen. Aus diesem Geschenkemachen ist nach und nach ein förmlicher Kauf der Aemter geworden — ein Uebel, welches das gegenwärtige chinesische Staatsleben gründlich vergiftet hat.

Nach Mencius hat der Staat für Alles das zu sorgen, was die Kräfte des Einzelnen übersteigt und was doch zum Bestande des Reiches nöthig ist. Für China war z. B. die Regelung der Wasserverhältnisse die erste Bedingung des Daseins eines Staates, also die erste Sorge für die Regierung. Ueberhaupt alles, was zum Lebensunterhalte des Volkes nöthig ist, hat die Regierung zu überwachen, so die richtige Vertheilung der Felder, welche den kleinen Feldbau bedingt, die Regelung der Zeit für den Feldbau, die Forst-

pflege, die Seidenkultur, die Zucht von Hausthieren. Keine Vernachlässigung der Arbeit darf geduldet werden; der Kaiser soll sich persönlich davon überzeugen, daß die Bodenkultur voranschreitet und jede Vernachlässigung derselben bestrafen. Ferner muß der Verkehr zwischen den Menschen geregelt werden durch Anlegung von Straßen, Marktordnungen u. s. w. Freilich nicht so, wie es einst ein Staatsminister anfieng; derselbe brachte die Leute in seinem eigenen Wagen jedesmal über den Fluß. „Das ist Gütigkeit, doch ohne zu verstehen, wie die Regierung zu führen ist. Wollten die Regierenden jedem zu Gefallen sein, so wäre die Zeit nicht ausreichend." Der Mann hätte sollen eine Brücke bauen. Das alte China war auch wirklich im Brücken- und Straßenbau weit voran; jetzt ist es weit zurück und sträubt sich dagegen, die verbesserten Verkehrswege, Eisenbahnen und Dampfschiffe, einzuführen. Fortschritte in dieser Hinsicht müssen dem heutigen China erst durch europäische Waffen abgetrotzt werden.

Hat der Staat für Nahrung und Kleidung zu sorgen, so hat er auch das Recht, unmäßigem Verbrauche der Nahrung und zu großer Kleiderpracht zu wehren. Es ist genug Nahrung vorhanden, wenn der Gebrauch derselben mäßig und haushälterisch ist. Confucius aß nicht, was nicht an der Zeit war, d. h. was nicht in der betreffenden Jahreszeit wuchs. (Man erinnere sich, wie an den chinesischen Arbeitern die Genügsamkeit gerühmt wird). In Zeiten der Noth darf das Vieh nicht solche Nahrungsmittel bekommen, womit Menschen am Leben erhalten werden können. Das Volk ist ja die Hauptsache im Staate; darum hat die Regierung auch für das arme Volk zu sorgen, für Witwen, Waisen, Witwer und Kinderlose, weil diese niemand haben, dem sie klagen könnten, ebenso für die Alten. Ueberhaupt soll die Regierung mitleidig sein und unter Umständen dies Mitleid durch Almosen an's Volk bethätigen. Mitleid schließt die Herzen des Volkes auf, Strenge schließt sie zu. Ist der Regent grausam, oder vernachlässigt er seine Unterthanen in der Zeit der Noth, so wollen sie im Kriege auch nicht für ihn sterben. Steuern zu erheben ist für den Staat nothwendig. Ein Kulturstaat, wie der chinesische, kann sich nicht begnügen, den Zwanzigsten zu nehmen, er braucht den Zehnten, um zu bestehen. Dem complicirten Steuerwesen ist Mencius abhold; er scheint aber in dieser Beziehung nicht ganz praktisch gewesen zu sein. Er verlangt nämlich, daß der Zehnte geleistet

werde durch Frohnarbeit, nicht durch Zahlung. Besonders interessiren mag es unsere Kaufleute, daß Mencius (wenn man damalige Zustände mit heutigen vergleichen darf) nicht etwa Schutzzöllner, sondern Freihändler war. Er sprach für Abschaffung des Zolls.

Eine wichtige Pflicht des Staates ist weiter die Bildung des Volks. „Daß Festungen und Forts unvollständig, Waffen und Wappnung nicht reichlich vorhanden sind, ist nicht das Unglück des Staates. Haben die Oberen keinen Anstand, die Unteren keine Bildung, so erhebt sich rebellisches Volk und der Zusammensturz ist nicht ferne." Der chinesische Staat hat schon von den ältesten Zeiten an die Bildung des Volkes als eine seiner Hauptaufgaben angesehen, und eine gewisse Bildung hat auch in China viel mehr alle Schichten der Gesellschaft durchdrungen als in Europa, eine Thatsache, die wesentlich zu dem langen Bestande des chinesischen Reiches beigetragen haben mag; je gleichmäßiger die Bildung verbreitet ist, desto mehr hat ja eine Klasse ein Verständniß für die Bedürfnisse der anderen, Alle können sich viel mehr in die Lage des Anderen hinein versetzen — die Regierung hat, so schlägt Mencius vor, Schulen zu errichten: „Pensionen", Hochschulen, Gymnasien, d. h. Fechtschulen, auch Schießschulen. Gegenwärtig ist das Schulleben in China verwahrlost. Es existirt kein Schulzwang, es gibt weder Lehrerbildungsanstalten, noch Prüfungen für Lehrer. Das Lehramt ist ein völlig freies Gewerbe, und jeder kann zusehen, wie er am besten das für die Staatsexamina Nöthige sich aneignet.

Für das Verhältniß eines Staates zu seinem Nachbarstaat wird die kurze Regel gegeben: „Kräftig im Gutesthun und damit genug." — „Ein Mensch muß sich erst selbst entehren, dann geschieht es von anderen; ein Staat muß sich erst selbst zerfleischen, dann geschieht es von andern." Auch Bollwerke und Festungen helfen dann nichts; „der Vortheil der Erde ist nicht, wie die Harmonie der Menschen." Einem starken Staate können äußere Feinde und Unglücksfälle nichts anhaben, sie kräftigen ihn vielmehr. Aber von sich aus Krieg mit anderen Staaten anzufangen, gereicht ihm zum Nachtheil, vollends, wenn es aus Eroberungssucht geschieht. Schon früher haben wir gesehen, wie Mencius den Krieg verabscheut; in diesem Zusammenhang redet er noch besonders davon. Der Krieg ist schädlich; denn er verhindert das Anwachsen der Bevölkerung und kostet viele Menschenleben; außerdem wird das Land dadurch ausgesogen und es ent-

steht eine Störung im Gleichgewicht der Staaten. Der Krieg ist (als Eroberungskrieg gedacht) aber auch höchst unberechtigt, eine Sünde des Fürsten an seinen Landeskindern. „Wird um Land gekämpft, so füllen die Erschlagenen das freie Feld; wird um eine Stadt gekämpft, so füllen die Erschlagenen die Stadt. Das ist gemeint mit: „Land mehren und Menschenfleisch verzehren, — ein Verbrechen, für welches der Tod zu gelinde ist." Selbst Exekutionszüge könnten vermieden werden. „Exekution an den Staaten heißt Zurechtweisung. Wünschte Jeder sich selbst zu berichtigen, wozu brauchte es Krieg?"

An der Spitze der ganzen Staatspyramide steht der Kaiser. Der Kaiser regiert durch seine Person seine Familie, durch seine Familie seinen Staat, durch seinen Staat das gesammte Reich. Die Bedeutung des Staates ist aber die, daß er der Inbegriff aller menschlichen Natur- und Kulturbestrebungen in einheitlichem, geordnetem Zusammenwirken ist. Alles Edle und Große im Menschenleben hat nach Mencius Beziehung auf den Staat und findet in ihm seine rechte Verwendung. Um nur ein für uns auffallendes Beispiel anzuführen: Auch die Musik wird an den Staat geknüpft, nicht in der Weise des Confucius, welcher der alten Musik eine magische Wirkung zur Wiederbelebung guter Sitte zuschrieb, sondern so: Obrigkeit und Unterthanen sollen in Harmonie mit einander sein, und die Musik ist der Ausdruck der gemeinsamen Freude. Im Ganzen ist Mencius liberaler als Confucius; er legt wohl auch Werth auf konservativen Sinn und sagt, wenn es keine konservativen Familien und würdigen Räthe gebe, so gehe der Staat zu Grunde. Aber seine Ansicht über Tyrannenmord verräth doch einen demokratischen Zug; man weiß nicht, soll man sich mehr darüber wundern, daß Mencius diese Ansicht hatte, oder mehr darüber, daß er sie zu seiner Zeit ungehindert aussprechen durfte. Seine Liebe für freiere Entwicklung zeigt sich auch darin, daß er nicht mehr, wie Confucius, dem Kaiser allein das Recht zuschreibt, in Sitte und Musik den Ton anzugeben.

Fragen wir aber noch: Gibt es für Mencius nichts Höheres, als den Staat, als diese Menschenwelt mit ihren Tugenden und Fehlern? Wir würden ihm Unrecht thun, wollten wir verschweigen, daß auch er an eine höhere Macht glaubt, an den „Himmel" oder an Gott. Er glaubte an ihn, so viel wir sehen, nicht weil er sich von der alten Ueberlieferung nicht los machen konnte, nein, zu dieser

nahm er sogar eine kritische Stellung ein; weil es seinen Gedanken widersprach, galt ihm das chinesische Buch der Bücher nicht als volle Wahrheit. Er sagt über diese alten Dokumente: „Besser kein Buch, als den ganzen Inhalt glauben.“ Aber die damalige Zeit, mit der es bergab gieng und die ihm keine Erfüllung seiner Ideale bieten konnte, mochte in ihm die Sehnsucht nach etwas Vollkommenerem geweckt und die Erfahrung dieses Lebens die Annahme einer himmlischen Macht zur Erklärung der irdischen Räthsel an die Hand gegeben haben. So redet er denn noch besonders von Gott und dem Verhältniß des Menschen zu ihm. Der Himmel ist zunächst die Ursache der Ursachen, er bringt die Dinge hervor, freilich nicht unmittelbar; nur die ersten Anfänge sind unmittelbar gesetzt, diese wirken dann weiter. Insbesondere stammen Sinne und Verstand, dann die Tugenden: Humanität, Gerechtigkeit, Treue, Glauben, Freude am Guten, ferner Thron, Amt und Einkünfte von Gott. Er hat die letzteren an einzelne Menschen gegeben, damit dieselben Mitarbeiter Gottes seien. „Nur der Himmel kann ein Reich vergeben, nicht ein Mensch oder Kaiser.“ Ferner wird die Wirksamkeit des Himmels auf alles bezogen, was in Natur und Geschichte von *selbst* wird, d. h. was sich der menschlichen Einwirkung entzieht, oder ihr zuvorkommt. Der Himmel wirkt das Zusammenstimmen der Ereignisse; er *spricht nicht*; „durch den Wandel und durch Ereignisse offenbart er sich ganz allein.“ Zufall gibt es nicht; der Himmel wirkt, was Menschen nicht vermögen. Von oben werden die menschlichen Geschicke gelenkt; damit ist der Glaube an Vorsehung und Weltregierung ausgesprochen. Der Himmel vollendet das, was der Edle begonnen hat. Auch das Unglück kommt vom Himmel; der Mensch hat aber die Möglichkeit, dasselbe von sich abzuwenden, indem er auf Gottes Gedanken und Wege eingeht und seinen Sinn ändert. Dieser Gedanke hat die Chinesen, weil er mißverstanden wurde, zu allerlei Aberglauben geführt; denn es liegt dem Menschen nahe, durch äußerliche Künste, anstatt durch *Sinnesänderung* auf die Wege Gottes einzugehen. Jedenfalls ist demnach das Verhalten der Menschen zum Himmel ein verschiedenes; das richtige Verhalten besteht einmal darin, daß man Gott erkennt (was dadurch geschieht, daß man sein eigenes Herz ergründet, sich also selbst erkennt), ferner in Freude am Himmel und Furcht vor dem Himmel. Es freut sich z. B. des Himmels, wer mit Großem Kleinem dient, nämlich der Regent; es

fürchtet den Himmel, wer mit Kleinem Großem dient, wer also seine Wünsche dem Wohle der Gesammtheit opfert. Dem Himmel wird dadurch gedient, daß man sein Herz bewahrt und seine Wesensnatur pflegt. Ganz besonders tief ist der Gedanke, daß der Lebensweg der Menschen, die Gott zu seinen Werkzeugen erwählt, durch Leiden geht. „Will der Himmel einem Menschen eine große Aufgabe auflegen, so wird er ihm erst seine Herzensvorsätze verbittern, seine Muskeln und Knochen anstrengen, seinen Körper hungern lassen, dem Leibe Mangel und Entbehrung zufügen, seine Unternehmungen zu Schanden machen. Damit bewegt er das Herz, stählt das Wesen, und ergänzt, was der Mensch sonst nicht vermag."

Uebrigens kommt auch bei Mencius, wie bei Confucius, ein Wort vor (Schang-ti), das die entsprechendste chinesische Bezeichnung für Gott ist, zwar nur in wenigen Stellen; aber aus diesen erhellt 1) daß Schang-ti der oberste Regent ist, der Könige einsetzt und absetzt; 2) daß er das physische und geistige Heil oder Wohlergehen der Menschen will; 3) daß er heilig ist, so daß kein Unreines ihm nahen darf; 4) daß er jedoch gnädig ist gegen Bußfertige. Solche Anklänge an alttestamentliche und christliche Lehren beweisen, daß dem Chinesen die Fähigkeit religiöser Erkenntniß nicht abgeht. Aber Wissen und Thun liegen weit aus einander, sowie man auch aus den stolzen Worten des Mencius nicht auf den sittlichen Stand des chinesischen Volkes jener Zeit — geschweige denn der Jetztzeit — schließen darf.

Millions-Zeitung.

Afrika.

In der April-Nummer der „African Times" vertheidigt der eingeborne Geistliche W. Moore in Ofhielle, Abeokuta, sich gegen die S. 135 ff. von uns mitgetheilten Anklagen. Im Auftrag seiner Gemeinde habe er zu verschiedenen Zeiten im Ganzen 5 christliche Sklaven, welche sonst in die Fremde wären geschleppt worden, losgekauft, in der Voraussetzung, daß sie ihm später seine Auslagen zurückerstatten würden, jedoch ohne sie für sich arbeiten zu lassen. Auf den Erlaß der Kommittee hin habe er ihnen zum Ueberfluß nun auch einen Frei-

brief ausgestellt. Was Herrn Johnson betreffe, so habe er geeifert, aber mit Unverstand und sich dadurch die Feindschaft der Heiden und die Mißbilligung der Christen zugezogen. Die Letzteren seien namentlich dadurch verletzt worden, daß er jedes Gemeindeglied, das nicht im Stande gewesen, wöchentlich 300 Kauris Kirchensteuer zu zahlen, vom Abendmahl ausgeschlossen habe. Daß er drei neue Kirchen gebaut, sei wahr, daß er aber viele Heiden bekehrt, aus der Luft gegriffen. Was seit 13. Okt. 1867 in Abeokuta geschehen und zustande gekommen, sei daher nicht sein, sondern ihr, der Verleumdeten, Verdienst. Er freue sich, daß die Kommittee den Bischof von Sierra Leone gebeten habe, nach Abeokuta zu gehen und die Sache zu untersuchen. — Daß Johnson fortkommt, ist ihm offenbar sehr angenehm. Ein zweiter anonymer Brief in der gleichen Nummer vertheidigt ebenfalls die eingeb. Geistlichen und Christen gegen die Vorwürfe des Korrespondenten der „African Times", ohne jedoch zur Aufklärung der Sachlage etwas beizutragen.

— Die „African Times" vom 1. Mai bringt wieder mehrere anonyme Briefe aus Lagos, deren Verfassern der Herausgeber vollsten Glauben zu schenken scheint. Hienach fand Mitte März unter Bischof Crowther's Vorsitz in Lagos eine Konferenz von Angestellten der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft statt, in welcher die Sklavenfrage verhandelt, aber nichts zur Befreiung der in Abeokuta von Christen, ja von Geistlichen gehaltenen Sklaven gethan wurde. Ein Geistlicher, namens Allen, der gegen 60 Sklaven besitzen soll, sei wenigstens so ehrlich gewesen, seinen Abschied zu nehmen. Ferner wird den eingebornen Angestellten der Mission vorgeworfen, sie hätten das zur Loskaufung von Sklaven aus England gesandte Geld dazu benützt, sich Sklaven zu kaufen und mit den ebenfalls aus England geschickten Kleidungsstücken die Kinder ihrer und ihrer Söhne Sklaven gekleidet. Ein christlicher Sklavenhalter in Abeokuta habe neulich zwei Sklaven den grausamsten Quälereien ausgesetzt. Mitte März seien dieselben — Faschubah und Fadipe — als Flüchtlinge nach Lagos gekommen u. s. w.

— Die königliche geographische Gesellschaft in London hat Bischof Dr. Crowther „in Anerkennung der Dienste, welche er der Geographie geleistet", mit einer goldenen Uhr beschenkt.

— Auf der neuen Station Zomba haben die Missionare der schottischen Staatskirche beschlossen, keine flüchtigen Sklaven aufzunehmen, wie sie bisher in Blantyre gethan und noch thun. Man will sehen, welche Methode besser ist. In Zomba sind 4000 Personen, die nur allzugern sich unter die Protektion der Missionare stellen würden.

— In Akkra haben eingeb. Christen am 25. Jan. eine Sonntagsschule gegründet, um die älteren Bekehrten, welche in ihrer Jugend keine Schule besucht, im

Lesen des Wortes Gottes in ihrer eigenen Sprache (Ga) zu unterrichten. Es hatten sich 80 Männer und 15 Frauen dazu eingestellt. In der „African Times“ wird es von einem der Betheiligten offen ausgesprochen, daß die Wesleyanische Mission es 40 Jahre lang versäumt habe, für den Unterricht der Christen in der Landessprache zu sorgen, und daß diese ihre Ga-Bibel und andere christliche Bücher der Basler Mission zu verdanken haben.

— Die letzte Londoner Missions-Expedition brauchte 95 Tage von der Küste bis Udschidschi am Tanganjika-See. Die Reise von Kilimane über Livingstonia und den Njassa-See würde nur 45 resp. 56 Tage dauern und größtentheils zu Schiff gemacht werden können, denn der Weg vom Nordende des Njassa bis an's Südende des Tanganjika-See ist jetzt gefunden und kann in 30 Tagen gemacht werden.

— Am 19. Nov 1879 hielt Kapitän Blyth in der nach ihm genanten Erziehungsanstalt Blythswood in Finguland (Transkei), welche jetzt fertig ist, eine Versammlung mit den Eingebornen, 1) um den aus Schottland zurückgekehrten Missionar Dr. Stewart zu begrüßen, 2) eine Lokalkommittee zur Verwaltung und Beaufsichtigung des Instituts zu berufen und 3) die Fingus zur Bezahlung der noch auf dem Gebäude lastenden Schuld von 33,000 M. aufzufordern. Es hatte im Ganzen 123,000 M. gekostet und hievon hatten die Eingebornen selbst schon 60,000 gegeben. Nun versprachen sie sogleich, die Schuld durch eine Kopfsteuer von je 5 M. mehr als zu decken und baten Dr. Stewart, möglichst bald nach dem 1. Jan. wieder zu kommen, um von ihnen die betr. Summe als Neujahrsgeschenk in Empfang zu nehmen. Die Anstalt hat Platz für 150 Knaben und 2 Lehrer; dazu ein eigenes Wohnhaus für den europäischen Vorsteher und 2 Werkstätten.

— „The Livingstone Central Africa Company“, welche im Innern Afrika's die christliche Civilisation durch Einführung eines rechtmäßigen Handels befördern will, hat bereits zwei Angestellte, die Gebrüder Moir, am Njassa-See. Sie arbeiten Hand in Hand mit den schottischen Missionaren.

— Am 24. Mai fragte Dr. Cameron im englischen Unterhaus die Regierung, ob sie von einem Pamphlet Kenntniß habe, in welchem der Reisende Chirnside die schottischen Missionare in Blantyre der Grausamkeit gegen die Eingebornen anklage. Dieser Reisende soll sogar eine aus mehreren dicken Büffelhaut-Riemen bestehende Peitsche aus Afrika mitgebracht haben, mit welcher seiner Aussage gemäß jene Missionare ihre „widerspenstigen Bekehrten“ zu geißeln pflegten. Die Vertreter der Regierung antworteten hierauf, daß ihnen diese Anklage bekannt sei und Konsul O'Neill in Mosambik an den Vorsteher der Mission in Blantyre, Hr. Macdonald, deßwegen geschrieben habe und hierauf eine Antwort erwartet werde.

— Am Njassa-See lebt der Sklavenhandel wieder auf. Es ist eine schwierige Frage, wie die von aller Staatshilfe fernen Missionare sich dazu verhalten sollen.

— Ungefähr 24 Expeditionen, welche alle in's Innere Afrika's eindringen wollen, sind gegenwärtig unterwegs.

— Dr. Southon schreibt aus Inner-Afrika an die ärztliche Missions-Gesellschaft in Edinburg: „Was wir brauchen, sind Leute von kräftigem Körperbau, guter Gesundheit und starker Konstitution, Leute von gesundem Menschenverstand, von praktischem Sinn, strebsam und willig zu arbeiten, womöglich Mediciner. Wer nach Centralafrika kommt, muß ein weites, warmes Herz haben, bereit, anderen zu dienen, sich selbst zu verleugnen und jedes Opfer zu bringen. Hastiges Wesen und ein heftiges Temperament ist hier völlig unbrauchbar: es hält das Werk nur auf und verdirbt die Arbeit Anderer. Vor allem Geduld, Heiterkeit und ein gleichmäßiges, ruhiges Temperament sind die Haupterfordernisse. Je geschickter einer ist, desto besser natürlich; wenn einer aber auch nur den Willen hat zu arbeiten und die Kraft, es auszuhalten, so wird er bald genug lernen, was und wie er am besten thun kann."

— Als der Afrika-Reisende Soyaux vor Jahr und Tag in Hamburg erzählte, daß die Neger keineswegs arbeitscheu seien, sagte der Kaufmann Wörmann zu ihm: „Gut, so kehren sie nach Afrika zurück und legen eine Kaffee-Pflanzung für mich an." Soyaux gieng hierauf ein und schreibt jetzt aus dem Loango-Gebiet, daß sein Versuch geglückt sei.

(Apologete.)

Madagaskar.

In Antananarivo erscheinen sechs Zeitschriften: Teny Soa, d. h. gute Worte, monatlich in 3500 Ex.; Varyton drahan-Tantely, d. h. Reis mit Honig gemischt, alle 2 Monate in 3000 Ex., illustrirt mit Bildern aus dem British Workman; Mpanolotsaina, d. h. der Rathgeber, vierteljährlich 700 Ex.; Sakaigauny Ankizymandincka, d. h. der Kinderfreund, monatlich in 2500 Ex.; das Antananarivo Annual (englisch), in 700 Ex. einmal jährlich, und die Proceedings der „Malagazy Folk-Lore Society".

— Die Quäker, welche seit 1867 in Madagaskar arbeiten, haben 5 bis 6 Missionare und in 109 Gemeinden 17,000 Anhänger, während die Londoner 29 Missionare, 84 eingeborene Geistliche und 2800 Prediger, 1088 Gemeinden mit 68,299 Gliedern und 233,188 Getauften haben.

— Miss. Houlder schreibt: „Wer weise und gut ist in diesem Lande, setzt sein Vertrauen nicht auf große Zahlen. Unter der Last der Gleichgültigkeit, ja des passiven Widerstandes gegen wahren Fortschritt, welchen die Haufen von unwissenden und unwilligen Kirchgängern darbieten, freut man sich vielmehr über alles, was den Weg für einen wirklichen Ruck vorwärts bahnt; und während man sich dankbar freut über jeden

Zuwachs an solchen, ‚die selig werden', so betet man, zwar mit Bedauern, aber doch ernstlich: Herr, verkleinere diese Kirche." Und Missionar Grainge: „Diese Massen von Tausenden und Zehntausenden in Imerina sind noch sehr, sehr weit davon entfernt, das zu sein, was sie sein sollten. Sie sind noch keineswegs ganz unter der Gewalt des Evangeliums. Ihre Füße verfangen sich immer wieder in den Maschen des alten Netzes ihrer früheren Sitten und Begriffe, das sie zerrissen haben. Viel Böses ist noch übrig. Aber es ist kein Kind hier auf seiner Mutter Schoß, das in Folge des Evangeliums nicht glücklicher wäre, und kein Erwachsener, der ohne dasselbe nicht noch schlechter hätte werden können. Denken wir an den Abgrund, aus welchem sie sich herausarbeiten müssen und an die manchen, denen das gelungen ist, so müssen wir Gott danken und Muth fassen."

— „Auf Madagaskar scheinen der katholischen Mission ernste Schwierigkeiten zu drohen. Auf Anstiften protestantischer Sendboten aus England erklärt die Regierung den vom verstorbenen französischen Konsul Laborde abgeschlossenen Vertrag für nichtig, welcher den französischen Missionären das Terrain zusichert, auf dem sie ihre Schulen gründeten. Umsonst protestirte der neue Konsul Cassas gegen diese Ungerechtigkeit, er mußte die Hauptstadt verlassen und sich in der Hafenstadt Tamatave niederlassen."

(„Die katholischen Missionen".)

China.

— Vor längerer Zeit lieferte ein Chinese im Dorf Ti-tschi 3 kleine Götzen an Missionar Dr. Porter aus. Während der Hungersnoth starben ihm 3 Kinder. Das sieht er nun als Strafe für jene That an und will nichts mehr vom Christenthum wissen.

— Frl. Newton in Futschau hat ein zehnjähriges Mädchen in ihrer Anstalt, die einem Mandarin an Stelle einer Geldzahlung gegeben worden, und die er nun auf seine Kosten erziehen läßt, um sie einmal seinem jetzt in Amerika studirenden Sohn zur Frau zu geben.

— Miss. McIlvaine erzählt von einem seiner chinesischen Bekehrten, der sich so oft und so lange als nur immer möglich in seiner unmittelbaren Nähe aufgehalten habe — um durch die Gegenwart seines Lehrers vor Rückfall in sein altes Laster, das Opiumrauchen, bewahrt zu bleiben, — freilich ein Beweis der eigenen Schwäche, aber auch ein Beweis des aufrichtigen Verlangens nach Befreiung.

— In Dr. Gauld's Jahresbericht über das Missionsspital in Swatau findet sich die Notiz, daß der einzige Cinchona-Baum in ganz China einem Basler Missions-Christen in Tschonglok gehöre. Weil nämlich das vielgebrauchte Chinin so theuer ist, hat man an verschiedenen Orten die Anpflanzung von Cinchona-Bäumen versucht. Diese Versuche sind aber alle mißlungen. Nur jener Christ hat ein 6—7 Fuß hohes Bäumchen groß gezogen

und hievon im Nov. v. J. durch Miss. Gußmann eine Rindenprobe an Dr. Gauld geschickt.

Oceanien.

Im Jahr 1879 erhielt die Londoner Mission von ihren Gemeinden auf den Gesellschaftsinseln folgende Beiträge: Tahaa mit 700 Einwohnern gab 987 Mark, 33 mehr als im Vorjahr; Rajatea (1400 Einwohner) 2930 M., 390 mehr als i. V.; Huahine (1665 Einw.) 1100 M., 94 mehr als i. V.; Borabora (800 Einw.) 2760 M., 841 mehr als i. V.; zusammen 7780 M., 1360 mehr als i. V. Von Maupiti (400 Einw.) waren 360, von Rurutu 760 M. gezeichnet, aber noch nicht bei Miss. Pearse eingezahlt. — In Lifu erhielt die Miss.-Ges. 5980 M. Ein Häuptling, der enttäuscht war, weil der von ihm erbetene Missionar (Hadfield) nicht in seinem Distrikt war stationirt worden, untersagte die Missionskollekte, nahm sein Verbot aber schließlich zurück.

— Vor einiger Zeit wurden die Christen der Hervey-Inseln aufgefordert, etwas zur Anschaffung von Booten für die Lehrer in Neu-Guinea zu geben. Die Rarotonganer machten eine Kollekte, aber es reichte noch nicht zu einem eigenen Boot, das sie nach ihrer Insel benannt wissen wollten; so wurde eine zweite Kollekte veranstaltet, und als auch jetzt noch eine Summe fehlte, gieng es an die goldenen Ohrringe — bis das Boot bezahlt war. Dort tragen nämlich Weiber und Männer Ohrringe. Aus Aitutaki kam ein Sack voll Silbermünzen mit der Frage, wieviel die Rarotonganer gegeben hätten, und als es sich herausstellte, daß diese 100 Dollar mehr gegeben hatten, da nahmen die Aitutakier noch einen Anlauf, legten neue 100 Dollar zusammen und haben nun auch ein Boot „Aitutaki". Jede dieser beiden Inseln hatte 235 Dollar gegeben; als Mangaia die Nachricht vernahm, brachte es sogar 334 auf, so daß im Ganzen 800 Dollar nach Australien geschickt werden konnten zur Anschaffung von Booten für die Neuguinea-Mission.

Allerlei.

Für's Sommersemester 1880 waren folgende auf die Mission bezügliche akademische Vorlesungen angekündigt: Plath in Berlin: Geschichte der protestantischen Mission; Nippold in Bern: Evang. Missionsgeschichte; Jakoby in Königsberg: Missionswissenschaft.

— Im „Theologischen Literatur-Bericht" von J. Drescher in Leipzig, den wir bei dieser Gelegenheit als sehr billig und reichhaltig (1 M. 20 Pf. jährlich 12 Nummern) empfehlen, bespricht E. H. ein in Berlin erschienenes Buch „Woahina oder Gewogen — und zu leicht befunden. Eine Südsee-Geschichte nach den Aufzeichnungen eines jungen Missionärs," und der Kuriosität halber theilen wir seine Recension mit:

„Ein hochverehrter, nun bereits heimgegangener akademischer Lehrer sagte einmal zu seinen Hörern: Wo Sie von „Missionären" anstatt „Missionaren" reden hören, da dür-

fen Sie meist eine der christlichen Mission mehr oder weniger feindliche Gesinnung voraussetzen. Recensent hat dieses ihm damals sonderbar klingende Urtheil in einer zwanzigjährigen Erfahrung bestätigt gefunden. Erklären kann er sich's nicht, aber thatsächlich ist's so, daß die, denen ein Verständniß für das positive Christenthum, insonderheit für die Mission abgeht, meist von „Missionären" reden. Ein neuer Beleg dafür ist das obengenannte Schriftchen. Lasse sich also niemand durch den Titel des Buches verleiten! Diese Südsee Geschichte nach den Aufzeichnungen eines jungen „Missionärs" ist nicht eine Monographie von diesem gesegneten Missionsgebiete, zur Benützung für Missionsstunden geeignet, sondern eine Novelle à la Gerstäcker, in der nicht nur der römische Priester-Cölibat, nicht nur die römisch-katholische Kirchenlehre überhaupt, sondern das ganze biblische Christenthum bekämpft wird. Die nicht ungeschickt geschriebene Geschichte ist kurz folgende: Ein Schiff mit Jesuiten-Missionaren geht in der Südsee unter, ein einziger junger Priester wird von den Wellen auf ein Eiland geworfen. Auf dieser wahrhaft paradiesischen Insel lebt ein Mischvolk, entstanden aus etwa 50 römisch-katholischen Japanern, welche vor mehreren Generationen bei einer Christenverfolgung unter Führung eines portugiesischen Priesters dahin geflohen waren, und aus heidnischen Eingebornen. Das aus der Vereinigung entstandene neue Volk ist weder christlich noch heidnisch und steht deßhalb auf der höchsten Stufe der Moral und des menschlichen Glücks. Der Nachkomme jenes portugiesischen Priesters, der auf das Christenthum als auf eine Gott und Menschen erniedrigende Religion verächtlich herabsieht, ist der Häuptling des Inselvölkchens. In seine schöne Tochter „Woahina" verliebt sich der junge Jesuit, während mit dieser aufkeimenden Liebe auch zugleich in Folge der philosophischen Expektorationen ihres Vaters der Zweifel an der römischen Lehre, ja an der christlichen Religion selbst (deren Kern freilich weder der Jesuit noch auch offenbar der Verfasser kennt), aufkeimt. Da kommt plötzlich ein europäisches Schiff in der Nähe der Insel in Gefahr, der abtrünnige Priester wird abgeordnet, Hilfe darzubieten. Das Schiff ist ein katholisches Missionsschiff. Die Macht der Gewohnheit führt den Priester gleich dazu, seine Untreue zu beichten. Er wird gewaltsam auf dem Schiffe zurückgehalten. Und als die Braut bei der Abfahrt des Schiffes sich ins Meer wirft, um dem Geliebten nachzuschwimmen, springt er auch über Bord, und die Kräfte reichen gerade noch so weit, daß sie einander erreichen, um Brust an Brust in den Wellen ihr Grab zu finden"!!

— In der englischen Zeitschrift „Mission Life" (April) findet sich ein Artikel über die schwierige Frage, wie man Polygamisten zu behandeln habe, welche sich taufen lassen wollen. Der Verfasser erinnert im Eingang an Prof. Christlieb's Mahnung, die verschiedenen Missionsgesellschaften möchten doch etwas mehr

als bisher von einander zu lernen suchen und zählt dann wirklich eine Reihe von Urtheilen und Regeln auf, wie sie von den verschiedensten Missionen, Bischöfen, Konferenzen ꝛc. über jene Frage sind aufgestellt worden. Schließlich erklärt er, daß ihm die Praxis der Basler Mission (wonach polygamistische Ehen neubekehrter Personen nur dann aufgelöst werden, wenn dies ohne Verletzung des Gewissens geschehen kann, dagegen als ein nicht zu änderndes Uebel der Uebergangszeit vom Heiden- zum Christenthum geduldet werden, wenn ihre Auflösung nur größere Uebel erzeugen und neue Sünden nach sich ziehen würde; [vergl. die Gemeinde-Ordnung der Basler Mission]) am meisten einleuchte, und schließt mit der Bemerkung, daß keine Regel zu streng gehandhabt, vielmehr dem Geist Christi Raum gelassen werden müsse, über den Buchstaben selbst seiner eigenen Aussprüche zu Gunsten der Monogamie hinauszuführen, und daß die Erfahrung lehre, daß diese Frage, welche freilich mit viel Takt, Nachsicht und Liebe behandelt werden müsse, nach einiger Zeit aufhöre, eine brennende zu sein und noch nirgends ein Volk durch Bekämpfung der Polygamie von Seiten der Missionare für's Evangelium unzugänglich gemacht worden, wie Bischof Colenso befürchtet habe.

— Einen weiteren Beweis dafür, daß die verschiedenen Missionen anfangen von einander zu lernen, liefert ein Artikel über das Erziehungswesen in Barma im „Bapt. Miss.-Mag." (Jan. 1880). In demselben zeigt Miss. Carpenter u. A., daß, obgleich seine (amerik.-baptist.) Gesellschaft dreimal soviel auf ihre Schulen verwendet als die Katholiken und die englische Ausbreitungsgesellschaft, sie doch von diesen weit überflügelt werde. „Die einfache Erklärung hiefür ist die, daß, während sie ihre Kräfte concentriren, wir Geld und Gaben aus Mangel an System und Kontinuität, sowie durch unnöthige Ausbreitung verschleudern. Auf mehreren Stationen haben wir mehrere Schulen, die parallel nebeneinander herlaufen und in denen ganz das gleiche gelehrt wird, theils in verschiedenen Dialekten, theils sogar in ein und derselben Sprache! Oft würde in Einer Schule — und zwar mit geringeren Kosten — mehr geleistet werden als in zwei oder drei. (Folgen mehrere Beispiele hiefür). Und so geht es fort in unserer baptistischen Welt. Wir sind frei von My Lord, dem Bischof, dafür aber haben wir die Konfusion und die Verschwendung, welche, wie man glauben möchte, unzertrennlich ist von der Regierung My Lords der Brüder. Sind wir weise genug, um von unseren Rivalen etwas zu lernen? Herr, mehre unsere Weisheit und unsere Liebe!" Es ist gewiß viel, daß ein baptistischer Missionar so schreibt, und noch mehr, daß, was er schreibt, im Missions-Blatt seiner Gesellschaft gedruckt wird.

— Ein amerikanischer Bekämpfer des Christenthums, Oberst Ingersoll, meint, es werde viel

zu viel Geld für kirchliche Zwecke ausgegeben: die Prediger in den Vereinigten Staaten kosteten jährlich 12 Mill. Dollar u. s. w. Dagegen hat nun Jemand ausgerechnet, daß die Spitzbuben (Gefängnisse, Polizei ꝛc.) 40 Mill., die Advokaten 70 Mill. und die berauschenden Getränke jährlich 667 Mill. Dollar kosten. Da wären also, abgesehen von der Nützlichkeit, die Prediger immer noch verhältnißmäßig sehr billig. Selbst Oberst Ingersoll's Vorlesungen, die keineswegs der Sittlichkeit dienen, sind viel theurer, als die gediegensten Predigten.

(Apologete.)

— Ein armenischer Wartabed aus einem Kloster in Kleinasien hatte vor einigen Jahren eine Summe Geldes beim Schatzmeister der amerikanischen Mission in Konstantinopel angelegt; neulich kam er wieder, um sein Geld zu holen, gab von demselben aber 42 türkische Pfund oder 185 Dollar zurück — zum Besten der Mission!

— In Bagdad wirkt ein älterer Mann, der früher als Evangelist in Bitlis, Seot, Redwan, Mardin, Karabasch u. s. w. Segen gestiftet, nun als Kolporteur. Besonders die Juden sind ihm sehr auffässig und halten ihn, weil er ihnen aus dem Alten Testament zu beweisen sucht, daß Jesus der Christ sei, für einen abgefallenen Israeliten, nennen ihn den Abtrünnigen, Haman, Amalek, Unbeschnittenen u. s. s. In einem Brief an die Christen in Mardin sagt er: „In Bagdad hat man mich scheint's lieber als einst in Mardin, denn hier gab man mir nur Einen Namen: Akr (d. h. der Schmutz, der sich in einer Tabakspfeife ansetzt!). Gott sei Dank! aus Akr ist Siker (Zucker) geworden. Der, welcher in Mardin meinen Namen wandeln konnte, kann auch die Bagdader Namen wandeln."

— Die Bostoner Missions-Gesellschaft hat von Novbr. 1879 bis März 1880 mehr eingenommen als im gleichen Zeitraum seit 3 Jahren, ein Beweis, daß durch einzelne außerordentliche Gaben und Stiftungen, wie sie ja dieser Gesellschaft im v. J. zu Theil wurden, die Opferwilligkeit der Missionsfreunde nicht gelähmt, sondern vielmehr angeregt wird. Im genannten Zeitraum giengen an Gaben und Legaten zusammen ein: 194,998 Dollar.

Todesfälle.

Am 12. Dec. 1879 starb im Londoner Missionshaus zu Udschidschi am Tanganjika-See der französische Entdeckungsreisende Abbé Debaize. Die französische Regierung hat der Londoner Miss.-Ges. durch den britischen Gesandten in Paris für alle dem Verstorbenen erwiesene Hilfleistung danken lassen.

— Am 7. Jan. starb in der Kapkolonie, 72-jährig, der Londoner Miss. Gregorowski, seit 1848 in Südafrika, wo er der seit 1856 selbständigen Gemeinde in Somerset vorstand.

— Am 3. Februar in Schoschong der Londoner Miss. J.

Cockin, nach kaum 3-jähriger Arbeit im Matebele-Land.

— Am 7. März der eingeb. Geistliche A. Van Rooyen, 68 Jahre alt, in Port Elisabeth, Südafrika, seit 1849 Pastor der Londoner Missionsgemeinde in Tidmanton.

— Am 8. Mai in Mangalur Samuel Gundert, seit 1863 ununterbrochen in Ostindien, dem Lande seiner Geburt, thätig.

Bücherschau.

Jamunabai's Wanderungen oder Blicke in indisches Witwenleben. Aus dem Kanaresischen. Basel. Missionsbuchhandlung. 1880.

Schon lange haben wir eine deutsche Bearbeitung dieser von einem Hinduchristen verfaßten und s. Z. vom seligen Miss. Würth herausgegebenen echt indischen Erzählung für wünschenswerth gehalten. Dieselbe ist in hohem Grade geeignet, richtigere und vollständigere Begriffe vom indischen Frauen- und Familienleben, insbesondere aber vom traurigen Loos der indischen Witwen unter uns zu verbreiten. Die Uebersetzung ist recht gelungen. Die hübsche Ausstattung empfiehlt das Büchlein auch solchen, die vor den gewöhnlichen „Traktätchen" einen gewissen horror haben.

A Grammar of the Chinyanja Language as spoken at Lake Nyassa. By Alex. Riddel. Edinburgh, John Maclaren & Son. 1880.

Einige Mangandscha-Wörtersammlungen von Blair und Procter ausgenommen, ist dies sorgfältig gearbeitete und nett gedruckte Büchlein das erste und einzige Werk über die Sprache des am Njassa-See wohnenden Volksstammes der Anjandscha. Herr Riddel hat von Mai 1875 bis Februar 1879 zuerst als Agronom, dann auch als Schulmeister in Livingstonia gewirkt und täglich mit den Eingebornen verkehrt. Offenbar hat er aufmerksam beobachtet und fleißig gesammelt. Sein Büchlein bietet auf 50 Seiten eine Grammatik, auf 60 Seiten ein Tschinjandscha-englisches und auf 30 Seiten ein Englisch-Tschinjandscha Wörterverzeichniß. Eine kurze Einleitung gibt einige ethnographische Aufschlüsse über die Anjandscha oder — wie sie sich am Südostende des Sees nennen — Mangandscha und weist ihrem Dialekt den ihm gebührenden Platz unter den Bantu-Sprachen an. Bei der Anordnung und Systematisirung des von ihm gesammelten Materials hat dem Verfasser sein gelehrterer Bruder William geholfen. Wir empfehlen das interessante Werkchen der Aufmerksamkeit unserer Linguisten.

Futschau.

Rundschau.

II. Asien.

2. China.

c. Früchte der Arbeit.

„Das Reich Gottes hat in China Fuß gefaßt. Auf unseren Reisen treffen wir gar nicht selten mit eingebornen Christen zusammen, haben kleine Versammlungen auf dem Boot mit ihnen und finden, daß sie meist nicht nur als Christen unter ihren Landsleuten bekannt sind, sondern sich auch bemühen, die Wahrheit weiter auszubreiten. Anfangs 1879 bereiste ein Agent der schottischen Bibelgesellschaft die Provinz Honan und traf hier eine Anzahl Christen, die in Hankau die Taufe erhalten hatten. In Tschangte, einer der größten Städte dieser Provinz, hielt er mit einigen derselben eine liebliche Erbauungsstunde in seinem Reiseboot, und ein Heide, der durch sie mit dem Evangelium bekannt geworden war, bat angelegentlich um die Taufe. Es stellte sich heraus, daß er mit der christlichen Wahrheit ziemlich vertraut war, daß mehrere seiner Angehörigen ebenfalls den Götzendienst aufgegeben hatten und der Taufe harrten. In Tschangscha, der Hauptstadt von Honan, wollte niemand dem fremden Reisenden ein Boot zur Weiterfahrt vermiethen, seine eingebornen Begleiter mußten daher lange nach einem suchen. Endlich entdeckten sie ein Boot, in welchem sich ein Neues Testament und ein Gesangbuch fand. Der Besitzer war ein Bekehrter, vor einigen Jahren in Hankau getauft. Natürlich stellte er sein Fahrzeug zur Verfügung, wozu an diesem fremdenfeindlichen Ort immerhin etwas Muth und Selbstverleugnung gehörte.

„Einer unserer Bekehrten war uns aus den Augen gekommen; drei Jahre lang hatten wir keine Nachricht von ihm, und ich war sehr besorgt um ihn. Da tauchte er plötzlich in Hankau auf und

zwar mit der frohen Botschaft, daß er nicht nur selbst seinem Bekenntniß treu geblieben, sondern daß es ihm gelungen, einige seiner Nachbarn für dasselbe zu gewinnen und daß ihrer 5 oder 6 bereit seien, sich taufen zu lassen. Wir besuchten nun seinen Wohnort, hielten einen Gottesdienst in seinem Hause, tauften zuerst seine Frau mit einem Kinde und Tags darauf 3 jener Nachbarn. Auf einem Tisch des Wohnzimmers lag eine Bibel und ein Gesangbuch; alle Sonntag hatte der Mann hier eine Andacht gehalten. Auf der Rückreise nach Hankau kehrten wir in einem andern Dorf ein, wo wir ebenfalls zwei Christenfamilien haben. Wir fanden sie so warm als je und erfuhren, daß sie als Anhänger der ‚Jesus-Religion' in der ganzen Umgegend bekannt seien. Tags darauf besuchten wir wieder ein anderes Häuflein von Gläubigen und freuten uns, sie trotz allerlei Trübsal standhaft und als Frucht ihres Zeugnisses mehrere Taufbewerber zu finden. Diese und andere Begegnungen mit chinesischen Christen waren eine große Erfrischung auf der Reise.

„Im Hiaukan-Bezirk wachsen diese Häuflein an Zahl und Kraft. An mehreren Orten sind Neuerweckte übergetreten. In einem Dorfe konnte ich eine ganze Familie taufen. Auf einer Reise könnte man hier sein Nachtquartier jedesmal wieder in einem anderen Christenhaus aufschlagen. Im Oktober predigte ich, von zwei Eingebornen unterstützt, einen ganzen Tag in der Bezirkshauptstadt. Die Leichtigkeit, mit welcher da Tausende die christlichen Lehren aufzunehmen und zu verstehen schienen, überraschte mich; ich konnte es mir nur daraus erklären, daß die in der Gegend wohnenden Christen treulich ihr Licht hatten leuchten lassen. Jetzt haben wir dort einen Evangelisten stationirt, und bereits verspricht seine Arbeit reiche Frucht zu tragen.

„Wahrlich, das Reich Gottes ist da unter den Leuten, und es kommt immer mehr, wenn auch nicht mit Pauken und Trompeten, so eben doch wie der Sauerteig — langsam und verborgen, aber sicher und stetig, bis der ganze Teig durchsäuert sein wird. Dabei verbergen wir uns nicht die aus der sittlichen Armut des Chinesenthums herstammenden Schwächen unserer Bekehrten. Dieses Jahr haben wir z. B. zehn Gemeindeglieder vom Abendmahl ausschließen müssen, fünf weil sie sich der katholischen Kirche angeschlossen hatten — alle aus äußeren Gründen, nicht aus Ueberzeugung; weß Brod ich eß', deß Lied ich sing' — heißt's da. Die Hoffnung, bei

Rechtshändeln vom katholischen Missionar unterstützt zu werden oder Almosen von ihm zu erhalten, ist der Hauptbeweggrund bei solchen Uebertritten. Als ich jenen fünf die Thorheit und Sündhaftigkeit ihres Vorhabens vorhielt, erklärten sie rückhaltlos, daß sie nach wie vor an der protestantischen Lehre fest-, die unterscheidenden Gebräuche und Dogmen der römischen Kirche aber für falsch hielten, daß sie auch gern bei uns bleiben würden, wenn wir ihnen nur die gesuchte Hilfe gewähren wollten. Als man ihnen hierauf sagte, Leute wie sie könne man bei uns unter keinen Umständen brauchen, giengen sie eben fort und wahrscheinlich haben sie seither „dem Teufel und dem Protestantismus" feierlichst entsagen müssen. Daß Getaufte, die jahrelang in unseren Gemeinden gewesen, so leicht verführt werden können, wenn es sich um irdischen Vortheil handelt, beweist eben nur, wie ganz verweltlicht das chinesische Gemüth ist und wie schwer es selbst dem Christenthum fällt, dasselbe zu veredeln und zu vergeistigen. Niemand weiß besser, als die Missionare selbst, wie schwach, unwissend und unvollkommen manche unserer Getauften sind. Einige unserer ältesten Bekehrten hier sind zugleich die kältesten und leblosesten, während einige der jüngst Getauften sich geradezu als Heuchler entlarvt haben. Trotz allem aber faßt das Reich Gottes Wurzel und breitet sich aus. Viele unserer Bekehrten sind altbewährte Christen, die durch ihr Leben beweisen, daß ihre Herzen erneuert sind, und durch ihren Eifer für die Wahrheit sich als Jünger Jesu kennzeichnen. Einer unserer besten Christen, ein Gemeindeältester, leistet jetzt unentgeltlich Dienste im Missionsspital und hat es uns dadurch ermöglicht, den früher für's Spital angestellten Evangelisten ohne Vermehrung der Kosten an einen Außenposten zu schicken. Ein zweiter Evangelist wird von den eingebornen Christen in Hankau unterhalten. Zugleich sorgt die kleine Gemeinde für ihre Armen und bestreitet alle Gottesdienstkosten selbst. Die Landgemeinden fangen auch an, diesem Beispiel zu folgen. Sie merken, daß so das Werk sich in's Unendliche ausdehnen kann, während, wenn es bloß aus Missionsmitteln betrieben wird, ihm sehr enge Grenzen gezogen werden müssen.

„Im Dorfe Wei hatte sich vor etwa 3 Jahren ein junger Mann der Gemeinde angeschlossen. Sein Vater war ein erbitterter Feind und ließ sich nicht einmal herbei, mich zu sehen. Als ich nun das letztemal dort war, kam dieser Mann freiwillig zu mir

und sagte u. A.: „Jetzt weiß ich, daß es in der Jesus-Religion einen heiligen Geist gibt.“ — Woher? — „Ich weiß es, denn mein Sohn hat ein neues Herz bekommen, ja ist ein ganz anderer Mensch geworden seit seinem Uebertritt.“ Damit war die Feindschaft des Vaters gebrochen: Bei seinem Sohne ist wirklich ‚alles neu geworden‘; hoffentlich wird's auch bei ihm selbst noch so.

„In einem anderen Dorf wurde neulich ein Aussätziger getauft. Er ist der Gelehrte des Ortes und trotz seiner Krankheit ein ziemlich einflußreicher Mann. Früher war er uns gegenüber sehr hochfahrend. Obgleich er innerlich die neue Lehre begierig aufnahm, gab er sich äußerlich das Ansehen, als verachte er sie. Jetzt hat er sich examiniren lassen; es stellte sich heraus, daß er alles wußte und sogleich getauft werden konnte. Er war demüthig wie ein Kind und so ehrerbietig als nur möglich. Nach seiner Taufe sprach er ein Gebet, wie ich noch keines von chinesischen Lippen vernommen hatte. Dem Leibe nach ist er noch ein Aussätziger, sein Herz aber ist, so viel ich urtheilen kann, ein gereinigtes.

„Vorigen Sonntag taufte ich einen Mann, den ich seit drei oder vier Jahren immer zu einer Entscheidung gedrängt hatte. Als seine Frau hörte, daß der Uebertritt eine Wahrheit werden sollte, warf sie sich in den Fluß und hätte sich so das Leben genommen, wenn nicht rechtzeitige Hilfe gekommen wäre. Ihr Mann ließ sich hiedurch aber nicht einschüchtern, sondern wurde vor vielen Zeugen nun endlich in die Gemeinde aufgenommen, der er im Herzen eigentlich schon längst angehört hatte.

„Im Oktober wurde ein Gelehrter getauft. Vor 3 Jahren war er einige Wochen lang in unserem Hospital gewesen und hatte beim Abschied eine ganze Sammlung christlicher Bücher mit sich genommen. Diese hatte er eifrig studirt, und als er eines Staatsexamens wegen nach Wutschang kommen mußte, war das Erste, daß er sich bei uns einstellte und um die Taufe bat, die er dann auch nach abgelegter Prüfung erhielt, um als Christ in seine ferne Heimat zurückzukehren. Das sieht doch nach Aufrichtigkeit aus.

„Bei dieser Gelegenheit sei auch erwähnt, daß ich auf den Wunsch meiner Kollegen für die zu jenem (alle 3 Jahre in Wutschang stattfindenden) Examen sich einstellenden ‚Literaten‘ einen besonderen Traktat geschrieben hatte, der in nahezu 10,000 Exemplaren unter sie ausgetheilt wurde. Derselbe enthält eine kurze Darlegung der

Hauptlehren über Gott, über Christus, über den Heilsweg und die h. Schrift, eine Schilderung vom Glück der Gläubigen und dem neuen Leben, das sie führen, und schließt mit einem Ruf zur Buße. Im Ganzen haben wir letztes Jahr 95 neue Gemeindeglieder aufgenommen."

Wie gerade in China, wo ein so großer Theil wenigstens der männlichen Bevölkerung lesen kann, die mündliche Predigt des Evangeliums durch Verbreitung christlicher Schriften sehr wirksam ergänzt, ja bisweilen fast ersetzt wird, das geht aus folgender Geschichte hervor:

Im Jahr 1835 machte Miss. Dr. Meadows eine Reise der Küste von China entlang, auf welcher er auch eine kleine Insel*) besuchte, wo er jedoch nur einige Stunden blieb und ein paar christliche Bücher und Traktate zurückließ. 39 Jahre lang kam kein Europäer, wenigstens kein Missionar, auf diese Insel, bis endlich wieder ein Reiseprediger auf derselben das Evangelium zu verkündigen versuchte. Wie erstaunte er, als einer seiner Zuhörer ausrief: „Diese Lehre kennen wir!" — Woher denn? — „Ja, vor vielen Jahren war ein Ausländer hier, der brachte einige Bücher, und diese enthalten die gleiche Lehre, welche Sie jetzt predigen. Er hatte dieselben meinem Vater gegeben, und dieser befahl mir noch auf seinem Sterbebett, dieselben sorgfältig aufzuheben und sie zu lesen, vielleicht würde Gott dann einmal jemand senden, der uns diese Lehre noch völliger erklären könne."

Die Frucht, welche das von Dr. Meadows ausgestreute Samenkorn nach so langer Zeit tragen sollte, war die Gründung einer kleinen Gemeinde, welche bald 60 Mitglieder zählte und sich gegenwärtig in blühendem Zustand befindet. Welche Aufmunterung für Missionare nicht nur, sondern für alle, die irgendwie guten Samen ausstreuen, sei es durch Wort oder Schrift!

d. Ein christlicher Mandarin.

Um's Jahr 1825 kamen die drei ersten Chinesen-Jünglinge nach Amerika, um in einer bald darauf eingegangenen Missions-

*) Wie die „kleine Insel" heißt, ist uns leider nicht bekannt; für die Aechtheit der Geschichte aber bürgt wohl der Name des Missionars E. R. Barrett.

anstalt in Cornwall erzogen zu werden. Was aus ihnen geworden, wissen wir nicht. Mehr als 20 Jahre später (1847) kamen wieder drei junge Chinesen nach Amerika und zwar in's Haus einer Missionarsmutter, unter deren gesegnetem Einfluß sie alle bekehrt wurden. Einer von ihnen, Wong-fun, begab sich 1850 nach Edinburg, von wo er nach ehrenvoll bestandenem Universitätsexamen im Jahr 1856 als Arzt nach China zurückkehrte und in Kanton sich bald einen Namen machte. Er starb erst im Oktober 1878 und sein Andenken ist noch im Segen.

Der zweite, Wong-sching, konnte krankheitshalber kaum ein Jahr in Amerika bleiben, lernte dann in Hongkong die Buchdruckerei und wurde an der Missionspresse daselbst von Dr. Legge angestellt. Erst kürzlich hat er diese Arbeit aufgegeben und ist nun Dolmetscher bei der chinesischen Gesandtschaft in den Vereinigten Staaten geworden, wo er sich auch sogleich einer evang. Gemeinde angeschlossen hat.

Der bedeutendste von jenen dreien aber war der jüngste, Jung-wing. Nachdem er an der hohen Schule in Yale seine Studien vollendet und zweimal einen Preis für seine vorzüglichen englischen Aufsätze davongetragen, kehrte er im Jahr 1854 in seine Heimat zurück. Aber fast fühlte er sich hier fremder, als in Amerika, kaum konnte er noch seine Muttersprache sprechen; so sehr war er ein Amerikaner geworden. Aber er sah es als seine Pflicht an, in und für China zu wirken. Sein Wunsch und Plan war fortan der, möglichst vielen seiner Landsleute das, was er selbst genossen hatte, eine christliche Erziehung in Amerika, zu verschaffen. Aber 16 Jahre vergiengen, ehe dieser Plan zur Ausführung kam. Indessen war er selbst durch allerlei hindurch gegangen, ohne jedoch je sein Ziel aus dem Auge zu verlieren. Er war zuerst Privatsekretär des amerikanischen Kommissärs, dann Uebersetzer im Zollhaus zu Schanghai, Handelsreisender und zuletzt selbständiger Kaufmann gewesen, bis er im Jahr 1862 durch einen Gelehrten dem Vice-König Tsang-Koh-Fan, einem ausgezeichneten Staatsmann und General, vorgestellt wurde. Dieser war gerade mit der Unterdrückung der großen Taiping-Rebellion beschäftigt und empfieng unsern Freund in seinem Hauptquartier im Feld. Der große Herr hatte solche Freude an ihm, daß er ihm sogleich eine Beamtenstelle antrug und ihn zu einem Mandarin fünften Grades ernannte. Im Jahr 1864 wurde er nach Amerika geschickt, wo er die Ankäufe an Maschinen

u. dergl. machte, welche den Grundstock zum großen Arsenal in Schanghai bildeten. Zum Lohn für das hiebei bewiesene Geschick wurde er um eine Rangstufe promovirt und war nun in der Lage, bei allerlei hervorragenden chinesischen Beamten seinen Lieblingsplan zur Sprache zu bringen. Er konnte mit Recht darauf hinweisen, daß man für allerlei wichtige Posten Ausländer anzustellen genöthigt sei und daß es doch viel besser wäre, wenn man hiefür die rechten Männer in China selbst finden könnte, was aber unmöglich sei, so lange man nicht junge Leute ins Ausland schicke, um sie dort das Nöthige lernen zu lassen. Die einzigen, die ihm Gehör schenkten, waren außer dem oben Genannten Li-Hang-Tschang, der gegenwärtige Premierminister, und Ting-Ji-Tscheang, Gouverneur von Kiangsu. Aber auch sie vermochten es angesichts der allgemein herrschenden Vorurtheile nicht, etwas in dieser Richtung zu thun.

Wiederum vergiengen Jahre. Jung-Wing verlor aber die Geduld nicht. Ohne Glauben an Gott wäre er wohl oft verzweifelt. Im Gebet aber konnte er sich immer wieder stärken. So wartete er denn ruhig auf eine Gelegenheit, seinen alten Plan zu verwirklichen. Endlich kam diese Gelegenheit. Im Jahr 1870 wurde eine Kommission von fünf Chinesen eingesetzt, um in Gemeinschaft mit den Vertretern der europäischen Mächte die traurige Affaire zu untersuchen, welche als Blutbad von Tientsin bei uns bekannt ist. Es traf sich, daß jene drei Männer in dieser Kommission beisammen saßen und Jung-Wing selbst auch in der Sache gehört wurde. Das gräßliche Ereigniß in Tientsin und die daraus hervorgehenden Verwickelungen waren ganz geeignet dazu, die Richtigkeit der bisher von Jung-Wing vertretenen Ansicht zu beweisen und die Augen der chinesischen Machthaber für das vorhandene Bedürfniß zu öffnen. Die Frucht hievon war, daß im Jahr 1871 der nun abermals um eine Stufe avancirte christliche Mandarin mit noch einem hohen Beamten nach Amerika gesandt wurde, um hier Anstalten für die Unterbringung und Ausbildung einer Anzahl chinesischer Studenten zu treffen. Wer war glücklicher als unser Freund? Sein Ziel war erreicht. Er durfte 120 junge Chinesen nach Amerika hinüber befördern. Bald acht Jahre lang haben diese nun in verschiedenen Schulen und Anstalten gelernt und sich fast ausnahmslos sehr gut gehalten. Ihr gesammter Studienkursus ist auf 15 Jahre berechnet. Die meisten sind sehr begabt und haben sich die Liebe und Achtung ihrer Lehrer

nicht nur, sondern auch der Familien, in denen sie untergebracht sind, in hohem Maße erworben.

Im December 1876 erhielt unser Freund den zweiten Rang und wurde neben Tschin-Lan-Pin zum zweiten Gesandten für Nordamerika, Peru und Spanien ernannt. Jetzt lebt er demgemäß in Washington, hat auch immer noch die Oberaufsicht über jene studirenden jungen Leute. Er ist etwa 50 Jahre alt, sieht aber viel jünger aus. Nur bei feierlichen Gelegenheiten trägt er sein chinesisches Staatskleid, im Uebrigen erscheint er und redet er wie ein feingebildeter Amerikaner. Nur in der Aufregung spürt man seiner Sprache an, daß er ein Chinese ist.

Als er im Sommer 1874 die Zustände der chinesischen Kulis in Peru zu untersuchen hatte und bald herausfand, daß man diese hier aufs Schändlichste behandelt hatte, machte er seiner Entrüstung in so unverblümten Ausdrücken Luft, daß zwei amerikanische Freunde, die ihn begleiteten, ernstlich besorgt wurden und ihm sagten, wenn er in Peru so rede, so sei er seines Lebens nicht sicher. Aber er kannte keine Furcht. „Nun gut, warum sollte denn ein Mann nicht auch sein Leben wagen!? Vielleicht wäre es der beste Gebrauch, den ich von meinem Leben machen kann, wenn ich es hier lasse. Wenn ich das gewiß wüßte, würde ich ohne Zögern das Opfer bringen." Als er dem seither ermordeten Präsidenten der Republik, Manuel Pardo, vorgestellt wurde und dieser etwas von oben herab bemerkte: „Nun, Herr Jung-Wing, ich denke, Sie haben gefunden, daß Ihre Landsleute bei uns doch nicht so gar schlecht behandelt werden," antwortete er höflich, aber bestimmt, es thue ihm leid erklären zu müssen, daß er die Zustände der Chinesen in Peru viel schlimmer gefunden als er geglaubt, und fügte dann eine Reihe von nicht eben schmeichelhaften Bemerkungen über peruanische Rechtspflege und dergleichen hinzu.

Im Jahr 1875 hat der christliche Mandarin sich mit einer Fräulein Kellogg vermählt. Die Hochzeit fand in einem Pfarrhause statt, das s. Z. der Großvater der Braut inne gehabt. Seither sind ihm zwei Söhne geboren worden. Der erste ist Morrison Brown getauft worden. Brown hieß der Missionar, der anno 1847 jene drei Jünglinge aus China nach Amerika ins Haus seiner Mutter brachte, und Morrison ist ja bekanntlich der Name des ersten evangelischen Missionars in China. Schon diese Namengebung beweist,

weß Geistes Kind der Mandarin ist. Er ist ein ganzer Chinese, ein begeisterter Patriot, aber auch ein gläubiger Christ und Diener des lebendigen Gottes.

Neulich hatte er die Freude, seinen alten Lehrer, den eben genannten Miss. Dr. Brown, durch dessen Vermittelung er einst auch nach Amerika gekommen war, bei sich in Washington zu beherbergen, und Dr. Brown's Freude während dieses 18-tägigen Aufenthalts im chinesischen Gesandtschaftshotel war keine geringere. Er schreibt darüber: „Es ist lange her, seit ich zum letzten mal mit Jung-Wing zusammen gewesen und ich hatte reichlich Gelegenheit, alte Erinnerungen aufzufrischen, die Entwickelung seines Charakters zu beobachten, ihn als Gatten und Vater in seinem Hause walten zu sehen, ja auch einen Einblick in seine Arbeit zu bekommen. Sein Kollege Lan-Pin ist nämlich noch in Spanien, und Jung-Wing kann daher manches für seine Regierung und sein Volk thun, was jener nicht wagen würde. Es ist erquicklich, ihn bei der Familienandacht zu hören, und zu sehen, wie er seinen kleinen noch nicht vierjährigen Sohn in der h. Schrift unterrichtet. Wie konnte ich anders als frohlocken und Gott danken, daß ich Ihm in den Jahren 1839—47 Pionierdienste in China hatte leisten dürfen; sind doch die Früchte meiner unberühmten Arbeit von damals jetzt in Süd- und Nordamerika, wie in China selbst zu sehen und zu spüren!"

Neulich wurde in Ningpo auch ein junger Chinese in die presbyterianische Gemeinde aufgenommen, der seine Studien in Amerika unter Jung-Wing's Leitung gemacht hatte. Wer wollte zweifeln, daß durch derartige Männer nicht minder, als durch die Arbeit der Missionare der große Umschwung in China vorbereitet wird, auf den wir alle warten und der vielleicht bälder kommt, als wir ahnen?!

e. Die englisch-kirchliche Mission in Fukien.

Auf dem letzten Jahresfest der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft hielt der aus China zurückgekehrte Miss. Wolfe folgende Ansprache, die uns so recht in die chinesische Missionsarbeit und in den Ernteseegen derselben hineinblicken läßt.

„Was kann ich über China sagen? Ich kann nur von einem Winkel dieses Riesenreiches, von der Provinz, in welcher ich 18 Jahre lang habe arbeiten dürfen, ein wenig erzählen. Diese Provinz, die kleinste von allen, ist Fukien, und ihre Hauptstadt Futschau. Es

sind jetzt gerade 30 Jahre vergangen, seit der erste englisch-kirchliche Missionar diese Stadt betrat. Von den 85 oder 90 ummauerten Städten der Provinz ist Futschau die größte, und von den 20 Millionen Einwohnern derselben beherbergt sie allein über 1 Million, d. h. nach chinesischer Schätzung etwa 600,000 innerhalb und 500,000 außerhalb ihrer Mauern.

„Eilf Jahre lang wurde hier gearbeitet, ohne daß ein einziger Chinese wäre bekehrt worden. Die Brüder hatten die Sprache gelernt, hatten gepredigt, hatten gewartet, gebetet, geweint — aber keine Seele war gewonnen worden, ja auch nicht der Schatten oder die kleinste Spur war zu entdecken von einer Frucht oder einem Eindruck, den man aufs Volk gemacht hätte. Unter solchen Umständen beschloß man in London, die Mission aufzugeben, und dieser Beschluß wäre auch ausgeführt worden, wenn der Miss. Georg Smith, dessen Name nie vergessen werden sollte, nicht protestirt hätte. Er erklärte der Kommittee, daß er nicht gesonnen sei seinen Posten zu verlassen; die Kommittee gab seinen dringenden Bitten nach, und 2 oder 3 Monate darauf durfte er die Erstlingsfrucht von der großen Ernte einheimsen, welche uns seither in Futschau zu theil geworden ist. Wunderbarer Weise lebte er selbst nur noch ein paar Monate nach diesem freudigen Ereigniß. Er durfte eingehen in die ewige Ruhe. Sein Nachfolger aber führte das Werk auch unter großen Schwierigkeiten fort. Als ich 1861 nach Futschau kam, gab es dort nicht mehr als 3 oder 4 Bekehrte, und als ich es 1879 verließ, waren hieraus 3000 eingeborne Christen in 100 Gemeindlein mit 120 eigenen Lehrern und Evangelisten geworden!

„Aber freilich, ohne Kampf, Verfolgung und Noth ist es nicht gegangen. Von Anfang an hat die christliche Kirche in Fukien Verfolgung zu leiden gehabt, und im gegenwärtigen Augenblick hat sie eine schwere Krisis durchzumachen. Ich bitte daher einen Jeden, der da lieb hat den Herrn Jesum Christum, für diese Kirche und Mission zu beten. Aber gerade im letzten Jahr, mitten unter den größten Schwierigkeiten, ist auch unser Erfolg größer gewesen als je, denn 400 Neubekehrte haben in die christliche Kirche aufgenommen werden können!

„Ich will suchen, Ihnen einen Begriff davon zu geben, wie dies Werk betrieben worden ist. Es sind jetzt 14 oder 15 Jahre her, daß ich meine erste große Reise durch die Provinz Fukien machte, und als ich dieselbe beendigt hatte, war ich entschlossen nicht zu

ruhen, bis durch Gottes Gnade in jeder der von mir besuchten Ortschaften ein Katechist und ein Schulmeister stationirt sein würde. Und obgleich dieser Wunsch noch nicht ganz erfüllt ist, so ist er's doch zu einem großen Theil; denn in mehr als 100 Städten und Dörfern steht jetzt ein eingeborner Katechist, der das Evangelium predigt.

„Vor 12—13 Jahren kam ich einmal in eine große Stadt von ungefähr 100,000 Einwohnern. Es war Nacht, finster und regnerisch, als wir ankamen. Wir suchten ein Quartier, es fand sich aber keins. Alles fürchtete sich vor dem Ausländer. Mein Katechist und mein Knecht sagten: ‚Wir können hier nicht bleiben!' Ich aber blieb dabei: ‚Wir müssen hier bleiben, es regnet stark und wir können nicht ohne Obdach sein.' Endlich kam ein Mann und sagte: ‚Ausländer, ich will dir in meinem Hause Quartier geben.' Es war eine Art Erkerstube über einem Kaufladen, und wir richteten uns so gut darin ein, als es gehen wollte. Kaum war das aber geschehen, so kam der Katechist herein mit der Erklärung: ‚Hier können Sie nicht übernachten. Der Mann handelt mit Opium. Wenn Sie hier übernachten, können Sie morgen nicht predigen, denn die Leute verabscheuen das Opium. Ich stimmte natürlich bei. Wir packten unsere sieben Sachen wieder zusammen und giengen hinaus auf die Straße. Ein Chinese, der uns schon vorher gesehen hatte, rief verwundert: ‚Wie kommt das? Da ist der fremde Teufel wieder auf der Straße,' und ein anderer sagte: ‚O, ich hörte ihn sagen, er wollte um alles in der Welt nicht bei einem Opiumhändler übernachten; deßwegen hat er sein Quartier wieder verlassen.' Und nun hieß es von allen Seiten: Ich und ich und ich will ihm Quartier geben. Alle Einladungen konnten wir nicht annehmen; aber eine nahmen wir an. Der betreffende Hausbesitzer erklärte sogleich, wir dürften so lange bleiben, als wir wollten, und thun, was uns beliebe. So predigten wir denn alsbald in dem Hause, und als ich anderthalb Stunden lang von dem Evangelium des Friedens gesprochen, das uns aus England hieher nach China gebracht habe — da sank ich auf einen Stuhl und fiel in tiefen Schlaf. Aber ein Chinese nahm mich beim Kragen und rief: ‚Ausländer, stehe auf und erzähle uns noch mehr davon. Das kommt nicht alle Tage vor, daß wir einen Ausländer hören.' Ich protestirte, ich sei zu erschöpft und müsse Ruhe haben. Das begriffen die Leute, und während ich mich in mein Zimmer zurückzog, erkundigten sie sich bei meinem Knecht, was

ich denn zu essen pflege. Denn überall in der Provinz Fukien gibt man uns, wenn wir irgendwo eingekehrt sind, alles was wir brauchen. Das chinesische Volk will das Evangelium hören. Es sind bloß die Literaten und die Regierungsbeamten, welche uns widerstehen. Deßwegen erwähne ich diesen Umstand. Nun, mein Knecht setzte den Leuten auseinander, daß ich Rindfleisch esse, Rindfleisch des Morgens, Rindfleisch des Mittags, Rindfleisch des Abends. Das kam ihnen sehr merkwürdig vor. Nicht minder, als mein Knecht sagte, ich esse auch Eier zum Frühstück, aber nicht faule Eier, wie die Chinesen sie mit Vergnügen verzehren, sondern frische. Uebrigens brauchten sie wegen des Fleisches nicht zu sorgen, denn ich hätte solches bei mir in meinem Reisekorb. Am nächsten Morgen fand ich auf meinem Tisch frische Eier und eine Schüssel voll Milch. Die Chinesen selbst trinken nie Milch; als mein Hauswirth aber gehört hatte, daß ich Milch trinke, war er noch spät Abends zu einem Bauern gegangen und hatte ihm gesagt, er solle diese Nacht die Kälber von den Kühen fern halten und ihm am Morgen die Milch bringen für seinen ausländischen Gast, der sie zu seinem Frühstück möge. Auch Rindfleisch essen die Chinesen nie; aber noch am nämlichen Abend schlachteten sie eine Kuh, damit ich genug Fleisch ‚zum Frühstück, zum Mittag- und Abendessen' haben sollte. Und so lange ich an dem Ort blieb, wurde ich bedient wie ein Prinz. Eine ganze Woche hindurch predigte ich dort. Ich war der erste Missionar, den die Leute je zu Gesichte bekommen. Was die Früchte solcher Arbeit gewesen, habe ich schon gesagt.

„Die 3—4000 Christen in Fukien gehören freilich nicht alle zu unserer Mission. Unsere lieben, eifrigen Methodistenbrüder aus Amerika sind uns nachgekommen, haben Kirchen und Kapellen errichtet, gepredigt und viel Segen gehabt. Sollen wir ihnen das nicht gönnen? Gott bewahre uns vor solcher Eifersucht!

„Vor 12 Jahren gieng ich in die große Stadt Lo-Nguong. Das Wort Gottes war hier noch nicht bekannt. Zwar lebten ein paar Katholiken am Ort, aber diese wußten mehr von der Jungfrau Maria als vom Herrn Jesus. Ich eröffnete dort eine Kapelle, und jetzt sind in jenem Distrikt 14 Kirchen und Kapellen. So gieng es in Ning-Taik und noch an manch' anderem Ort. In Ku-Tieng z. B. kam ein armer Mann zu mir und sagte: ‚Ich bin ein Opiumraucher, und meine ganze Familie raucht. Was soll ich anfangen?'

Ich erklärte ihm, daß er dieses Laster aufgeben müsse, wenn er ein Christ werden wolle. Er nahm nun Monate lang am Taufunterricht theil, konnte aber das Opiumrauchen nicht aufgeben. Endlich ließ er sich zu den Zeiten, wo er wußte, daß das Verlangen nach dem Opium sich einzustellen pflegte, an sein Bettgestell anbinden, um dem Gift nicht nachgehen zu können. Das gelang. Er wurde auch getauft, und erst vor einigen Monaten ist er im Glauben triumphirend gestorben.

„Im vorigen Jahr klopfte einmal ein Chinese an meine Thür. Er war aus einem Dorf gekommen und bat um einen Katechisten, der ihn und seine Landsleute im Evangelium unterrichten sollte. Ich sagte ihm, aus Geldmangel und wegen anderer Hindernisse sei das jetzt unmöglich. Nach 14 Tagen kam er wieder, von 3 anderen Männern begleitet, und wiederholte sein Anliegen. Ich besprach mich mit meinen Kollegen, und das Resultat war wieder, daß wir keinen Katechisten schicken könnten. Nach 3 Wochen war der Mann wieder da, und mit ihm 4 oder 5 andere. Aber noch einmal mußten wir sie abweisen. Der einzige Rath, den wir ihnen ertheilen konnten, war der: ‚Gehet heim und betet mit einander.‘ Nach einigen Tagen kamen sie wieder und wir vernahmen, daß der Mann, welcher so ernstlich nach dem Evangelium verlangt hatte, aus Verzweiflung zum Selbstmörder geworden sei! Nur ein Missionar, der in den Abgrund des Heidenthums hineinzusehen vermag, kann die Bedeutung eines so traurigen Falles ganz verstehen. Laßt uns beschließen, daß so etwas nicht wieder vorkommen soll, daß ein Heide sich selbst das Leben nimmt, weil wir ihm den christlichen Lehrer nicht senden können, nach welchem er sich gesehnt.

In der Provinz Fukien gibt es viele, die nach Gott suchen, aber sie können ihn nicht finden. Vor etwa 7 Jahren besuchte ich Tschek-Tu, eine große Stadt im Norden der Provinz. Wir eröffneten dort eine ‚Religionshalle‘, wie die Chinesen sagen, und das Volk kam in Schaaren herbei, um zu hören. Als ein 75-jähriger blinder Greis an der Bewegung in den Straßen erkannte, daß etwas Ungewöhnliches los sei, fragte er, was es gebe, und wie er nun erfuhr, um was es sich handle, da ließ er sich alsbald in die Missionskapelle führen. Hier vernahm er die Worte: ‚Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dahin gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das

ewige Leben haben.' Kaum hatte er das gehört, so sprang er auf, klatschte in die Hände und rief aus: ‚Danke, danke! Das ist es, wonach ich seit Jahren mich gesehnt und um was ich so lange schon gebetet habe.' Die Umstehenden meinten, er sei verrückt und wollten ihn hinauswerfen. Er aber erwiderte: ‚Nein, ich bin nicht verrückt, sondern ich weiß, was mir fehlt und um was ich seit Jahren gebetet.' Ein halbes Jahr später hatte ich die Freude, an eben diesem Ort 7 Männer zu taufen, darunter den lieben, alten Blinden. Da erzählte er denn vor versammelter Gemeinde: ‚Als ich 25 Jahre alt war, kam ich, wie so viele andere, zur Ueberzeugung, daß es mit dem Götzendienst nichts sei. Ich war in Verzweiflung. Da, als ich eines Morgens hinter meinem Hause den herrlichen Feuerball im Osten aufsteigen sah, fiel ich nieder und betete die Sonne an: ‚O Sonne, nimm die Last von meinem Herzen!' Und das gleiche that ich beim Sonnenuntergang. 2 Jahre lang hatte ich so zur Sonne gebetet, aber die Last war noch immer auf mir. Nun versuchte ich es mit dem Mond und 12 lange Monate flehte ich den Mond an. Aber kein Friede kam in mein Herz, weder von der Sonne, noch vom Monde. So wandte ich mich denn an die flimmernden Sterne, aber eben so vergeblich. Endlich warf ich mich auf den Boden und rief aus: O, wenn es einen Herrn über den Sternen gibt, so offenbare dich mir! Aber es kam keine Antwort, und ich mußte meinen Weg durch die Welt weiter gehen, bis ich alt und blind ward, und die Last war noch immer da. Da hörte ich eine Bewegung in den Straßen. Ich fragte, was es sei. Man führte mich zum fremden Mann. Ich hörte ihn predigen. Er beschrieb den großen Gott da oben und sagte, wie Er die Menschen so lieb habe. Ich konnte es nicht länger aushalten, sprang auf und rief laut: das ist es, was ich brauche! Nun, jetzt stehe ich hier am Taufstein, um in die Gemeinde Jesu Christi aufgenommen zu werden, und mit Simeon kann ich sagen: Jetzt, Herr, laß mich im Frieden sterben, denn ich habe meinen Heiland gefunden und die Last ist von meinem Herzen genommen.' So der Alte.

„Wir aber wollen uns aufmachen, meine Freunde, und diese göttliche Arznei des Evangeliums den vielen Tausenden von Chinesen bringen, welche noch im Dunkeln tappen, die wohl nach Gott suchen, ihn aber nicht finden können!"

Eine neue Hiobspost vom Victoria-Nyanza.

In der Januar-Nummer haben wir ausführlich über den Stoß berichtet, den die englische Mission am Hofe des Königs von Uganda durch das unchristliche Auftreten der jesuitischen Missionare und in Folge anderer Umstände erlitten hatte. Die damals mitgetheilten Briefe reichten bis zum 17. April 1879.

Neuerdings (26. Mai 1880) sind nun wieder Nachrichten aus Uganda in London eingetroffen, und zwar in einem Packet, das Briefe von drei verschiedenen Daten enthält, die aber alle, obgleich zu verschiedenen Zeiten abgesandt, miteinander nach Sansibar gekommen waren. Die ältesten Briefe (2. Nov. 1879) lauten so günstig, wie noch nie: Der König war den evangelischen Missionaren wieder ganz zugethan und ihre Arbeit hatte den gedeihlichsten Aufschwung genommen. Die jüngeren Briefe (24. Nov. 1879) bestätigen im Allgemeinen diesen erfreulichen Bericht und fügen einige Einzelheiten hinzu; die jüngsten aber (9. Jan. 1880) bringen wieder eine wahre Hiobspost. Bisher hatte die evangelische Mission wohl mit dem Fanatismus der muhammedanischen Araber, mit der Eifersucht gewisser Häuptlinge, mit der Konkurrenz der katholischen Kirche und mit den allgemein herrschenden Landesunsitten, sowie den Launen des Königs zu kämpfen gehabt. Mit dem eigentlichen Heidenthum hatte es noch nie einen Konflikt gegeben. Von Göttern und Götzen, von Priestern und Zauberern war kaum etwas oder doch nur sehr wenig zu merken gewesen. Wer den Berichten aufmerksam gefolgt ist, hat sich ohne Zweifel mit uns hierüber gewundert. Erklären konnte man sich diese seltsame Erscheinung etwa daraus, daß die Missionare es fast ausschließlich mit dem König zu thun hatten, dieser ja aber mit Bewußtsein dem Heidenthum entsagt und zuerst den Islam, dann — wenigstens dem Namen nach — das Christenthum angenommen hatte. Mit dem Volk waren sie eigentlich noch gar nicht recht in Berührung gekommen. Daß dieser unnatürliche Zustand irgendwie zu einer Krisis führen müsse, war leicht vorauszusehen. Nun ist eine solche in akuter Form eingetreten und fast scheint es, als stehe der König bei dem jetzt entbrannten Kampfe innerlich mehr

auf der Seite der Missionare, als auf der des alten heidnischen Aberglaubens, wenn er auch äußerlich von der Bahn des Fortschritts geradezu abgefallen ist. Vielleicht steht auch sein Thron nicht mehr fest, so daß möglicherweise noch weitere Verwickelungen bevorstehen. Wie dem aber auch sein möge, für den Augenblick hat das endlich zum Bewußtsein seiner Gefahr erwachte Heidenthum in Uganda einen glänzenden Sieg über die Mission davongetragen.

Ehe wir jedoch näher hierauf eingehen, wollen wir uns von den Missionaren Mackay und Litchfield erzählen lassen, wie lieblich ihr Werk gegen das Ende des vorigen Jahres sich zu entwickeln begonnen hatte.

1. Gute Tage.

Das Folgende ist eine Zusammenstellung aus den Briefen vom November vorigen Jahres:

„Missionare werden oft beschuldigt, daß sie die Erfolge ihrer Thätigkeit in viel zu glänzenden Farben schildern. Dieser Vorwurf ist, glaube ich, selten berechtigt und entspringt wohl häufiger aus Unglauben, als aus bösem Willen. Es ist die alte Geschichte, wie bei den ersten Christen in Jerusalem (Apg. 12, 15), die auch nicht glauben wollten, daß Petrus wirklich befreit sei und vor dem Thore stehe. Christliche Freunde beten für uns und wir glauben, daß Gott ihre Gebete hört, ja den Beweis dafür können wir mit Händen greifen.

„Vor einigen Monaten feierten die hiesigen Muhammedaner die große Fastenzeit des Ramadhan und machten bei dieser Gelegenheit einen verzweifelten Versuch, ihren Glauben wieder an die Stelle des Christenthums zu setzen und ihm bei Hofe sein früheres Ansehen zurück zu erobern. Deßgleichen haben die Jesuiten, die neuerdings sich übrigens still halten, auf ihre bekanntlich nicht immer sehr ehrliche und offene Art allerlei Mittel in Bewegung gesetzt, ihren Irrlehren da Geltung zu verschaffen, wo wir die Wahrheit zu lehren uns bemüht hatten. Daß wir gegen diese schrecklichen Feinde, welche sich gegen uns vereinigt haben, bis jetzt haben Stand halten können, ist allein Dem zuzuschreiben, der auch hier in Uganda hält, was er versprochen: Siehe, ich bin bei euch alle Tage. (Mackay).

„Wir haben jetzt Frieden nach Zeiten der Unruhe und Noth, ja es kommt uns vor wie der Sonnenschein nach einem Gewitter.

Mtesa macht jetzt Ernst damit, daß alle seine Häuptlinge, Matongolis, Pagen und Soldaten das englische ABC lernen. Mackay und ich sind immer von Lernlustigen belagert. Einige warten schon mit Tagesanbruch auf uns. (Litchfield). Dieses allgemeine Verlangen nach Unterricht ist natürlich dem ausgesprochenen Wunsch des Königs zu verdanken, doch nicht ausschließlich, denn schon seit Monaten haben wir einige Schüler bei uns, die jetzt so weit sind, daß sie uns eine fühlbare Hilfe beim Unterricht der vielen Anderen leisten können, die sich jetzt herzu drängen. Vor einiger Zeit ließ Mtesa sich unsere Suaheli-Gebete mit arabischen Buchstaben aufschreiben und wünschte, daß wir dieselben auf Täfelchen vervielfältigen möchten, damit alle am Lesen der Sonntagsliturgie theilnehmen könnten. Mit Hilfe unserer kleinen Druckerpresse (von Holzapfel) hoffen wir nun aber bald eine genügende Anzahl von Gebeten, und zwar in der Kiganda-Sprache, die wir jetzt schon beim Gottesdienst gebrauchen, herstellen zu können. Ueberdies haben wir große Holztypen geschnitten, mit denen wir das Alphabet und Lesetafeln drucken, welche so reißend abgehen, daß unser Papiervorrath fast erschöpft ist. (Mackay). Wenn die Leute einmal lesen können, werden sie auch Bücher wollen. Unsere nächste und größte Aufgabe wird daher die Uebersetzung der Bibel sein. Ich fürchte jedoch, daß wir noch ein Jahr warten müssen, bis wir uns an diese Arbeit wagen können; aber allmählich wird das Band unserer Zunge gelöst, so daß wir beide schon einfachen biblischen Unterricht in der Kiganda-Sprache zu ertheilen im Stande sind. (Litchfield). Wer glaubt, daß hier alles Suaheli verstehe, täuscht sich; nur der König und ein paar Andere können es. Unser Vorrath an Suaheli-Evangelien u. s. w. geht auf die Neige, und obgleich nur ein Theil derer, welche aus diesen Büchern lesen lernen, die Sprache verstehen, so ist's doch besser, daß sie in ihr lesen lernen, als gar nicht; aber es ist auch wunderbar, wie schnell einige von ihnen den Sinn des Gelesenen auffassen. Dieses ihr Geschick wird uns von großem Nutzen sein, wenn es einmal an die Bibelübersetzung geht. (Mackay).

„Die letzten drei Wochen bin ich eifrig an der Bauarbeit gewesen und habe jetzt ein Haus für mich selbst und eins für meine Jungens (Diener) vollendet, mache auch Fortschritte mit einem Zaun, der ein Drittel des Missionsgehöftes umschließen soll. Ueber hundert Bananenbäumchen sind schon gepflanzt, und mehrere Häuptlinge

haben versprochen, mir noch ein paar Hundert dazu zu geben. Mackay und ich stehen jetzt so mit sämmtlichen Häuptlingen in Rubaga, daß wir uns gegenseitig Besuche machen, und kein Tag vergeht, ohne daß unser Haus sich mit Gästen füllt. Sie können sich denken, wie alles das unsere Herzen erhebt und wie dankbar wir Dem sind, der diesen Umschwung herbeigeführt. Auch unsere ärztliche Thätigkeit ist gesegnet. Im Oktober haben wir 200 Kranke behandelt, meist mit gutem Erfolg. Seit vier Monaten hat Mteſa uns keine Nahrungsmittel mehr geschickt; es ist uns aber gelungen, was wir nöthig haben zu kaufen, so daß wir nie Mangel gelitten. Wir leben, was das Essen betrifft, genau so wie die Eingebornen, ohne daß unsere Gesundheit irgendwie darunter leiden würde. Unser Zeugvorrath, was hier ja so viel heißen will, als unser Geld, ist jetzt aber zu Ende, und wir hoffen, daß Br. Felkin, wenn er aus Chartum zurückkehrt, neue Vorräthe mitbringen wird. Wir hoffen, daß Mteſa innerhalb des Palasthofes eine Schule bauen wird, wo ich täglich hingehen und Unterricht ertheilen kann. Was die plötzliche Lernluſt der Leute betrifft, so sind wir über ihre Beweggründe natürlich nicht im Klaren; wir werden mehr darüber schreiben, wenn man sieht, wie es weiter geht. Der König und Andere bitten um die Taufe. Wir hoffen auf schöne Tage. Betet für uns! (Litchfield)."

Am 7. November kehrte Miss. Pearson aus Kagei zurück. Er hatte einige dort liegen gebliebene Maschinentheile holen wollen; das war ihm aber nicht gelungen, da die Eingebornen sich standhaft geweigert hatten, die schweren Gegenstände in ihre Boote zu nehmen. Er hatte die Reise in Begleitung eines Arabers, nameus Hamiß, gemacht, der noch voll vom Lobe des seligen Lieutenant Smith war und den mittellosen Pearson alle Tage mit Lebensmitteln versorgte. „Seine Freundlichkeit war wirklich groß." In Buganga angekommen, hatte Miss. Pearson sogleich nach Rubaga weitergehen wollen, die Eingebornen aber hatten erklärt, wenn er diesen Weg mache, werde er vom „Mukaſſa" getödtet werden, welcher im Namen des Lubari, d. h. der See-Gottheit, jene Gegend beherrsche! Das war das erste mal, daß ein Missionar in Konflikt mit dem heidnischen Aberglauben der Waganda gerieth. Vierzehn Tage mußte Pearson in Buganga warten, bis man ihm gestattete weiter zu reisen, und zwar nicht zu Wasser, sondern auf dem Landweg, den s. Z. (1862)

auch die Reisenden Speke und Grant gemacht hatten. Da derselbe durch Sümpfe gieng und oft Flüsse durchwatet, dann aber wieder bedeutende Höhen erstiegen werden mußten, war die Reise sehr anstrengend. Er kam daher sehr erschöpft in Rubaga an und hatte bald darauf mehrere Fieberanfälle zu bestehen. Das durchzogene Land freilich war schön wie ein Garten Gottes mit seinen Bergen und Thälern, Wäldern und Feldern. Schöner aber noch waren die neuen Aussichten, welche sich inzwischen dem Missionswerk in Rubaga eröffnet hatten. Miss. Pearson war erstaunt über die eingetretene Veränderung. Da saßen in der Nähe des Palastes kleine Gruppen Eingeborner, ins Studium ihrer Lesetafeln, d. h. der großen, mit dem ABC und kurzen Leseübungen bedruckten Papierbogen, vertieft, andere trugen diese Bogen sorgfältig zusammengewickelt in der Hand, und selbst die Häuptlinge, welche im Palaste auf das Erscheinen des Königs warteten, vertrieben sich die Zeit mit Lesen und Lesenlernen. Auch das Verhältniß der Missionare zum Volk war ein ganz anderes geworden: sie durften jetzt frei herumgehen, die Häuptlinge besuchen u. s. f., nur mit den katholischen Priestern durften sie nicht zusammenkommen. Der König freilich versorgte die Brüder jetzt nicht mehr mit Lebensmitteln wie früher, sondern schickte ihnen nur dann etwas, wenn sie ausdrücklich darum baten oder irgend eine Arbeit für ihn verrichtet hatten. Dagegen hatten sie jetzt Freiheit, sich zu kaufen, was sie wollten. Wenn sie nur mehr Zeug gehabt hätten! „Aber," schreibt Miss. Pearson am 24. Nov., „wir sind fast bankrott; es ist so gut wie nichts mehr da, außer Maschinen, Werkzeuge und Bücher." Und diese Maschinen waren meist unbrauchbar, weil Theile davon in Kagei liegen geblieben waren. Besser gieng's mit der ärztlichen Thätigkeit. Im November hatte Miss. Litchfield wieder gegen 300 Kranke behandelt, von denen wenigstens einige sich erkenntlich zeigten, während freilich die Mehrzahl kaum ein Wort des Dankes für ihren Wohlthäter hatten, obgleich sie seine Arzneien mit Vergnügen an- und einnahmen.

Alles zusammen genommen, konnte Miss. Litchfield schreiben: „Das Werk geht stetig voran und wir haben alle Ursache, Gott für seine vielen Gnadenerweisungen zu danken und mit Zuversicht zu erwarten, daß uns hier eine schöne Zukunft bevorsteht. Die Arbeit ist zwar anstrengend und dauert von Morgens früh bis Abends spät, ja oft bis in die Nacht hinein. (Wir sind den ganzen Tag sehr beschäf-

tigt ... Bauen ... Pflanzen ... Sprachlernen ... Drucken. Dazu kommen Haushaltungsarbeiten. Ich habe z. B. selbst die Straße von der Eingangspforte bis an unser Haus geebnet und die Abzugskanäle für's Regenwasser gereinigt; 1001 Pflichten liegen einem Jeden von uns beständig auf; es wird nicht viel Zeit verloren. Pearson.) Dazu ist das Klima nicht geeignet, einen frisch zu erhalten ... Mtesa hat jetzt versprochen, eine Schule zu bauen, wo ich täglich eine große Zahl Eingeborner zumal unterrichten könnte. Wir haben über den Bauplatz noch keinen Entschluß gefaßt, d. h. ob in der Nähe des Palastes oder im Missionsgehöft. Beim Palaste würde es jedenfalls nie an Schülern fehlen, da dort stets eine Menge müßiger Leute zu finden sind. Andere Umstände aber sprechen dagegen, und im Ganzen wäre eben doch eine Schule auf unserem eigenen Grund und Boden das Beste."

2. Ein schwerer Schlag.

Soweit die guten Nachrichten. Die nun folgenden schlechten sind datirt vom 7. Januar 1880 und lauten so, daß, wenn man am Hofe des Königs von Uganda nicht schon an allerlei plötzliche Wandlungen gewöhnt wäre, man glauben könnte, es sei nun aus mit der Mission. Doch lassen wir die Brüder selbst erzählen: „Seit Monaten," schreibt Miss. Mackay, „ist das Wort Lubari in jedermanns Mund. Viele habe ich mit Ehrfurcht diesen Namen nennen hören, während andere sich weigerten, irgend etwas, sei es Gutes oder Böses, über dies Wesen auszusagen, bis ich endlich herausfand, daß Lubari der Name eines Geistes ist, der über den See herrscht, und in einem alten Weibe (Mukassa)*), die am Seeufer wohnt, personificirt gedacht wird. Monatelang hatten gewisse sich hier aufhaltende Handelsleute gemischter Race, die nach Unjanjembe wollten, vergebliche Anstrengungen gemacht, Boote zur Ueberfahrt über den

*) Auch Speke erwähnt in seinem Tagebuche einen Mgussa als den Neptun des Viktoria-Nyanza und beschreibt einen Besuch, den er in Mtesa's Begleitung dem Zauberpriester dieser Gottheit auf einer kleinen Insel abgestattet. Gegenwärtig scheint eine als Mann verkleidete Zauberin die Rolle des Gottes zu spielen. Lubari scheint das allgemeine Wort für Geist oder Gott, Mukassa aber der Haupt-Lubari von Uganda zu sein.

See zu erhalten. Jedes mal kehrten sie unverrichteter Sache wieder in die Hauptstadt zurück. Es stellte sich dann heraus, daß der Lubari im Begriff war, hier einen Besuch zu machen und daß bis zu seiner Rückkehr an den See alle Schifffahrt auf demselben untersagt war. Ferner hörte ich, daß man hoffte, der Lubari werde den König durch ein einziges Wort von seiner nun zweijährigen Krankheit*) kuriren, daß er zu diesem Zwecke aber die Hexe (Mukassa) zu sich nach Rubaga kommen lassen müsse. Da hier zu Lande alles auf die Person des Königs ankommt, die Stimmung zu Gunsten der Mission ja auch nur daher rührte, daß er den Wunsch ausgesprochen hatte seine Unterthanen möchten doch lesen lernen, so war es uns klar, wie mächtig ein solcher Schritt Mtesa's zur Wiederbelebung des alten heidnischen Aberglaubens hier beitragen würde. Er hatte ja s. Z. den Islam angenommen und hier eingeführt, dann — wenigstens dem Namen nach — das Christenthum. So brachte ich denn eines Tages die Rede auf den Lubari und setzte dem König auseinander: wenn Lubari wirklich ein Gott ist, so haben wir hier in Uganda zwei Götter, Jehovah und Mukassa; wenn Mukassa aber nur ein Mensch ist, so haben wir zwei Könige, nämlich Mtesa, der wiederholt befohlen hat, jene Handelsleute mit Booten zu versehen, und Mukassa, der nicht zuließ, daß die Boote in den See fuhren. Der König gieng bereitwillig auf diese Gedanken ein, übersetzte sogar seinen Häuptlingen, was ich gesagt, und befahl Tags darauf, alle jene Händler abreisen zu lassen, einerlei, was Mukassa dazu sage. In einer späteren Hofversammlung, bei der ich nicht zugegen war, wurde ferner ausgemacht, daß man jene im Namen des Lubari kommende Hexe, die sich der Hauptstadt bereits bis auf wenige Stunden genähert hatte, am besten mit einigen Geschenken an Vieh ꝛc. abfertigen würde, ohne sich weiter mit ihr einzulassen.

„Am folgenden Sonntag nahm ich nach der Liturgie in unserer Kapelle den Gegenstand wieder auf und zeigte den Anwesenden aus einer Menge von Stellen im Alten und Neuen Testament, was für ein Greuel dem lieben Gott alle Zauberer und Hexen seien. Viele

*) „Der König ist schon lange krank; unter Miss. Felkin's Behandlung besserte sich sein Befinden und hätte er sich an dessen Vorschriften gehalten, so stünde es jetzt nicht so um ihn; er hat den Sinnengenuß aber zu lieb und muß nun dafür büßen." Pearson.

Häuptlinge waren zugegen, und es schien, als stimme man mir im Allgemeinen bei. Wieder verging eine Woche; inzwischen war es Neumond geworden. Ich hörte aber nichts weder von Vorbereitungen zum Empfang des Lubari, noch von der Ausführung jenes Vorschlages, sie mit Geschenken abzufertigen. Am nächsten Sonntag (21. Dezember) *) kamen nur sehr wenig Häuptlinge in die Kapelle, andere Leute genug. Es war der Sonntag vor Weihnachten und wir sprachen von der Menschwerdung Gottes zur Erlösung der Welt. Erst nachher erfuhr ich, daß die abwesenden Häuptlinge bis spät in die Nacht hinein beschäftigt gewesen waren, im inneren Königshof drei Häuser zum Empfang nicht nur der Seegöttin Mukassa, sondern auch für die Schutzgottheiten des Landes, Nende und Tschibuka **), zu errichten. Am Montag darauf war ich beim König und hatte wieder eine lange Unterredung mit ihm über die Thorheit des Abfalls vom lebendigen Gott und des Zauberwesens. Der König sagte, er wisse wohl, daß letzteres Unrecht sei, da aber seine Mutter und andere alte Personen jene Gottheiten durchaus an seinen Hof zu bringen wünschten, wisse er nicht, was thun. ‚Soll ich dir sagen, Mackay, was ich von all' den Zauberern (maandwas) denke?' fragte der König. ‚Sag an,' erwiderte ich. ‚Nun,' fuhr er fort, ‚ich glaube, daß, was du sagst, die Wahrheit ist, und daß jeder Lubari ein Lügner ist, der bloß die Leute betrügt, um sich von ihnen füttern zu lassen.' Nach einigen weiteren Reden schloß ich dann mit der Bemerkung, daß wir ihn ja nicht hindern könnten, irgend jemand an seinen Hof zu lassen, daß aber die Aufnahme der Hexen unvereinbar mit dem Bekenntniß des Christenthums sei. Dabei entgieng mir nicht, daß einige der älteren Häuptlinge sehr unzufrieden damit zu sein schienen, daß der König mir beistimmte und so unehrerbietig vom Lubari gesprochen hatte. Später am Tage sollen eben die älteren von den

*) Am folgenden Montag Abend (22. Dez.) wurde Miss. Litchfield vom Häuptling Wakibi in dessen Haus gebeten, wo er zur Concertina christliche Lieder singen mußte. Bei dieser Gelegenheit theilten ihm dieser und einige andere Häuptlinge mit, daß Mackay's Auslassungen gegen die Zauberei großen Unwillen erregt hätten und bereiteten ihn so auf den Sturm vor, der Tags darauf losbrechen sollte.

**) Diese drei: „Mukassa, Nende und Tschiwuka" nannte auch Wilson in dem S. 250 erwähnten Vortrag als Götter der Waganda, die durch Opfer und Gebet geehrt würden.

Häuptlingen eine Audienz bei ihm gehabt und ihm vorgeredet haben, die Missionare seien bloß gekommen, das Land in Besitz zu nehmen, und ihr Versuch, die Sitten von Uganda nach denen ihrer eigenen Heimat umzumodeln, sei nur der erste Schritt zur Unterwerfung des Landes! Nachholen muß ich noch, daß in der Vormittagsversammlung in meiner Gegenwart der König anordnete, daß die Lubaris nicht, wie schon ausgemacht war, am folgenden Tage kommen sollten und zugleich zwei alte Häuptlinge nach Nabulagala zu seiner Mutter und den anderen Alten, die dort, ich glaube, die Königsgräber hüten, abordnete, um zu sagen, daß er das Kommen der Lubaris nicht wünsche, dagegen gerne wissen möchte, warum sie dieselben durchaus an den Hof senden wollten.

„Am folgenden Morgen, Dienstag den 23. Dezember, wurden wir alle drei zum König beschieden. („Während wir uns bereit machten, dem Befehl nachzukommen, erschien ein zweiter Page und sagte, wir sollten uns beeilen." Pearson.) Hier fanden wir eine große Versammlung von Häuptlingen, auch die Alten und Kranken hatten sich eingestellt. Wir mußten beinahe zwei Stunden in der Kapelle warten, bis wir endlich vorgelassen wurden. („Neben dem König saß eine Frau, die er als seine ‚Verwandte' vorstellte." Pearson. Nach Lietchfield war es seine ältere Schwester, die er zu Rath gezogen — „ein höchst ungewöhnliches Ereigniß"). Nachdem alle ihre Sitze eingenommen hatten, wurde ich vorgerufen und benachrichtigt, daß als Antwort auf die gestrige Gesandtschaft Namasole, die Königsmutter, und die Hüter der königlichen Gräber mich zu sehen wünschten, um von mir selbst zu hören, warum ich dem König gesagt, daß es Unrecht sei, die Lubaris an den Hof zu bringen. Ich antwortete nun, daß ich hierauf nicht eingehen könne*), daß wir bereit seien, den Verwandten des Königs alle schuldige Achtung zu erweisen, daß wir aber von keinem anderen Hof in Uganda wüßten, als von dem Mtesa's, daß wir aus großer Ferne gekommen seien, und zwar auf des Königs Einladung, um die Erkenntniß des wahren Gottes zu verbreiten, daß wir keinerlei Zwang anwenden, sondern es Jedermann ganz freistellen, ob er unseren Gott oder den Lubari anbeten will. („Hierauf sagten die Häuptlinge: ‚Gestern hatte er

*) Es wäre wahrscheinlich lebensgefährlich gewesen, an den außerhalb Rubagas gelegenen Wohnsitz der Königin-Mutter zu gehen.

Worte die Menge, heute aber sagt er nichts mehr.' Offenbar waren sie alle gegen uns. Lärmende Streitreden folgten." Pearson).

„Der Ton der ganzen Versammlung war nicht zu verkennen, und Mtesa fühlte ihr gleichsam den Puls. Es war eine Stunde, da der Teufel Macht hatte. Und der König gab die Losung aus: ‚Wir wollen jetzt nichts mehr, sei es mit der Religion der Araber, sei es mit der der Weißen, zu thun haben, sondern wir wollen zur Religion unserer Väter zurückkehren!'*) Alle Anwesenden ohne Ausnahme stimmten dem bei, indem sie das gewöhnliche Nyeanza sagten und eine entsprechende Handbewegung machten. Aber es war eine hastig getroffene Entscheidung, und ich wußte, daß sie auch wieder geändert werden könnte. Deßwegen blieb ich auf meinem Sitz, dem König gegenüber. Einige Häuptlinge**) ließen sich nun hören: die Weißen sollten für sie arbeiten; andere wollten überhaupt nichts von den Weißen, und wieder andere meinten, sie seien von der englischen Königin geschickt, um ein neues Land für diese zu erkundschaften. Solchen Behauptungen in solcher Stunde entgegen zu treten, war unmöglich. Ich bat daher nur, man möchte doch den Brief vorlesen, den s. Z. Lieutenant Smith von der englisch-kirchlichen Missionskommittee mitgebracht hatte. Sofort brachte ein Page das Dokument in Englisch, Arabisch und Suaheli. Einige Araber versuchten das arabische Exemplar zu entziffern, aber vergeblich; Mufta wurde aufgefordert, das Suaheli vorzulesen; aber die ungewohnte Orthographie machte ihn irre, obgleich er das gewöhnliche Suaheli gut lesen kann. Ich las daher das Suaheli endlich selbst vor und machte darauf aufmerksam, wie bestimmt der Brief es ausspreche, daß unser Hauptzweck darin bestehe, das Wort Gottes zu lehren, an zweiter Stelle erst andere Dinge, während davon überhaupt keine Rede sei, daß wir uns als bloße Handwerker in die Sklaverei der Waganda begeben sollten,

*) Nach Pearson's Bericht: „Wir brauchen Eure Lehre nicht; die Araber mögen ihre Religion haben und ihr die Eurige; wir aber wollen die Religion unserer Vorväter haben."

**) Nach Pearson's Bericht meinte auch Mtesa selbst, die Missionare sollten für ihn arbeiten, Flinten und Pulver machen ꝛc., wozu die Häuptlinge bemerkt hätten: „Ja, die Araber bringen uns all' diese Dinge, ihr aber nicht! Wir wollen Flinten, wie das Gras (so zahlreich), Pulver und Kugeln." (Nach Wilson gibt es bis jetzt etwa 2000 Gewehre in Uganda).

wie einige Häuptlinge verlangten. Ferner erinnerte ich daran, daß dieser Brief nicht von der Königin komme, auch nichts mit der Regierung zu thun habe, sondern von einem Privatverein herrühre, der seine Boten in jedes Land sende, um die Religion Jesu Christi auszubreiten.

„Es wurde nun noch einige Zeit hin und her geredet und die Aufregung schien sich wieder zu legen, so daß wir, als die Versammlung aufgehoben wurde, ruhig nach Hause gehen konnten. Seither (länger als 14 Tage) sind wir nicht wieder im Palast gewesen. („Auch die Jesuiten hat das gleiche Loos getroffen, sie sind ebenfalls vom Hofe ausgeschlossen, ebenso Musta, der Junge, der als Dolmetscher von Anfang an so gute Dienste geleistet und an jenem entscheidungsvollen Tage sich offen zur Mission bekannt hat." Litchfield). Unsere Schüler kommen nicht mehr wie früher, nur zwei oder drei wagen es noch. Einige sagen, der König habe es verboten, während andere und zwar die am besten Unterrichteten dies in Abrede stellen und behaupten, nur einige Häuptlinge hätten gedroht, diejenigen tödten zu lassen, die ferner bei uns lernen würden.*)

„Am Tag nach jener stürmischen Versammlung hörten wir die Trommeln, welche den feierlichen Zug der Mukassa auf dem Weg in den Palast begleiteten. Derselbe gieng nahe an unserem Gehöft vorbei. Soviel ich vernommen, hat sie sammt den anderen Gottheiten bei Hofe aber nichts geleistet, als großartiges Biertrinken, Tanzen und Absingen wahrsagender Gesänge. Ein anderer Lubari, namens Wamla, der bei Unjoro wohnt, ist vor einigen Tagen auch bei Hofe gewesen. Ich glaube, jetzt sind sie aber alle wieder fort, und ihre Opfer, Zaubergesänge u. s. w. haben nichts genützt, denn der König ist so leidend als vorher, was übrigens den Glauben der Leute an ihre Götter noch nicht erschüttert. Indessen habe ich Grund anzunehmen, daß viele, darunter hochgestellte Häuptlinge, dies ganze Zauberwesen als völlig leer und nichtig ansehen, sich aber noch fürchten, ihre von der Volksmeinung abweichende Ueberzeugung laut werden zu lassen. Viele haben mir das selbst gesagt.

*) Auch Litchfield meint, etwaige treue Schüler könnten nur mit Lebensgefahr ferner zu den Missionaren kommen, und fügt hinzu, daß Menschenleben in Uganda nichts gelten. Täglich könne man Männern und Frauen begegnen, die vom Scharfrichter wie ein Stück Vieh mit einem Strick um den Hals zum Tode geführt werden.

„Unsere Arbeit ruht jetzt, aber es kann nicht lange so bleiben. Es wird auch hier eine Zeit der Verfolgung eintreten, in welcher Gestalt, können wir noch nicht sagen. Unsere Zuversicht auf Den, der gesagt hat: ‚Siehe, ich bin bei euch alle Tage' ist aber unerschüttert. Tag für Tag harren wir seiner Führung. Und Er wird uns führen. Wenn diese Briefe in England ankommen, ist vielleicht an Stelle der Ebbe schon wieder die Fluth getreten. Wie bisher, so wird wahrscheinlich auch in Zukunft die Stimmung gegen uns immer großen Schwankungen unterworfen sein. Das Kreuz in Uganda aufzupflanzen hat heiße Arbeit und viel Geld gekostet. Aber obgleich es aussieht, als sei nach $2^1/_2$-jähriger Arbeit eine anscheinend allgemeine Verwerfung des Christenthums das Resultat, so dürfen wir dieselbe doch nicht hastig aufgeben. Der Todesstoß, den das Christenthum soeben in Uganda erhalten zu haben scheint, ist vielleicht nur das Vorspiel einer herrlichen Neubelebung desselben."

Als Ergänzung zum Obigen sei aus Miss. Pearson's Beschreibung jener Scene im Palast noch Folgendes erwähnt:

„Ich (Pearson) fragte den König, was wir denn nun thun sollten, bleiben oder gehen? Er antwortete scharf: ‚Ich habe euch nicht gerufen.' Als Mufta die Frage wiederholte, sagte er: ‚Bleibet und arbeitet für mich!' Hiegegen wandten wir ein, daß wir gekommen seien, von Gott zu predigen und zu lehren; wenn er es wünsche, wollten wir nicht mehr an seinen Hof kommen, sondern nur das Volk unterrichten, sie auch Handwerke lehren, so viel wir selbst davon verstünden, auch für ihn alles thun, was wir vermöchten. Hier fiengen die Häuptlinge an, darüber zu spotten, daß wir das gemeine Volk lehren wollten; was, die armen Leute (bakopi) sollen von Munseri Muungu (dem allmächtigen Gott) lernen und wir unserem Lubari anhängen?! Offenbar leuchtete es ihnen gar nicht ein, daß dann zwei Religionen im Lande sein und überdies die gemeinen Leute mehr lernen sollten, als die Vornehmen . . . Auch die Araber waren uns sehr zuwider und sagten, die Engländer giengen überall hin, um ihre Flagge aufzupflanzen ꝛc. Mtesa sagte: ‚Ihr wollt mein Land bloß auskundschaften und sehen, ob ein großes Meer hinter dem Nyanza ist; dann wird die Königin ihre Schiffe schicken und das Land einnehmen.' Dem widersprach ich entschieden und sagte noch einmal, daß wir Boten Gottes seien. Der Katikiro war auch bitterböse auf uns, ebenso Katunsi, ein Häuptling, dem Litchfield seine

Gesundheit wieder verschafft hatte. Auch Mwarakulia, der uns beständig zu besuchen pflegte und der schon erklärt hatte, er glaube unsere Heilsbotschaft, war gegen uns. Er hatte viel Gutes von uns empfangen, und wir glaubten, der gute Same habe in seinem Herzen Wurzel gefaßt. Aber die Häuptlinge gerade, mit denen wir am freundschaftlichsten gewesen, waren jetzt die schlimmsten. Die, welchen Mackay so viel zu Gefallen gethan, deren Gewehre er ausgebessert ꝛc., waren ganz bitter gegen uns. Der König, glaube ich, wäre für uns, aber es fehlt ihm an Muth und Festigkeit; auch hat er nicht die unumschränkte Gewalt, die man gewöhnlich ihm zuschreibt. Er fürchtet seine Häuptlinge und diese wieder fürchten einer den andern. Wie alles weitergehen wird, weiß Gott allein. Es ist ein schwerer Schlag, der uns getroffen hat. Alles sah so hoffnungsvoll aus und wir erwarteten große Dinge."

Weiter erzählt Miss. Pearson: „Ein Häuptling — Mkwenda — hat sich freundlich zu uns gestellt. Er ist jung und wurde gezwungen, der Majorität beizustimmen. Er hat uns aber wissen lassen, was seither am Hof vorgegangen. Ich hörte am Tage darauf, daß vier oder fünf der vornehmsten Häuptlinge eine Privatunterredung mit dem König gehabt und ihm gesagt, daß, wenn er den Lubari nicht kommen lasse und so die alte Religion wieder herstelle, sie ihn absetzen und das Königreich einem seiner Söhne geben würden. Sie haben das Heer in ihrer Gewalt und könnten ihre Drohung leicht ausführen. Der Lubari, d. h. Mukassa, wurde Tags darauf an den Hof gelassen und, wie wir von Mkwenda hören, durften nur zwei oder drei Häuptlinge zugegen sein, während sie und ihr Gefolge den ganzen Tag sangen, spielten und Bier tranken, bis alle Anwesenden trunken (incapable) waren. Wir hörten den Zug vorbeigehen, eine ungeheure Volksmenge hatte sich demselben angeschlossen und das Geschrei, Trommeln, Hörnerblasen und Pfeifen war ohrzerreißend. Wir hören auch, der Lubari habe Krieg geweissagt, weil der König die Weißen aufgenommen; derselbe komme vielleicht nicht gleich, aber in ein paar Jahren. So viel ich weiß, hat die Mukassa dem König keinerlei Arznei gegeben, sondern nur gewisse Beschwörungen vorgenommen. Jetzt ist sie wieder fort, nachdem sie Vieh, Sklaven, Weiber und andere Geschenke im Ueberfluß erhalten hat. Seither haben sich allerlei ähnliche Wesen, zum Theil Rivalen (der Mukassa oder) dieses Lubari eingestellt, und vor lauter Aufregung kommt man an kein Geschäft.

„Mit der Nahrung werden wir wohl sehr in Noth kommen. Der König gibt uns nichts und jetzt auch die Häuptlinge nichts. Vorräthe für den Tauschhandel haben wir nicht, auf Geschenke ist keine Aussicht. Nur ein paar Ellen Zeug und etwas Schießpulver ist noch in unserem Besitz; seit 15 Monaten ist kein Brief aus England angelangt. Dazu ist ein Kriegszug gegen den Sultan von Ruanda im Nordwesten von Karagwe abgegangen. Die Waganda wollen eben nicht arbeiten. Kriegführen, Plündern, Zerstören — das ist ihre Lust. Die Bananenpflanzungen werden von den Weibern besorgt, je und je bauen die Männer ein Haus. In diesem herrlichen Lande könnten sie alles Mögliche pflanzen, Viehzucht treiben und sich emporbringen. Aber bald werden die Nachbarvölker ihnen über den Kopf gewachsen sein, und dann wirds den Waganda schlecht gehen, denn sie sind nichts weniger als gute Soldaten. Die Wavuma und Wangoro sind ihnen überlegen und auch die Wasoga viel tapferer als sie. Ueberdies sind die Waganda bei diesen wie bei allen südwestlich von ihnen wohnenden Stämmen verhaßt, und die ihnen unterworfenen Völker sind jeden Augenblick bereit, das harte Joch abzuwerfen."

Man sieht, es ist vulkanischer Boden, auf welchem die Mission hier zu bauen begonnen. Wie gut, daß dies Gebäude sein Fundament oben im Himmel und nicht hier unten hat. Sonst müßte es zu Grunde gehen. Weil aber das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist und am allerwenigsten von Fürsten und Gewaltigen abhängt, deßwegen wird es auch in Uganda seine Wurzeln schlagen trotz alles Durcheinanders und Widereinanders von König und Volk, von Islam und Heidenthum, von Katholiken und Protestanten.

Das 81. Jahresfest der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft.

Immer allgemeiner wird der Mai zum Festmonat der verschiedensten christlichen Gesellschaften und Vereine in England und Schottland nicht nur, sondern auch in Paris, in Nordamerika und theilweise in Deutschland. An Großartigkeit und Einfluß bleiben

aber die Londoner Maiversammlungen unübertroffen. Auch in diesem Jahr waren es wieder ca. 60 religiöse Vereine, die hier ihre Jahresfeste feierten. Die Zahl der Festbesucher hat niemand gezählt, die Ziffer aber, welche die Gesammteinnahme all' dieser Gesellschaften während des vorigen Jahres angibt — 34,488,380 M., 512,040 mehr als im Vorjahre — läßt uns ahnen, wie groß die Theilnahme ist, welcher dieselben sich erfreuen. Obwohl einzelne Vereine durch den Druck, der auch in England seit Jahren auf dem Geschäftsleben lastet, erhebliche Einbußen zu erleiden hatten, so ist doch die Gesammtsumme der Einnahmen um eine halbe Million gestiegen. Die vier großen Missionsgesellschaften allein — die englisch-kirchliche, die Ausbreitungs-, die wesleyanische und die Londoner — hatten zusammen 12,421,140 M. theils zur Fortführung ihrer alten, theils zur Gründung neuer Unternehmungen erhalten.

Die Versammlungen fanden größtentheils, wie sonst, in der bekannten Exeterhalle statt. Die Eigenthümer derselben hatten dieses vielfach als Pietistennest verschrieene Lokal in ein Theater oder etwas der Art umwandeln wollen, und schon triumphirten die Feinde, daß es nun aus sein werde mit den frommen Massenversammlungen, aber zu früh, denn mehrere christliche Männer traten zusammen und kauften das riesige Gebäude für den Londoner evangelischen Jünglingsverein, so daß es nach wie vor ein Mittelpunkt für die christlichen Kreise Londons bleiben wird. Hier feierte auch am 4. Mai die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft ihr 81. Jahresfest unter zahlreicher Betheiligung von Edelleuten, Bischöfen, Parlamentsmitgliedern, alten indischen Gouverneuren, Militärs, Geistlichen und vielen anderen Freunden.

Zuerst wurde ein Auszug aus dem Jahresbericht vorgelesen. Nach demselben hatte die Gesellschaft letztes Jahr eine Gesammteinnahme von 4,434,460 M. und eine Ausgabe von 4,006,140 M. Die Deficite von 1877 und 1878 sind gedeckt, das Betriebskapital ist wieder auf seine alte Höhe von 1,365,620 M. gebracht und die Jahresausgaben sind bis auf 66,840 M. aus den Jahreseinnahmen gedeckt worden. In Zukunft will man sich mit einem Betriebskapital von 1,200,000 M. behelfen und aus dem Ueberschuß einen Reservefond bilden, der auch sogleich zur Deckung des Jahresdeficits von 66,840 M. benutzt worden ist. Die Finanzen stehen also gut, trotz der „schlechten Zeiten", doch nicht so gut, daß die früher be-

schlossenen Reduktionen unterbleiben könnten. Deßwegen wird auch von den 17 Missionszöglingen, welche dieses Jahr ordinirt werden, nur einer, ein Afrikaner, ausgesandt; die anderen sollen alle einstweilen in der Heimat Anstellungen suchen. Künftig sollen auch weniger Zöglinge aufgenommen werden.

Eine neue Stiftung ist der zum Gedächtniß der v. J. gestorbenen frommen Dichterin F. R. Havergal von etwa 12,000 Personen zusammengelegte Havergal-Memorial-Fund, 40,000 M. Es sollen davon eingeborne Bibelfrauen ausgebildet und angestellt, auch einige Schriften der Seligen in indische Sprachen übersetzt werden.

In Sierra Leone (und Port Lokkoh) hat die Gesellschaft nur noch 2 Stationen, 5 ordinirte und 2 Laien-Missionare, 3 eingeborne Geistliche, 3 europäische Lehrerinnen, 22 eingeborne Lehrer und Lehrerinnen, 296 eingeborne Kommunikanten und 702 Getaufte, 9 Schulen und Anstalten mit 610 Zöglingen. Alles Uebrige ist an die einheimische Kirche übergegangen.

Die Joruba-Mission hat 11 Stationen, 6 ordinirte, 1 Laien-Missionar, 12 eingeborne Geistliche, 81 eingeborne Lehrer, 2041 Kommunikanten, 6109 Getaufte, 25 Unterrichtsanstalten mit 1698 Zöglingen. Die Christen in Lagos allein gaben 3600 M. in die Missionskasse und brachten für religiöse Zwecke überhaupt 60,000 M. im vorigen Jahr auf. In Abeokuta mußte gegen die Haussklaverei und andere Mißbräuche gekämpft werden. „Der Eifer, die Ausdauer und Energie, womit der Eingeborne James Johnson sich in diesen Kampf geworfen, verdient großes Lob und wird gewiß noch reiche Frucht tragen, obschon es wünschenswerth erschien, einen europäischen Missionar an seine Stelle zu setzen, wenigstens für einige Zeit." In Ibadan und im Ondo-Land ist die Arbeit durch Stammesfehden gehindert gewesen.

Die Niger-Mission zählt 11 Stationen mit 11 eingebornen Missionaren, einschließlich Bischof Crowther, 2 europäischen Laien-Missionaren, 19 eingebornen Lehrern, 11 Schulen, 282 Zöglingen, 208 Kommunikanten, 1500 Getauften. Bonny ist seit dem Tode des verfolgungssüchtigen Häuptlings Hart ein „Bethel" geworden; alle Sonntag sind beide Kirchen gedrängt voll. Am 29. April 1879, dem 14. Gedenktag der Gründung dieser Station, fanden sich 500 Personen, darunter König Georg Pepple und mehrere Häuptlinge, zur kirchlichen Feier ein. Nach vier Jahren fanden wieder die ersten

Taufen von Erwachsenen (11) statt. Fast in der Hälfte aller Häuser in Bonny wird jetzt Familienandacht gehalten. In Braß ist König Okija, zwar ungetauft, aber gläubig gestorben. Nach seinem Tode machte die heidnische Partei in der Hauptstadt Nembe große Anstrengungen gegen das Christenthum; die von Okija selbst errichtete Kapelle sollte zerstört werden. Am 21. December nahmen die Christen, aufs Schlimmste gefaßt, ihre Waffen mit in die Kirche. So viele Ungetaufte aber schlossen sich ihnen an, daß die heidnische Partei den Muth verlor. Ein Weib, das man gefangen gesetzt hatte, weil sie angeblich den König vom Widerruf seines Glaubens abgehalten, wurde freigelassen und allgemeine Religionsfreiheit verkündigt; und als diese Nachricht nach Duwon kam, zerstörten die Einwohner und Häuptlinge hier freiwillig ihren Götzentempel zum Beweis, daß sie nichts mehr vom Heidenthum wollten. Wichtig ist die Entdeckungsreise, welche der Missionsgehilfe Ashcroft auf dem Binue ausgeführt und wobei sich das Schiff „Henry Venn" aufs Neue bewährt hat. Die geographische Gesellschaft in London hat Bischof Crowther eine goldene Uhr im Werth von 800 M. zuerkannt für seine Verdienste um die Geographie.

In Ostafrika ist die Mission ins Stadium des stetigen Fortschritts eingetreten. In Freretown und Kisuludini arbeiten 2 ordinirte und 3 Laien-Missionare und 12 eingeborne Lehrer. Die Zahl der Kommunikanten ist 66, der Getauften 737, der Schüler 157 in 3 Schulen. Die Bekehrten in Giriama sind treu geblieben, obgleich sie nur spärlich bedient werden. Miss. Binns machte eine Reise ins Teita-Land, zwischen Mombas und Tschagga. Er fand ein gesundes Hochland und eine große, Ackerbau treibende Bevölkerung, die bereit schien einen europäischen Missionar aufzunehmen.

Ueber die Viktoria-Nyanza-Mission berichten wir an einem anderen Ort. Außer Rubaga sind auch Mpwapwa und Ujui Stationen. 8 Laien und 3 ordinirte Missionare wirken hier. Durch Oberst Gordons Rücktritt von der Regierung des Sudan hat diese Mission viel verloren.

Die Palästina-Mission beklagt den Verlust ihres väterlichen Leiters, Bischofs Gobat, der eingebornen Christen wie Muhammedanern ein treuer und geliebter Freund war. Gegenwärtig erhalten 4 Muhammedaner Taufunterricht. Der thatsächlich noch immer bestehende Religionszwang übt aber einen empfindlichen Druck auf das

Missionswerk. Die Gesellschaft hat hier 6 Stationen, 9 ordinirte Missionare und 1 Laien, 4 eingeborne Prediger, 37 eingeborne Lehrer, 214 Kommunikanten, 1385 Getaufte und in 14 Schulen 1142 Kinder.

Die Mission in Persien hat eine Verstärkung erhalten durch die Uebersiedlung einer evangelisch-armenischen Familie aus Nasik (Indien) nach Ispahan. Miss. Bruce ist zugleich Agent für die britische Bibelgesellschaft, und seit December v. J. steht ihm als ordinirter Missionsarzt Dr. Hörnle zur Seite. 10 eingeborne Lehrer, 55 Kommunikanten, 147 Getaufte, 204 Schüler in 2 Schulen, das ist der Bestand der Mission.

Für den gewaltigen Einfluß der Mission in Indien führt der Jahresbericht Kesab Tschander Sen's unparteiisches Zeugniß an, fügt aber hinzu, daß die Absorptionskraft des alten Hinduismus immer noch groß sei und derselbe unter den Bergvölkern Fortschritte mache, während die europäische Kultur und das moderne Reformerthum in Indien vergleichsweise wirkungslos auf die Massen sei. Der Erfolg der direkten Missionsarbeit in Nordindien sei zwar größtentheils ein verborgener, noch nicht an die Oberfläche tretender (»underground and invisible«), an sehr erfreulichen Einzelbekehrungen habe es aber nicht gefehlt. In Dschabalpur ist ein wegen seiner Korankenntniß hochgeehrter Muhammedaner nach 9-monatlicher Prüfung und unter großem Widerspruch der Maulwis getauft worden, nicht ohne bedeutende Opfer seinerseits. In der Nähe von Mirat hatte ein bekehrter Weber anfangs viel Verfolgung zu leiden, bald aber erklärten die Heiden, als sie gemerkt, daß er alles so sanftmüthig ertrage, in keiner Weise sich überhebe, zu allen Streichen, die man ihm gespielt, noch freundlich lächle, sich nie räche, da seien sie wieder seine guten Freunde geworden, wie ehemals. Ja, einer meinte sogar: „Er wird nie zornig. Das wundert uns so. Er ist sicherlich ein besserer Mensch, als wir.“ Erfreulich ist, daß die einheimische Kirche in Nordindien immer selbständiger und selbstbewußter auftritt und dadurch dem Vorurtheil der Boden entzogen wird, als sei ein Christ werden und sich an die Sahibs hängen gleichbedeutend. Der Kirchenrath (»Native Church Council«) in den Nordwest-Provinzen entfaltet bereits eine energische Thätigkeit und die einzelnen Gemeinden haben in uneigennütziger Weise ihre Lokalfonds dieser Centralverwaltung übergeben. Bei den Santals und Paharis

kommen häufig Uebertritte vor, unter den Gonds hat die Arbeit eben erst angefangen. Von mehreren Stationen sind die europäischen Missionare abberufen worden aus Sparsamkeitsgründen, besonders in den Nordwest-Provinzen. Auch das »Cathedral Mission College« in Kalkutta ist aufgegeben; die dadurch frei gewordenen Gebäude dienen jetzt den jungen Leuten zur Wohnung, welche unter Miss. Blacketts Leitung sich aufs Predigtamt vorbereiten. In Nordindien hat die Gesellschaft 32 Stationen, 41 ordinirte, 6 Laien-Missionare, 17 eingeborne Geistliche, 4 europäische Lehrerinnen, 481 eingeborne Lehrer, 3001 Kommunikanten und 13,283 Getaufte, 265 Schulen und Seminare mit 14,116 Zöglingen.

Im Pandschab empfindet man die Ausbreitung des modernen indischen Reformerthums als ein Hinderniß, indem solche, die des alten Heidenthums müde sind, sich jetzt nicht etwa dem Christenthum, sondern dieser bequemen Allerweltsreligion zuwenden und dadurch oft Feinde des Evangeliums, nicht aber bessere Menschen werden. Die Schulen bringen jedoch Frucht und gedeihen bei der zunehmenden Zahl christlicher eingeborner Lehrer. Die eingebornen Christen machen Fortschritte in finanzieller und moralischer Selbständigkeit. Einige bekehrte Fakire empfehlen durch gemeinnützige, gute Werke und durch ihr Zeugniß das Evangelium den Heiden und Muhammedanern. Die Versuche, diese Mission über die indische Grenze hinaus zu den Beludschen, Wasiris und Ghilzais auszudehnen, haben Erfolg, sind aber durch Geldmangel aufgehalten. In Sindh stehen nur 3 Missionare an einer Arbeit, die wenigstens 7 Männer nöthig hätte. Die Schulen in Karatschi und Heiderabad blühen aber und verschaffen der Mission manche Gönner, selbst unter den Heiden. In Heiderabad wurde ein Brahmane getauft; sonst fanden wenig Uebertritte statt. Im Pandschab und Sindh, die beide unter Bischof Freuch stehen, hat die Gesellschaft 13 Stationen, 22 ordinirte, 6 Laien-Missionare, 7 eingeborne Geistliche, 2 europäische Lehrerinnen, 84 eingeborne Lehrer, 432 Kommunikanten, 1490 Getaufte, 54 Schulen und Anstalten mit 3492 Zöglingen.

Im westlichen Indien wächst die einheimische, freilich noch sehr kleine Kirche an Selbständigkeit und Einfluß, weniger an Zahl. Zwei Brahmanen und mehrere Mahars wurden getauft. In Bombay hat der bekehrte Muhammedaner Jani Ali eine Art Pensionat und Kosthaus für christliche Studenten, welche die verschiedenen

Lehranſtalten beſuchen, mit Erfolg eröffnet. Auf 5 Stationen ſind hier 1 Laie und 8 ordinirte Miſſionare, 5 eingeborne Geiſtliche, 3 europäiſche Lehrerinnen, 58 eingeborne Lehrer, 424 Kommunikanten und 998 Getaufte, 19 Lehranſtalten mit 1012 Schülern.

In Tinneweli hat die Zahl der Getauften ſich in den 20 Jahren, 1858—78 von 18,000 auf 34,000, die der Kommunikanten von 4000 auf 8300, die der Taufkandidaten von 10,000 auf 19,000, die der Schulkinder von 7400 auf 13,400, die der eingebornen Geiſtlichen von 9 auf 58 vermehrt, während die Zahl der europäiſchen Miſſionare von 14 auf 5, die der eingebornen Katechiſten von 208 auf 142 reducirt worden iſt. Die Beiträge der Gemeinden für religiöſe und Wohlthätigkeitszwecke ſind von 15,400 auf 49,000 M. geſtiegen. Am 20. Januar d. J. wurde in Palamkotta das 100-jährige Jubiläum der Einführung des Chriſtenthums in Tinneweli gefeiert.

In Travankor iſts ähnlich gegangen. Die Zahl der Getauften dort iſt über 17,000, welche ſeit einem Jahr an Dr. Speechly einen eigenen Biſchof haben. Ueberall bewähren ſich die »Church Councils«.

Im Ganzen hat die Miſſion in Südindien 25 Stationen, 32 ordinirte und 1 Laien-Miſſionar, 81 eingeborne Geiſtliche, 3 europäiſche Lehrerinnen, 1096 eingeborne Lehrer, 15,110 Kommunikanten, 77,650 Getaufte, 686 Schulen und Seminarien mit 12,523 Schülern.

In Ceylon zeichnen die eingebornen Chriſten ſich durch Rührigkeit und Entſchiedenheit, die Miſſionsſchulen durch Fruchtbarkeit (zahlreiche Bekehrungen) aus. Als wegen ſchlechter Kaffee-Ernten die Tamil Kuli-Miſſion weniger Geld bekam, als ſonſt, erklärten die eingebornen Katechiſten ſich mit einer geringeren Beſoldung begnügen zu wollen. Im Kampf gegen den einreißenden Ritualismus und die romaniſirenden Herrſchaftsgelüſte des Biſchofs haben die Miſſionare ſich tapfer gehalten. Durch Vermittelung des Erzbiſchofs von Canterbury iſt jetzt der Friede hergeſtellt, die Kommittee und der Biſchof haben ſich über einen modus vivendi verſtändigt. In Ceylon hat die Geſellſchaft 11 Stationen, 14 ordinirte und 1 Laien-Miſſionar, 10 eingeborne Geiſtliche, 278 eingeborne Lehrer, 1543 Kommunikanten, 6597 Getaufte, 224 Lehranſtalten mit 10,413 Schülern.

In Mauritius, wo 5 Stationen, 4 ordinirte und 1 Laien-Missionar, 3 eingeborne Geistliche, 26 eingeborne Lehrer, 291 Kommunikanten, 1532 Getaufte und in 21 Schulen 2c. 757 Zöglinge sind, ist jetzt die einheimische Kirche auch durch Einführung eines »Native Church Council« organisirt worden.

Die Mission in China hat viel an Bischof Russell verloren. Sein Nachfolger im Amt der Kirchenleitung ist Miss. G. E. Moule. In Fukien haben die Missionare und eingeborne Christen, ja sogar diejenigen Heiden, welche der Mission Land verkauft hatten, viel von den „Literaten" zu leiden gehabt und auch vor Gericht nicht immer den gewünschten Schutz gefunden. Trotzdem wurden 400 Heiden getauft. An einem Ort wurde sogar der Gefängnißwärter durch zwei eingekerkerte Christen bekehrt, ebenso einer ihrer heidnischen Mitgefangenen. „Die Festigkeit, welche die Bekehrten in dieser Trübsalszeit bewiesen haben, reicht allein schon hin, alle Zweifel an der Realität unseres Werkes zu widerlegen." In Ningpo blüht das Predigerseminar. Im Hangtschau-Distrikt sind jetzt 25 Dörfer, in welchen sich Getaufte finden, namentlich in Großthalbach gehts schön voran, trotz aller Verfolgung. Einmal drohten die Heiden: „Wenn die Ausländer zu euch kommen, so werden wir euch ausplündern, kommen sie nicht, so wollen wir euch in Ruh' lassen." Und als Miss. Elwin den Hauptanführer der Christen fragte: „Nun, soll ich denn nicht wegbleiben?" antwortete er schnell: „Was! die Leute glauben machen, daß wir uns vor dem Teufel fürchten? Nein!" Um größerer Concentration willen ist die Station Peking aufgegeben, in Kanton dagegen einstweilen ein Haus gemiethet worden, weil von Hongkong aus das wachsende Werk auf dem Festland nicht mehr genügend geleitet werden konnte. In China hat die Gesellschaft 18 Stationen, 21 ordinirte und 3 Laien-Missionare, 8 eingeborne Geistliche, 1 europäische Lehrerin, 190 eingeborne Lehrer, 1454 Kommunikanten, 4073 Getaufte, 41 Schulen mit 857 Schülern.

In Japan macht die Mission Fortschritte; auch die Gemeinden wachsen und Heiden lassen sich taufen. Meist ists aber nur der Kopf, nicht das Herz, was die Leute zum Uebertritt bewegt. Während der großen Feuersbrunst in Tokio verlor die Mission alle ihre Gebäude, in Hakodate dagegen wurde alles gerettet. Auf 5 Stationen hat die Gesellschaft in Japan 1 Laien- und 8 ordinirte Missionare, 10 eingeborne Lehrer, 86 Kommunikanten, 197 Getaufte, in

9 Schulen 146 Zöglinge. In Nagasaki hat Miss. Maundrell ein kleines Predigerseminar. Kagoschima (wo s. Z. Xavier landete) und Saga sind als Außenstationen besetzt worden.

In Neuseeland ist eine starke Reaktion gegen den Fanatismus der Hauhau-Sekte eingetreten, und unter den Maori-Christen fehlt es keineswegs an regem kirchlichem, wenn auch oft genug am persönlichen geistlichen Leben. Es fehlt an Predigtamts-Kandidaten und an Missionseifer. Alte Stammesvorurtheile und Antipathien sind noch unüberwunden. Die Zahl der getauften Eingebornen ist 11700, der Kommunikanten 1940, der eingebornen Lehrer 220, der eingebornen Geistlichen 27, der Schüler 220 (in 16 Lehranstalten), und auf 13 Stationen stehen 16 europäische Missionare, darunter 1 Laie.

In Nordwest-Amerika, besonders in den Diözesen Manitoba und Saskatschewan werden die Indianer aus Nomaden und Jägern immer mehr Ackerbauer, und die Civilisation nimmt merklich zu auch unter denen, die noch Heiden sind. Die Wigwams verschwinden und Blockhäuser, von den Indianern selbst errichtet, treten an ihre Stelle. In den Diözesen Athabaska und Musumi ist der Ackerbau größtentheils eine Unmöglichkeit; die christlichen Indianer schreiten aber dennoch in der Civilisation voran, wie man an ihrem Leseeifer und der Benutzung der Briefpost sehen kann. Die Bibel wird fleißig studirt. Auch unter den Eskimos macht die Mission Fortschritte. In den Diözesen Rupertsland und Musumi nimmt die Arbeit schon mehr den pastoralen Charakter an. Auf 25 Stationen sind hier 16 ordinirte und 1 Laien-Missionar mit 13 eingebornen Geistlichen und 73 eingebornen Lehrern thätig. Die Zahl der Kommunikanten ist 1319, der Getauften 10,472, der Schüler in 20 Schulen 860.

Dazu kommt die sogenannte »North Pacific« Mission in Metlakahtla und Kincolith, sowie unter den Heidas auf der Königin Charlotten-Insel, den Quoquolts auf der Vancouver-Insel und den Kitikshians im Innern nach dem Felsengebirge zu. Auch dieses Missionsgebiet ist neuerdings einem eigenen Bischof (Ridley) unterstellt worden. Der altbewährte Missionsfreund, Admiral Prevost, hat denselben in seine neue Diözese eingeführt. Auf 4 Stationen arbeiten hier 4 ordinirte und 3 Laien-Missionare, von 11 eingebornen Lehrern unterstützt. Die Zahl der Christen ist 1150, der Schüler in 4 Lehranstalten 256.

(Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

Aus dem Jahresbericht der Leipziger Miss.-Ges.

Dem von Direktor Hardeland auf dem letzten Jahresfest der Leipziger Miss.-Gesellschaft erstatteten Bericht entnehmen wir Folgendes: „Wir haben wieder 747 heidnischen Tamulen die h. Taufe ertheilt. Die Zahl der Ortschaften, in denen wir Christen haben, hat sich von 421 auf 442 vermehrt; 323 Christenkinder sind getauft und 187 aus fremden Kirchengemeinschaften aufgenommen worden. Die Gesammtzahl der Gemeindeglieder ist von 10,872 auf 11,425 gestiegen. Insbesondere glänzt eine unsrer jüngsten Stationen, Madura, wie vom Thau aus der Morgenröthe. Vor 2 Jahren, ehe Miss. Kremmer die Pflege dieser Station übernommen hatte, belief sich die Zahl unsrer dortigen Christen auf kaum 200, jetzt ist sie auf 949 angewachsen. Ein eingeborner Gehilfe, David, schon alt und ergraut, steht an der Spitze der Bewegung, die hier durch sein treues, anhaltendes Gebet und durch sein schlichtes Zeugniß vom Herrn entstanden ist. Dazu kommt, daß Gott unserem Miss. Kremmer die Gabe geschenkt hat, durch sein herzliches Wesen und seine einfache Predigtweise die Seelen anzuziehen. Einem unsrer Brüder aus Trankebar, der kürzlich Madura besuchte, sagte der Zemindar Jogi Surappen: Vater Kremmer ist ein Mann gerade wie wir ihn brauchen; er hat nichts von einem großen Herrn an sich, er ist gerade wie unser einer.

„Eine selbständige ev. lutherische Kirche unter den Tamulen ist von Anfang an das Ziel unsrer Arbeit gewesen, wie schon unsre Statuten zeigen. Und wir sind dem Ziele mehr und mehr nahe gekommen, wenn auch in großer Schwachheit. Im letzten Jahre ist nun ein wichtiger Schritt vorwärts geschehen. Durch unsere und unsrer Missionare gemeinsame Arbeit ist eine Gemeindeordnung für unsere Mission entworfen und dieser Entwurf am 1. Okt. v. J. einer nach Trankebar berufenen Versammlung von Vertrauensmännern aus unseren tamulischen Gemeinden vorgelegt worden. 10 unserer gefördertsten Gemeinden waren durch 16 solcher Vertrauensmänner vertreten. Die einzelnen §§ wurden durchgenommen und, wie Miss. Ihlefeld berichtet, stellte sich dabei bei unseren tamulischen Christen ein solches geistliches Verständniß und eine so richtige Erfassung der Aufgaben der luther. Gemeinden dieses Landes heraus, daß wir noch immer mit Freuden an diese Versammlung zurückdenken. Dankbar dafür, daß man

ihnen Vertrauen schenke, ließen sie uns deutlich erkennen, daß diese Gemeindeordnung einem allseitig gefühlten Bedürfniß entgegenkomme. Inzwischen sind die Verhandlungen über den Entwurf zum Abschluß gebracht und die Gemeindeordnung festgestellt worden.

„Die Zahl unserer Schulen ist von 105 auf 121 gestiegen. In denselben lehren 153 Lehrer, die fast ausnahmslos aus unserem eigenen Seminar hervorgegangen sind. Die Gesammtzahl der Schüler ist von 2196 auf 2253 gestiegen; darunter sind 1458, die unserer Kirche angehören. Besonders erfreulich geht es mit dem theologischen Seminar. Im Dienste stehen dermalen 9 ordinirte Tamulen (ein zehnter ist pensionirt); ferner 57 Katecheten und 50 andere Missionsdiener.

„In Hinterindien hat Miss. Mayr seine Hauptarbeit noch unter den ausgewanderten Gliedern unserer vorderindischen Gemeinden. Die Zahl der tamulischen Gemeindeglieder in Rangun ist von 70 auf 85 gestiegen. Auch hat Mayr als Erstling aus den Heiden eine Lydia aus einer wohlhabenden Pariafamilie getauft. Die beiden dortigen Schulen zählten 73 Schüler unter 4 Lehrern. Drei Diakone arbeiteten an der Gemeinde.

„Am Ende des Jahres standen 20 Missionare in Arbeit; abwesend auf Urlaub war unser lieber schwedischer Bruder Ouchterlony.

„Unser neues Seminar (in Leipzig) wurde am 1. Mai 1879 eröffnet. Die Wege, auf denen wir bis dahin Arbeiter gewonnen hatten, waren uns verlegt: weder Kandidaten noch Studenten wollten sich mehr finden; der Theologenmangel war allgemein. Mußten wir deßhalb zum Seminar greifen, so bleiben doch die Ziele, die wir darin erreichen wollen, möglichst hoch gesteckt. Jetzt sind 10 Zöglinge da, 2 davon erst kürzlich eingetreten. Von 12 Zöglingen mußte einer krankheitshalber ausscheiden, 3 andere mußten entlassen werden; ihre Gaben reichten nicht hin. (Die Kosten des Probejahrs werden von den Entlassenen möglichst ersetzt und wird letzteren, soweit es angeht, zu Stellungen verholfen, in denen sie der heimatlichen Kirche nach Kräften dienen können, wie denn die jüngst Entlassenen uns seitdem zufrieden und fröhlich geschrieben haben. — Das Wesentliche der Gymnasialbildung sowohl als des akademischen Studiums muß in unserem Seminar erreicht werden. Doch ist das Französische ganz gestrichen und die Mathematik ermäßigt. In den klassischen Sprachen müssen die Zöglinge es bis zur Lektüre der griechischen und lateinischen Dichter bringen).

„Während unseres halben Rechnungsjahres betrug die Gesammt-Einnahme 120,540 M., die Gesammtausgabe 125,929 M. Wir haben also zum erstenmal eine Mehrausgabe von 5389 M. zu verzeichnen."

In der Generalversammlung wurde über eine Erweiterung des Missionshauses zu Seminarzwecken verhandelt. „Für mehr als 12 Zöglinge ist jetzt kein Raum. Wir können mit der

Aufnahme neuer Zöglinge nicht warten, noch tüchtige Bewerber warten lassen, bis der sechsjährige Kursus der jetzigen Klasse vollender ist. Wir müssen wenigstens alle zwei Jahr neue Zöglinge aufnehmen und mindestens 3 Klassen bilden können. Eine entsprechende Gliederung läßt sich aber mit 12 Zöglingen nicht herstellen. Mit etwa noch einem zweiten Dutzend ließe es sich machen. Darüber hinaus wollen wir nicht. Der vorliegende Plan (auf 17,472 M. veranschlagt), der nur die Verlängerung des Missionshauses nach beiden Seiten und den Bau einiger Mansarden will, genügt für unsere Zwecke."

Der Vorschlag, diejenigen Zöglinge, welche den Kursus nicht ganz zu vollenden im Stande sind, nicht zu entlassen, sondern etwa als Gehilfen in Indien zu verwenden, wurde unter Hinweisung auf Prof. Christlieb's Warnung: „lieber wenige, aber tüchtige Missionare als viele halbtüchtige" abgelehnt. „In Afrika wird für solche Gehilfen aus Europa wohl ein Bedürfniß sein, in Indien selten oder nie; denn da ist besonders für die Entwickelung allerlei eingeborner Arbeiter zu sorgen."

Abgelehnt wurde auch der Vorschlag, statt des Probejahrs im Seminar anderswo eine Vorschule zu haben, gleichsam eine Baumschule, aus welcher die besten Bäume dann ins Seminar zu verpflanzen wären. In der Debatte hierüber machte Direktor Hardeland folgende interessante Bemerkungen: „Jeder hat ein gründliches Urtheil nur in den Dingen, mit welchen er stets verkehrt. Mein Kollege Hashagen hat sich stets eines nüchternen Urtheils befleißigt, und doch bekennt er, daß, seit er im Missionshause ist, seine früheren Missionsgedanken nahezu auf den Kopf gestellt sind. Was die Kosten betrifft, so ist das scheinbar Billigste oft das Theuerste" ꝛc.

Ferner wurde über die Wahl eines neuen Präsidenten an Stelle des seligen Dr. v. Harleß verhandelt, die schon voriges Jahr eingeleitete Revision der Statuten aber auf's Neue vertagt.

Von den Londoner Maiversammlungen.

Der Jahresbericht der Wesleyanischen Miss.-Ges. lautete eigentlich niederschlagend: „Geistliche Ermuthigung — schwere finanzielle Noth — laute Hilferufe — dringende Bedürfnisse, aber keine Mittel zum Unterhalt der bestehenden Missionen, geschweige denn zur Gründung neuer"! Als Haupttrost wurden die Erfolge in Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland (!) aufgezählt. Auch in Süd-Ceylon und auf einigen der indischen Arbeitsfelder sei es vorangegangen, die Früchte der Hunger-Waisen-Häuser fangen an sich zu zeigen. In Westindien werden die Gemeinden allmählich von der Gesellschaft unabhängig. Der Zuwachs an Gemeindegliedern beträgt 1052 und 10,000 sind auf Probe aufgenommen. Die Gesammtzahl der vollen Gemeindeglieder ist 86,753, der probe-

weis Aufgenommenen 11,079, der Schüler 98,208, der Hauptstationen 429, der Kapellen und Predigtlokale 2599, der Missionare 445, der Katechisten, Dolmetscher, Schulmeister 1924, der freiwilligen Sonntagsschullehrer 2c. 7806. Trotz einer Gesammteinnahme von 3,309,980 M. bleibt ein Deficit von 503,760 M. Die Festredner übrigens schlugen einen muthigen Ton an. Einer meinte, in den letzten 50 Jahren sei doch mehr zur Abschaffung des Heidenthums geschehen als in den vorhergegangenen 1000 Jahren, ein Anderer sagte: „Auf die Klage des Berichts antworten wir wie die Franzosen den Deutschen bei der Kapitulation von Paris: ‚Verlanget soviel Geld als ihr nur wollet; aber von unserem Land sollt ihr keinen Zoll und von unseren Festungen keinen Stein haben‘ — so die Franzosen, und wir: Keinen Zoll vom Missionsgebiet und keinen Ziegel einer Kapelle wollen wir preisgeben! Die Franzosen sind nicht im Stande gewesen, ihr Wort ganz zu halten, die Wesleyaner aber werden mit Gottes Hilfe zu dem Ihrigen stehen (Lauter Beifall).“ Miss. Scott aus Südafrika sagte, überall frage man ihn über den Zulukrieg; über Politik dürfe er nichts sagen, das aber sei gewiß, daß derselbe die Sache des Evangeliums sehr gefördert habe, indem jetzt viele Thüren offen stehen. „Aber John Dunn hat doch die Missionare ausgewiesen? — Glaubet das Ding nicht! Ketschwajo und Sekukuni haben beide die Missionare und Christen verfolgt, und wo sind sie jetzt? Und wer ist John Dunn, daß er dem Zeug des lebendigen Gottes Hohn sprechen sollte? In Südafrika sind 20,000 christliche Männer, die wissen, was sie hierauf zu antworten hätten. Der Zeitungskorrespondent, der neulich behauptet, die Missionare machten die Eingebornen nur noch schlechter, als sie schon seien, weiß nicht was er redet u. s. w.“ Wahrscheinlich meinte der Redner den durch seine Briefe aus der Türkei und Südafrika berühmt gewordenen Archibald Forbes, welcher im „Scotsman“ behauptet hat: „Das Missionswesen ist eine grobe Unverschämtheit. Wäre ich an der Stelle eines ordentlichen Heiden, so würde ich jedem Eindringling von Missionar, der mich anpredigen und vom Glauben meiner Väter abbringen wollte, einen Hundstritt geben. Meine Erfahrung von Missionaren ist die, daß sie nichts als Lügner sind, einige aus lauter Einfalt und Salbung, andere geradezu aus unverantwortlicher Gewissenlosigkeit.“ Ueber Indien berichtete Miss. Gostik, aus Fidschi der früher dort thätige W. Wilson.

— Die indische Erziehungs-Gesellschaft hat in ihren Schullehrer Seminaren in Dindigal, Ahmednagar und Amritsar zusammen 130 Zöglinge, in ihren Elementarschulen 7000 Kinder. Im Ganzen hat sie bis jetzt 650 Schulmeister und Missionsgehilfen herangezogen und 7,773,611 Exemplare christlicher Bücher in 16 Sprachen verbreitet. Im letzten Jahr wurden 535,557

Exemplare durch 115 Kolporteure in Indien und Ceylon für zusammen 73,600 M. verkauft, darunter mehrere neue Werke. Die Gesammteinnahme betrug 196,200, die Ausgabe 212,200 Mark. Beim Jahresfest erzählte Bischof Titcomb aus Barma, daß dort jeder Knabe lesen könne, daß sehr viele gute Klosterschulen von den Buddhisten gehalten werden, daß diese sehr tolerant seien, zuweilen sogar christliche Schulbücher, ja Traktate in ihren Schulen benutzen, daß er 17 junge Leute aus seiner Missionsschule getauft habe, ohne daß ein einziger dafür wäre verfolgt oder auch nur irgendwie geplagt worden. Der Tempelwächter der großen Pagode in Rangun z. B. habe gesagt, als seine 2 Söhne mit dem Christenthum bekannt wurden: „Sie sind alt genug, selbst zu urtheilen; wenn sie Christen werden wollen, so laßt sie nur" ꝛc. Ein anderer Redner erwähnte, daß die fromme Schriftstellerin A. L. O. E. sich nach 2-jährigem Aufenthalt in Indien so vertraut mit dem Geschmack und den Anschauungen der Hindus gemacht habe, daß ihre englisch geschriebenen und dann in die verschiedenen Landessprachen übersetzten Bücher großen Anklang finden; in der Präsidentschaft Madras allein habe die Gesellschaft 75,000 Exemplare ihrer Schriften verbreitet. Unter den Rednern war auch Hr. Haig, Vorsteher des Schullehrerseminars in Ahmednagar. Er theilte mit, daß bis jetzt 250 Zöglinge in dieser Anstalt gewesen, von denen jetzt doch mehr als 150 als Lehrer, Kolporteure oder Evangelisten im Dienste der amerikanischen, der englisch-kirchlichen, der Ausbreitungs-, der schottischen und baptistischen Missions-Gesellschaft thätig seien. Dieselben stünden fast ausnahmslos im besten Ruf, und es sei anerkannt, daß vom Seminar in Ahmednagar aus ein wohlthätiger Einfluß auf das ganze indische Elementarschulwesen ausgeübt werde, ja daß die frühern Zöglinge desselben dem christlichen Namen in ganz Indien Ehre machen. In seiner Abwesenheit sei die Anstalt vollkommen von den eingebornen Lehrern selbst fortgeführt worden; der amerikanische Miss. Dr. Bissell habe nur die Oberaufsicht für ihn gehabt. Miss. Macdonald aus Madras erzählte, daß er neulich in der Eisenbahn zwischen Madras und Tritschinopoli 300 Traktate verkauft habe, daß letztes Jahr in Tinneweli allein 10,000 christliche Bücher und Traktate abgesetzt worden, daß ein vor Jahren von ihm geschriebener Traktat „Eine Liebesgeschichte" jetzt in mehrere Sprachen übersetzt sei und, wie er mit Freuden höre, auch in Nordindien Segen stifte, daß jetzt schon manche Kolporteure gar keine Besoldung mehr erhalten, sondern von den Prozenten leben, die sie aus dem Erlös der von ihnen abgesetzten Schriften bekommen. General Field erinnerte an die Entstehung der Gesellschaft: als 1858 nach der Unterdrückung des indischen Militäraufstands Jedermann von „Rache" sprach, seien einige christliche

Männer unter dem Vorsitz von Lord Shaftesbury zusammengetreten und hätten diese Gesellschaft gegründet. Zum Schluß meinte Lord Shaftesbury, jener Aufstand sei doch ein großer Segen für ganz Indien gewesen: alle großen Reformen und Fortschritte in Indien datiren von daher; die Arbeit an der Jugend sei die allerwichtigste; den Alten komme man nicht so leicht bei, könne sie jedenfalls nicht so gründlich beeinflussen, wie die Kinder ꝛc. — Bei der Jahresfeier im Londoner „Fremden-Asyl für Asiaten, Afrikaner und Südsee-Insulaner" vermißte man Oberst Hughes, den Hauptleiter und Beförderer dieser Anstalt. Er hat kürzlich seine Frau verloren und ist selbst sehr leidend. Im vorigen Jahr haben 570 Männer Aufnahme in derselben gefunden, von denen fast alle bälder oder später als Matrosen in ihre Heimat zurückkehren konnten. Eben sind 50 Personen im Asyl.

— Die Gesellschaft zur Beförderung weiblicher Erziehung im Orient hat 36 Missionarinnen und 45 „Korrespondenten", 16,533 Kinder in den Schulen und 1300 Lernende in den Zenanas. Miss. Wolfe aus China erzählte von einem Dorf, wo durch ein kleines Mädchen, das in der Missionsschule den Herrn Jesum kennen gelernt hatte, nicht nur ihre Eltern, sondern zusammen 120 Personen zur Annahme des Christenthums gebracht worden seien. Der Bischof von Mauritius legte Zeugniß ab für die gesegnete Wirksamkeit der Gesellschaft in seiner kleinen, aber volkreichen und von der römischen Kirche gefährdeten Diöcese. Miss. Warren aus Japan rühmte die Schulen der Gesellschaft in Hongkong, welche er unterwegs kennen gelernt, und sprach dann von den 25,000 Schulen Japans mit ihren 50,000 bis 60,000 Lehrern und 2 Mill. Kindern, darunter 500,000 Mädchen, die alle bloß in weltlichen Dingen unterrichtet werden, erwähnte die Arbeit einer von der Gesellschaft angestellten Lehrerin in Osaka und stellte die Amerikaner als Muster auf: die hätten allein 36 unverheirathete Missionsarbeiterinnen in Japan, die Engländer nur 6. Lord Shaftesbury, um zu zeigen, wie segensreich auch eine kleine Kraft und insbesondere weibliche Missionsthätigkeit sein könne, erzählte von einem „Welcome Home", das in einem verrufenen Londoner Stadttheil von einer Frau errichtet worden, wo englische wie ausländische Matrosen die freundlichste Aufnahme finden und wo er selbst einmal uneingeladen einer Erbauungsstunde beigewohnt, wie er sie schöner in seinem ganzen Leben nicht mitgemacht. „Wenn ein Frauenherz zu lieben anfängt, kann es Erstaunliches leisten". Es sei gut, daß es verschiedene Neigungen gebe: eine interessire sich besonders für Indien, eine für Syrien u. s. w. Frl. de Broen für die Arbeiter in Paris. Eine solche Hingebung an Einen Gegenstand und Arbeit für Einen

Zweck sei besonders wirksam. Ferner erzählte er von der Thätigkeit einer Frl. Sturrock, einer Angestellten der Gesellschaft, in Südafrika (Peeltown) und theilte einiges aus den Examensarbeiten eines Kaffermädchens mit, die Lady Frere ihm geschickt hatte. Unter anderm hatte das Mädchen einen Aufsatz über den Nutzen der Kochkunst geschrieben. Das sei recht, wenn Mädchen nicht nur allerlei Wissenschaften, sondern auch Kochen und andere praktische Dinge lernen. Unsere Zeit sei eine Zeit der Frauenarbeit ꝛc.

— Aus dem diesjährigen Bericht der Gesellschaft für Sonntagsheiligung entnehmen wir die interessante Mittheilung, daß die Kommittee der englisch-kirchlichen Miss.-Gesellschaft am 10. November 1879 einstimmig beschlossen habe, allen ihren Angestellten und Freunden bekannt zu machen, daß sie es für eine Schädigung der Religion halte, wenn sie (z. B. zu Missionsfesten und dergl.) am Sonntag in der Eisenbahn oder in Omnibussen u. dergl. reisen und daß sie bereit sei, Extrakosten, welche etwa dadurch entstehen, daß Festredner schon am Samstag Abend am betreffenden Ort ankommen, und bis Montag Morgen bleiben, auf ihre Rechnung zu übernehmen. Diese Erklärung der Kommittee zu Gunsten einer strengen Sonntagsheiligung soll einige Freunde der Gesellschaft so gefreut haben, daß sie ihre Zufriedenheit durch Extragaben als „Dankopfer" kundgegeben.

— Die englische Ausbreitungsgesellschaft feierte dieses Jahr ihr 179stes Jahresfest unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Canterbury. Der Jahresbericht erwähnte, daß zur Zeit der Gründung der Gesellschaft (1701) höchstens 20 anglikanische Geistliche außerhalb Englands zu finden gewesen, während jetzt auf allen Arbeitsgebieten der Gesellschaft, die amerikan.-bischöfliche Kirche, diese Erstlingsfrucht ihrer Bemühungen, zusammen 135 Bischöfe, mehr als 5000 Geistliche und über 2 Millionen Kirchenglieder anzutreffen sind. Die Gesammteinnahme der Gesellschaft im vorigen Jahr betrug 2,623,480 M., die Zahl der Missionare (die aber nicht lauter Heidenmissionare sind) 593, d. h. 152 in Asien, 124 in Afrika, 65 in Oceanien, 256 in Amerika und Westindien, 2 in Europa; wozu noch 1395 Katechisten und 259 Predigerseminaristen kommen. Unter den Rednern waren die Bischöfe von Barma und von Madagaskar.

— Die weibliche Normalschul- und Unterrichts-Gesellschaft für Indien hat 38 europäische und eine größere Zahl halbeuropäischer und eingeborner Arbeiterinnen, darunter 114 Bibelfrauen in ihrem Dienst. Sie unterhält Lehrerinnenseminare, Mädchenschulen und ärztliche Missionen und treibt durch Besuche in den Zenanas, durch Bibelträgerinnen und Wanderlehrerinnen ein ausgedehntes Werk unter der weiblichen Bevölkerung Indiens. Von dem Grundsatz ausgehend, daß eine Schul- und Unterrichts-

gesellschaft nicht nothwendig eine bestimmte kirchliche Richtung zu haben brauche, arbeiteten bisher Angehörige der englischen Kirche mit Presbyterianern und Dissentern zusammen. Im April d. J. hat sich aber unter Sir W. Hill's Führung die Majorität der Mitglieder zu einer neuen „Englisch-kirchlichen Zenana-Missions-Gesellschaft" konstituirt, „um den Frauen Indiens das Evangelium zu bringen in Uebereinstimmung mit der protestantisch-evangelischen Lehre der Artikel und Formulare der Kirche von England." Es ist dabei ähnlich gegangen wie z. B. mit der Abtrennung der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft von der älteren und umfassenderen Londoner Missions-Gesellschaft, leider aber nicht ganz ohne Streit. Die streng kirchlich Gesinnten hatten beansprucht, daß man nur noch kirchliche Missionsstationen unterstütze und wenn das nicht gehe, eine friedliche Theilung der Arbeit und des Besitzes vornehme. Hierauf gieng die Minorität aber nicht ein, sondern bestand darauf, daß die Gesellschaft bei ihren alten Grundsätzen zu verharren habe und auch von ihrer Arbeit, ihren Einkünften ꝛc. nichts an eine anders geartete Gesellschaft abtreten dürfe. So begannen denn die Kirchlichen eine neue Gesellschaft, zu welcher mit nur einer Ausnahme alle „Sekretäre" der alten Gesellschaft, und von 300 Hilfsvereinen 260 übergegangen sind, so daß die alte Gesellschaft neue große Anstrengungen machen muß, um all ihren seit Jahren übernommenen finanziellen und anderen Verpflichtungen nachzukommen. Bei ihrer Kommittee sind immerhin 14 Glieder der englischen Kirche und vier Presbyterianer geblieben. Bei ihrer Jahresversammlung sprachen Männer wie Sir W. Muir, Dr. Murray Mitchell, Lord Shaftesbury ꝛc. Letzterer betonte die Wichtigkeit der weiblichen Missionsarbeit und meinte: „wenn es wahr ist, daß von allem Unheil in der Welt die Hälfte durch Weiber herbeigeführt wird, so ist's doch auch wahr, daß zwei Drittel von allem Guten, was geschieht, ihnen zugeschrieben werden muß." Die Kommittee der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft hat erklärt, daß sie bereit sei, mit beiden Gesellschaften, mit der alten wie mit der neuen Hand in Hand zu gehn. Manche meinen, sie hätte den Riß verhindern können und sollen.

Die Berliner Miss.-Ges.

Am 25. Mai feierte die Berliner Missions-Gesellschaft ihr Jahresfest. Nach dem von Dr. Wangemann erstatteten Bericht hat die Mission in Südafrika noch in keinem Jahre so große Erfolge zu verzeichnen gehabt als im vergangenen. In den ersten 30 Jahren wurden zusammen 1218 Heiden getauft, im J. 1879 allein 1264, und bereits harren wieder 1261 erwachsene Heiden der Taufe. In den Schulen werden 2349 Kinder christlich unterrichtet und erzogen. Zusammen zählen jetzt die 42 Stationen 9210 farbige Christen. Anerkennenswerth ist die Opferfreudigkeit der-

selben. Eine Hottentottengemeinde z. B. von 800 Seelen bringt jährlich 820 M. auf. Besonders erfreulich ist eine Erweckung in Riversdale unter Miss. Heese. Es wurden hier allein etwa 200 Seelen getauft. Dabei haben mehrere erweckte Boers eifrigst mitgeholfen. Im Transvaalgebiet hat das Werk nicht bloß durch die Wiedereröffnung von Sekukuni's Land, sondern auch durch den Eingang, welchen Miss. Knothe bei den heidnischen Stämmen nördlich davon gefunden, bedeutende Fortschritte gemacht. Auf beiden Gebieten wurden je 3 neue Stationen gegründet. In Saron versuchen die Engländer das von ihnen begangene Unrecht wieder gut zu machen: der fast ein Jahr lang unschuldig gefangene Koranna-häuptling ist freigelassen und Miss. Brune gerechtfertigt. Betrübt dagegen ist das Ausscheiden der Missionare Winter, Regler und Sachse, sowie mehr als eine dem Missionswerk höchst nachtheilige Maßregel der kapländischen Regierung, gegen welche erfolglos an die Regierung in England appellirt wurde. Außerdem wird „besonders schmerzlich der Geist des Widerspruchs und der Widersetzlichkeit empfunden, der sich unter einem Theil der Missionare regt und dem Wirken für die Mission hinderlich wird."

Afrika.

Folgendes ist der Hauptinhalt des S. 297 erwähnten Pamphlets von Hr. Chirnside: „Im März 1879 wurde ein Weib in der Nähe von Blantyre ermordet gefunden. Der Verdacht der Missionare lenkte sich auf zwei unter ihrer Aufsicht arbeitende Eingeborne, die einmal gedroht haben sollten, das Weib, das sie beide miteinander besaßen, umzubringen. Sie wurden eingekerkert, nachdem sie ahnungslos selbst ihr Gefängniß hatten bauen müssen. Die That leugneten sie standhaft, Beweise konnten nicht erbracht werden. Trotzdem wurden beide verurtheilt, erschossen zu werden. Man erklärte ihnen, des weißen Mannes Gott verlange, daß jeder, der einen Menschen tödte, selbst wieder getödtet werde, worauf sie erwiderten, daß sie dann nicht getödtet werden dürften, weil sie unschuldig seien. Aber es half nichts. Der eine Gefangene entkam, der andere wurde vor sein Grab gestellt, um dann auf Befehl der dabei stehenden Missionare von acht Eingebornen erschossen zu werden. Von mehreren Kugeln durchbohrt, aber von keiner tödtlich getroffen, stand der Unglückliche zitternd vor Schmerzen und Todesangst da. Auf's neue wurden die Gewehre geladen und zum zweiten mal abgeschossen. Eine Kugel durchbohrte die rechte Lunge des Armen, der aber immer noch blutend und zitternd dastand, bis einer der Missionare, der diesen Anblick nicht ertragen konnte, vortrat und ihn in's offene Grab stieß. Aber noch immer wollte der Gequälte nicht sterben, bis endlich ein anwesender Dorfhäuptling die Flinte des Herrn R. Henderson, eines Ingenieurs der Livingstonia-Handelsgesellschaft, ergriff, das Ende des Laufes dem Sterbenden an die Schläfe hielt und so seinem

Leben ein Ende machte. Infolge dieses eigenmächtigen Auftretens der Missionare wurde der Häuptling, unter dessen Herrschaft der wahrscheinlich schuldlos Hingerichtete gestanden war, ein bitterer Feind der Missionare. Beständig kommen nun Reibungen, ja kleine Schlachten vor, bei denen schon mehrmals Eingeborne getödtet wurden. Einmal wurde ein Eingeborner, durch den die Missionare sich bestohlen glaubten, auf's grausamste mit der in vor. Nr. erwähnten Peitsche bearbeitet, bis er den Schmerzen und dem Blutverlust erlag. Kurz, die Missionare führen ein Schreckensregiment, machen sich die Schwarzen und insbesondere die Häuptlinge zu Feinden, gefährden hiedurch auch die bisher in vollem Frieden mit den Umwohnern stehende und gesegnete Nachbarstation Livingstonia und thun alles, um den Christennamen, sowie den guten Ruf der Engländer in Mißkredit zu bringen." Hr. Chirnside versichert in seinem Pamphlet, alle diese Aussagen eidlich bekräftigen zu können; es ist aber seither vom früheren afrikanischen Missionar Waller und von anderen Sachkundigen nachgewiesen worden, daß seine Anklageschrift viele Irrthümer und Uebertreibungen enthält. Die Hauptsache übrigens ist richtig: daß die Missionare sich eine Gerichtsbarkeit angemaßt haben, die weder gesetzlich noch missionsmäßig ist, obgleich sich viel zu ihrer Entschuldigung sagen läßt.

Die Generalsynode der schottischen Staatskirche hat nun beschlossen, sofort einen mit ausgedehnten Vollmachten versehenen Vertrauensmann, Dr. Rankin, zur Untersuchung nach Blantyre zu schicken.

Allerlei.

In Japan kommt das Christenthum immer mehr in den Ruf einer guten, ja der besten Religion; die es loben, nehmen es deßwegen aber doch nicht an. Gleichgültigkeit, nicht Feindschaft, ist gegenwärtig die herrschende Volksstimmung. — Ein eingeb. Evangelist gieng einmal um einen Schinto-Priester predigen zu hören. Obgleich die Predigt regelrecht angekündigt war, fanden sich aber keine zehn Zuhörer ein und der heidnische Priester zog es vor, statt seiner den christlichen Evangelisten reden zu lassen!

— Die Station Mandapasale in Madura schickte auf einer Postkarte folgenden akrostichischen Jahresbericht nach Boston:

Wir haben viel Arbeit,
Aber es fehlt an Katechisten und Lehrern.
Christen geworden sind 76 Personen.
So manche Außenstation wartet auf Lehrer und Kapelle.
Theurer Zeit zum Trotz haben unsere Christen 306 Dollars beigesteuert, 51 mehr als im Jahr 1878.
Unsere Station hat 3402 Anhänger, 434 Abendmahlsgenossen, 3 Pastoren, 40 Gehilfen.
Mehr Segen wird folgen.

Was wir mit Wachsthum wiedergeben, heißt im Original Growing.

Bücherschau.

Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Von Dr. G. Uhlhorn. Zweite durchgesehene Auflage. Stuttgart. Meyer und Zeller's Verlag. 1875.

Einer, der selbst ein großer Prediger war, hat auf die Frage, warum unsere Predigt nicht mehr wirke, geantwortet: „Erstens, weil wir zu wenig Geist und zweitens, weil wir zu wenig Natur haben." Der hiemit gestellten Forderung genügen unseres Erachtens die Uhlhorn'schen Predigten in hohem Maße. Es sind keine bloßen Kanzelreden, sondern Geisteszeugnisse, welche bei aller Kirchlichkeit und Orthodoxie doch auf Bekehrung, auf persönliches Leben aus und in Gott den Hauptnachdruck legen, ohne doch jene Natürlichkeit oder Menschlichkeit vermissen zu lassen, welche allein die Herzen gewinnt und auf das Leben, wie es ist, einen Einfluß übt. Wir empfehlen dies Predigtbuch, das auch durch schönen Druck und würdige Ausstattung anzieht, nicht nur zum Vorlesen in Familienkreisen, sondern auch Theologen zum Studium. Geistvoll und natürlich — wer das sucht, wird hier befriedigt werden.

Als kleine Probe stehe hier das Thema und die Eintheilung der Epiphanias-Predigt über Tit. 3, 3—8: „Heiden und Christen. 1) Was wir Christen waren, das sind die Heiden noch. 2) Was wir Christen sind, sollen die Heiden werden. 3) Sollen's die Heiden werden, so müssen wir's zuvor sein", d. h. wie später erklärt wird: „Sollen die Heiden werden, was wir sind, so müssen wir zuvor geworden sein, was wir sein sollen; sollen die Heiden Christen werden, so ist's zuvor noth, daß die Christen Christen werden. Bei uns selbst muß die Bekehrung anfangen, sonst wird alle Arbeit draußen nichts helfen."

Warum hat unsere Predigt nicht mehr Erfolg? Praktisch-theologische Aphorismen von Dr. G. Warneck. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1880.

Eine Bußpredigt für Prediger, voll treffender Pfeile und verwundender Spitzen, aber auch reich an fruchtbaren Winken und praktischen Rathschlägen. Missionare und heimatliche Missionsarbeiter nicht minder als Pfarrer werden gut thun, dieselbe zu lesen und zu beherzigen. „Nicht wie wir predigen, sondern was wir sind", darauf kommt es vor allem an. Wer durch sein Predigen nicht einmal selbst gebessert wird, wie kann der andere bessern?!

Bericht der von der Evangelischen Allianz nach Wien abgesandten Deputation. Basel. Reinhardt. 1880.

Gründliche, aktenmäßige Darstellung des ganzen Sachverhalts, der die Absendung dieser Deputation veranlaßte, sowie der Audienz beim Kaiser und des Resultats. Verfasser ist der Präsident K. Sarasin.

Das Ziehen des erhöhten Christus in der Mission. Predigt über Joh. 12, 32 von Max Frommel. Zweite Auflage. Nürnberg. 1879. Joh. Phil. Raw'sche Buchhandlung.

Eine schöne Missionspredigt: Das verborgene Ziehen des erhöhten Christus in der Mission: 1) Der feste Punkt, von dem aus gezogen wird. 2) Die verborgene Kraft, mit welcher gezogen wird. 3) Das herrliche Ziel, auf welches hingezogen wird. Aufgefallen ist uns, daß eine sehr ähnliche Predigt nach völlig gleicher Disposition, aber von Emil Frommel, sich in dem Vierteljahrsblatt „Das Evangelium in China" Nr. 1 gedruckt findet.

Ein Missionsarzt gesucht.

Die Missionskommittee in Basel sucht einen wissenschaftlich tüchtigen Mediciner, der bereit wäre, sich um des Herrn und Seines Missionswerks willen in ihrem Dienste auf die Goldküste Westafrikas aussenden zu lassen.

Derselbe hätte die Aufgabe, die klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse der Goldküste, namentlich die dort so häufigen Klimafieber zu studiren und nach den besten Methoden der Verhütung und Heilung dieser Krankheiten zu forschen. Seine medicinisch-chirurgischen Dienste hätte er in erster Linie den europäischen Missionsarbeitern auf der Goldküste zu widmen; er hätte aber auch unter den Eingeborenen zu wirken und zwar nicht nur durch ärztliche Behandlung von Patienten, sondern auch, so weit als möglich, durch evangelisch-christliche Beeinflußung der Seelen.

Aerzte oder Kandidaten der Medicin, welche den Zug in sich fühlen, diesem Ruf zu folgen, sind gebeten, sich mit dem Unterzeichneten in Korrespondenz zu setzen.

Basel, Mai 1880.

Namens der Missionskommittee:
Inspektor Schott.

Burmesischer Reiskarren.

Rundschau.

II. Asien.

3. Hinterindien.

a. Das Festland.

Ueber Barma hat kürzlich Dr. Titcomb, der erste anglikanische Bischof dieses Landes, ein nettes Büchlein herausgegeben, in welchem er sehr offen und treuherzig die dortige Missionsarbeit und namentlich seine eigene Thätigkeit beschreibt. Im November 1877 wurde der schon 58-jährige Pfarrer berufen, das neugegründete Bisthum im fernen Hinterindien zu übernehmen. Es kostete einen schweren Entschluß. Das Gefühl der Pflicht und die Liebe zur Mission aber trugen den Sieg über alle Bedenklichkeiten davon. Von drei Töchtern und einer treuen Magd begleitet, begab sich Dr. Titcomb zuerst nach Kalkutta und von da nach Rangun, seinem nunmehrigen Wohnsitz. Anderthalb Jahre durfte er hier ununterbrochen arbeiten. Die Liebe und das Vertrauen, womit fast Jedermann ihm entgegenkam, der Reiz so vieler neuer Bekanntschaften mit Christen und Heiden, Europäern und Asiaten, das wechselvolle Reiseleben bei anhaltender guter Gesundheit, die Aussicht auf eine immer wachsende und fruchtbringende Thätigkeit — alles machte ihm die Arbeit zum Genuß. Die äußeren Geschäfte, welche die Organisation der neuen Diöcese mit sich brachte, wurden prompt besorgt, die wichtigsten europäischen Niederlassungen und Missionsstationen der Reihe nach besucht, überall das Bestehende gefestigt und zu Neuem der Anstoß gegeben, wo nicht der Grund gelegt.

Als der Bischof in Rangun ankam, hatte die anglikanische Mission in ganz Barma nur 4 ordinirte Arbeiter; als er im August 1879 wieder nach England zurückkehrte, waren es 12, darunter 4 Karenen, die am 8. September 1878 in Taungu ordi-

nirt wurden und ein Tamiler, namens Samuel Abischekanathan, der schon länger als Evangelist unter seinen Landsleuten aus der Madrasspräsidentschaft thätig gewesen war. Ueberdies hatte Dr. Titcomb die Freude, 36 Chinesen zu taufen und Einrichtung für die Fortführung der Missionsarbeit unter diesen immer zahlreicher einwandernden Söhnen des himmlischen Reiches zu treffen. In dem blühenden, unter Dr. Marks' einsichtsvoller Leitung stehenden St. John's College unterrichtete und predigte er regelmäßig, gründete auch einen Verein, der die in dieser Anstalt bisher Getauften, nun aber in verschiedenen amtlichen und anderen Stellungen über's ganze Land hin zerstreuten jungen Barmanen einander näher bringen, sie einmal monatlich zu einer Konferenz in Rangun versammeln und so ihr geistliches Leben fördern sollte. Einmal traf der Bischof auf einem Dampfschiff mit einer Schaar buddhistischer Mönche zusammen und ließ sich mit einem derselben in ein Gespräch ein. Der Mönch war mit dem Christenthum völlig unbekannt, wogegen der Bischof ihn versichern konnte, daß er schon vor vielen Jahren, noch ehe er im Entferntesten daran gedacht, nach Barma zu reisen, sich mit dem Buddhismus beschäftigt habe. Der Mönch entschuldigte sich, es fehle an Schriften, aus denen er und Seinesgleichen die christliche Lehre kennen lernen könnten. Nach Hause zurückgekehrt, setzte nun der Bischof sich sofort hin und schrieb eine Abhandlung über das Christenthum und den Buddhismus, welche dann in's Barmanische übersetzt und als Traktat weithin verbreitet wurde, eine Leistung, auf welche der wohlmeinende Mann ordentlich stolz zu sein scheint.

Eine nette Freude war es ihm auch, in Prome einen Katechisten stationiren, in Taungu einen jungen Eingebornen, der in Madras studirt hatte, als Missionsarzt anstellen, an der Jahresfeier der Ranguner Bibel- und Traktatgesellschaft mitwirken, am 19. März 1879 einen Europäer und zwei Eingeborene ordiniren und endlich zur Vollendung des kirchlichen Gebetbuchs und einer Liedersammlung in barmanischer Sprache helfen zu können. Außerdem wurden die Andamanen-Inseln besucht, eine Diöcesankonferenz gegründet, mehrere Konfirmationen gehalten u. s. w. Da auf einmal hieß es: Bis hieher und nicht weiter! Dr. Titcomb's älteste Tochter, die schon lange asthmaleidend gewesen war, bekam eine Gehirnkrankheit und starb; die zweite, ebenfalls zarte Tochter, wurde durch diesen Schlag so erschüttert, daß sie schwer erkrankte, an den Rand des

Grabes kam, von den Aerzten nach Europa gesprochen wurde und in ihrer Bangigkeit dem Vater das feierliche Versprechen abnahm, sie bis an ihr Lebensende nie verlassen zu wollen. So ist der gute Bischof denn nach England zurückgekehrt und wartet nun auf das wahrscheinlich nicht mehr ferne Ende seines Kindes, um dann auf seinen nicht minder theuer gehaltenen Posten zurückzukehren.

Diese so unerwartet eingetretene Unterbrechung in seiner gesegneten Arbeit ist um so bedauerlicher, als Bischof Titcomb nicht nur für seine eigene Kirche ein warmes Herz, sondern auch für amerikanische und andere Missionen in Barma Theilnahme und Verständniß hatte. Der Leipziger Missionar Mayr z. B., dessen mühevolle Arbeit unter den nach Barma verschlagenen lutherischen Tamilern bei dieser Gelegenheit ebenfalls erwähnt sei, schreibt über denselben: „Dr. Titcomb ist ein großer Segen für die englische Bevölkerung im ganzen Lande, sowie auch ein großer Freund und Förderer aller Missionsarbeit; es ist erstaunlich, zu sehen, welch' eine ausgebreitete und vielseitige Wirksamkeit er im Laufe eines Jahres schon entwickelt hat trotz seines vorgerückten Alters. Bis jetzt hörte ich in allen Schichten der Bevölkerung seinen Namen nur mit Anerkennung nennen; sein evangelischer Sinn, seine herzliche Freundlichkeit, seine rastlose Thätigkeit haben ihm in kurzer Zeit alle Herzen gewonnen."

Was die übrigen Arbeiter der anglikanischen Mission betrifft, so hat sich neben dem ausgezeichnet tüchtigen Schulmann Dr. Marks in neuerer Zeit namentlich Miss. Colbeck hervorgethan. Dieser hat die Schreckenszeit in Mandaleh mit erlebt, wo der durch Trunk, Ehrgeiz und Mißtrauen halb wahnsinnige Thiba, ein früherer Missionsschüler, über 100 seiner Verwandten mit unmenschlicher Grausamkeit einkerkern und nach und nach tödten ließ. Merkwürdigerweise drängten sich gerade damals viel mehr Barmanen als je zuvor zum christlichen Unterricht, darunter zwei Hofdamen, die auch wirklich getauft wurden. Dieselben gehörten zum Gefolge des von Thiba verfolgten, allgemein beliebten Njung Jan, dem Miss. Colbeck sammt 70 anderen Flüchtlingen durch seine Geistesgegenwart und List das Leben rettete. Bekanntlich ist dieser Prinz glücklich nach Kalkutta entkommen und wird vielleicht noch einmal auf den Thron kommen, den gegenwärtig der elende Thiba verunziert. So lang als irgend möglich harrte Colbeck auf seinem gefährlichen Posten aus. Selbst als der Befehl ergieng, alle Weißen müßten fort, wollte er dennoch

bleiben, was jedoch der englische Geschäftsträger nicht gestattete. In aller Heimlichkeit rüstete man sich nun zur Abreise, und im Dunkel der Nacht gieng es endlich hinaus auf die Schiffe. Fast seine ganze Habe mußte der Missionar natürlich preisgeben, alle seine Pflegebefohlenen dagegen konnten in Sicherheit gebracht werden. Jetzt soll das Missionshaus in eine Wohnung für buddhistische Mönche und die schöne, vom früheren König Maunglau erbaute Kirche in eine Lotterie-Agentur verwandelt sein. Denn die Barmanen sind leidenschaftliche Spieler, und in Mandaleh sollen Weiber sogar ihre Kinder verkaufen, um ein Loos in der Lotterie nehmen zu können.

Viel älter und bedeutender als die anglikanische ist die amerikanisch-baptistische Mission unter den Barmanen und besonders den Karenen.

Am 13. Februar 1879 wurde das »Rangoon Baptist College« in Gegenwart des englischen Bischofs und des Regierungskommissärs eingeweiht. Das theologische Seminar der Baptisten am gleichen Ort hatte ein schweres Jahr (1878). Dasselbe fieng mit 49 Zöglingen an und nach kaum einem halben Jahr waren nur noch 23 da. Eine unheimliche Krankheit, eine Art Wassersucht, hatte zwei getödtet, die übrigen zum Austritt gezwungen. Einer starb an der Cholera. Das zweite Semester fieng am 1. November mit nur 20 Zöglingen an, und von diesen waren am Schluß desselben nur 17 übrig. Fünf bestanden ihr Examen und traten in die Arbeit ein. Ueber eine längere Predigtreise, die er mit seinen Zöglingen machte, sagt Miss. Smith in einer für die meisten Missionsgebiete charakteristischen Weise: „Wir hatten überall genug Erfolg, um nicht zu verzagen und genug Widerspruch und Gleichgiltigkeit, um uns zu demüthigen und zu betrüben.“ Auf der Missionspresse in Rangun wurden im Jahr 1878 gedruckt: 940,000 Seiten h. Schriften 3,526,000 Seiten Traktate, 5,412,000 Seiten Schulbücher, karenische und barmanische Zeitschriften, Berichte ꝛc. 1,283,500 Seiten.

Miss. Harris erzählt von einer Karenengemeinde, welcher sein Pony zu klein vorkam und die daher Geld (190 M.) zusammenlegte, damit er sich ein größeres, besseres kaufen könne. Diese Gemeinde zählt nur 121 Glieder und steuert im Ganzen 524 M. im Jahr für christliche Zwecke bei. Miss. Carpenter berichtet den Tod eines Karenen-Geistlichen, Sah-poh, eines Zöglings vom sel. Miss. Thomas. Derselbe wurde, im Hause seines Bruders wei-

lend, von der Cholera befallen, stahl sich ohne ein Wort zu sagen davon, legte sich unter einen Baum und — starb. Er hatte seine Verwandten nicht erschrecken und nicht anstecken wollen. Am 15. und 16. Mai 1878 wurde in Bassein das fünzigjährige Jubiläum der Taufe Ko Tha Bju's gefeiert und eine »Memorial Hall« zu seinem Gedächtniß eingeweiht. Die Karenen hatten 27,876 M. zum Bau selbst beigesteuert. Ueberdies soll ein Fond von 100,000 M. gesammelt werden, dessen Zinsen zur Besoldung karenischer Lehrer an der großen Erziehungsanstalt »Bassein Normal and Industrial Institute« in Bassein dienen sollen. Außerdem steuerten sie 2400 M. für die junge Mission unter den Ka Khyens und ungefähr 2000 M. für die hungerleidenden Christen im Telugu-Land bei. Ueber die Pwo-Karenen heißt's im Jahresbericht der amerikanischen Baptisten-Missions-Gesellschaft: „Viele sind Katholiken und viele andere Buddhisten geworden. Es geziemt uns, etwas zu thun, viel zu thun, gleich zu thun. Was willst du, Leser, thun? Was kannst du thun? Zweierlei: erstens beten und zweitens kommen oder senden." Ueberhaupt fehlt es in der Karenen- und Barmanen-Mission an Arbeitern. In neuerer Zeit sind die Missionare viel von Krankheit heimgesucht gewesen, mehrere Familien haben nach Amerika zurückkehren müssen. Einigen Missionsstationen und Distrikten stand bloß eine „Missionarin", kein Mann vor. Trotz der karenischen Opferwilligkeit fehlt es auch an Geld. Es scheint, die amerikanischen Baptisten behandeln dies fruchtbare Missionsgebiet eben so stiefmütterlich, wie die deutschen Christen die Kols-Mission. So lange dieser Balken uns im eigenen Auge sitzt, dürfen wir also wohl die Amerikaner nicht verurtheilen. Bhamo ist die einzige neue Station, die sie haben. Von dort aus wird unter Schans und Ka Khyens gearbeitet. Der erste Schan in Ober-Barma wurde am 24. März 1878 von Miss. Cushing getauft. Ein Missionar — Rose — ist auch nach Mandaleh gegangen, aber dort hat ja das Schreckensregiment des jungen Königs gegenwärtig die Missionsarbeit unmöglich gemacht. In Bhamo wirkt Miss. Soltau von der China Inland Mission Hand in Hand mit den Baptisten. Miss. Cushing hat die Evangelien und Apostelgeschichte in's Schan übersetzt, auch angefangen, ein Wörterbuch dieser Sprache zu drucken. Miss. Brayton hat am 17. September 1878 die Uebersetzung der ganzen Bibel in den Dialekt der Pwo-Karenen vollendet. Zum Schluß sei noch

ein schönes Zeugniß hier angeführt, das der schon erwähnte deutsche Missionar Mayr in einem sehr interessanten Bericht über eine baptistische Generalsynode diesen amerikanischen Missionaren ausgestellt hat.

Ueber die beiden Missionare Colburne und Vinton z. B. heißt's u. A.: „Der Vater des letzteren hatte dieses Missionsfeld zuerst bearbeitet; sein Sohn, unter den Karenen aufgewachsen und hernach in Amerika ausgebildet, spricht die Sprache wie irgend ein einheimischer Karene. Beider Familien leben zur Zeit in Amerika, so haben sie Muße, fast ihre ganze Zeit auf den Dörfern bei ihren Christen zuzubringen. Sie sind mit diesen so vertraut, wie man es selten sieht: Sind sie auf den Dörfern, dann essen und schlafen sie in den Häusern der Eingebornen, kommen diese nach Kemindine (Rangun), so essen und schlafen sie bei ihren Lehrern. Während ich z. B. mit den beiden Missionaren auf ihrer Veranda saß, lagen etliche Karenen hart neben uns auf den Matten, sich ausruhend, oder hockten rauchend und gemüthlich plaudernd da. Man glaube aber nicht, daß diese Karenen deßhalb ihre Missionare gering achteten oder ihre Güte mißbrauchten; sie fühlen sich da eben so heimisch wie Kinder bei ihren Eltern."

Ueber das Schulwesen in Britisch-Barma hat neulich einer der baptistischen Missionare einen sehr lehrreichen Aufsatz geschrieben.

Um's Jahr 1864 fieng die englische Regierung an, systematisch für's Elementarschulwesen zu sorgen. Ein Missionarssohn Hough wurde der erste Schulinspektor. Auch die buddhistischen Klosterschulen, sowie die Missionsschulen, welche einen Regierungsbeitrag zu erhalten wünschten, wurden seiner Aufsicht unterstellt. Jetzt sind 2 europäische und 9 barmanische sehr gut bezahlte Schulinspektoren damit beschäftigt, 2537 Elementarschulen, die vom Volk selbst unterhalten werden, und von denen $^9/_{10}$ buddhistische Klosterschulen sind, zu beaufsichtigen und von Zeit zu Zeit zu examiniren. Von 31,398 Schülern, die so examinirt wurden, erhielten 3627 Belohnungen von der Regierung, zusammen im Betrage von 31,190 M. Dazu kommen 900 Elementarschulen, darunter mehrere christliche, welche von der Regierung beinahe $^1/_4$ ihrer Gesammtkosten vergütet bekommen, d. h. jährlich etwa 49,160 M. Von den 30,484 Schülern dieser Gattung sind 1031 Christen. Endlich gibt's noch 17 sogenannte »cess schools« und 22 ganz von der Regierung unterhaltene Elementar-

schulen, alles zusammen also 3452 Elementarschulen mit 62,528 Schülern, welche unter Aufsicht der Regierung stehen und diese jährlich 111,768 M. kosten, doch so, daß die Regierung immer „nur denen hilft, die sich selbst helfen", d. h. überall bemüht ist, das Volk zur Selbstthätigkeit und Selbständigkeit auf diesem Gebiet zu erziehen. Daß 200 christlich-karenische Dorfschulen bis jetzt noch gar keine Unterstützung von der Regierung erhalten, obgleich die Karenen wie alle anderen Unterthanen ihre Schultaxe zahlen müssen, ist eine Ungerechtigkeit, die wohl bald wird gut gemacht werden.

Außer diesen eigentlichen Elementarschulen sind noch 6 Missions-Erziehungsanstalten da, die von der Regierung noch als Elementarschulen behandelt werden und zusammen 14,600 M. Unterstützung erhalten; ferner 8 Mittelschulen mit 658 Schülern, für welche die Regierung jährlich 85,644 M. ausgibt, 6 katholische und 1 anglikanische Mittelschule; dann die Regierungs-Hochschule in Rangun, 1872 gegründet, eines der schönsten Gebäude in der Stadt (hat 300,000 M. gekostet, zählt jetzt 446 Schüler unter 1 Vorsteher, 3 Professoren und einer Menge von Lehrern, unter welchen viele Eingeborne); ferner gerade gegenüber dem »Rangoon Baptist College« und dem karenischen Predigerseminar das schon erwähnte »St. John's College« (seit 1865) unter Dr. Marks, einem sehr energischen und populären Missionar. Zur Errichtung dieser Anstalt trug s. Z. die Regierung 40,000 M. bei, wie sie denn jährlich 10,000 M. von den Unterhaltungskosten trägt. Von den 500 Schülern sind 150 zugleich Pensionäre. Bibel- und Kirchenlehre wird hier stark getrieben, daneben mit größtem Eifer »cricket« gespielt, musicirt und Gymnastik getrieben. Ein Theil der christlichen Schüler ist von der Regierung mit Waffen versehen und bildet eine Art Cadettencorps, was unseren baptistischen Berichterstatter zu einer spöttischen Bemerkung über die „streitende Kirche" veranlaßt, welche auf diese Weise doppelt von der Welt unterschieden sei! Uebrigens erkennt er an, daß in dieser Anstalt häufig Bekehrungen vorkommen und daß die Anglikaner, wie auch die Katholiken es besser verstehen, als die Baptisten, ihre Schulanstalten durch weise Concentration unabhängig von der Missionskasse zu machen. Für die Musterschule von ganz Barma indessen hat der Regierungsschulinspektor die Sgau Karenen Normal- und Industrie-Schule in Bassein erklärt, welche durch den Eifer der baptistischen Karenenchristen zu Stande

gekommen ist. Auch Dr. Cross' Karenenschule in Taungu genießt einen ausgezeichneten Ruf.

Nach all' dem steht es mit dem Schulwesen in Britisch-Barma überaus gut. Leider wird von den Eingebornen die Schulbildung aber lediglich als Mittel zur Erlangung einträglicher Beamtenstellen angesehen. Die wenigsten machen die höheren Lehranstalten ganz durch; die meisten treten schon aus einer der Mittelklassen aus, weil sie damit schon auf eine monatliche Besoldung von 80—100 M. Aussicht haben. Daß Bildung und Wissenschaft — ganz abgesehen von Reis und Curry — um ihrer selbst willen gesucht und geliebt werden können, davon hat kaum Einer eine Ahnung.

In Siam, wo eine aus Thais, Laos, Chinesen, Malaien und Kambodschas gemischte Bevölkerung von mehr als 6 Mill. Seelen der Mission noch große Aufgaben stellt, wirken hauptsächlich amerikanische Baptisten und Presbyterianer. Der jetzige König ist englisch erzogen, hat allgemeinen Volksunterricht angeordnet und scheint empfänglich für alles Neue, wenn auch nicht für alles Gute, regiert aber noch völlig despotisch. In der Hauptstadt Bangkok besteht die größte evangelische Gemeinde aus 300 Chinesen. In den Laos-Ländern haben die Missionare und ihre Bekehrten große Erleichterung durch ein Toleranzedikt vom Jahr 1878 erhalten, welches die Christen sogar von der Frohnarbeit am Sonntag freispricht. In Anam hat die katholische Mission eines ihrer fruchtbarsten Felder. Auf der Halbinsel Malaka macht die Mission trotz des englischen Einflusses nur sehr geringe Fortschritte. Die Bevölkerung ist zu gemischt und der Welthandel von Singapur erzieht wohl gewandte Geldmenschen, nicht aber Bürger des Himmelreichs.

b. Die Inseln.

Wie in Barma vom Buddhismus, so wird auf dem hinterindischen Archipel die christliche Mission vom Islam — wenigstens äußerlich weit überflügelt. Unter holländischer Regierung scheint derselbe besonders gut zu gedeihen, namentlich seit das Malaiische zur Regierungssprache erhoben ist. Diejenigen, welche diese Sprache lesen und schreiben können, sind eben meist Muhammedaner, und als Unterbeamte benutzen diese dann jede Gelegenheit, die ihres Aberglaubens und Götzendienstes müden Heiden für ihren Glauben zu

gewinnen und sie so dem Einfluß der christlichen Mission, welche in neuerer Zeit übrigens auch freiere Bewegung hat als früher, zu entziehen. Eine Schmach für die Niederländer ist namentlich Java, diese „köstlichste Perle in Hollands Krone.“ Als sie 1594 die Portugiesen zu verdrängen anfiengen und 1619 Batavia erbauten, war diese Insel großentheils noch heidnisch; jetzt sind ihre 18 Millionen Einwohner fast alle Muhammedaner. Die Zahl der eingebornen Christen beläuft sich nur auf etwa 4000. Erfreulich und für die Zukunft Hoffnung erweckend ist die Eröffnung eines Predigerseminars für den ganzen Archipel in Depok, 6 Stunden südlich von Batavia. Es ist dies das bekannte Dorf, das ein Beamter, de Chastelein, um 1714 seinen malaiischen Sklaven, die sich taufen ließen, vermachte. Der Vorsteher des neuen Seminars ist der rheinische Miss. Hennemann.

Die holländischen Missionen leiden an Zersplitterung und mangelnder Kontinuität. Manche Gemeinden, die mit Mühe gesammelt worden, sind jetzt verlassen und gehen der Auflösung entgegen. Auf den Sangir- und Talaut-Inseln, wie auf den Molukken gibt's daher viele Namenchristen, die sich von Heiden und Moslims nur wenig unterscheiden. Hie und da ist die Mission auch fast ganz in die Hände der Staatskirche übergegangen, so daß es nun von den Regierungspastoren abhängt, ob und wie viel sie für die eingebornen Christen thun wollen. Die religionslosen Regierungsschulen wirken auch eher nachtheilig als fördernd. Am wehmüthigsten berührt es einen, zu hören, daß auch die so reich gesegnete Mission unter den Alifuren auf Celebes nicht mehr im Wachsthum, sondern eher im Rückgang begriffen ist. „Aus einer Bevölkerung von 114,000 Seelen sind zwar 70—80,000 Christen in 199 Gemeinden gesammelt worden und in 117 Schulen befinden sich 10,000 Schüler. Aber die Selbstthätigkeit dieser Gemeinden ist nie gehörig geweckt worden; die kleinlich strenge Bevormundung Seitens der Regierung erlaubt das nicht. Geldmangel der niederländischen Mission führt nun zur Uebergabe der Schulen an den Staat, welcher grundsätzlich keinen Religionsunterricht gestattet. Auch die Missionare werden fast alle Staatspfarrer, und da die Gehilfenschule eingeht, steht für die 30 Nationalgehilfen kein Nachwuchs in Aussicht.“

Auch die anglikanische Mission des Bischofs von Labuan, welche ihre Entstehung dem bekannten Radscha Brooke verdankt,

scheint in letzter Zeit kaum Fortschritte gemacht zu haben. Zwar haben die Missionare bei den Landdajaken im Westen, wie auch bei den Seedajaken im Osten Eingang gefunden, die rohen Sitten derselben gemildert, den Pflug eingeführt und schon länger her über 1600 Kirchenglieder zusammengebracht. Doch sinkt die Zahl auch wieder, Rückfälle kommen vor und die Schule will noch nicht in regelmäßigen Gang kommen.

Viel ausgedehnter und bedeutender ist die Wirksamkeit der Rheinischen Missionsgesellschaft, welche auf den drei Inseln Sumatra, Nias und Borneo zusammen 21 Stationen mit 26 Missionaren besetzt und zahlreiche Gemeindlein gegründet hat — freilich nicht ohne schwere Opfer und anhaltende, mühsame Arbeit. Namentlich auf Sumatra ist gerade das letzte Jahr (1879) ein rechtes Segensjahr gewesen, wie es die Missionare bisher noch nie erlebt hatten. „Wie groß der Zuwachs zu unseren Gemeinden im Ganzen gewesen," sagt der letzte Jahresbericht, „läßt sich noch nicht genau angeben; doch kann die Zahl kaum unter 1500 geblieben sein, da bis Ende August schon 1300 Heiden getauft waren. Außerdem war die Zahl der Katechumenen von 1000 auf ca. 2000 gestiegen, so daß mit Einschluß derselben die Zahl der für's Christenthum gewonnenen Battas sich auf 5500 beläuft. Dabei ist es aber noch ganz besonders erfreulich, daß sich zugleich auf fast allen Stationen unverkennbar auch ein innerer Fortschritt kundgibt. Gott, der Herr, hat durch mancherlei Gerichte und Heimsuchungen mit den Christen und Katechumenen und auch mit den Heiden eine so gewaltige, ernste Sprache geredet, daß viele Laue und Träge aufgeschreckt, viele Unlautere innerlich erfaßt und gestraft oder auch fern gehalten wurden, und so diese immerhin gefährliche Zeit des schnellen Wachsthums, wie wir hoffen dürfen, ohne Schaden für den inneren Stand und Gehalt unserer Gemeinden gewesen ist. Ja, die Gemeinden sind auch williger und freudiger geworden, zu den Bedürfnissen von Kirche und Schule reichlicher als bisher beizusteuern, zeigen auch mehr Lust und Liebe, Hausandachten und Bibelstunden unter sich zu halten." Zwei weitere Fortschritte des letzten Jahres sind die Vollendung der beiden in Deutschland gedruckten Uebersetzungen des Neuen Testaments im Dialekt von Toba und von Sipirok, sowie die Hinzufügung von 12 neuen eingebornen Lehrern zu den 15 schon vorhandenen. Zwar braucht man zur Bedienung all' der neu entstehenden

Filialen, deren Zahl jetzt schon 25 beträgt, noch viel mehr Kräfte, im kleinen Seminar zu Pantjur na pitu befinden sich aber über 30 Zöglinge und außerdem sind 11 christliche Battajünglinge nach Depok geschickt worden, um dort ihre Ausbildung zu erhalten, so daß es an Nachwuchs nicht fehlen dürfte.

„Die Neugestaltung der Dinge auf Sumatra, d. h. die Ausdehnung der holländischen Regierung über alle Missionsstationen, hat sich also bisher dem Werke nur heilsam erwiesen. Zwar hat es nicht an Versuchen gefehlt, sofort in diese neuen, nun auch der holländischen Regierung unterstellten Gebiete den Islam einzuführen. Aus Pangaloan und Pantjur na pitu wurde uns von solchen berichtet, die von einzelnen muhammedanischen Hadschis gemacht waren; aber bis jetzt haben sie keinen Erfolg gehabt. Am bedenklichsten wäre es gewesen, wenn ein gewisser Si Adji Basir, ein geborner Silindunger, der aber lange Jahre in Arabien zugebracht und ein großer muhammedanischer Heiliger geworden ist, seine Pläne hätte zur Ausführung bringen können. Er war nämlich nach Siboga gekommen und wollte von dort in seine Heimat Silindung zurückkehren, um dort, wie er sich vermaß, dem Christenthum schleunigst ein Ende zu machen. Indeß haben sich die Häuptlinge von Silindung selbst fast einstimmig sein Kommen verbeten und so hat ihm die Regierung die Erlaubniß dazu verweigert und er ist wenigstens einstweilen unverrichteter Sache wieder nach Padang zurückgekehrt. Dergleichen Versuche müssen uns aber eine dringliche Mahnung sein, die jetzige Zeit nach Kräften auszukaufen, um dem doch jedenfalls auch hier bald auftretenden Islam das Christenthum als eine bedeutende und auf solider Grundlage ruhende Macht entgegenstellen zu können."

Auf Nias hat die Rheinische Mission jetzt drei Stationen und schon nehmen zwei eingeborene Gehilfen an der Arbeit Theil, auch Gemeindeälteste haben eingesetzt werden können.

In Borneo geht es schon seit Jahren nicht mehr recht voran. Ueberdies ist die Missionsarbeit durch Krankheiten und wiederholte Mißernten erschwert worden. Erfreulich dagegen ist's, daß die Regierung Manches zur Hebung der dajakischen Bevölkerung gethan hat. Von besonderem Werth auch für die Mission wäre es z. B., wenn es gelingen würde, die Dajaken, die von Haus aus „nomadisirende Ackerbauer" sind, d. h. alle paar Jahre wieder ihre Felder und damit auch ihre Wohnsitze ändern, an eine andere und bessere

Methode des Reisbaues zu gewöhnen. Die Missionare unterstützen daher die Regierung eifrig bei ihren Versuchen, diese neue Methode einzuführen. „In einem Falle wie diesem sollte doch niemand sagen, der Missionar dürfe sich nicht auf dergleichen äußerliche Dinge einlassen, denn hier gilt es, durch Verbesserung der ganzen Verhältnisse erst einmal die Möglichkeit einer geordneten und Bestand habenden Missionsarbeit zu schaffen."

Das 81. Jahresfest der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft.

(Schluß.)

Alles in allem hat die englisch-kirchliche Missions-Gesellschaft 192 Stationen, 211 ordinirte europäische und 42 Laien-Missionare, 16 europäische Lehrerinnen, 201 eingeborne oder doch im Lande geborene Geistliche, 2708 eingeborne Lehrer und Lehrerinnen, 28,480 Kommunikanten, 139,722 eingeborne Christen, 1423 Schulen und 58,113 Schüler.

Ueberdies hat die Gesellschaft im Lauf der Zeit sich schon von 82 Stationen zurückgezogen und 5566 Kommunikanten mit 13 eingebornen Geistlichen und 13,898 Schulkindern, namentlich in Sierra Leone und Westindien, aus ihrer Pflege entlassen.

Zum Schluß macht der Bericht darauf aufmerksam, daß gegenwärtig nicht nur in Indien und Japan, sondern theilweise auch in Afrika und anderen Heidenländern die europäische Civilisation bewundert und begehrt, daher auch der christliche Missionar als Lehrer willkommen geheißen werde, daß Aufklärung und Schulbildung für Missionszwecke aber nicht genüge, sondern eine höhere Kraft der Erleuchtung und Erneuerung nöthig, diese aber auch thatsächlich in der Mission vorhanden sei und wirke. Ferner wird hervorgehoben, daß die eingebornen Christen immer selbständiger werden und ihre eigenen Kirchen organisiren, was namentlich in Indien, China und Japan

deßwegen von höchster Wichtigkeit ist, weil damit der Vorwurf beseitigt wird, daß man, um ein Christ zu werden, seine Nationalität verleugnen und gewissermaßen ein Europäer werden müsse. Aber auch hier komme es vor allem auf die belebende Einwirkung des h. Geistes an: ein noch so gut organisirtes, aber lebloses Kirchenthum kann nichts helfen.

Nach dem Bericht hielt der Vorsitzende, Lord Chichester, eine kurze Ansprache: „Die Kommittee hat sich genöthigt gesehen, ihre Ausgaben einzuschränken, d. h. sich nach der Decke zu strecken oder — biblisch gesprochen — die Kosten zu überschlagen, ehe sie einen Thurm baut. Viele werden freilich sagen, man solle nur immer im Glauben weiter machen und es dem lieben Gott überlassen, wie er das nöthige Geld herbeischaffen wolle, unsere Aufgabe sei es, in jede offene Thür hinein zu gehen, ohne um die Mittel ängstlich besorgt zu sein. Ich kann nicht behaupten, daß ich diesen Grundsatz für berechtigt halte. Ich zweifle so wenig als jene lieben Freunde daran, daß Silber und Gold des Herrn sind, so gut als die Arbeiter und die offenen Thüren. Das hindert mich aber nicht, ganz genau nach den Mitteln, d. h. nach den Pfunden, Shillingen und Pfennigen zu fragen, die wir zu unserer, zu des Herrn Arbeit brauchen. Der, welcher die Thüren aufschließt und die Arbeiter erweckt, muß auch die Herzen und Hände aufschließen — zum Darreichen der Mittel, wie Er ja bisher so freundlich gethan. Wir wollen ihm danken und uns freuen, daß unsere große Schuld jetzt getilgt ist und daß die Zweigvereine den Aufrufen der Kommittee so willig nachgekommen sind.

„Ein fernerer Grund zum Danken liegt in der glücklichen Lösung der Verwickelungen in Ceylon. Ich bin aufrichtig überzeugt, daß das zwischen dem Bischof von Colombo und der Gesellschaft getroffene Uebereinkommen ein befriedigendes ist. Die Kommittee hat dabei keinen einzigen ihrer Grundsätze verleugnet und zugleich dem Bischof es möglich gemacht, mit ihr zusammen zu arbeiten, ohne seinem Gewissen und seiner Ueberzeugung etwas zu vergeben. Für das Zustandekommen dieser Uebereinkunft sind wir unserem geliebten und hochverehrten Primas (Erzbischof von Canterbury) zum größten Dank verpflichtet.

„Indessen glaube ich, daß wir uns, wenn schon in Ceylon die Gefahr überwunden scheint, auf die Wiederkehr ähnlicher Schwierig-

keiten gefaßt machen müssen. Jedermann weiß, daß Leute unter uns sind, die gewisse kirchliche Anschauungen und Grundsätze haben, welche, wenn sie von autoritativer Seite betont und durchgeführt werden, unseren Missionaren die Arbeit ungemein erschweren müssen. Das müssen wir eben als eine von den mancherlei Lasten, welche es im Dienste des Herrn zu tragen gibt, hinnehmen. Kein Sieg ohne Kampf, ohne Kreuz keine Krone. Sicherlich warten noch manche Anfechtungen und Trübsale auf uns. Zuweilen setzen sich nicht nur unsere Feinde, sondern auch unsere Freunde gegen uns. Wie's in jedem Leben geht, so geht's auch im Leben einer Missionsgesellschaft. Es ist ein Leben des beständigen Kampfes, der Geduld und Selbstverleugnung. Ich bitte Gott, Er wolle uns allen helfen, persönlich und auch als Gesellschaft unser Kreuz sanftmüthig und tapfer zu tragen. Wenn wir dem Gott der Leiden dienen wollen, dem Gott, dessen Krone eine Dornenkrone, dessen Scepter ein Rohrstab, dessen Purpur ein Spottkleid, dessen Thron das Kreuz war, so müssen wir ihm auch unter Leiden und in Geduld dienen, um als Lohn Verfolgung und alle gesegneten Früchte derselben davon zu tragen."

Der Bischof von Gloucester und Bristol: „Wir wollen mit Hoffnung in die Zukunft sehen. Der Jahresbericht bietet Stoff die Fülle zu solcher Hoffnung. Wie glaubenstärkend ist z. B. die Geschichte der Tinneweli-Mission. Im Jahr 1780 gründete Schwartz in Palamkotta die erste Christengemeinde. Es waren bloß 40 Bekehrte, die dazu gehörten. Und jetzt nach 100 Jahren sind hieraus 97,000 geworden, und die Kirche ist so gewachsen, daß 2 Bischöfe und eine große Schaar eingeborner Pastoren mit ihrer Leitung und Bedienung vollauf zu thun haben. Da hat Gottes Wort Frucht getragen, und zwar von Jahr zu Jahr mehr. Aehnlich aber ist es auf allen anderen Missionsgebieten gegangen. Und ebenso ist es im großen Ganzen mit der Kirche Christi gegangen. Am ersten Pfingstfest waren es bloß 3000, etliche und 70 Jahre später waren es 500,000 und zur Zeit Constantins des Großen waren daraus 10 Millionen geworden und wenige Jahrhunderte später 30 Millionen, bis zur Reformation 100 Millionen, und heutigen Tages zählt man nicht weniger als 400 Millionen Christen auf dem ganzen Erdboden. Zu was für Hoffnungen berechtigen uns diese Fortschritte? Nun, wenn die Kirche in demselben Verhältniß weiter wächst — und ohne Zweifel wird die Progression eine immer steigende — so ist wahrlich Grund genug

zur Hoffnung vorhanden. Der Herr verzieht nicht, wie etliche meinen; Er kommt und Er kommt schnell. So wollen wir denn die Hoffnungslosigkeit, dieses größte Hinderniß der Missionsarbeit, fahren lassen und mit freudiger Gewißheit in die Zukunft blicken, eingedenk der Worte des Herrn: ‚Dieses Evangelium vom Reich wird gepredigt werden in aller Welt, und dann wird das Ende kommen', wie auch Seiner Verheißung: ‚Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.'"

Lord Cairns: „Die Geschichte der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft ist gewissermaßen die Geschichte der Kirche im 19. Jahrhundert. Wie klein sie angefangen, wie mächtig sie geworden, wie bestimmend sie auch auf das christliche Leben in der Heimat eingewirkt und wie sie jetzt nach 80 Jahren als die größte, thätigste und blühendste Missionsgesellschaft Großbritanniens dasteht, das alles kann man in der jüngst erschienenen, schönen Lebensbeschreibung des seligen Henry Venn nachlesen. Was unsere heutige Festfeier betrifft, so glaube ich, daß eine solche Versammlung, wie die unsrige, einen dreifachen Zweck erfüllt. Einmal beweisen die Freunde des Werkes durch ihr so zahlreiches Erscheinen, daß sie sich nicht damit begnügen, der Missionsgesellschaft gleichsam eine Steuer zu zahlen, sei es nun, um das eigene Gewissen zu beruhigen oder um einen zudringlichen Sammler los zu werden, sondern daß sie persönlich und aufrichtig an den Arbeiten und dem Ergehen der Gesellschaft Antheil nehmen und auch erfahren möchten, ob und wie und wo ihre Gebete für das Gedeihen derselben eine Erhörung gefunden. Und dann ist eine Versammlung dieser Art wohl geeignet, die selbstverleugnenden Männer und Frauen, welche als unsere Missionare draußen in der Arbeit stehen, aufzumuntern und sie fühlen zu lassen, daß man ihrer und ihres Werkes gedenkt, daß man ein Herz hat für ihre Leiden, Mühen und Anfechtungen, daß man ihren Dienst zu schätzen weiß und für sie betet. Und endlich blicke ich deßwegen mit einer gewissen Befriedigung auf solch' eine Versammlung, weil sie ein Beweis und Zeugniß dafür ist, daß unter uns der Missionsgeist noch nicht erloschen ist, daß in unserer Kirche noch, und zwar nicht bloß von den Geistlichen, sondern auch von den Laien der letzte Befehl Jesu, sein Missionsbefehl, für bindend gehalten und einigermaßen befolgt wird. So lasset uns denn diesem Befehl immer eifriger und treuer nachkommen, bis keine Kreatur mehr ist, welche nicht gehört hätte das

Evangelium des Sohnes Gottes und bis die Erkenntniß des Herrn die Erde erfüllt hat wie das Wasser den Meeresboden bedeckt."

Bischof Ryle: „Es ist mir eine große Freude, daß die erste öffentliche Rede, welche ich nach meiner Berufung zum Bischof von Liverpool zu halten habe, eine Missionsrede ist. Ich ergreife die Gelegenheit, mein unverändertes Vertrauen gegen die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft auszusprechen. Seit 35 Jahren habe ich für dieselbe gearbeitet, gepredigt und Reisen gemacht; und nie habe ich mich ihrer weniger geschämt, als eben jetzt. Insbesondere schäme ich mich des Ursprungs dieser Gesellschaft nicht. Manche Leute meinen, bloß ein Bischof solle und könne so ein Werk in's Leben setzen. Aber von der ersten Heidenmission lesen wir, daß kein Petrus oder Johannes, überhaupt kein Apostel sie gründete, sondern daß sie ausgieng von einigen Lehrern und Predigern der Gemeinde zu Antiochien, und wir wissen, was diese Mission zu Stande gebracht. Es sind jetzt 80 Jahre her, daß die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft gegründet wurde. Sie hat ihren Ursprung nicht im erzbischöflichen Palast zu Lambeth genommen, auch nicht in der Generalsynode (Convocation), denn eine solche gab es damals noch gar nicht. William Wilberforce, Thomas Scott, Henry Venn, Richard Cecil und ihre Gesinnungsgenossen — das waren die Gründer der Gesellschaft. Und ihrer Richtung schäme ich mich nicht. Mancher hat seither höhere, mancher wiederum niedrigere Grundsätze angenommen; die Gesellschaft aber, welche von jenen Männern gegründet ward, hat ihre Grundsätze nie geändert: Sie ist immer eine protestantische und eine evangelische Gesellschaft gewesen und geblieben. Und weil ich glaube, daß diese Grundsätze nicht die einer Partei sind, sondern daß die englische Kirche selbst auf denselben ruht, wie denn unsere Reformatoren Cranmer und Ridley und Latimer und Jewell ihr Leben für diese Grundsätze gelassen haben — deßwegen schäme ich mich der Gesellschaft nicht, für welche ich heute zu reden habe. Wenn es irgend eine echt englisch-kirchliche Gesellschaft gibt, so ist es diese unsere Missionsgesellschaft.

„Aber ich schäme mich auch der Erfolge nicht, auf welche die Missionsarbeiter als auf die Frucht ihrer Mühe hinweisen können. Hier zu meiner Rechten sitzen die drei Waganda-Häuptlinge, die Gesandten des Königs Mtesa. Daß diese aus dem Innern Afrika's hieher gekommen sind, ist auch eine Frucht der Missionsarbeit. Als

ich das letzte mal hier war, erzählte uns Bischof Crowther die Geschichte der Niger-Mission. Von den Inseln des Meeres, aus Japan, aus Indien, aus China, ja von allen Seiten her kommen erfreuliche Berichte über den Fortschritt des Werkes. Was in Thränen gesäet wurde, wird jetzt schon vielfach mit Freuden geerntet. Fast jedes neue Missionsunternehmen hat viele Menschenleben gekostet, hat doch auch unsere Kirche nicht ohne solche Opfer gegründet werden können. Aber die Frucht davon liegt am Tage.

„Ich füge hinzu, daß ich mich auch des kirchlichen Standpunktes dieser Gesellschaft nicht schäme. Bei der Kirchenversammlung in Croyden gab der Bischof von Winchester seinen Zuhörern den guten Rath, sie möchten doch nie eine christliche Zeitung lesen. Ich erklärte dagegen, daß ich ganz anderer Ansicht sei, daß ich so viel Kirchenblätter und Zeitungen lese, als nur möglich, daß ich gern wisse, wie andere Leute denken, und selbst was im feindlichen Lager vorgehe. Nun, bei diesem Lesen habe ich u. A. auch gefunden, daß gewisse Leute der kirchlichen Missionsgesellschaft vorwerfen, sie sei nicht kirchlich genug, habe zu wenig Respekt vor den Bischöfen u. s. f. Im Lauf der zwei letzten Jahre sind ihr namentlich wegen der Geschichte in Ceylon heftige Vorwürfe gemacht worden. Ich freue mich, daß diese Geschichte jetzt begraben ist, und hoffe, daß niemand sie wieder heraufbeschwören wird. Das aber wage ich zu behaupten, daß während der 80 Jahre ihres Bestehens niemand der Kirche so treu und gegen die Bischöfe so loyal gewesen ist, als diese Gesellschaft. Wenn man sämmtliche Bischöfe darüber verhören könnte, welche Partei ihnen am wenigsten Noth und Mühe zu machen pflege, so würden sie gewiß alle bezeugen, daß es die evangelische sei. Und ich hoffe, daß die Kommittee der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft nie auch nur ein Haar breit von diesem ihrem altbewährten evangelischen Standpunkt abweichen wird.

„An Schwierigkeiten und Gefahren wird es nicht fehlen. Soeben ist ein katholischer Lord zum Vicekönig von Indien ernannt worden. Auch darin kann eine große Gefahr liegen. Aber wir wollen Gott bitten, daß er der Kommittee Weisheit und Kraft gebe, allezeit das Rechte zu treffen und der Wahrheit unter allen Umständen treu zu bleiben. An eine Verschmelzung all' der bestehenden Missionsgesellschaften habe ich auch keinen Funken von Glauben. Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft soll nur immer ihre Selbständig-

keit behaupten und so eifrig und treu weiterarbeiten, als bisher. Und damit sie das vermöge, müssen wir alle, die wir ihre Freunde sind, nach einem höheren Maß geistlichen Lebens trachten. Denn wie wir sind, so ist die Gesellschaft. Bloß eine neue Ausgießung des hl. Geistes kann uns helfen. Denn der Geist Gottes allein kann Thüren und Herzen und Hände aufschließen. Nur einmal, so lange die Welt steht, ist für die Sache Gottes zu viel gegeben worden: als nämlich die Stiftshütte gebaut werden sollte und das Volk förmlich von weiterem Geben zurückgehalten werden mußte. Und warum waren sie so opferwillig? Weil sie eben erst aus dem Dienstthause entkommen waren, weil ihre Dankbarkeit noch frisch war. O, wenn wir mehr daran dächten, was es sagen will, daß Gott uns erlöst hat von der Obrigkeit der Finsterniß und uns gebracht hat zu seinem wunderbaren Licht, wenn uns das Blut Jesu Christi und seine vollbrachte Erlösung über alles theuer wäre, dann würden wir auch mehr und freudiger opfern für die Sache des Herrn.

„So lange ich lebe, soll die englisch-kirchliche Mission an mir wenigstens Einen treu ergebenen Freund haben, und ich weiß, daß noch viele Hundert da sind, die ihr eben so ergeben sind, als ich."

Miss. Wilson aus Uganda: „Die Vorstellung, die man sich in England gewöhnlich von einem afrikanischen Missionar zu machen scheint, ist die von einem Manne, der mit der Bibel in der Hand unter einem Baum dasteht und einer aufmerksamen, schwarzen Zuhörerschaft eine Predigt hält. Aber diese Vorstellung habe ich in Afrika nie verwirklicht gesehen. Die Leute wollen nichts von uns und interessiren sich nicht für unsere Predigt. Das Interesse muß erst geweckt werden. Dazu kommt die Schwierigkeit der Sprache. Vor uns hat noch nie ein Europäer die Sprache von Uganda gelernt, Bücher in derselben gibt es nicht. Unsere erste Arbeit bestand daher darin, die Sprache in Schrift zu fassen, und es war keine Kleinigkeit, für die verschiedenen Laute die passendsten Zeichen zu finden. Wir haben aber keine Mühe gescheut; ich habe eine Sammlung von 5000 Wörtern und zahlreichen Volkssagen, Geschichten und Gesängen, sowie die Grundzüge einer Grammatik aus Uganda mitgebracht und mit der Zeit hoffen wir eine Bibelübersetzung zu Stande zu bringen. Aber für „heilig", „Sünde" und viele andere christliche Begriffe haben wir noch keine Wörter gefunden. Ueberdies haben wir eine Anzahl Eingeborner lesen gelehrt und eine

Art Gottesdienst mit ihnen gehalten. Aber katholische Missionare haben unsere Arbeit gestört. Weitere sollen noch nachkommen. Warum sollen die Römlinge uns überflügeln? Man gebe uns heute 50 neue Arbeiter und wir machen uns anheischig, für jeden derselben eine Station in den Ländern um den Viktoria-Nyanza zu finden. Wenn die Ernte auch lange ausbleibt, wir wollen nicht muthlos oder ungeduldig werden. Wir sind ja erst drei Jahre in Uganda. Ich bitte die Freunde dringend, für unsere Mission weiter zu arbeiten und zu beten. Betet auch für unsere schwarzen Gäste, die Gesandten des Königs Mtesa, welche gegenwärtig in unserer Mitte sind; betet, daß was sie in England sehen, in ihnen den Wunsch wecken möge, Jesum zu sehen, und daß der Bericht, den sie, in ihre Heimat zurückgekehrt, dem König erstatten werden, diesen bewegen möchte, ein Unterthan des Königs aller Könige zu werden. Ich glaube, daß der Besuch dieser Männer mitwirken wird zum Besten Innerafrika's. Ohne diese Hoffnung hätten wir sie gar nicht hieher gebracht. Nicht politische Gründe haben uns dazu veranlaßt, sondern einzig der Wunsch, daß ihre Reise nach Europa dazu beitragen möchte, Uganda noch weiter der Mission, dem Evangelium und der Civilisation aufzuschließen."

Nach Miss. Wilson sprach noch Miss. Warren aus Japan, welcher u. A. versicherte, es sei kaum möglich, die Größe des Fortschritts zu überschätzen, welcher in den letzten 14 Jahren in Japan stattgefunden. Vor 10 Jahren habe es bloß 12 eingeborne evangelische Christen im ganzen Inselreich gegeben, jetzt seien es 2 bis 3000 u. s. w. Miss. Wolfe's Rede über China haben wir an einer anderen Stelle schon mitgetheilt.

Den Schluß machte Archidiakonus Kirkby mit einer höchst lebendigen Schilderung der nordamerikanischen Indianermission, aus der wir nur einiges Wenige hier wiedergeben:

„Als ich im Jahr 1828 meine Wirksamkeit unter den Indianern anfieng, hatte ich 100 eingeborne Kinder in der Schule. Eines dieser Kinder ist jetzt der Premierminister von Manitoba, und als während der letzten Wahlen seine Gegner ihm seine niedrige Herkunft zum Vorwurf machen wollten, da sagte er: ‚Was ich bin, das verdanke ich nächst Gott der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft.' Ein anderer Missionsschüler, der gute Gaben hatte, aber viel Noth machte, gieng endlich durch und man hörte nie mehr von ihm, bis ein ame-

keit behaupten und so eifrig und treu weiterarbeiten, als bisher. Und damit sie das vermöge, müssen wir alle, die wir ihre Freunde sind, nach einem höheren Maß geistlichen Lebens trachten. Denn wie wir sind, so ist die Gesellschaft. Bloß eine neue Ausgießung des hl. Geistes kann uns helfen. Denn der Geist Gottes allein kann Thüren und Herzen und Hände aufschließen. Nur einmal, so lange die Welt steht, ist für die Sache Gottes zu viel gegeben worden: als nämlich die Stiftshütte gebaut werden sollte und das Volk förmlich von weiterem Geben zurückgehalten werden mußte. Und warum waren sie so opferwillig? Weil sie eben erst aus dem Diensthause entkommen waren, weil ihre Dankbarkeit noch frisch war. O, wenn wir mehr daran dächten, was es sagen will, daß Gott uns erlöst hat von der Obrigkeit der Finsterniß und uns gebracht hat zu seinem wunderbaren Licht, wenn uns das Blut Jesu Christi und seine vollbrachte Erlösung über alles theuer wäre, dann würden wir auch mehr und freudiger opfern für die Sache des Herrn.

„So lange ich lebe, soll die englisch-kirchliche Mission an mir wenigstens Einen treu ergebenen Freund haben, und ich weiß, daß noch viele Hundert da sind, die ihr eben so ergeben sind, als ich."

Miss. Wilson aus Uganda: „Die Vorstellung, die man sich in England gewöhnlich von einem afrikanischen Missionar zu machen scheint, ist die von einem Manne, der mit der Bibel in der Hand unter einem Baum dasteht und einer aufmerksamen, schwarzen Zuhörerschaft eine Predigt hält. Aber diese Vorstellung habe ich in Afrika nie verwirklicht gesehen. Die Leute wollen nichts von uns und interessiren sich nicht für unsere Predigt. Das Interesse muß erst geweckt werden. Dazu kommt die Schwierigkeit der Sprache. Vor uns hat noch nie ein Europäer die Sprache von Uganda gelernt, Bücher in derselben gibt es nicht. Unsere erste Arbeit bestand daher darin, die Sprache in Schrift zu fassen, und es war keine Kleinigkeit, für die verschiedenen Laute die passendsten Zeichen zu finden. Wir haben aber keine Mühe gescheut; ich habe eine Sammlung von 5000 Wörtern und zahlreichen Volkssagen, Geschichten und Gesängen, sowie die Grundzüge einer Grammatik aus Uganda mitgebracht und mit der Zeit hoffen wir eine Bibelübersetzung zu Stande zu bringen. Aber für „heilig", „Sünde" und viele andere christliche Begriffe haben wir noch keine Wörter gefunden. Ueberdies haben wir eine Anzahl Eingeborner lesen gelehrt und eine

Art Gottesdienst mit ihnen gehalten. Aber katholische Missionare haben unsere Arbeit gestört. Weitere sollen noch nachkommen. Warum sollen die Römlinge uns überflügeln? Man gebe uns heute 50 neue Arbeiter und wir machen uns anheischig, für jeden derselben eine Station in den Ländern um den Viktoria-Nyanza zu finden. Wenn die Ernte auch lange ausbleibt, wir wollen nicht muthlos oder ungeduldig werden. Wir sind ja erst drei Jahre in Uganda. Ich bitte die Freunde dringend, für unsere Mission weiter zu arbeiten und zu beten. Betet auch für unsere schwarzen Gäste, die Gesandten des Königs Mtesa, welche gegenwärtig in unserer Mitte sind; betet, daß was sie in England sehen, in ihnen den Wunsch wecken möge, Jesum zu sehen, und daß der Bericht, den sie, in ihre Heimat zurückgekehrt, dem König erstatten werden, diesen bewegen möchte, ein Unterthan des Königs aller Könige zu werden. Ich glaube, daß der Besuch dieser Männer mitwirken wird zum Besten Innerafrika's. Ohne diese Hoffnung hätten wir sie gar nicht hieher gebracht. Nicht politische Gründe haben uns dazu veranlaßt, sondern einzig der Wunsch, daß ihre Reise nach Europa dazu beitragen möchte, Uganda noch weiter der Mission, dem Evangelium und der Civilisation aufzuschließen."

Nach Miss. Wilson sprach noch Miss. Warren aus Japan, welcher u. A. versicherte, es sei kaum möglich, die Größe des Fortschritts zu überschätzen, welcher in den letzten 14 Jahren in Japan stattgefunden. Vor 10 Jahren habe es bloß 12 eingeborne evangelische Christen im ganzen Inselreich gegeben, jetzt seien es 2 bis 3000 u. s. w. Miss. Wolfe's Rede über China haben wir an einer anderen Stelle schon mitgetheilt.

Den Schluß machte Archidiakonus Kirkby mit einer höchst lebendigen Schilderung der nordamerikanischen Indianermission, aus der wir nur einiges Wenige hier wiedergeben:

„Als ich im Jahr 1828 meine Wirksamkeit unter den Indianern anfieng, hatte ich 100 eingeborne Kinder in der Schule. Eines dieser Kinder ist jetzt der Premierminister von Manitoba, und als während der letzten Wahlen seine Gegner ihm seine niedrige Herkunft zum Vorwurf machen wollten, da sagte er: ‚Was ich bin, das verdanke ich nächst Gott der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft.' Ein anderer Missionsschüler, der gute Gaben hatte, aber viel Noth machte, gieng endlich durch und man hörte nie mehr von ihm, bis ein ame-

rikanischer Missionar im Felsengebirge, wo gerade Goldlager entdeckt worden waren, eine wohlgeordnete, Sonntag feiernde Indianer-Niederlassung und an ihrer Spitze jenen entlaufenen Missionsschüler fand!

„Ich will nicht sagen, daß alle unsere Bekehrten Musterchristen sind, denn das sind wir selbst ja auch nicht. Aber das sage ich, daß fast alle das Wort Gottes lesen und daß am Sonntag kein leerer Sitz in unseren Kirchen ist. Ruhigere und loyalere Unterthanen als die christlichen Indianer gibt es in ganz Nordwest-Amerika nicht. Wesley hat einmal gesagt, er glaube erst dann an die Bekehrung eines Menschen, wenn auch sein Geldbeutel bekehrt sei. Nun, auch diese Probe könnten unsere Bekehrten bestehen. Sie geben wahrhaft fürstlich für Kirche und Mission. Bei unserem jährlichen Missionsfest kriege ich immer 800—1000 M. für die Missionsgesellschaft, und mehrere mal haben Indianer mir die kostbarsten Erträge ihrer Jagd, z. B. das Fell des schwarzen Fuchses, gebracht, weil sie das Beste dem Herrn geben wollten ... Wenn es wahr ist, daß die Indianer aussterben, nun so laßt uns dafür sorgen, daß ihnen ein Name und ein Platz erhalten bleibe in dem ewigen Reich unseres Gottes."

Aus dem Geistesleben der Chinesen.

6. Licius.

Von Th. K.

Licius, eigentlich Lih-Tsi,*) zählt in der Geschichte der chinesischen Philosophie unter die Geister ersten Ranges. Er ist vermuthlich um's Jahr 450 v. Chr. geboren. Von seinen Lebensumständen wissen wir nur das Wenige, was in seinen Werken gelegentlich darüber sich angedeutet findet. Hienach widmete er viele

*) Siehe E. Faber: Der Naturalismus bei den alten Chinesen sowohl nach der Seite des Pantheismus als des Sensualismus, oder die sämmtlichen Werke des Philosophen Licius. Elberfeld. 1877.

Jahre seines Lebens dem Studium, bis er selbst als Meister auftrat und Schüler um sich sammelte. Seine Lehrjahre sind uns um so interessanter, je weiter sie von der Bahn des heutigen Studiums abliegen.

„Ich war schon drei Jahre beim Meister im Dienst," erzählt Licius, „das Herz wagte nicht über Recht oder Unrecht zu denken, der Mund wagte nicht über Nutzen oder Schaden zu reden, da warf der Meister zuerst nur einen Blick auf mich. Nach fünf Jahren dachte mein Herz wieder nach über Recht und Unrecht, der Mund sprach wieder von Nutzen und Schaden, da heiterten sich erst die Augenbrauen des Lehrers auf und er lächelte. Nach sieben Jahren ließ ich den Herzensbetrachtungen freien Lauf, wiederum nicht über Recht noch Unrecht, ließ den Mund frei sprechen, doch wiederum nicht von Nutzen oder Schaden, da führte mich der Meister zuerst hinein und ließ mich auf gleicher Matte sitzen." Er beschreibt dann, wie er sich immer mehr in der Selbstlosigkeit geübt und es dahin gebracht habe, Herr über die äußere Natur zu werden und nach Beendigung des Lehrkurses auf dem Winde nach Hause zu fahren. Einst wurde Licius von einem andern Meister so hingerissen, daß er in Gefahr kam, von seinem Lehrer abzufallen. Da entlarvte der letztere seinen Nebenbuhler als einen unfähigen Menschen und beschämte dadurch seinen Schüler in hohem Grade. Nach diesem Vorfalle, heißt es, hielt Licius von sich selbst, daß er noch nicht das ABC wisse, und gieng nach Hause. Drei Jahre lang gieng er nicht aus. Er half seinem Weibe in der Küche und fütterte Schweine, „als wenn er Menschen verpflegte." Er hielt sich fern von jeglicher Berufsarbeit. „Schnitzereien und Steinverzierungen machte er glatt, so daß der Gegenstand nur die einfachste Form behielt. Alles Zerstreuende schaffte er bei Seite, so erlangte er schließlich die Einheit (die Sammlung)." Uebrigens widmete sich Licius nicht bloß den Uebungen in der Entsagung und im Gehorsam, sondern er erwarb sich auch eine gründliche Kenntniß der Geschichte und Literatur seiner Zeit, wie manche Stellen seines Werkes zeigen. Als Lehrer sammelte sich Licius eine stattliche Anzahl von Schülern — es werden gelegentlich 40 genannt. Wie vornehm aber damals chinesische Denker gegen einander waren, beweist folgender Zug. Unser Philosoph lebte mit einem anderen 20 Jahre zusammen, nur durch eine Mauer getrennt, ohne daß sie sich gegenseitig besucht oder eingeladen hätten. Begeg-

neten sie einander auf dem Wege, so thaten sie, als sähen sie einander nicht. Man hielt es daher außer Zweifel, daß beide Feinde seien. Schließlich wurde Licius über die Sache befragt und gab nun über seinen Zimmernachbar folgendes Urtheil ab: „Er hat die Miene voll und das Herz leer, die Ohren hören nicht, die Augen sehen nicht, der Mund redet nicht, das Herz versteht nicht, die Gestalt beugt sich nicht. Weßhalb sollte ich zu ihm gehen? Ich will jedoch hingehen, einen Versuch machen und mich umsehen.“ Die Visite wird in Begleitung von 40 Schülern abgestattet, und siehe da, der Gegner stellte sich als ein durchaus biederer Mann heraus, der zwar Anfangs die Befangenheit eines Stubengelehrten merken ließ, dann aber in wohlwollender Weise, „mit Sammlung und voll Männlichkeit“ sich unterhielt.

Das Werk, das des Licius Namen trägt, ist nicht von ihm selbst verfaßt, sondern von seinen Schülern. Erst um 750 n. Chr. wurde es durch einen Kaiser zum Rang der heiligen Schriften erhoben; sein eigentlicher Titel lautet: „Wahre Norm der tiefsten Leere(!) und erhabensten Tugend.“ Der Inhalt dieses Buches ist zum Theil gar nicht philosophisch; es sind eine Menge Geschichtchen und Anekdoten hinein gewoben, die zwar artig zu lesen sind, aber zum Verständniß des Ganzen nicht beitragen, sondern den Zusammenhang meist nur störend unterbrechen. Freilich ist ein fortlaufender Faden des Gedankens auch ohne dieselben nicht zu finden, und was noch störender ist: viele Gedanken stimmen nicht zusammen, es fehlt die Einheitlichkeit der Weltanschauung, die man bei einem Manne wie Licius doch voraussetzen darf. Bei der Abfassung des Werkes scheinen einige fremde Elemente mitgewirkt zu haben, so daß wir den Inhalt des vorliegenden Werkes nicht als reine Lehre des Licius annehmen können. Immerhin darf der fragliche Stoff als echtes Erzeugniß chinesischen Geistes angesehen werden, und eine Darstellung desselben als Beitrag zur Kenntniß chinesischen Geisteslebens gelten.

Man lernt Licius sofort als einen selbständigen, von den religiösen Vorstellungen seiner Zeit unabhängigen Denker kennen, wenn man ihn von dem letzten Grunde aller Dinge reden hört. Er behandelt zwar auch noch Himmel und Erde als zwei gesonderte Mächte, aber er bleibt bei diesem Gegensatze nicht stehen, sondern geht auf etwas Höheres zurück, was im Hintergrunde alles Sicht-

baren wirksam ist. Die äußere Welt zeigt beständige Veränderung, Dinge entstehen und vergehen; aber woher kommt all' dies Endliche, Vergängliche? Gewiß nicht von einem Dinge, das selbst endlich und vergänglich ist, sondern von einem ewigen, unsichtbaren Urgrund. „Das die Dinge Erzeugende ist selbst ungezeugt, das die Dinge Wandelnde ist selbst ungewandelt. Das Ungeborne ist wohl einzig; das Unwandelbare wallt ohne Ende hin und her, sein Raum ist unendlich; es ist wohl einzig und unergründlich in seinen Wegen." Dieses Ungeborne bringt also beständig Leben hervor und verursacht die Wandlungen. Vor Zeiten nahmen die Heiligen, sagt Licius, Himmel und Erde als die letzten wirkenden Kräfte an; nun kann aber, was eine äußere Form hat, wie Himmel und Erde, doch nichts Ursprüngliches sein; denn was eine Form hat, ist geworden aus etwas, das keine Form hat: also sind Himmel und Erde selbst erst geworden. „Weiblich sein können und männlich, weich und hart, kurz und lang, rund und eckig, lebend und todt, heiß und kalt, schwimmend und sinkend, ausgehen und vergehen, dunkel und gelb, süß und bitter, übelriechend und duftend — ist ohne Wissen und ohne Können und doch allwissend und doch allkönnend."

Was es eigentlich ist, das hinter dem Vorhange der äußeren Erscheinungen wirkt und was sie hervorbringt, weiß niemand; denn es ist selbst noch niemandem erschienen. Alles, was geworden ist, vergeht; die „Kraft-Substanz" aller Dinge aber bleibt, sie ist ewig, nie endend, nie verderbend. Man darf nicht glauben, Licius habe solche Behauptungen bloß als interessante Resultate seines Denkens aufgefaßt, sondern er versenkte sich auch mit seinem Gefühle in den Urgrund, aus dem er und alle Dinge stammen sollten. Als er einst eine Reise machte und gelegentlich an der Seite des Weges eine Erfrischung zu sich nahm, erblickte er hundertjähriges Todtengebein. Er bog deßhalb das Gesträuch zurück, wies seinen Schüler darauf hin und sagte: „Nur ich und jene haben die Erkenntniß, daß wir weder leben noch todt sind. O das übersteigt Freude, o das übersteigt Genuß!" Man kann diesen seltsamen Worten kaum einen anderen Sinn unterlegen, als den: Licius dachte beim Anblick der Todtenbeine natürlich an seinen eigenen Tod, seine aufsteigende Betrübniß bekämpfte er aber mit dem Gedanken, daß in allem Irdischen, im Menschen, dem Bilde des Lebens, wie in den Todtenbeinen, dem Bilde des Todes, das eine göttliche Wesen sei und wirke; alle Dinge

sind nichts für sich, abgelöst vom Ganzen und von einander; sie sind getragen von einem Ewigen, Unvergänglichen. Der Mensch zerfällt endlich in seine Bestandtheile und hört auf, Mensch zu sein, die Todtenbeine zerfallen auch; aber alles, was zerfällt, kommt auch wieder zum Leben, indem es, von einem anderen Organismus angeeignet, wieder eine neue Form annimmt. Das aber scheint den Licius zu trösten, daß bei dem fortgehenden Auf- und Abwogen von Leben und Tod doch ein göttliches Wesen bestehen bleibt, das in ihm ebenso vorhanden ist, wie in jedem Dinge.

Der Kreislauf der Natur, der schon im Bisherigen angedeutet ist, wird auch sonst im Buche des Licius erwähnt: „Der Kreislauf ist unaufhörlich. Wer kann aber die geräuschlose Fortbewegung Himmels und der Erde wahrnehmen? Die Dinge werden in Folge davon, wenn hier beschädigt, dort ersetzt; wenn hier vollendet, dort ruinirt. Verlust und Ersatz, Vollendung und Ruin sind im Gefolge der Welt und im Gefolge des Todes. Abgang und Ankunft ergänzen sich, das Dazwischenliegende ist unerforschlich; wer kann es wahrnehmen?“ Es wird dann ausgeführt, wie oft nur scheinbar Stillstand in der Natur eintrete, in Wirklichkeit verändere die Welt sich beständig. Auch der Mensch werde von der Kindheit bis zum Greisenalter an Gestalt, Schönheit, Weisheit und Benehmen täglich anders, und Haut, Nägel und Haare gehen mit der Zeit ab. Man merkt nur den Wechsel nicht gleich. „Wartet man etwas, so weiß man es hernach.“

Der innere Zusammenhang der Natur wird nun aber ferner dahin ausgeführt, daß ein Wesen aus einem von ihm der Art nach verschiedenen anderen entstehen könne. Eine Anzahl von Beispielen wird angeführt, aus denen hervorgeht, wie sich aus Niederem das Höhere entwickle. Derselbe Same werde auf dem Wasser zu Algen, am Rande des Wassers zu Flechten, auf bergichtem Boden zu Moos. Wird das Moos gedüngt, so wird es zu Gras. Die Wurzeln des Grases werden zu Larven, seine Blätter zu Schmetterlingen. Wandelt sich das Gras, so wachsen Würmer unter Ofenwärme. Diese Wurmart wandelt sich in 1000 Tagen zu Vögeln. Aus dem Speichel eines solchen Vogels entstehen Mücken, daraus nach und nach Essigmücken, Netzflügler, Kürbiskäfer. Weiter wird erwähnt: Die Weihe wird zum Falken, dieser zur Turteltaube und diese nach längerer Zeit wieder zur Weihe (also Atavismus!). Die

Fledermaus wird zur Wachtel. Verrottete Kürbisse werden zu Fischen. Alter Schnittlauch wird Spinat. Alte Widder werden Affen. Fischeier werden Würmer. Kleine Mücken werden in Branntwein erzeugt.

Man fragt sich unwillkürlich, auf welchen Beobachtungen denn wohl diese Behauptungen ruhen mögen, und man wundert sich über die Kühnheit derselben, welche die neueren Entwicklungstheorien doch bedeutend übersteigt. Man wundert sich aber noch mehr, wenn man in diesem Zusammenhange auch von der Entstehung des Menschen reden hört. Es heißt nämlich: „Die Pflanze Yang-hei mit altem Bambus, welcher nicht mehr sproßt, vereint, erzeugt ein wurmartiges Thier. Dieses erzeugt den Panther, der Panther erzeugt das Pferd, das Pferd erzeugt den Menschen. Der Mensch geht nach längerer Zeit wieder ein in den Entwicklungsanfang. Alle Dinge kommen aus dem Ursprung und alle gehen ein in den Ursprung." Die Menschen werden überhaupt in nahe Beziehung zu den Thieren gesetzt. Der Mensch wird folgendermaßen beschrieben: „Was ein Knochengerüste von 7 Fuß Länge, Arme und Füße verschieden, Haare auf dem Kopfe, Zähne im Munde und aufrechten Gang hat — wird Mensch genannt." Damit sei aber nicht behauptet, daß nicht mancher Mensch ein thierisches Herz habe. „Mit Flügeln bekleidet und Hörner tragend, die Zähne getheilt, die Klauen gespreizt, die Aufgerichteten fliegend, die Niedergebeugten laufend — werden Thiere genannt." Manches Thier aber habe ein menschliches Herz. Es komme nicht auf die Uebereinstimmung in der Form, sondern auf die des Wesens an. „Thau-Hi, Nui-Wo u. s. w. hatten Schlangenkörper und Menschenantlitz, Rindskopf und Tigernase. Diese also hatten nicht die Gestalt der Menschen, aber sie hatten die Tugend von Heiligen. Andere aber hatten die Gestalt von Menschen und im Gesichte die sieben Oeffnungen wie wir, besaßen aber thierische Herzen. Die Menge freilich hält sich fest an das Eine, die Form, und sucht darin die höchste Weisheit zu erreichen, während sie nicht die geringste erlangt." Die Heiligen alter Zeit haben auch, indem sie den „Klangstein" schlugen und rührten, vierfüßige Thiere zum Tanze gebracht. Wenn Schun Flöte spielte, so kam Phönix schwebend herbei. Diese Beherrschung der Thiere durch Töne zeigt, daß das Herz der Thiere von dem der Menschen nicht zu verschieden sein kann. Die Weisheit der Thiere ferner ist eine unwillkürliche, wie die von unmün-

digen Menschen. „Im höchsten Alterthume wohnten sie mit den Menschen vereint und giengen mit ihnen zusammen herum. Erst in der Zeit der Kaiser und Könige begannen sie sich zu fürchten und zerstreuten sich in Verwirrung, bis sie sich seit den letzten Generationen verbergen und davonlaufen, um Qual und Verderben zu entfliehen."

Der Mensch wird nun aber anderwärts auch als Glied in der Entwicklung des Weltganzen betrachtet und zu Himmel und Erde in Beziehung gesetzt. Licius versucht sich nämlich ein für uns allerdings dunkles Bild von der Entwicklung der Ursubstanz zu machen. Es entstehen zunächst Kraft, Form und Materie; diese in ihrer Einheit bilden das Chaos; aus dem Chaos steigt allmählich die geordnete Welt der äußeren Formen empor. Das Reine und Leichte bildet oben den Himmel, das Trübe und Schwere macht unten die Erde, das die Substanz Harmonirende bildet den Menschen (der Mensch ist ein Abbild der Ordnung des Weltganzen), Himmel und Erde zusammen erzeugen sämmtliche Dinge. Das Amt des Himmels ist es, belebend zu überdecken; das Amt der Erde ist es, formend zu enthalten; das Amt der Dinge ist die Angemessenheit. Ein Amt, das diesen drei Aemtern ebenbürtig zur Seite steht, ist das des Menschen, nämlich des Heiligen. Es besteht darin, lehrend umzugestalten. Somit ist dem Menschen eine würdige Stellung zugewiesen, und es wird ausdrücklich noch anerkannt, daß im Menschen etwas Höheres ist, das nicht der Erde entnommen ist. Der Aethergeist (die Seele) heißt es, ist Gabe des Himmels, das Gebein ist Gabe der Erde. Was dem Himmel angehört, ist klar, was der Erde angehört, ist trübe. Verläßt der Geist die Form, so kehrt jedes zurück zu seinem wahren Sein.

(Fortsetzung folgt.)

Missions-Zeitung.

Von den Maiversammlungen.

Das 86. Jahresfest der Londoner Missions-Gesellschaft fand am 13. Mai in der Exeter-Halle statt. Der Nachfolger für Dr. Mullens ist noch nicht gefunden. Einstweilen versieht Herr Whitehouse seine Stelle.

Dieser trug auch den Bericht vor. Die Jahreseinnahme betrug 2,077,260 M., die Ausgabe 2,003,480 M. Da vom Vorjahr aber noch ein großes Deficit (104,700 M.) übrig war, schloß die Rechnung doch mit einem Kurzschuß von 30,940 M. Die Geldnoth, die Todesfälle in Afrika und andere Sorgen veranlaßten die Freunde der Gesellschaft, am 2. Nov. v. J. eine außerordentliche Gebetsversammlung zu halten. Von da an gieng alles besser. Jetzt stehen 136 Missionare und 12 Missionarinnen im Dienst der Gesellschaft. In China öffnen sich immer neue Thüren, wie z. B. in Tientsin durch die Gewogenheit Li Hang Tschang's, dessen Gemahlin von Dr. Mackenzie geheilt wurde. An manchen Orten trägt längst ausgestreuter Same jetzt Frucht. Die Christen wachsen an Selbständigkeit und Opferwilligkeit. Zu beklagen dagegen sind mehrere Rückfälle und Uebertritte zur katholischen Kirche, welche keine Mittel scheut, Protestanten wie Heiden an sich zu locken. In Indien geht's langsam aber sicher voran. Die Missionare benutzen die allgemeine Achtung, in welcher sie stehen, um auf allerlei Weise unter Hoch und Niedrig zu wirken, z. B. auch durch öffentliche apologetische und andere Vorträge. In Benares, diesem indischen Athen, scheint die Predigt nichts zu wirken. Durch den Krieg sind den Gemeinden manche Kräfte entzogen worden, während auch die Folgen der Hungersnoth noch drücken. In Madagaskar hat das Werk durch Verminderung der Arbeitskräfte (Krankheit, Tod ꝛc.) und durch das rücksichtslose Vorgehen der Katholiken gelitten. Aus Südafrika wird von Dürre, Krieg, Verarmung und Entsittlichung der Eingebornen berichtet. Im Kafferland sind die Missionare schon fast ganz zu Pastoren geworden, die völlige Selbständigmachung der Gemeinden wird betrieben, aber durch den Krieg ꝛc. sehr aufgehalten. Im Betschuanenland gieng eine Zeit lang alles drunter und drüber; die Missionsarbeit hat schwer gelitten; auch viele Christen wurden in Aufstände, in gesetzloses Treiben und Gottvergessenheit hineingezogen. Die Aufregung gegen die Engländer erstreckte sich bis in's Matebelenland, wo überdies die Tyrannenherrschaft Lupengula's den Aufschwung der Mission hindert. Von den Brüdern Hore und Hutley in Udschidschi hatte man 9 Monate lang keine Nachricht. Dr. Mullens und Miss. Dodgshun starben in Inner-Afrika. Griffith und Southon aber kamen gesund in Udschidschi an, 2 neue Stationen in Urambo und Uguha wurden Ende 1879 gegründet. Neuerdings ist diese Mission durch Br. Wookey, der schon 9 Jahre im Betschuanenland gearbeitet hat, Williams und Dr. Palmer verstärkt worden. Am 16. April verließen sie England.

Auf den Samoa-Inseln soll im August d. J. das 50-jährige Jubiläum der Mission gefeiert werden. In Tahiti, wo die Gesellschaft vor 83 Jahren ihre erste Arbeit anfieng, die dann 1842

durch die Franzosen gestört wurde, hat jetzt der Londoner Missionar Green gleiche Rechte mit den französischen protestantischen Pastoren erhalten. Die meisten Gemeinden in Polynesien bauen und erhalten nicht nur ihre Kirchen und Schulen selbst, sondern besolden auch ihre Pfarrer und Schulmeister und geben überdies reichliche Missionsbeiträge, letztes Jahr mehr als je. Die Seminare liefern immer noch tüchtige Evangelisten. In Neuguinea hat die Mission eine feste Gestaltung noch nicht gewonnen. Das fieberische Klima, die Unsicherheit des Lebens u. s. w. sind gewaltige Hindernisse.

Die Londoner Missions-Gesellschaft, ursprünglich keiner besonderen Kirchenpartei angehörig, ist jetzt, nachdem mehrere neue selbständige Gesellschaften sich von ihr abgezweigt haben, wesentlich eine kongregationalistische Gesellschaft geworden. Aber auch Angehörige anderer Kirchen treten je und je in ihren Dienst. Den Heiden „die Erkenntniß Christi" zu bringen, ist nach wie vor ihr höchstes Ziel.

Unter den Festrednern ragten Miss. Macfarlane aus Neuguinea und Miss. Richardson aus Madagaskar hervor. Dr. Allon trug einen Auszug aus Dr. Christliebs Weltüberschau vor, sprach über die Bedeutung der Mission für den Handel u. s. w.

— Die baptistische Missions-Gesellschaft feierte d. J. ihr 83. Jahresfest mit noch mehr als gewöhnlicher Begeisterung. Alles war voll Dank für die Tilgung der Schuld und die Zunahme in den Beiträgen. Die Jahreseinnahme betrug 1,007,020 M. gegen 921,840 im Vorjahr. Ein Redner sagte, der Papst habe den König von Portugal aufgefordert, beim König von Congo die Vertreibung der baptistischen Missionare durchzusetzen, und ein neulich in's Land gekommener Priester biete allem auf, um den Einfluß, den die Missionare gewonnen, wieder zu zerstören. Miss. Bate schilderte die sittliche Verkommenheit, in welcher die Heiden, namentlich die Hindus, trotz all' ihrer Religion sich befinden. Gerade ihre Religion sei schuld an den meisten Greueln und an vielem Elend. Ebenso bei den Muhammedanern. „Was Indien braucht, ist nicht Religion, d. h. kein Kirchensystem, keine theologischen Bekenntnißschriften, keine dogmatische Formel, keine Priesterschaft oder Geistlichkeit. Solche Religion kann überhaupt der Welt nicht helfen. Religion war es, was den indischen Militäraufstand anzettelte, Religion, was die alexandrinische Bibliothek vernichtete, Religion, was die Scheiterhaufen anzündete und die Inquisition erfand, Religion auch, was den gräßlichsten Justizmord, den die Geschichte kennt, die Kreuzigung des einzigen wahren Menschenfreundes, herbeiführte. Religion in diesem Sinne bedeutet nichts als Priesterherrschaft, Grausamkeit, Gewalt, Unterdrückung aller Freiheit, Vergötterung der Kreatur. Solche Religion brauchen wir nicht; wir brauchen über-

haupt keine Religion, sondern Erlösung, kein Dogma, sondern einen persönlichen Heiland, der in uns wohnt, uns reinigt und neuschafft. Das ist's, was die ganze Welt bedarf ...

„Man nennt uns Schwärmer. Wenn jemand den ‚dunkeln Erdtheil' an einem Ende betritt und am andern wieder herauskommt, so ist er ein Held. Hat jemand aber 30 Jahre lang an der Hebung der elenden Heiden gearbeitet und geht im Missionsdienst auch noch nach Afrika, wie Dr. Mullens, um dort zu sterben, so ist er ein — Enthusiast. Nun, solche Enthusiasten brauchen wir." Ein anderer Redner meinte, unter den Gläubigen sei man jetzt doch darüber einig, daß Mission getrieben werden müsse; die Gegner der Mission seien fast nur noch unter den Ungläubigen zu finden. Dagegen herrsche unter den Missionsfreunden noch viel Ungeduld — nur ein versteckter Unglaube. „Sie haben die ganze Nacht gearbeitet, nichts gefangen und haben nun keine Lust, selbst wenn der Meister es befiehlt, ihre Netze noch einmal auszuwerfen. Groß sind die Ausgaben, sagen sie, klein die Erfolge. Die Zahlen sind immer noch so klein. Es sollte mit Maschinen gearbeitet werden, mit Dampf. Und statt dessen bläst der Geist Gottes, wo er will — es ist nur eine Windmühlenarbeit! Wie viel schneller und besser würde alles gehen, wenn's nach unserem Willen gienge! O, es ist eine Schande, daß Christen so reden, oder auch nur so denken können. Und gerade die, bei welchen es am langsamsten mit dem eigenen Christenthum vorangeht, sind am ungeduldigsten!" ꝛc.

China.

Anfang Mai wurde Miss. Wills von der China Inland Mission auf einer Predigtreise in der Nähe von Hangtschau von vier Räubern überfallen, durch Steinwürfe leicht am Hinterkopfe verletzt, zu Boden geworfen, mit Füßen getreten, und all' seiner Habseligkeiten im Werthe von 200 M. beraubt. Bloß seine Taschenuhr und die Kleider auf dem Leibe waren ihm geblieben. Der ihn begleitende chinesische Gehilfe hatte sein Möglichstes zum Schutz des Missionars gethan, bis es diesem gelungen war, zu entfliehen und einen Ort zu erreichen, wo der Mandarin sich seiner annahm und Soldaten zur Verfolgung der Räuber absandte.

— Es verlautet, daß auch das Britische Konsulat in Futschau, das wie die englisch-kirchliche Mission dort seinen Sitz auf dem Wuschischan-Hügel hat, der fremdenfeindlichen Partei nachgeben und diesen Platz verlassen will, was jedenfalls wieder eine große Demüthigung für die Europäer wäre. Zugleich hat der Oberpriester des Tao-Schan-Kwan Tempels die sog. „Direktoren" desselben, welche vor einem Jahr den Prozeß gegen die Missionare gewannen, verklagt, weil sie das Eigenthum des ursprünglich taoistischen Tempels einer buddhistischen Sekte übergeben hätten.

Hienach sollte streng genommen jener Prozeß revidirt werden. Sir T. Wade, der englische Gesandte, sieht aber allem ruhig zu.

— Zum Bischof von Nordchina (Peking) ist der Canonicus Scott in Tschifu ernannt worden. Er hat den Ruf angenommen und ist bereits nach England abgereist, um die Weihe zu empfangen.

— Bei einer Missionskonferenz in Ningpo am 4. Mai beantwortete Miss. Swallow die Frage: „In wie weit ist das Opium ein Hinderniß für die Ausbreitung des Christenthums?" dahin, daß das Opium das Eine riesige Hinderniß der Mission sei, was er durch eine Masse von theils europäischen, theils chinesischen Zeugnissen bewies. Zur Bekämpfung des Uebels empfahl er energische Agitation durch Wort und Schrift, Traktate und Schulbücher, Predigten und Vorträge, Bildung von chinesischen Anti-Opiumvereinen und allgemeinere Unterstützung der großen englischen Gesellschaft zur Abschaffung des Opiumhandels. Von allen Anwesenden wurde dem von Dr. S. P. Barchet in Ningpo gegründeten und geleiteten Opiumspital, das sich finanziell selbst unterhält und schon vielen eingefleischten Rauchern geholfen hat, das größte Lob gespendet. Kürzlich hat die Regierung in Schanghai alle Opiumbuden in der chinesischen Stadt geschlossen; nun wallfahrten aber die Opiumraucher schaarenweise in den europäischen Stadttheil, namentlich bei Nacht, um dort ihrem Laster zu fröhnen.

— Am 5. Mai hielt die chinesische Traktatgesellschaft in Schanghai ihre Jahresversammlung. Dieselbe hat bereits eine schöne Reihe christlicher Schriften gedruckt und verbreitet, eine Reihe weiterer Manuskripte liegen ihr zur Prüfung vor.

— Als Kuriosität erwähnen wir, daß ein chinesischer Theaterdirektor in Hongkong um die Erlaubniß nachgesucht hat, „wie in Europa und in Japan Sitte ist", neben den Schauspielern auch Schauspielerinnen auftreten zu lassen, der Gouverneur Hennessy „im Blick auf die uralten gesellschaftlichen Gesetze und Sitten der Chinesen" die gewünschte Freiheit aber nicht gewährt hat.

— In Itschang hat Miss. Cockburn von der schottischen Staatskirche am 25. Januar die beiden Erstlinge dieser neuen Mission getauft: Schiang, einen früheren Schulmeister, jetzt Sprachlehrer der Missionare und einen Diener Miss. Paton's, dessen älterer Bruder schon seit Jahren zur amerikanisch-bischöflichen Missionsgemeinde in Wutschang gehört. An dem Abendmahl, das gleich nach der Taufe gefeiert wurde, nahmen auch vier Chinesen aus der Londoner Mission in Hankau theil.

Indien.

In der Generalsynode der unirten Presbyterianerkirche in Edinburg bildete diesmal die Heidenmission einen Hauptgegenstand der Verhandlungen. Die Visitatoren, Dr. Young und Herr Mac Laren,

welche zur Beilegung gewisser Streitigkeiten unter den Missionaren die Stationen in Radschputana besucht hatten, legten Bericht ab über die erfreulichen Resultate ihrer Thätigkeit und über den blühenden Zustand dieser Mission im Allgemeinen. Es wurde beschlossen, auch die anderen Missionsgebiete, zunächst Südafrika, visitiren zu lassen, der Zenana-Mission größere Aufmerksamkeit zu widmen, Dr. Valentine in Dschaipur, der aus der Mission ausgetreten ist, zu bitten, daß er die verschiedenen von ihm betriebenen Missionsunternehmungen wieder möglichst in den Organismus der Gesellschaft eingliedern möchte ꝛc.

Todesfälle.

Am 1. Mai in Nordamerika Miss. B. G. Snow, geb. 4. Okt. 1817, ausgesandt von Boston 1851, zurückgekehrt aus Mikronesien 1877, nachdem er auf Ebon und Kusaie die schönsten Erfolge gesehen.

— Am 30. Mai in Boston Highlands Dr. Rufus Anderson, geb. 17. Aug. 1796, seit 1824 zuerst Hilfs-, dann Hauptsekretär der großen amerikanischen Missions-Gesellschaft. 1828—29 machte er eine Visitationsreise in Griechenland und Kleinasien, 1854—55 in Indien, 1863 auf den Sandwichinseln. 1866 legte er sein Amt nieder. Gewissenhafte Pflichterfüllung und unerschütterlicher Glaube an den endlichen Sieg des Evangeliums in der ganzen Welt zeichneten ihn stets aus.

— Am 20. Juni Dr. S. R. Brown, früher Missionar in China und Japan. Vgl. S. 313.

Bücherschau.

Der Buddhismus oder der vorchristliche Versuch einer erlösenden Universalreligion. Von Paul Wurm. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1880.

Eine gedrängte, sorgfältig gearbeitete Darstellung (50 S.) 1. vom Leben des Buddha, 2. von der Entwicklung und Ausbreitung des Buddhismus und 3. von der buddhistischen Lehre mit beständiger Rücksichtnahme auf die entsprechenden Thatsachen und Lehren des Christenthums. Wenn nur die Vielen, welche heutzutage den Buddhismus zu Ungunsten des Christenthums erheben, diese kurze und anziehend geschriebene Abhandlung lesen wollten! Eigenthümlich ist die Auffassung des Nirvana als „Forteristenz in einem Potenzzustand" als „schattenhaftes Dasein ohne alle Aktivität" und die Charakteri-

sirung des Buddhismus als einer Religion des Wissens (?!), nicht des Glaubens.

Ein Missionsbild aus dem westlichen Himalaya. Von H. Schneider. Gnadau. Verlag der Unitätsbuchhandlung. 1880.

Die Brüdergemeinde hat endlich angefangen, wie andere Missionsgesellschaften Traktate herauszugeben. Vor einigen Jahren erschienen die kleinen Jubiläumsschriften über die Mission in Labrador, auf Tabago und St. Kitts, sowie die Geschichte Silo's. Dies neue „Missionsbild" übertrifft aber die älteren weit an geschmackvoller Darstellung und „knapphändiger" Zusammenfassung zahlreicher Details zu einem ansprechenden Ganzen.

Brodkorb für Sonn- und Festtag-Nachmittage und **Nachtisch für Gotteskinder**, in Erzählungen dem Christenvolke dargeboten von Joh. Paulsen, Pastor in Kropp. Verlag der Buchhandlung des Kropper kirchlichen Anzeigers. Kropp. 1880.

Der „Brodkorb" enthält 43 höchst originelle, volksthümliche, bekenntnißfreudige Betrachtungen, welche allerdings dazu angethan sind, die „Langeweile, diesen gefährlichsten Feind der Sonntagnachmittage", fern zu halten, durch den überall hervorgekehrten Parteistandpunkt des Verfassers aber, der für eine bischöflich verfaßte lutherische Freikirche schwärmt, theilweise ungenießbar und jedenfalls unerbaulich werden.

Der „Nachtisch" bietet 115 Geschichten und Lieder zum Vorlesen nach Tisch, „damit die Tischgenossen die Augen erheben lernen vom Irdischen zum Himmlischen, und Stoff erhalten für weiteres Nachdenken bei der Arbeit." Meist sind den Erzählungen die Quellen (Sonntags-, Jugend-, Bibelblätter 2c.) beigefügt. Manche sind auch ganz neu, waren wenigstens uns bisher unbekannt, darunter eine sehr drollige plattdeutsche Geschichte. Auf die Mission ist mehrfach hingewiesen. Jedes der beiden Bändchen kostet 1 M. 50.

Der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission. Eine Weltüberschau von Prof. Dr. Theodor Christlieb. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1880. Preis M. 1. 60.

Dies ist bereits die vierte, des Separatabdrucks zweite, und zwar nach den neuesten Missionsberichten, sowie nach brieflichen Mittheilungen aus aller Welt ergänzte Ausgabe des mit Recht berühmt gewordenen Allianz-Vortrags. Wir gratuliren dem verehrten Verfasser zu dem großartigen Erfolg, der ihm als Lohn für seine überaus mühevolle und zeitraubende Arbeit zu Theil geworden ist. Sollte unter den Lesern unseres Blattes einer sein, der diese Weltüberschau noch nicht kennt, so empfehlen wir ihm dieselbe dringend, und zwar zu eingehendem Studium.

Palast in Delhi.

Rundschau.

II. Asien.

4. Vorderindien.

a. Geisterkämpfe in Kalkutta.

In den ersten Monaten des vorigen Jahres herrschte in Kalkutta, diesem Herzen Indiens, eine außerordentliche religiöse Bewegung. Am 23. Januar, dem Stiftungstag des Brahma Samadsch, erschien nach langer Zurückgezogenheit wieder Babu Kesab Tschander Sen vor dem Publikum. Seit der zweideutigen Verheirathung seiner minderjährigen Tochter an einen ebenfalls minderjährigen Radscha, in Folge deren sein Ansehen bei Vielen bedeutend gesunken und ein Theil seiner Jünger von ihm abgefallen war, hatte der unberechenbare Mann das schillernde Licht seiner Beredsamkeit wie unter den Scheffel gestellt. Jetzt tauchte er meteorartig wieder auf, und zwar mit einer Rede über das bescheidene Thema: „Bin ich ein Prophet?" Um die Zeit jener verhängnißvollen Hochzeit nämlich hatte der Babu angefangen, zwei neue Lehren aufzubringen: 1) daß er, wenn auch nicht immer, so doch je und je von Gott inspirirt sei, und 2) daß seine Anhänger ihm blinden Gehorsam schuldig seien! Hierüber mochte wohl der eine und andere ihn gefragt haben: Bist du denn ein Prophet? Ist deine Stimme wirklich Gottes Stimme? Ihm aber kam es vor, als seien die Blicke ganz Indiens fragend auf ihn gerichtet und als sei die Zeit gekommen, der Welt sein wahres Wesen und seinen hohen Beruf zu offenbaren. Daher die Wahl jenes Themas. Und wie lautete die Antwort? Ich bin zwar kein Prophet, sondern ein sündiger Mensch, also kein Heiliger; ein außerordentlicher, gottgesandter Mann bin ich aber dennoch, ja, „ich bin nicht verantwortlich für die Wahrheiten, welche ich predige. Ich sage dies furchtlos vor dieser ganzen großen Ver-

sammlung im Stadthaus von Kalkutta. Man kann mich doch nicht für etwas tadeln, das ich auf Befehl des Himmels gethan habe. Wenn irgend jemand zu tadeln ist, so ist's Gott, der Herr, der mich also gelehrt und getrieben hat, zum Besten meines Vaterlandes." Man sieht, daß hier eine Begriffsverwirrung zu Grunde liegt: statt „Prophet" hätte der Babu „Heiliger" oder gar „Heiland" sagen sollen; denn gerade ein Prophet im gewöhnlichen Sinn, ein Inspirirter, ein Gottesbote, will er ja offenbar sein, wenngleich sein Gewissen ihm nicht gestattet, sich den Menschen als Erlöser anzubieten.

Immerhin klingt jene Rede fast lästerlich. Sie machte auch keinen guten Eindruck. Eine Anzahl seiner bisherigen Parteigenossen trennte sich nun völlig von ihm und gründete unter dem Namen „Sadharana Brahma Samadsch" eine neue brahmaistische Gemeinde, die im Gegensatz zur despotischen Alleinherrschaft Tschander Sen's sich eine Konstitution gab, verantwortliche Beamte einsetzte u. s. w. Etwas der Art gibt es nämlich im „Brahma Samadsch von Indien" (Tschander Sen's Partei) nicht, selbst über das Eigenthumsrecht ihres Versammlungshauses besteht keine Klarheit; ohne Zweifel betrachtet Tschander Sen sich als den Besitzer desselben. Allen Versuchen, diese Dinge rechtsgiltig zu ordnen, hat er aber bis jetzt Widerstand geleistet.

Das Gute übrigens hatte jenes anmaßende Auftreten des Babu, daß jetzt die religiöse Frage wieder auf die Tagesordnung in Kalkutta gesetzt wurde. Auch in Missionskreisen machte sich das Gefühl geltend, daß man es den gebildeten Leuten in der Stadt und insbesondere den brahmaistisch angeregten schuldig sei, wieder einmal mit einer Reihe apologetischer oder evangelistischer Vorträge vor den englisch redenden Theil der Bevölkerung zu treten. Im »Indian Mirror« wurde sogar der Bischof von Kalkutta in ziemlich vorwurfsvollem Tone gefragt, warum er nicht einen Cyklus solcher Vorträge veranstalte, wie sie in den Tagen Bischof Cotton's und Dr. Duff's gehalten und mit so großem Beifall aufgenommen wurden. Neben einigen bescheideneren Versuchen gebührt die Ehre, auf diese Herausforderung eingegangen zu sein, dem hochkirchlichen Missionar „Vater" Lukas Rivington.

Im Februar wurde unter seiner Mitwirkung in den anglikanischen Kirchen der Stadt eine sog. „Mission", d. h., wie die Methodisten sich ausdrücken würden, eine Reihe von Erweckungs-Versamm-

lungen zur Stärkung der Gläubigen und zur Aufrüttelung der Unbekehrten gehalten. Was dabei herausgekommen, wissen wir nicht. Am 20. März aber trat Rivington in der „Albert-Halle“ mit einem Vortrag über den „Ursprung des Menschen“ vor die eingebornen Gentlemen Kalkutta's. Derselbe war gegen den Materialismus gerichtet: Die Naturwissenschaft erkläre nur des Menschen Leib, nicht sein höheres Wesen und seine Bestimmung; gerade der Darwinismus rede immer von Fortschritt und Entwickelung; wo aber Fortschritt und Entwickelung stattfinde, da müsse es auch etwas Höheres geben, was vorwärts und aufwärts ziehe; das sei der Geist, das Göttliche u. s. w. Am 25. März folgte ein zweiter Vortrag über die „Bestimmung des Menschen“, eine Frage, über welche nicht Naturforschung und Philosophie, sondern nur die Religion, die Offenbarung Aufschluß gebe. Durch seine freimüthige Art nicht minder, als durch seine mönchische Erscheinung machte der Redner Eindruck. Bald wurde er populär. Zugleich fuhr er fort, an Sonn- und Werktagen in den Kirchen zu predigen. In der ersten Woche des April hatte er die Freude, in der Kathedrale von Kalkutta einen eingebornen Advokaten zu taufen, der s. Z. mit Tschander Sen nach England gereist war, in London Jura studirt und zugleich christliche Eindrücke empfangen hatte.*) Am 2. April wohnte er einer Gesellschaft im Hause Tschander Sen's bei. Etwa 20 ältere und jüngere Herren waren dazu geladen. Anfangs wurden die religiösen Fragen nur mit Zurückhaltung besprochen, nachdem aber beim gemeinschaftlichen Abendessen das Eis einmal zu schmelzen angefangen, kam man in eine lebhafte Unterhaltung, welche bis Mitternacht dauerte und dazu führte, daß einige der jüngeren Hindus den Missionar dringend baten, er möchte doch in Kalkutta bleiben, selbst eine Gemeinde gründen, sich ihrer annehmen u. s. w. Tags darauf hielt er wieder einen Vortrag, diesmal vom Bischof, der später auch noch einen eigenen, recht angemessenen Vortrag über St. Augustin hielt, unterstützt. Selbst auf Tschander Sen gewann der hochkirchliche und doch allen alles werdende Missionar einen gewissen Einfluß; ja, es heißt,

*) Am 20. April wurde vom eingebornen Pastor der schottisch-staatskirchlichen Mission auch ein Brahmane getauft, der s. Z. in Dr. Duff's Schule gewesen, dann 2 Jahre lang sich zu Tschander Sen gehalten, 4 Jahre lang mit Miss. Bomwetsch in Verbindung gestanden u. s. w.

daß der inzwischen berühmt gewordene Vortrag des Ersteren: „Wer ist Christus?“ einem Gespräch mit Rivington seine Entstehung verdanke.

Diese wirklich bedeutende, wenn gleich von Widersprüchen, Unklarheiten, Uebertreibungen und Entstellungen durchaus nicht freie Rede wurde am 9. April, wiederum im Saale des Kalkuttaer Stadthauses, gehalten. Hatte der Babu schon am 23. Januar über 1200 Zuhörer gehabt, so hatte er deren jetzt noch mehr: Zahlreiche Eingeborne aus dem Beamten-, Gelehrten- und Handelsstande, mehrere Missionare, der Bischof von Kalkutta und ein „höchst lächerlich gekleideter Puseyit mit einem Strick um den Leib“ — wie ein methodistisches Blatt sagt — d. h. jedenfalls „Vater“ Rivington, und sogar ein paar Damen hatten sich eingestellt. (Daß die Versammlung der großen Mehrzahl nach aus Hindus bestand, sieht man schon aus dem Umstand, daß es großes Aufsehen erregte, als ein englischer Herr seiner Gemahlin ein Glas Wasser brachte und nach ihr selbst daraus trank.) Die Rede selbst haben wir in einer früheren Nummer bereits mitgetheilt. Der Eindruck, den sie machte, war ein großer und allgemeiner. Sogar die »Indian Daily News« widmete der sofortigen Mittheilung des Vortrages ein Extrablatt und fast alle Zeitungen, insbesondere auch die Missionsblätter, haben seither von demselben Notiz genommen, einige in überschwänglich anerkennender, andere in mehr kritischer, die wenigsten in verwerfender Weise.

Sehr nüchtern lautet Miss. Rivington's Urtheil. „Kein Hindu“, sagt er, „hat je von Christo gesprochen, wie Kesab Tschander Sen. Dieser Vortrag hat großes Aufsehen erregt, und die Spannung zwischen ihm und einigen seiner Parteigenossen vergrößert. Es war theils eine Art Selbstvertheidigung des Babu, daß er kein Christ geworden, theils ein Versuch, seinen Weg zu fühlen und vielleicht auch ein Mittel, sich in der Achtung gewisser Leute wieder festzusetzen“ — also keine wirkliche Annäherung an das Christenthum. Weit über das Ziel hinaus hat aber der Herausgeber des »General Baptist Magazine« (John Clifford) geschossen, wenn er beim Jahresfest seiner Missionsgesellschaft zu Halifax sagte, es sei das „ein Vortrag von seltener Tüchtigkeit, heißer Glut, zartem Pathos, orientalischer Schönheit und prophetischer Bedeutung“ gewesen. Hr. Clifford fragt zwar selbst, ob Tschander Sen denn auch ein kompetenter Zeuge sei und das Recht habe, im Namen Indiens zu sprechen,

antwortet aber darauf mit einem entschiedenen Ja: Als Hindu und Patriot, als Führer einer religiösen Partei, welche den Götzendienst aufgegeben, sich aber keiner christlichen Kirche angeschlossen, müsse der Babu mit dem Geistesleben seines Volkes doch auf dem Laufenden sein und könne sich nicht irren mit der Behauptung, ganz Indien frage: Wer ist Christus? — Wir sehen es zwar auch als ein Zeichen der Zeit an, daß von einem Heiden in der Hauptstadt eines heidnischen Landes so ein Vortrag hat gehalten und so beifällig aufgenommen werden können. Daß aber wirlich die 240 Millionen Indiens oder auch nur der hundertste Theil derselben „aufrichtig und begierig" darnach frage, wer Christus sei, das halten wir einfach für eine jener liebenswürdigen Selbsttäuschungen, die man bei diesem indischen Reformator gewohnt ist. Ihm ist diese Frage eine brennende, sich sieht er als den geistigen Mittelpunkt von ganz Indien an und behauptet also frischweg, allen anderen Hindus gehe es wie ihm. Ach, wenn das doch wahr wäre! Aber die große Masse wird von ganz anderen Fragen bewegt, nicht nur von den allgemein heidnischen (Matth. 6, 32): Was werden wir essen, was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? sondern auch von Fragen des gemeinsten Aberglaubens und Götzendienstes, der Tagewählerei, Gespensterfurcht u. s. w. In tausend und abertausend Dörfern findet sich vielleicht auch nicht Eine Seele, die nur annähernd etwas von dem gedacht oder empfunden hätte, was Tschander Sen „ganz Indien" so angelegentlich fragen läßt. Was er vom Ganzen behauptet, gilt einstweilen eben nur von einem sehr kleinen, wenn auch vielleicht vom besten, hoffnungsvollsten Theile desselben, zunächst von den Kreisen in Kalkutta und Bengalen, welche seit Jahrzehnten mit der Mission in Berührung gewesen und sich zu derselben irgendwie anständig zu stellen gesucht haben, von den nämlichen Leuten, auf welche eben auch Miss. Rivington einzuwirken sich bemüht hat. Auf diesen müssen wir nun wieder zurückkommen.

Am 18. April hielt er noch einen Vortrag, diesmal im großen Hörsaal der schottisch freikirchlichen Missionsanstalt. Natürlich sprach er über den gleichen Gegenstand, wie 9 Tage vorher Kesab Tschander Sen, der sich in eigener Person eingestellt hatte, um die Entgegnung des christlichen Missionars zu hören. Dieser that das Aeußerste, um den Hindus doch ja keinen englischen, sondern einen möglichst indischen Christus zu predigen, ja, er gieng hierin so weit, daß man

ihm von evangelischer Seite her die entschiedensten Vorwürfe machen zu müssen geglaubt hat. Er fieng mit der schmeichelhaften Aeußerung an, daß, wenn er nicht ein Engländer wäre, er am liebsten ein Inder sein möchte. Er bringe aber etwas mit, was Engländer und Inder wahrhaft eins machen könne — keinen abendländischen und keinen morgenländischen, sondern einen menschlichen, ja einen gottmenschlichen Christus. „Das was wirklich menschlich ist, ist weder abendländisch noch morgenländisch, Christus aber ist die Menschheit in ihrem wahren, unabänderlichen Wesen. Er ist eine noch lebende Person, mit welcher die Christen in einem unaussprechlich seligen Umgang stehen. Diese selige Erfahrung haben schon Menschen aller Länder und Völker gemacht. Wie immer sie sich durch Sitten, Gebräuche u. dergl. unterscheiden mögen, ihre Erfahrungen vom Christenleben sind die gleichen. Aber Christus erhebt die Christen nicht durch einen bloßen Veredelungs- oder Erhöhungsprozeß zu sich. Nein, wer sich unter den Einfluß seiner Worte, und seines Beispiels stellt, der sieht auf einmal die dunkelsten und geheimsten Winkel seines Herzens und die schwärzesten Stellen seines Lebens in ein erschreckendes Licht gestellt. Was das samaritische Weib von Christus sagte: ‚Kommet, sehet einen Menschen, der mir gesagt hat alles, was ich gethan habe,‘ das fühlt jeder, dem Christus als Erlöser nahe gekommen ist. Ohne diese traurige Bekanntschaft mit unserem wahren Zustand können wir keine völlige Freude haben, denn diese quillt nur aus der Wahrheit. Das ist kein rechter Arzt, der unsere Wunden nicht sondirt. Das Bewußtsein der eigenen Sündhaftigkeit ist eine unerläßliche Vorbedingung für die Auferstehung zur wahren Menschenwürde. Christus gibt dies Bewußtsein, aber mehr als das: er ist der Erlöser von Sünden, und diese Erlösung ist der Kern und Stern all' seines Lehrens und Wirkens.“ Das ist gewiß gut evangelisch. Nun fügte der Redner aber hinzu, das alles finde sich schon in den Vedas. Er citirte mehrere Stellen, die ihm von Professor Banerdschi waren zusammengestellt worden, um zu beweisen, daß die Nothwendigkeit eines Opfers zur Erlangung der Gemeinschaft mit Gott streng vedische Lehre sei und daß dieses Opfer, ebenfalls nach den Vedas, in der Selbstdarbringung des Allerhöchsten bestehe. Es sei daher unmöglich, ein wahrer Hindu zu sein, ohne ein Christ zu werden. Die vedischen Wahrheiten verdanken ihren Ursprung einer göttlichen Eingebung; aber sie seien verdunkelt, vergessen, vergraben

worden. Es sei Zeit, sie wieder hervorzuholen. „Was kümmert mich der Jahrhunderte lang angesammelte Schutt? Ich halte mich an jene herrlichen Wahrheiten, und ich zeige euch, daß die Grund- und Hauptlehre unseres christlichen Glaubens sich in eueren eigenen h. Schriften findet, ja daß Christus so sehr ein morgenländischer wie auch ein abendländischer ist, daß ihr nicht wahre Hindus sein könnt, ohne zugleich wahre Christen zu werden. Die Keime der Wahrheit finden sich in eueren Vedas, die reife Frucht ist in Christo. Fragt Indien: Wer ist Christus? so antworte ich: Christus ist die Erfüllung vedischer Ahnungen, die Befriedigung der indischen Sehnsucht."

Aehnlich ist in Indien schon oft gepredigt worden. Man vergleiche z. B. nur unseren Artikel über die „Heidenpredigt in Indien" (Jahrgang 1875, S. 33—39). Ob es aber weise war, gerade mit Beziehung auf Tschander Sen's krankhafte und so völlig unhistorische Vereinerleiung indischer und christlicher Religionsanschauungen an jene vedischen Anklänge zu erinnern und vollends von einer gewissen Inspiration der indischen h. Schriften zu reden, das kann wohl mit Recht bezweifelt werden. Dem verschwommenen, ganz willkürlich und subjektiv entworfenen Christusbilde des indischen Reformators gegenüber, der selber bekannt hat, „er hasse die Geschichte, sie sei nichts als ein Haufen von Todtengebeinen; die Evangelien schätze er, jedoch nicht als Geschichtserzählung; ein Mystiker wolle er bleiben bis an's Ende" u. s. w. — dem gegenüber wäre es wohl mehr am Platz gewesen, vor allem den Nazarener als eine geschichtliche Person hinzustellen und Anerkennung der großen Thatsachen seines Lebens, Sterbens und Auferstehens, sowie der von ihm in's Dasein gerufenen christlichen Kirche zu fordern. Indessen freut es uns, hinzufügen zu können, daß Miss. Rivington, zumal nach einer Abschiedsrede, die er am 25. April hielt, von den wirklich nachdenkenden Brahmaisten doch zur Genüge verstanden wurde. In einem Artikel des »Indian Mirror« z. B., der die Ueberschrift trägt: „Ist mein Schöpfer mein Bruder? Kesab oder Rivington?" heißt es u. A. ganz deutlich: „Da unser hingebungsvoller, treuer Bruder (!) Rivington, den wir mit Recht ehren . . . . . seinen Aufruf an die gebildeten und denkenden Eingebornen damit geschlossen hat, daß er sie aufforderte, Jesum Christum anzunehmen als Herrn der Schöpfung und höchsten Gott . . ., so sieht jedermann den großen Unterschied zwischen seiner Lehre und der des Kesab."

Damit endete die Wirksamkeit Rivingtons in Kalkutta. Doch hatte er vor seiner Abreise nach Allahabad noch die Genugthuung, eine von 200 jungen Hindus, meist Studenten, unterzeichnete Dankadresse zu erhalten, in welcher sie u. A. versichern, daß sein Auftreten unter ihnen höchst segensreich und zeitgemäß gewesen sei, „denn — sagen sie — aus mancherlei Anzeichen kann man sehen, daß nach einer Periode der Versumpfung, der Gleichgültigkeit, des Materialismus die eingeborne Jugend wieder angefangen hat, sich für religiöse Fragen zu interessiren." Dabei rühmen sie besonders, daß er, obgleich seinem Missionsberuf so treu als einer, doch das ausgetretene Geleise der gewöhnlichen Missionsmethode verlassen und in einer den gebildeten Hindus sympathischen Weise mehr die philosophische, freisinnige und allgemein religiöse Seite des Christenthums betont habe. „Es ist etwas in Ihren öffentlichen Ansprachen und in Ihrer Lebensweise, was eine verwandte Saite in unseren Herzen anschlägt. Könnten Sie Ihren Aufenthalt hier verlängern, so sind wir gewiß, daß Sie die Herzen vieler gewinnen würden."

Bleiben konnte Rivington diesmal nicht; aber um's Jahr versprach er wiederzukommen, in der Absicht, dann in Gemeinschaft mit Dr. Banerdschi und seinen zwei Kollegen von der Gesellschaft der »Cowley Fathers«, Goreh (vergl. Jahrg. 1877, S. 107 ff.) und O'Neill, einen wohlgeplanten Feldzug gegen das gebildete und theilweise mit christlichen Phrasen sich schmückende Heidenthum Kalkutta's auszuführen. Das ist aber nicht alles. Nach dem Vorbild der in Delhi mit schönem Erfolg arbeitenden Brüderschaft einiger Cambridger Theologen (vergl. Jahrg. 1878, S. 258 ff.) soll nun auch in Kalkutta, und zwar von Oxford aus, eine nach gewissen Ordensregeln lebende und missionirende Brüderschaft gegründet werden. Der Bischof ist sehr dafür. Für die Vorbereitungen sind zwei Jahre in Aussicht genommen;*) 1882 soll dann mit Gottes Hilfe die eigent-

*) Im Mai 1880 fand unter dem Vorsitz des Bischofs von Oxford eine Versammlung zur Förderung dieses neuen Unternehmens statt. Dabei fielen freilich wunderliche Worte. Der Bischof sagte z. B., im Anfang sei das Evangelium nicht bloß den Armen, sondern auch den Reichen gepredigt worden; die neue Mission wünsche sich an die Gelehrten und Philosophen Indiens zu wenden; die allgemeine Praxis, vereinzelte Missionare auf einsame Predigtreisen zu schicken (!) sei nicht recht; die neuere Missionsgeschichte sei ereignißlos und unheroisch; man könne nicht einsehen, warum in unseren Tagen nicht

liche Arbeit anfangen. Ein Ueberfluß wird dieselbe nicht sein. Als eine weitere Frucht dieser religiösen Bewegung, wie wir sie eben geschildert haben, kann wohl auch das angesehen werden, daß die eingebornen Christen Kalkutta's und der Umgegend wieder mehr Muth bekommen haben. Auf einer freien Konferenz, die sie im Spätherbst 1879 unter sich hielten, herrschte wenigstens ein freudiger, männlicher, den europäischen Missionaren gegenüber vielleicht nur allzu selbständiger Geist und das entschiedene Bewußtsein, daß sie — die eingebornen Christen — für die weitere Ausbreitung des Christenthums unter ihren Landsleuten verantwortlich seien. Zum Schluß wurde ein Liebesmahl veranstaltet, zu welchem gegen tausend Personen — bloß männlichen Geschlechts — niedersaßen. Nach Beendigung desselben zog man in Procession durch die Straßen der Stadt: vorn und hinten giengen Sängerchöre, die nach bekannten Hindu-Weisen christliche Lieder sangen. Reiche und Arme, Gelehrte und Ungelehrte, Vornehme und Geringe hatten zusammen das Mahl gehalten und bekannten sich nun öffentlich als Angehörige des verachteten Häufleins der Gläubigen: Advokaten und Professoren, Beamte und Schriftsteller, Prediger und Schulmeister, Kaufleute und

---

auch, wie zur Zeit eines St. Patrick oder St. Bonifacius, ganze Nationen bekehrt werden sollen, wenn nur die rechten Werkzeuge sich finden; freilich dürfe man keine Zweifler, sondern gläubige Männer aussenden; bloß eine allgemeine, farblose Religion ausbreiten, helfe nichts u. s. w. Daß im Jahre des Heils 1880 ein protestantischer Bischof so kunterbuntes Zeug über die Mission öffentlich auszusprechen naiv genug ist, darüber wundern sich die evangelischen Missionsfreunde in England mit Recht. In der gleichen Versammlung redete auch Sir Richard Temple, vor Kurzem noch Gouverneur in Bombay. Er bezeugte, daß die Mission in Indien doch nicht so ganz ereignißlos sei, sondern bereits sehr spürbar auf den Zustand und z. B. auch auf die politische Lage des Landes eingewirkt habe, daß im Süden die Bekehrten schon nach Hunderten und Hunderttausenden zählen u. s. w. Dann aber sprach er die Hoffnung aus, daß in Indien der Weg sich bahne für eine reinere Religion, als alle bisherigen, daß die Regierungsschulen hiezu viel beitragen würden u. s. w. Erinnert man sich, daß dieser Gouverneur wiederholt dem Götzendienst nach Art der Ostindischen Compagnie Vorschub geleistet, und daß er statt sich hiedurch die Liebe der Hindus zu erwerben, im Grunde nur sich selbst in ihren Augen herabgesetzt hat, so erscheint seine ohnehin schon kuriose Rede noch kurioser. Hoffentlich wird die neue Oxford-Mission nicht den Charakter dieser im Sheldonian-Theater zu Oxford gehaltenen Reden tragen!

Handwerker, Knechte und Taglöhner — alle in Einem Zuge daherschreitend, alle den Einen Jesus-Namen erhebend, das war etwas noch nicht Dagewesenes und mußte auf die vom Kastenwesen zerrissenen Hindus einen gewaltigen Eindruck machen. In Kalkutta selbst bestehen 13 protestantische Gemeinden mit zusammen 700 Abendmahlsgenossen, während südlich von Kalkutta weitere 35 Gemeinden mit 4000, in Krischnagar 7 Gemeinden mit 5000 Christen sich finden. Unter diesen sind — wie auf jener Konferenz mitgetheilt wurde — bereits 30 Brüder, die ohne Anstellung und Gehalt freiwillig ihre Mußestunden der Predigt- und Missionsarbeit widmen. An Versuchen, den Hindus statt des (vermeintlich) europäischen einen echt indischen Christus anzupreisen, fehlt es dabei nicht. Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, in letzter Zeit sei das Heidenthum in Indien etwas europäischer und das Christenthum etwas indischer geworden. Ohne Zweifel haben Tschander Sen und der Brahmaismus das Ihrige hiezu beigetragen. Vom Mischmasch-Charakter des letzteren legt übrigens ein im Juli v. J. im »Theistic Quarterly« erschienenes, von Babu Pratap Tschander Musumdar in 39 Artikeln abgefaßtes, brahmaistisches Glaubensbekenntniß Zeugniß ab. Da lautet z. B. Art. 20: „Ich glaube, daß Jesus Christus der größeste unter allen Propheten und Lehrern ist.“ Art. 21: „Ich glaube an die Wirksamkeit des Studiums der h. Schriften aller Völker und ich glaube an die besondere Wirksamkeit des Studiums der Bibel und der indischen h. Schriften.“ Art 25: „Ich glaube an die Inspiration und Wahrheit lehrende Kraft einiger Leiter des Brahma Samadsch und vor allem des Kesab Tschander Sen. Einige der wichtigsten und köstlichsten Wahrheiten über das Wesen Gottes und des Menschen habe ich von ihm und von ihnen gelernt. Aber ich glaube nicht, daß irgend ein brahmaistischer Lehrer oder Leiter unfehlbar inspirirt ist oder gewesen ist, auch nicht, daß irgend einer von ihnen ohne Unterbrechung und in immer gleichem Maße die Gabe der Inspiration besessen hat.“ Geflissentlich werden hier also Christus und Tschander Sen nebeneinander gestellt! In der dem letzteren beigelegten hohen Bedeutung macht sich ein echt indisches Religionselement, die Guru-Verehrung, und hierin wieder das allgemein menschliche Bedürfniß nach einem Mittler, nach einer Offenbarung geltend. Tschander Sen ist übrigens der Masse des Volkes, so weit dieses überhaupt von ihm Kenntniß hat, schon viel

zu christlich. Sie sind Heiden und wollen es bleiben. Eine Erneuerung und Wiederbelebung des Hinduismus ist das Ideal vieler, und daß eine solche bevorsteht, glauben ja selbst einige der einsichtsvollsten, sachkundigsten europäischen Gelehrten in Indien. Hören wir z. B., wie eine bengalische Zeitung (»Bengal Hurkaru«) sich hierüber ausspricht:

„Was Indien braucht, ist ein Mann, der das unbewußte Sehnen des Volkes instinktmäßig versteht und demselben Ausdruck verleiht. Solch' ein Mann wird nicht über den Hinduismus hinausgreifen, um ein Heilmittel für alle zu finden. In seinen Händen werden die erhabensten Lehren desselben von ihrer brahmanischen Tünche gereinigt werden und sein Mund wird eine neue Auslegung der alten Religion verkündigen, welcher selbst die Brahmanen werden beistimmen müssen. Er wird selbst ein ganzer Hindu sein, ein Mann, der weder mit abendländischer Philosophie, noch mit dem Christenthum liebäugelt, sondern der in allen Stücken ein Hindu bleibt und eben deßwegen die Achtung und das Zutrauen aller Hindus genießen wird. Von seiner Lehre kann man nur soviel sagen, daß sie an das so ganz zum Gemeingut des Volkes gewordene Bhagawat Gita anknüpfen und das Opfer in irgend welcher neuen Gestalt wieder erwecken und den Glauben betonen wird. Ein solcher Mann wird — indem er den Hinduismus reformirt — dem Christenthum den Weg bereiten, und das wahrscheinlich um so gewisser, je mehr er selbst der furchtbarste Gegner desselben ist.

„Sein Erfolg wird größer sein als der irgend eines der bisherigen wischnuitischen Reformatoren, weil er es mit einer Generation zu thun haben wird, die auf etwas Neues wartet und weil er unter dem Schutze der englischen Toleranz seine Lehre mit uneingeschränkter Freiheit wird verkündigen können. Das Erscheinen eines solchen Mannes ist nur noch eine Frage der Zeit. Ein solcher muß kommen, denn die gesammte indische Verstandes- und Gefühlswelt, welche jetzt von der immer weiter vorschreitenden abendländischen Kultur sich abgestoßen fühlt, muß einmal in einer solchen Persönlichkeit sich zusammenfassen und aufraffen. Wann das geschehen wird, können wir nicht sagen. Viele haben z. B. den großen Militäraufstand vorausgesagt, niemand aber konnte sagen, wann derselbe losbrechen würde. Wenn man aber zugibt, daß ein solcher Mann, ein Mann, der in alle Geheimnisse des Hinduismus eingeweiht und sich

seiner Mission, den alten Glauben in seiner reinsten und anziehendsten Gestalt wieder herzustellen, bewußt ist, daß ein solcher Mann kommen wird, dann ist's auch gewiß, daß sein Erfolg größer sein wird, als der eines Tscheitanja, ja vielleicht so groß selbst als der eines Gautama (Buddha)."

Neuerlich ist auch im »Indian Mirror« zu lesen gewesen: „Wir sind des Alten müde. Die alten Glaubensbekenntnisse, die alten Gebete, die alten Menschen mit ihren alten Herzen, alten Gesichtern und alten Gedanken — wir sind sie überdrüssig." Und was ist das Neueste, das Kesab Tschander Sen im »Indian Mirror« seinen Gläubigen anbietet? Eine ganz neue Religion, deren Stichwort lautet: „Gott, die Mutter Indiens!" Dazu veranstaltet er Wallfahrten (im Geist) zu Moses, zu Jesus u. s. w. Der Unsinn wird immer größer. Aus Nationalstolz will man das „ausländische" Christenthum nicht annehmen und geräth darüber in allerlei Lächerlichkeiten hinein.

Daß es innerhalb des Brahma Samadsch nicht an wirklicher religiöser Begeisterung fehlt und daß überdies eine Menge von jungen gebildeten Hindus christlich angeregt sind — darüber kann kein Zweifel sein. Um so mehr aber ist es zu bedauern, daß von diesen Vielen so wenige den Muth haben, das Kreuz Christi auf sich zu nehmen und sich zur verachteten, größtentheils aus Ungelehrten, Kastenlosen und Armen zusammengesetzten Christengemeinde zu bekennen. Wie schwer sich ein Hindu diesen Schritt denkt, dafür nur Ein Beispiel. Aus Girgaum schreibt „Einer, der 20 Jahre lang die Wahrheit gesucht hat", der durch Milton's Verlorenes Paradies auf die Bibel aufmerksam gemacht, diese wiederholt gelesen und das Christenthum lieb gewonnen hat, an den »Bombay Guardian«: „Ich hasse das Wort ‚Bekehrter' (convert). Es ist mir ein Schimpfwort, ein Wort der Schmach und Schande. Ich habe viele der unglücklichen Geschöpfe kennen gelernt, die diesen verhaßten Namen tragen. Ich habe gesehen, wie sie von ihren früheren Religionsgenossen verachtet und von ihren neuen Brüdern geringgeschätzt werden. Ich habe es offen aussprechen hören, daß man keine Beständigkeit von Leuten erwarten könne, die ihren väterlichen Glauben gegen einen anderen ablegen, wie man einen zerrissenen Schuh ablegt. Die Motive eines „Bekehrten" können leicht mißverstanden werden, und wirklich traut einem solchen auch fast Niemand Aufrichtigkeit zu, so daß er als ein Auswürfling dasteht."

An dieser Schilderung ist natürlich Vieles übertrieben. Sie läßt uns aber erkennen, was für Gedanken und Empfindungen es hauptsächlich sind, durch welche gebildete Hindus vom Uebertritt zurückgehalten werden. Es wird wohl noch geraume Zeit brauchen, bis die Stimmung eine andere wird. Inzwischen wollen wir uns freuen an den Wenigen, welche trotz allem sich taufen lassen, und die „Einzelbekehrungen" nicht verachten.

Aus dem Geistesleben der Chinesen.

6. Licius.

(Schluß.)

Was ist also der Mensch? Ein Wesen, das zwei Welttheilen, Himmel und Erde, angehört. Sein Dasein besteht darin, daß auf eine kurze Spanne Zeit eine Verbindung hergestellt wird zwischen Bestandtheilen verschiedener Sphären, sein Leben ist geradezu ein Raub an Himmel und Erde. Darum heißt es: „Bist du nicht schon Räuber durch den Körper? Raub ist die Vereinigung der Dualkräfte, wodurch dein Leben vollendet, deine Form gebildet wird." Es ist genau genommen schon eine Anmaßung, daß der Mensch existirt. Dazu kommt noch das natürliche Bestreben aller Dinge, ihre Eigenthümlichkeit gegenüber dem Allgemeinen festhalten zu wollen. „Die Dinge sind an sich dem Allgemeinen entgegen, das Allgemeine ist nicht den Dingen entgegen." An einer anderen Stelle wird ausgeführt, wie der Mensch gar nichts zu eigen habe, geschweige denn das Princip aller Dinge. „Du besitzest nicht einmal deinen eigenen Leib, wie kannst du in den Besitz des Urprincips gelangen?" Aber, wird gefragt, wenn der Mensch seinen eigenen Leib nicht besitzt, wer besitzt ihn denn? Antwort: „Das ist die abgeworfene (abgelegte) Form Himmels und der Erde. Das Leben ist nicht dein eigenes, sondern die abgeworfene Harmonie Himmels und der Erde. Wesen und Bestimmung sind nicht dein eigen, sondern die abgeworfene

Hingebung Himmels und der Erde. Kinder und Enkel sind nicht dein eigen, sondern die abgeworfenen Abwürflinge Himmels und der Erde. Deßhalb geht man, ohne zu wissen wohin, besteht man, ohne zu wissen worauf, nährt man sich, ohne zu wissen wodurch. Die Kraft Himmels und der Erde kann man nicht erlangen noch besitzen." Man wird durch die letzten Worte an den deutschen Vers erinnert: „Ich leb' und weiß nicht, wie lang; ich sterb' und weiß nicht wann; ich fahr' dahin, weiß nicht wohin; mich wundert, daß ich fröhlich bin", und es durchzieht einen das Gefühl, wie machtlos man der höchsten Macht gegenüber stehe. Natürlich ist auf diesem Standpunkte die Aufgabe des Menschen die, sich selbstlos an das All hinzugeben und nichts für sich sein zu wollen.

So ganz bescheiden steht aber doch unser Philosoph dem Weltall nicht gegenüber. Man erinnert sich, wie weit es Licius am Ende seiner Lehrjahre in Beherrschung der äußeren Natur gebracht haben soll; er behauptete, die Leere betreten und auf dem Winde fahren zu können. Es wird ihm ferner eine wunderbare Fertigkeit im Bogenschießen zugeschrieben. „Er spannte den Bogen zu voller Weite, stellte einen Becher Wasser auf den Vorderarm und schoß ab. Die nächste Pfeilspitze war wieder dahinter, so daß sich die Pfeile immer berührten. Während dieser Zeit stand er wie eine Bildsäule."

Andere noch unglaublichere Beispiele zeigen noch mehr, daß der Mensch zu magischer Beherrschung und Verwendung der Natur gelangen kann. Da ein Gott fehlt, dem Wunder zugetheilt werden könnten, so wird hier dem Menschen gottgleiche Kraft zuerkannt. Nicht jeder freilich kann Wunder thun; es gehört dazu „Uebereinstimmung mit den Dingen" und ein einfältiger Glaube. Dies beweisen folgende Beispiele: Siang-Tsi führte einst 100,000 Mann hinaus in die Berge zur Jagd. Durch aufgehäuftes Strauchwerk verbrannte man da die Wälder. Der Brand flammte auf 100 Meilen hin. Da kam ein Mann, mit Rauch und Asche auf- und niedersteigend, die Felsklüfte entlang. Die Menge meinte, er sei ein dämonisches Wesen. Als das Feuer vorüber war, gieng er langsam heraus, als wie schwebend. Siang-Tsi war verwundert, hielt ihn an und prüfte ihn vorsichtig. Gestalt und Farbe und die sieben Oeffnungen des Gesichts waren menschlich; Athem und Stimme waren auch menschlich. Man fragte, auf welche Weise er in Felsen wohnen, auf welche Weise in's Feuer gehen könne. Die Thatsache

wird dann durch folgende Theorie erklärt: „Der Harmonische hat eine große Uebereinstimmung mit den Dingen, so daß er von den Dingen keine Unbill erfährt. In Metall und Stein kann er umherwandern, in Wasser und Feuer hineinspringen.“*) In einem andern Fall wird statt Uebereinstimmung mit der Natur Anbequemung an die Gesetze der Natur als Mittel wunderbarer Thaten angegeben. Confucius, heißt es, betrachtete einst den Wasserfall am Lue-Liang. Derselbe stürzt 240 Fuß hinab und fließt schäumend 30 Meilen weit. Weder Schildkröten noch Fische, noch Krebse können hineinschwimmen. Da sah Confucius einen Mann darin schwimmen. Er hielt ihn für einen Verzweifelten, der sich das Leben nehmen wolle, schickte deßhalb die Schüler miteinander hinab, ihn aufzufangen. Etliche hundert Schritte davon kam er heraus mit aufgelöstem Haare, gieng und sang. Confucius befragte ihn über seine Kunst, nachdem er sich überzeugt, daß er einen Menschen und keinen Dämon vor sich habe. Erlaube mir die Frage, ob das Wasserspringen ein besonderes Geheimniß hat?“ Der Künstler leugnete den Besitz eines besonderen Geheimnisses und führte seine Kunst auf allmähliche Angewöhnung zurück, die auf Anbequemung an die Naturgesetze beruhe. An einer anderen Stelle unterredet sich Licius mit einem Philosophen über die Erlangung magischer Kräfte. „Ich bitte um Erlaubniß zu fragen, wie die vollkommenen Menschen dahin gelangen, durch Gegenstände ohne Hinderniß hindurch zu gehen, Feuer zu betreten, ohne heiß zu werden und auf allen Dingen ohne Furcht wandeln zu können.“ Die Antwort lautet, solches geschehe nicht durch äußere Geschicklichkeit, sondern durch „Bewahrung des reinen Elements“. Die Dinge bestehen nämlich alle in dem „Unveränderlichen“, sie sind Erscheinung des Urgrundes und haben daher, für sich genommen, keinen Vorzug vor einander. Hat man aber das Unveränderliche erlangt und ergründet, so kommt man dahin, korrekt zu sein. Ein Mensch, dem die Dinge nichts schaden, der aber Macht hat über alle Dinge, wird nun verglichen mit einem Betrunkenen. Ein solcher besteigt den Wagen, ohne es zu wissen, und fällt herunter, ohne es zu wissen und ohne Schaden zu nehmen, wiewohl Knochen und Gelenke bei ihm ebenso beschaffen sind, wie bei anderen Menschen. „Tod und Leben,

*) Also ganz ähnliche Vorstellungen wie die unsrer modernen Spiritisten! Nichts Neues unter der Sonne!

Furcht und Angst dringen nicht in seine Brust; denn sie ist ein hartnäckiges Ding und gibt nicht nach. Sein Geist ist vollkommen. — Jener erlangt das Vollsein im Wein und verhält sich so, wie viel mehr, wer es durch den Himmel erlangt! Der Heilige ist verborgen im Himmel, deßhalb kann ihn kein Ding beschädigen." (Hier scheint Himmel im Sinne des damaligen Sprachgebrauchs genommen und für das Urprincip gesetzt zu sein.) Ein letztes Beispiel von Naturbewältigung wird den Lesern darum interessant sein, weil in demselben der einfältige Glaube als eine Macht hingestellt ist, ähnlich wie im N. Testamente. Ein Landmann, namens Schang-khiu-khai *) hörte einst reden von den wunderbaren Thaten eines gewissen Tsi-Hwa. Er machte, davon ergriffen, sich auf, um dem großen Manne ein Geschenk an Lebensmitteln zu bringen. Die Schüler des Tsi-Hwa aber waren „Weltleute", in weiße Seide gekleidet, fuhren gern auf hohen Wagen und giengen selten zu Fuß. Mit wegwerfendem Blicke betrachteten sie den ankommenden Landmann und hatten ihren Spott mit ihm, wie er so alt, schwach und sonnverbrannt, in altmodischer Kleidung vor ihnen stand; ja sie erlaubten sich sogar jede Art von Unbill gegen ihn. Als sie ihren Uebermuth gekühlt und ihren Witz erschöpft hatten, stiegen sie zusammen mit dem Landmanne, der indeß seine Fassung beständig behalten hatte, auf eine hohe Terrasse und riefen durcheinander: „Wer hinunterspringt, soll 1000 Goldstücke haben!" Die ganze Gesellschaft stimmte lärmend ein. Schang-khiu-khai hielt es für glaubwürdig und sprang zuerst hinab. Seine Gestalt war wie ein fliegender Vogel, der über die Erde hinschwebt und weder Knochen noch Muskeln wurden verletzt. Die Schüler hielten das für Zufall und waren nicht sehr erstaunt. Sie wiesen ihn daher auf eine Stelle, an der sich der Fluß stark strömend krümmte, und sagten: „Darin sind kostbare Perlen; wer hinabtaucht, kann sie haben." Der Landmann folgte wiederum, tauchte hinab, und als er hervor kam, hatte er die Perlen in den Händen. Aber noch einmal wurde er geprüft. Es wurden Braten und andere Eßwaaren aufgetragen, Kleider und Seidenzeug aufgehäuft und dann um das Ganze ein gewaltiges Feuer angelegt. Man sagte ihm:

*) Faber gibt denen, welchen chinesische Namen unbequem sein sollten, den Rath, an ihrer Stelle getrost zu lesen: Hans, Kasper oder Michel; es liege gar nichts daran.

„Wenn du in's Feuer gehen und das gestickte Seidenzeug nehmen kannst: was du erlangst, ob viel oder wenig, es sei dein als Belohnung.“ Er verzog keine Miene, gieng in's Feuer und kam wieder zurück, ohne das Feuer zu stören oder den Leib zu verbrennen. Nun begannen die Schüler voller Ehrfurcht zu werden, sie entschuldigten sich und sagten: „Wir wußten nicht, daß Wohlgeboren im Besitze eines Geheimnisses ist, und daß er ein Geistesmensch ist, und wir schmähten Wohlgeboren.“ Befragt um sein Geheimniß, behauptet Schang-khiu-khai, ein solches besitze er nicht, arglos habe er eben geglaubt. „Ich wußte nicht, worauf die körperliche Form beruht, noch was Nutzen und Schaden bereitet. Das Herz war einfältig, und die Dinge konnten deßhalb nicht entgegen sein. Das ist die alleinige Erklärung.“ Aus dem Ganzen wird darauf die Lehre gezogen: „Weißt du nicht, daß Leute mit vollkommenem Glauben die Dinge beeinflußen, Himmel und Erde bewegen, Dämonen und Geister erregen und die sechs Gegenden durchkreuzen können, ohne Widerstand zu finden? Sollte ein solcher einzig und allein auf Klippen wandeln und in's Wasser und Feuer gehen? Dem alten Landmanne konnten jene Philosophenschüler nicht widerstehen? Wie viel mehr, wenn zwei in demselben Glauben sich vereinigen. Erinnert euch dessen, meine Lieben!“

Die Aehnlichkeit und der Unterschied aber zwischen einem solchen Glauben und dem von Christus geforderten ist deutlich. Beide mal ist Aufopferung des eigenen Denkens und Könnens verlangt; aber das eine mal geschieht die Hingabe des Ichs an die Natur oder das All, das andere mal an einen persönlichen Gott, und was vollbracht wird, steht auf christlichem Gebiete stets im Dienste eines höheren Zwecks, nicht im Dienste des Zufalls oder des Eigennutzes.

Während wir von den bisher dargestellten Gedanken mit einiger Sicherheit behaupten können, sie seien Eigenthum des Licius, so gilt dies nicht ebenso von einem anderen Gedankenkreis, der in dem Buche des Licius sich vertreten findet. Es verträgt sich sehr wohl mit der Lehre des Licius eine Freude an der Welt, wie sie einmal geworden ist, und eine Zufriedenheit mit den gewordenen Verhältnissen, wenn man auch ihre theilweise Unvollkommenheit erkennt. Diesen Ton der Befriedigung finden wir wirklich zuweilen angeschlagen, z. B. in dem Geschichtchen von dem zufriedenen Alten. Confucius, heißt es, sah einst in der Wildniß einen gewissen Young-khi-khi herumgehen, der,

mit Rehpelz bekleidet und mit einem Strick gegürtet, zu Harfe und Pauke sang. Confucius fragte: „Worüber ist der Lehrer so fröhlich?“ Die Antwort war: „Ich habe viel Grund dazu. Der Himmel brachte alle Dinge hervor, doch nur der Mensch ist das edelste Wesen; ich aber bin Mensch geworden — das ist meine erste Freude. Es ist ein Unterschied zwischen Weib und Mann. Der Mann ist hochgeachtet, das Weib niedrig angesehen: daß ich auch ein Mann bin, ist meine zweite Freude. Es werden Menschen geboren, die weder Sonne noch Mond sehen, oder die den Arm der Wärterin nicht verlassen; ich dagegen gehe bereits 90 Jahre umher — das ist meine dritte Freude. Armut ist das Loos aller Gelehrten, Tod ist das Ende aller Menschen; in diesem Loose weilend, das Ende erlangend, wie sollte ich traurig sein?“ — Häufig wird dagegen in den Werken des Licius vom Leben und seinen Gütern viel verächtlicher geredet. Wir finden z. B. das Bild eines anderen Alten, der sich eben über das freut, was andere Menschen beklagen. Derselbe hatte weder Weib noch Kind und war dem Tode nahe, doch freute er sich. Er wurde einmal gefragt: „Wie kann der Herr den Tod für Freude halten? langes Leben entspricht dem Gefühle der Menschen, während sie den Tod verabscheuen.“ Er antwortet: „Wie soll ich denn verstehen, daß man so ängstlich dem Leben nachtrachtet — ist das nicht Verblendung? Wie kann ich auch wissen, ob jetzt mein Sterben nicht das vorherige Leben übertrifft?“ Seine Liebe zum Leben kommt freilich noch zum Vorschein, indem er bemerkt, es sei ja möglich, daß er wieder einmal geboren werde; aber es ist in seinen Worten doch eine Geringschätzung des Lebens ausgedrückt, und dies, zusammen genommen mit seiner Freude an der Ehelosigkeit, zeigt eine Denkweise, die von der lebensfrohen und zufrieden gestimmten Denkweise eines Confucius und Mencius verschieden ist. Es wird aber geradezu der Tod gepriesen und groß genannt in einem Gespräche, das dem Confucius und einem gewissen Tsi-Kung in den Mund gelegt wird. (Wahrscheinlich ist der große Philosoph hier nur eingeführt, um die vorgetragene Ansicht mit seinem Namen zu decken). Tsi-Kung war des Studiums müde und sagte zu Confucius: „Ich sehne mich nach Ruhe.“ Confucius antwortete: „Das Leben hat keine Ruhe.“ Tsi-Kung fragte: „So ist also nirgends etwas, was mir Ruhe gewährt?“ Confucius: „O ja, es gibt welche! Schaue hin in jenes Brachgefild, auf die Grabhügel so mannigfalt, da wirst

du erkennen, was Ruhe gewährt." „O, wie groß ist der Tod!" rief Tsi-Kung aus, „die Edlen bringt er zur Ruhe, die Gemeinen zur Unterwerfung." Confucius sagte: „Du weißt es nun. Die Menschen kennen alle die Freude des Lebens, aber sie kennen noch nicht des Lebens Bitterkeit; sie kennen die Gebrechlichkeit des Alters und kennen nicht seine Wonne; sie kennen die Schrecken des Todes und kennen nicht des Todes Ruhe." Wie weltmüde klingen doch die Worte eines solchen Schülers, der sich zunächst doch nur über seinem Studium ermüdet hat. Eben an dieser Stelle wird aber der Tod ferner als das eigentliche Ziel des Menschen gepriesen in Worten, die, richtig gedeutet, für Christen ganz evangelisch lauten. „Die Alten nannten die Verstorbenen Heimgegangene. Sind aber die Verstorbenen Heimgegangene, so sind die Lebenden Pilgrime. Wer pilgert und heimzukehren vergißt, verliert seine Heimat. Hat ein Mensch seine Heimat verloren, so wird er von der ganzen Mitwelt verabscheut. Wenn aber die ganze Welt die Heimat verloren hat, so ist Niemand, der sie verabscheut. Wenn ein Mensch sich von seinem Geburtsorte entfernt, die ganze Verwandtschaft verläßt, in alle Weltgegenden davongeht, ohne zurückzukehren, was für ein Mensch ist das? Die Welt nennt ihn sicherlich einen Vagabunden."

Hat nun das Leben nur das Ziel, daß es aufhört, so folgt daraus, wie sich der Mensch ihm gegenüber verhalten soll. Die nächste Folge ist die, daß man sich sagt, gegen die Leiden dieses Lebens gebe es kein besseres Mittel als Abkürzung des Lebens. Dieser Gedanke wird auch wirklich angeregt: „Wenn ein langes Leben nur viele Schmerzen bringt, so ist ein schleuniger Tod besser, als langes Leben. So möge man sich in ein spitziges Schwert stürzen, sich in kochendes Wasser oder Feuer werfen, um so das Gewollte zu erlangen." Aber diese Folgerung wird abgelehnt mit den Worten: „Dem ist nicht so. Einmal in's Leben gekommen, nimm es gleichgiltig hin, untersuche, was es begehrt, um auf den Tod zu warten. Kommt der Tod, so nimm ihn gleichgiltig hin, untersuche, wohin er führt, um dich der Auflösung zu übergeben. Alles gleichgiltig ansehend und Alles so hinnehmend — warum sollte plötzlich Verzögerung oder Uebereilung dazwischen gebracht werden?" Das Ideal, das der Mensch zu erreichen hat, ist demnach völlige Gleichgiltigkeit. Es wird dafür ein Beleg aus dem „Buche des gelben Kaisers" angeführt. „Der vollendete Mensch weilt wie ein Todter und bewegt sich wie in Fes-

seln. Er weiß weder, warum er weilt, noch warum er nicht weilt; warum er sich bewegt, noch warum er sich nicht bewegt. Er wechselt weder seine Gefühle und sein Aussehen nach der Anschauung der Menschen, noch kann man sagen, daß er Gefühle und Aussehen nicht wechselt, wenn die Leute keine Anschauung haben. Er geht eben nur weg und kommt nur wieder, geht nur aus und dringt nur ein — wer kann es hindern?" In einem Falle wird ein Mensch vorgeführt, der so gleichgiltig ist, daß es ihm selbst bedenklich und krankhaft vorkommt. Ein Mann kommt zu einem gewissen Wan-Tschi, der Irrenarzt gewesen zu sein scheint; er klagt ihm: „Ich habe eine Krankheit, kann der Herr dieselbe nicht zum Stillstand bringen? Die Auskunftsmittel des Herren sind erstaunlich!" Wan-Tschi anwortet: „Zu Befehl! Nur wolle Wohlgeboren zuerst die Symptome der Krankheit angeben." Der Kranke sprach: „Ich halte die Lobreden meiner Mitbürger nicht für Ruhm, das Verderben des Reiches nicht für Schande, Gewinn erfreut mich nicht, Verlust betrübt mich nicht, Leben betrachte ich wie Tod, Reichthum sehe ich an wie Armut, Menschen wie Schweine, mich wie andere Leute, mein eigenes Haus bewohne ich wie eine fremde Herberge, meinen Heimatort betrachte ich wie einen Barbarenstaat. Alles dieses ist eine Menge Krankheitsstoff. Gunst und Belohnung können mich nicht rühren, Strafen mich nicht einschüchtern, Wohlergehen und Ruin, Nutzen und Schaden mich nicht ändern, Trauer und Wonne mich nicht bewegen. Deßhalb kann ich nicht wohl dem Lande oder dem Regenten dienen, nicht mit Freunden und Verwandten Gemeinschaft pflegen, Frauen und Kindern nicht vorstehen, Gesinde und Diener nicht beherrschen. Eine solche Krankheit ist das! Welches Recept kann ihr wohl Einhalt thun?" Wan-Tschi befahl nun dem Kranken, sich mit dem Rücken gegen ein Licht zu stellen, dann untersuchte er sein auf diese Weise gleichsam beleuchtetes Herz und erklärte ihm, er sehe in demselben einen leeren Raum von einem Quadratzoll — „beinahe ein Heiliger." Die Krankheit bestehe in heiliger Weisheit, „da sie aus solcher Ursache kommt, so können meine geringen Mittel nicht Einhalt thun." Es ist hier in den Worten des Kranken die klare Ueberzeugung ausgesprochen, daß ein gegenüber den Verhältnissen dieses Lebens unempfindlicher Mensch eigentlich gar nicht in die Welt hineinpasse, daß er nicht fähig sei, auch nur seinen nächsten Pflichten nachzukommen. Die Worte des Arztes aber billigen die Gemüthsstimmung des

Kranken und scheinen die Unvollkommenheit seines Zustandes bloß darin zu finden, daß er dem Patienten noch Unbehaglichkeit verursache. In der That aber ist das Bekenntniß des Patienten die Schilderung einer wirklichen Krankheit, die in müßiger Zurückgezogenheit von der Welt und in Gleichgiltigkeit gegen alle irdischen Angelegenheiten besteht und eine bedauerliche Abweichung nicht nur vom gesunden Menschenverstand, sondern auch von den weiseren Grundsätzen eines Confucius ist. Dieser weltverachtende Standpunkt wird übrigens in einer Stelle auch philosophisch gerechtfertigt durch die an indische Ideen erinnernde Lehre, daß die Welt Schein sei. Von einem gewissen Lao-Sching-Tsi wird erzählt, er habe bei einem Philosophen die Lehre vom Schein studirt. Drei Jahre lang theilte ihm sein Lehrer nichts mit. Endlich ersuchte er ihn um Aufschluß über seine Fehler und bat um seine Entlassung. Der Lehrer machte ein Kompliment und hieß ihn in's Zimmer treten. Nachdem er die Anwesenden entfernt hatte, gab er ihm folgende Weisheit kund: „Was Lebensodem hat, und was Gestalt der Form hat, ist Alles Schein. Schein und Wandlung sind nicht verschieden von Leben und Tod. Wie könnte man den Anfang mit dem Studium des Scheins machen! Ich bin mit dir auch Schein. Wozu ist also dessen Studium nöthig?" Alles ist Schein, also hat das Leben keinen Sinn, und es ist Täuschung, wenn man glaubt, durch irgend etwas befriedigt werden zu können. Das ist auf diesem Standpunkt die wahre Lebensweisheit.

In dem Buche des Licius findet außer jener Philosophie des Entsagens und der Gleichgiltigkeit aber auch noch eine ganz entgegengesetzte Geistesrichtung ihren Ausdruck, eine Richtung, deren Evangelium etwa lautet: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt! Licius selber steht zwar mit dieser Lebensanschauung noch weniger in Zusammenhang, als mit der zuletzt geschilderten. So viel man erkennen kann, war er selbst vielmehr für alles Gute und Edle begeistert. An einer Stelle z. B. setzt er auseinander, wie bloßes Trachten nach Gewinn den Menschen erniedrige: „Kih und Tschao legten nur Gewicht auf Vortheil und hielten die Wahrheit für gering, dadurch kamen sie in's Verderben. Menschen ohne Gerechtigkeit sorgen einzig für Speise. Das sind Hühner und Hunde.

Wegen Erzwingung von Speise unter einander zu streiten, so daß der Gewinnende Verfügung darüber hat, das ist viehisch. Wie Hühner, Hunde und Vieh sich benehmen und doch zu begehren, daß Menschen uns respektiren, kann nicht wohl erlangt werden." Eine andere treffliche Mahnung sagt uns: „Handelt ausgezeichnet, aber laßt das selbstauszeichnende Handeln." Anderswo wird Sanftmuth gepriesen: „Der immer siegende Weg heißt Sanftmuth, der immer nicht siegende Weg heißt Gewalt. Beide sind wohl erkennbar, aber die Menschen kennen sie noch nicht."

Ganz anders lauten dagegen die Lehren des Yang-Tschu.*) Zunächst werden die gewöhnlichen Meinungen der Welt über das, was einen Werth im Leben habe, widerlegt. Guter Name, Nachruhm, Ideale und alles, wofür die Menschen ihre Kraft einzusetzen pflegen, ist werthlos. Hauptsächlich das Streben nach Ruhm wird lächerlich gemacht; alle Gründe, die den Menschen bewegen könnten, nach Ruhm zu trachten, seien nicht stichhaltig; der Ruhm sei überhaupt etwas Werthloses, denn wirkliche Vollkommenheit werde gar nicht gerühmt: „Wahrheit hat keinen Ruhm und Ruhm keine Wahrheit; Ruhm ist Heuchelei und weiter nichts." Die gepriesenen Kaiser Jao und Schun haben heuchlerisch gehandelt und sind doch berühmt geworden; andere Kaiser, die wahrhaftig waren, sind dabei unglücklich geworden. Der Ruhm ist ferner etwas ganz Eitles, weil unser geschichtliches Wissen unvollkommen ist. „Die Geschichte des höchsten Alterthums ist völlig vernichtet, wer kann sich ihrer noch erinnern? Die Geschichte der drei Kaiser ist weder ganz noch halb; die Geschichte der drei Könige ist weder dunkel noch klar. Von 100,000 weiß man nicht Eins. Von den Begebenheiten, welche die eigene Person angehen, weiß man sowohl durch Hören, als durch Sehen von 10,000 nicht eine. Von den Begebenheiten, welche vor Augen passiren, sei es bleibend oder vorübergehend, weiß man von 1000 nicht eine. Die Zahl der Jahre vom ältesten Alterthum bis auf den heutigen Tag übersteigt gewiß alle Berechnung. Aber von Fuh-Hi an sind's mehr als 300,000 Jahre. Ausgezeichnete und Thoren, Gute und Schlechte, Vollkommenheit und Verderben, Recht und Un-

*) Diese stammen auch wirklich nicht von Licius, sondern von einem gewissen Yang, der schon um 450 v. Chr. lebte; offenbar fanden dieselben aber in der Schule des Licius großen Anklang, und jedenfalls stellen sie auch eine Seite des chinesischen Geisteslebens dar.

recht, alles gieng dahin und ward vernichtet, aber das Eine in schnelleren, das Andere in langsameren Zeitläufen. Eine zeitweilige Schmähung oder Lobeserhebung hochhaltend, Geist und Gestalt abzumühen, einen Namen zu suchen, der etliche hundert Jahre überdauert — o! sollte das genug sein, einen vermoderten Knochen dafür zu geben? — wie viel weniger des Lebens Freude!" Ferner wird nachgewiesen, wie das Streben nach Vollkommenheit und Ruhm sehr viele Nachtheile mit sich bringe, wie die heiligen Männer die abgequälten, die Bösewichte die glücklichen Menschen seien. Das Köstliche auf Erden, heißt es, erkenne man dem Schun, Ju und Confucius zu, das Abscheuliche auf Erden dagegen dem Kih und Tschao. Nun hatte aber Schun auf der Südseite des Großflusses zu pflügen und am Sumpfe von Lui Töpferei zu betreiben. Den vier Gliedern war keine kurze Ruhe gegönnt, Mund und Magen erlangten keine liebliche Speise, der Leib keine warme Kleidung. Vater und Mutter liebten ihn nicht, Brüder und Schwestern hatten keine Anhänglichkeit an ihn. Dreißig Jahre alt, mußte er heimlich heirathen. Als er dahin gelangt war, daß Jao ihm den Thron übergab, war er im vorgerückten Alter und seine Weisheit im Abnehmen. Sein Sohn war ohne Fähigkeit, so daß er den Thron an Ju übergab. Kummervoll kam er zu seinem Tode. Ju verzehrte seine Kräfte im Interesse des Landes. Ein Sohn ward ihm geboren, und er konnte sich nicht um ihn kümmern. An der Thüre gieng er vorüber, ohne einzutreten. Sein Leib wurde gebückt und abgemagert, Hände und Füße dick und schwielig. Als er endlich von Schun den Thron erhielt, wohnte er in einem gemeinen Hause mit eleganter Kleidung und Krone — kummervoll kam er zu seinem Tode. Dieser war der Betrübte und Geplagte unter den Menschen in der Welt. Confucius hatte klare Einsicht in die Wege der Kaiser und Könige. Er entsprach den Einladungen der Prinzen seiner Zeit. Doch fällte man den Baum über ihn (?) in Sung, verwischte seine Fußspuren in Wei, ließ ihn erschöpft in Schang, schloß ihn ein in Tschin. Er wurde gebeugt von Herrn Ki, entehrt von Yan-Hu — kummervoll kam er zu seinem Tode. Dieser war der Umgetriebene und Abgejagte unter den Menschen in der Welt. Jene drei Heiligen hatten während ihres Lebens keinen Tag der Freude. Seit dem Tode haben sie einen Namen durch zehntausend Generationen. Aber der Name bringt sicherlich nicht die Realität herbei. Obgleich gepriesen — sie

wissen es nicht; obgleich belohnt — sie wissen es nicht. In Nichts sind sie verschieden von einem Baumstumpf oder einer Scholle! — Kih dagegen hatte aufgehäuft die Schätze von Generationen, er nahm den höchsten Ehrenplatz mit dem Antlitz gegen Süden ein. Seine Weisheit war hinreichend, die Menge zu unterdrücken; seine Majestät war genügend, alles innerhalb der Meere zu erschüttern. Er gab sich den Lüsten der Augen und Ohren hin und führte vollständig aus, was die Gedanken sich vorsetzten — glanzvoll kam er zu seinem Tode. Dieser war der Eitle und Schwelgerische unter den Menschen in der Welt. Auch Tschao hatte aufgehäuft die Schätze von Generationen, er nahm den höchsten Ehrenplatz mit dem Antlitz nach Süden ein; seiner Majestät war nichts unmöglich, seinem Willen niemand ungehorsam. Er ergab sich seinen Neigungen im Innern des Palastes, ließ den Lüsten ihren Lauf und grämte sich nicht über Anstand oder Recht. Mit Glanz fand er seinen Untergang. Er war der Verlorene und Wüstling unter den Menschen in der Welt. Diese beiden Bösewichte folgten während des Lebens den Freuden ihrer Gelüste. Seit dem Tode haben sie den Namen von Thoren und Tyrannen. Aber die Realität wird sicherlich nicht durch den Namen gegeben. Obgleich geschmäht — sie wissen es nicht, obgleich gepriesen — sie wissen es nicht. In nichts sind sie verschieden von einem Baumstumpf oder einer Scholle!"

Auf solche Weise wird hier, was den Chinesen sonst heilig ist, in den Staub gezogen und mit Unheiligem auf gleiche Linie gestellt. Auch an anderen Stellen werden Tugenden verächtlich gemacht und verurtheilt. Es wird erzählt, ein gewisser Peh-Ji habe sich übertriebener Reinheit hingegeben und sei deßhalb verhungert, ein Anderer sei übermäßig sittsam gewesen und daher ein Sonderling geworden, dann hinzugefügt: „An diesen Beispielen wird wohl der Irrthum von Reinheit und Sittsamkeit ersichtlich." Ferner wird der chinesische Socialismus angegriffen, sofern er an den Menschen die Forderung stellt, sich zum Besten des Ganzen zu verleugnen. Wer mit seiner Person nicht sich selber nützen wolle, dessen Leib werde schwach. „Die Leute des Alterthums aber ließen nicht ein Haar zum Nutzen der Welt und nahmen es nicht an, wenn das Reich ihre Person erheben wollte. Kein Mensch ließ ein Haar, kein Mensch nützte der Welt und die Welt war in Ordnung." Auch Gerechtigkeit und Treue sind werthlose Tugenden. „Treue ist ungenügend,

den Fürsten Sicherheit zu geben, aber eben ausreichend, die eigene Person in Gefahr zu bringen. Gerechtigkeit ist ungenügend, den Dingen zu nützen, aber eben ausreichend, das Leben zu beschädigen." In ähnlicher Weise werden von Jang-Tschu selbst staatliche und religiöse Grundsätze verhöhnt; ebenso auch die Furcht vor dem Tode als gegenstandslos zu entkräften gesucht: „Das, worin alle Dinge verschieden sind, ist das Leben, das, worin sie gleich sind, ist der Tod. Im Leben gibt es Ausgezeichnete und Thoren, Vornehme und Geringe — das ist Verschiedenheit. Im Tode sind es Modergebeine und Verwesung — das ist die Gleichheit. Zehnjährig sterben Manche und hundertjährig sterben auch Manche. Wohlthäter und Heilige sterben und Uebelthäter und Thoren sterben ebenfalls. Im Leben waren Jao und Schun Heilige, im Tode sind es Modergebeine. Im Leben waren Kih und Tschao Scheusale, im Tode sind es Modergebeine. Die Modergebeine sind einerlei, wer erkennt ihre Verschiedenheit? Darum lasset uns eilig sein, zu leben, was kümmert uns, was nach dem Tode kommt!"

Leben, so lang man kann, und genießen, das ist das Loosungswort dieses Standpunkts. Und damit wir recht bereit werden zu genießen, mahnt uns Jang-Tschu daran, wie viel Schweres und Bitteres doch das Leben mit sich bringe und wie man daher zum Ersatz dafür sich ganz seinen Wünschen hingeben solle: Es ist nichts anderes, als der Trost eines Menschen, der in einer trüben Stunde statt sich zu ermannen, zur Flasche greift. Jang-Tschu sagte: Hundert Jahre sind das Höchste eines langen Lebens. Hundert Jahre erlangt unter Tausenden nicht Einer. Doch nehmen wir an, es sei Einer: Kindheit und hohes Alter nehmen fast die Hälfte weg; die Ruhe des Nachtschlafs und das Vergessen des am Tage Erlebten nehmen auch fast eine Hälfte weg; Krankheit, Herzeleid, Verlust, Kummer und Furcht nehmen auch fast eine Hälfte weg. (Schon drei Hälften werden vom Menschenleben abgezogen!) Nimmt man so zehn und etliche Jahre an, wo man fröhlich sein kann, so ist auch darin kein Augenblick, wo man völlig sorgenfrei wäre. Wozu also ist das menschliche Leben? Was für Freude gewährt es? Da ist Schönheit und Fülle, da ist Klang und Wonne! Aber Schönheit und Fülle können nicht immer bis zum Ueberdrusse genossen werden, Klang und Wonne nicht immer bis zum Ueberdrusse getrieben werden. Außerdem verbittern sich die Menschen selbst das Leben durch un-

nöthige Angst und falsche Wünsche. Wodurch ist man verschieden vom Gefangenen in Ketten und Banden?

Nun greift Jang-Tschu, um seinen eigenen Standpunkt zu stützen, auf die Menschen des Alterthums zurück. Sie hätten nicht die Unbequemlichkeit einer äußeren und inneren Zucht gekannt, sondern sich dem Triebe der Natur unbedenklich hingegeben. Die Menschen im hohen Alterthume wußten, daß man in's Leben für kurze Zeit kommt, durch den Tod auf kurze Zeit hingeht (es scheint hier eine Art Seelenwanderung gelehrt zu sein). Deßhalb folgten sie dem Herzen in jeder Bewegung. Sie widerstanden nicht dem, was natürlicher Weise gewünscht wird. Sie entfernten nicht die dem Leibe schuldigen Vergnügungen. Deßhalb wurden sie nicht durch Trachten nach Ruhm gestört, sondern sie folgten ihrem Wesen und wandelten dahin. Sie widerstrebten nicht dem, was von allen Dingen gewünscht wird und begehrten keinen Ruhm nach dem Tode. Deßhalb wurden sie nicht von Strafen erreicht. Ob Ruhm und Lobeserhebung zuvorderst oder zuhinterst, ob Jahre und Bestimmung viel oder wenig, das alles kümmerte sie nicht.

Als der letzte Zweck dieses Lebens wird uns an einer anderen Stelle geschildert die Pflege der Sinne. Es wird dort die Frage erörtert, wie man sein Leben zu hegen und zu pflegen habe. Antwort: „Willfahre ihm nur, verhindere nichts und unterdrücke nichts. Lasse die Ohren hören, was sie Lust haben; lasse die Augen sehen, was sie Lust haben; lasse die Nase genießen, was sie Lust hat; lasse den Mund reden, wozu er Lust hat; lasse den Leib ruhen, wie er Lust hat; lasse die Gedanken gehen, wohin sie Lust haben. Denn was die Ohren hören wollen, sind Klänge und Töne; bekommen sie dieselben nicht zu hören, so ist es eine Unterdrückung des Gehörs. Was die Augen sehen wollen, ist schöne Gestalt; bekommen sie dieselbe nicht zu sehen, so ist es Unterdrückung des Sehvermögens. Was die Nase zu genießen wünscht, sind Wohlgerüche; bekommt sie dieselben nicht zu riechen, so ist es Unterdrückung der Geruchsempfindung. Was der Mund zu reden wünscht, ist Recht und Unrecht; bekommt er es nicht zu reden, so ist es Unterdrückung der Einsicht. Was der Leib als Bequemlichkeit wünscht, ist Schönheit und Fülle; erlangt er sie nicht, so ist es Unterdrückung des Behagens. Worin die Gedanken sich zu ergehen wünschen, ist zwanglose Freiheit; erlangen sie dieselbe nicht, so ist es Unterdrückung des Wesens. Jede

dieser verschiedenen Unterdrückungen ist ein Tyrann. Entfernt man diese Tyrannen, so kann man mit Freuden den Tod erwarten, sei es auf einen Tag, einen Monat, ein Jahr oder zehn Jahre. Das heißt Pflege des Lebens. Behält man diese Tyrannen bei, gedenkt man ihrer, ohne sie daran zu geben, so bringt man's mit Traurigkeit zu einem langen Leben, zu 100 Jahren, zu 1000 oder 10,000 Jahren, das ist keine Pflege des Lebens.

Jang-Tschu scheint sich bei seiner auf Sinnengenuß gerichteten Lebensweise ganz wohl befunden zu haben. Einen Menschen, der sich von der ausschließlichen Pflege seiner Sinne unbefriedigt fühlt, hätte er einfach belehrt, er dürfe keine weiteren Ansprüche an das Leben stellen, er solle sich genügen lassen mit dem, was da sei. Ein Mensch, meint er, dem alle Mittel zur Befriedigung seiner Sinne geboten seien, könne unmöglich mehr verlangen. Wer große Häuser, prächtige Kleider, reichliche Speisen und schöne Weiber habe, solle außerdem nichts mehr suchen. Wer das habe und suche außerdem noch Anderes, der habe eine unersättliche Natur, Unersättlichkeit aber sei ein Wurm, der an den Kräften des Menschen zehre.

Die einzige sittliche Vorschrift, die sich in der Lehre des Jang-Tschu findet, ist die, mit seinen Nebenmenschen Mitleid zu haben. Jang-Tschu führt einen alten, wie er sagt, „vortrefflichen" Spruch an, der das Verhältniß des Menschen zu lebenden und todten Menschen regelt und besagt, gegen Lebende sei Sympathie, gegen Todte Apathie am Platz. Der Weg der Sympathie, wird auseinandergesetzt, bestehe nicht in bloßen Gefühlen, sondern auch in Handlungen, „er vermag Bequemlichkeit für Anstrengung zu gewähren, er vermag Sättigung für Hunger zu verleihen, er vermag Erwärmung für Kälte zu bieten, er vermag Erfolg aus Mißerfolg folgen zu lassen." Dieser Preis der Sympathie hat aber nicht den Sinn der evangelischen Worte: „Einer trage des Andern Last", er entspringt vielmehr der guten Laune eines Menschen, den das Wohlbehagen der Sinnenbefriedigung mit der ganzen Welt versöhnt und der zugleich seine Freude nicht durch das Elend seiner Nebenmenschen gestört sehen will; denn der Anblick fremden Unglücks trübt den reinen Genuß und ist ein Mißklang in der Harmonie.

Die Lehre von den Pflichten gegen die Todten ist darum bemerkenswerth, weil sie der einzige Berührungspunkt der Sinnlichkeitstheorie mit dem chinesischen Socialismus ist. Der Weg der Apa-

thie, so wird der oben erwähnte Spruch weiter ausgelegt, bestehe nicht etwa in keiner Trauer, sondern darin, daß man den Todten keine Perlen und Edelsteine in den Mund gebe, ihnen keine gestickten Kleider anziehe, keine Opferthiere zurüste und keine Opfergeräthschaften aufstelle. Derselben Ansicht ist, wie wir später sehen werden, auch der Socialist Micius; während aber Micius den Gesichtspunkt festhält, übermäßiger Prunk der Leichenfeier sei ein Verbrechen am allgemeinen Nutzen und am Wohlstand des Staates, so wird hier hervorgehoben, daß der Todte doch von den ihm angethanen Ehren keinen Genuß mehr habe. In folgendem Gespräche wird bewiesen, daß die Leichenfeier den Verstorbenen nicht mehr kümmere. Frager: „Wie ist es mit der Leichenfeier?“ Antwort: „Die Leichenfeier ist eine unbedeutende Sache; wozu darüber reden?“ Frager: „Ich möchte aber durchaus etwas davon hören!“ Antwort: „Sollte mich etwas angehen, wenn ich gestorben bin? Man mag die Leiche verbrennen oder in's Wasser werfen oder begraben oder an der Luft lassen, sie mit Gras umwickeln und in eine Gosse werfen, oder mit köstlichen Gewändern bekleiden und in einen Steinsarg legen — es ist das Alles ganz gleichgiltig.“ Darauf blickte der Eine den Anderen an und sagte: „In der Lehre von Leben und Tod sind wir beiden Männer vorgeschritten.“

Denken wir uns zum Schluß einen Jünger der Sinnlichkeitslehre gegenüber gestellt nicht etwa einem Jünger Christi, sondern einem Jünger des Confucius und Mencius und hören wir, wie beide ihre Gründe austauschen, wenn es sich darum handelt, den Einen auf die Seite des Anderen zu ziehen. Es werden uns zwei Brüder geschildert, die beide in ausschweifendster Weise sich der Sinnlichkeit hingaben; der Eine versank so sehr in die Befriedigung seiner Sinne, daß es von ihm heißt: Er kannte nicht den Frieden oder die Gefahr des Weltganges, nicht die Reue oder Scham menschlicher Vernunft, nicht, was im Zimmer vorhanden oder verloren war, nicht die nähere oder fernere Verwandtschaft der neun Grade, nicht die Trauer oder Freude an Erhaltung oder Verderben. Obgleich Wasser, Feuer und Kriegswaffen vor ihm ausgestellt wurden, so wußte er doch nichts davon. Die Beiden hatten nun einen dritten Bruder, der dem Alter nach zwischen ihnen stehend, durch Tugend und äußere Stellung weit über sie hinausgehoben war. Er hatte als Staatsminister sich bedeutende Verdienste erworben, die Guten beugten sich unter seinen Einfluß,

die Schlechten fürchteten seine Erlasse. Dieser war über das Treiben seiner Brüder Tag und Nacht bekümmert; es kränkte ihn, daß er ein Land sollte wohl regieren, aber Verwirrung in der eigenen Familie nicht beseitigen können. Er fragt einen Philosophen um Rath und erhält folgenden Bescheid: Warum hat Wohlgeboren nicht zeitig genug mit der Behandlung der Brüder angefangen und mit ihnen geredet über die Wichtigkeit von Wesen und Bestimmung, sie mit der Erhabenheit von Sitte und Recht zu bewegen gesucht? Der Minister ließ sich dies zu Herzen gehen, besuchte seine Brüder und stellte ihnen vor: Menschen unterscheiden sich von Thieren durch Ueberlegung, Ueberlegung führe hin zu Sitte und Rechtschaffenheit, vollendete Sitte und Rechtschaffenheit bringe Ruhm und Stellung. „Wollen die Herren meine Worte annehmen, so werden sie nach der Bekehrung am Morgen schon Honorar genießen, wenn es Abend wird (etwa in der Stellung von Ministern). Verstößt man indeß gegen die Gefühle der Menschen, so bringt man Wesen und Bestimmung in Gefahr." Die Brüder entgegneten gereizt, das wüßten sie schon lange; ob er meine, sie warteten auf ihn, um das zu erfahren. Sie seien schon längst über ihren Lebenszweck im Klaren. „Sitte und Rechtschaffenheit sollten wir zu ehren wünschen um Menschengunst willen? Gefühle und Natur sollten wir vergewaltigen um eines Namens und Ruhmes willen? Würden wir dadurch nicht den Todten gleich? Wir verlangen die Freude unseres ganzen Lebens zu erschöpfen, die Lust der zugemessenen Jahre auszunützen. Nur das ist uns leid, den Bauch zu überfüllen, so daß den Mund Getränke nicht mehr letzen können, die Kräfte zu ermüden, so daß die Gefühle sich nicht mehr der Lust ergeben können. Wir haben keine Muße, über Häßlichkeit des Ruhmes und Gerüchts, oder über die Gefahr von Natur und Bestimmung traurig zu sein. Herrlichkeit und Honorar, sind die etwa nach unserem Sinne? Ist das nicht auch gemein und erbarmenswerth? Wir wünschen auch wirklich von dir verschieden zu sein!" Sie setzten ihm dann noch auseinander, daß zwar eine gute Regierung wohl für kurze Zeit in einem Staate den Gesetzen Geltung verschaffen könne, daß sie aber nie mit den Herzen der Menschen übereinstimme; sie dagegen seien der Ansicht, ihre Sinnesweise solle über das ganze Reich ausgebreitet werden, wenn sie auch das Pflichtverhältniß zwischen Regenten und Ministern aufhebe, beständig wollten sie als Vorbilder ihrer Lehre beharren.

Der Minister war auf diese Worte hin so betroffen, daß er nichts entgegnen konnte. Man übersehe aber nicht, daß China über den Abschnitt in Licius' Buche, dem wir die Sinnlichkeitslehre entnommen haben, längst den Stab gebrochen hat. Seit Mencius ihn verurtheilt hat, ist kein offener Vertreter desselben mehr aufgetreten. So darf man denn die vorgetragene Weltanschauung nicht anders betrachten, denn als einen Gedanken, der in einer unbewachten Stunde dem chinesischen Geiste entschlüpft, vom höheren sittlichen Bewußtsein der Nation aber alsbald verworfen worden ist.

Die Missionsbestrebungen Schwedens.

Von P. v. Möller.

1. Schweden und die Mission vor 1835.

Als an jenem denkwürdigen Tage, dem 31. Oktober 1517, Luther seine weltberühmten Thesen an die Thüren der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, befand sich unter den vielen Augenzeugen dieser kühnen Glaubensthat auch ein würdiger Sohn Schwedens, der zwanzigjährige Olaus Petri, der ältere Sohn eines Schmiedes in Örebro. Dieser Jüngling war von Gott berufen, das für Schweden zu werden, was Luther für Deutschland war, der größte unter den Reformatoren. Bald nach seiner Rückkehr in die Heimat ward er zum Diakonus in Strängnäs (1520) geweiht, wo er sofort anfieng, das Evangelium in voller Reinheit zu predigen. Die Einführung der Reformation begann. Bald gewann auch er seinen Melanchthon, nämlich in Laurentius Petri, seinem 2 Jahre jüngeren Bruder, der ihm fortan treu und beharrlich zur Seite stand. Auch in anderer Beziehung besteht eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den schwedischen und den deutschen Herolden der evangelischen Lehre. Olaus war wie Luther ein kühner, entschlossener Glaubensheld, ein feuriger, mitunter vielleicht zu heftiger Ver-

theidiger seiner Sache; Laurentius eine nachgiebigere, gelassenere Natur, eine milde Melanchthonsseele, an Gelehrsamkeit, Eifer und Begeisterung seinem Bruder völlig gewachsen. Auch wurde Olaus zuerst von seiner gesegneten Thätigkeit auf Erden hinweggerufen — er verschied als Pastor in Stockholm 1552. Erst 21 Jahre später folgte ihm Laurentius, nachdem er 42 Jahre lang die erzbischöfliche Würde bekleidet und dies in jener Zeit doppelt schwierige Amt in wahrhaft musterhafter Weise verwaltet hatte. Manchen Sieg hatte schon damals die göttliche Wahrheit über die Menschensatzungen Roms errungen, ausgekämpft war aber der Streit noch keineswegs. Zwei Jahrzehnte hindurch dauerte er noch. Dann aber (durch den Beschluß des Reichstages in Upsala vom 20. März 1593) wurden die päpstlichen Kirchengebräuche verboten, die Augsburgische Confession, Luthers Katechismus und Laurentii Petri Handbuch eingeführt. Schweden stand als ein lutherisches Land da; Gott, der Herr, hatte wiederum einmal seine Sache herrlich hindurchgeführt.

Es liegt auf der Hand, daß erst von dieser Zeit an, nachdem die Kirche also zum gesicherten Bestande gelangt war, von ihr eine Missionsthätigkeit nach Außen hin erwartet werden kann. Großes hat sie in dieser Beziehung zwar nicht geleistet, das älteste lutherische Missionsunternehmen jedoch ist von ihr ausgegangen, nämlich die Mission unter den umherirrenden, halbheidnischen Lappen, welche von 1599 an, von König Karl IX. eifrig unterstützt, mit Nachdruck betrieben wurde. Kirchen und Pfarrhäuser wurden erbaut und mehrere Geistliche hingesandt. Da dieselben aber nur selten zu bewegen waren, dort ihren dauernden Wohnsitz aufzuschlagen, sondern nur ab und zu ihre Kirchen von südlicheren Gegenden aus besuchten, auch zum Theil wenig tüchtig waren, hatte diese Mission zwar nicht den großen Erfolg, den man gewünscht hätte, wurde aber dennoch treulich fortgesetzt. Unter dem folgenden König Gustav II. Adolph wurde ein kleines Gesangbuch, „wie die Messe gehalten, gelesen oder gesungen werden solle", in lappischer Sprache herausgegeben und ein Missionsseminar gegründet. Eine in Lyckfele eröffnete Schule trug sehr viel dazu bei, das Christenthum in diesen unwirthlichen Gegenden zu verbreiten. Die Königin Christina ließ mehrere Kirchen erbauen, versah die Gemeinden mit ständigen Predigern und ließ den würdigen Probst Torneus durch Uebersetzung zweckdienlicher Bücher den Grund zu einer lappischen Literatur legen. Im 18. Jahrhundert wurden

ähnliche Schulen, wie in Lyckſele, an mehreren anderen Orten, in Aſele, Arjeplog, Jockmock u. ſ. w. angelegt. Die Mittel wurden durch Kollekten beſchafft. Später gieng man indeſſen von dieſem ſtationären Unterrichtsweſen wieder ab. Mehrere Schulen wurden 1820 aufgehoben und an ihrer Statt ein ambulatoriſcher Unterricht eingerichtet, den Miſſionare und Katecheten zu beſorgen hatten. Im Jahr 1739 ward eine „königliche Direktion" eingeſetzt, um die Aufſicht über das „Eccleſiaſtik-Werk in der Lappmark" zu haben. Per Högſtröm († 1784 als Probſt in Skellefteo) durchzog mit Per Holmbom die Lappmark nach allen Richtungen und hat für die Ausbreitung des Evangeliums dort Bedeutendes geleiſtet. Er ſchrieb in lappiſcher Sprache ein ſogenanntes „Fragebuch", eine in ihrer Art vortreffliche katechetiſche Arbeit. In dieſer Zeit arbeitete auch Per Fjellſtröm († 1764 als Probſt in Lyckſele) mit großer Ausdauer und mit vielem Segen für das geiſtliche Wohl der Lappen. Eine Fibel, die Evangelien und Epiſteln, einige Pſalmen, der kleine Katechismus und das Neue Teſtament wurden von ihm in's Lappiſche übertragen und zum Drucke befördert.

Auch ein anderes im 17. Jahrhundert von Schweden ausgehendes Miſſionsunternehmen iſt der Beachtung werth. Der für die Sache Gottes ſo begeiſterte König Guſtav II. Adolph hatte den Plan gefaßt, in Nord-Amerika eine ſchwediſche Kolonie anzulegen, theils um verfolgten Glaubensbrüdern aus Deutſchland und anderen Ländern eine Zufluchtsſtätte zu gewähren, theils um unter den Indianern zu miſſioniren. Die Sache wurde vom König 1627 dem Reichstage vorgelegt und erfreute ſich einer regen Theilnahme, ſo daß eine Flotte ausgerüſtet ward, um die Koloniſten nach Virginien überzuſetzen. Durch die Feindſeligkeit der Spanier ſcheiterte zwar dieſer erſte Verſuch; der König gab jedoch den Gedanken ſein Leben lang nicht auf, ſuchte er doch noch wenige Tage vor ſeinem Heldentode in der Schlacht bei Lützen die Aufmerkſamkeit des deutſchen Volkes auf dieſe Sache zu lenken. Während der Minderjährigkeit ſeiner Tochter gelang es, den Lieblingsgedanken des Königs auszuführen, indem der Reichskanzler, Axel Oxenſtjerna, 1637 eine ſchwediſche Kolonie, Neu-Schweden genannt, am Delaware-Fluß gründete, wodurch der Grund zur jetzigen lutheriſchen Kirche in den Vereinigten Staaten gelegt ward. Leider war die kleine Kolonie trotz des nicht ganz ausbleibenden Zuzugs aus der Heimat nicht ſtark genug, um

ihre Selbständigkeit zu bewahren. 1655 gieng sie in den Besitz der Holländer über, um 9 Jahre später in die Hände der Engländer zu fallen. 1682 an Wilhelm Penn verkauft, wurde sie ein Zufluchtsort für die aus England auswandernden Quäker. Der lutherischen Kirche blieben die Kolonisten lange treu; sie wurden mehrere Male von Schweden aus mit Geistlichen versorgt, die auch unter den umwohnenden Indianern das Evangelium zu predigen beauftragt waren, so daß die Kolonie in der That als eine Missionsstation zu betrachten ist. Unter den Missionsgeistlichen sind namentlich folgende vier von Bedeutung: vor allen Campanius, der 1643 in Neu-Schweden ankam und als der erste protestantische Missionar unter den Indianern Nordamerika's angesehen werden muß. Erst 3 Jahre später begann John Elliot seine Thätigkeit. Campanius nahm sich während der 6 Jahre, die er in Amerika blieb, hauptsächlich dieses Volkes an. Er lernte die Sprachen der Delaware- und Mohawk-Stämme und schrieb ein Wörterbuch über beide. Ohne Dolmetscher konnte er mit den Indianern reden und sie unterrichten. Das gewann ihm ihre Liebe und Zutrauen. Sie besuchten ihn oft und lauschten mit freudigem Staunen seiner Verkündigung der Grundwahrheiten des Christenthums. Mehrere wurden bekehrt, andere erlangten wenigstens eine solche Kenntniß, daß sie ausriefen: „So sehr wie die Kanonen und Flinten der Europäer die Bogen und Pfeile der Indianer übertreffen, eben so viel höher ist der Gott der Christen als die Götzen der Indianer." Er übersetzte Luthers Katechismus in die Delawaresprache nebst einfachen Erklärungen, das erste Buch, welches für dies Volk geschrieben worden ist. Mit dem Drucken gieng es aber über Gebühr langsam, so daß erst 1696, als wiederum einige Geistliche ausgesandt wurden, 500 Exemplare mitgeschickt werden konnten. Diese Missionspastoren waren Björk, Aurén und Rudman, der letzte mit der Würde eines Superintendenten bekleidet. Um diese Zeit zählte man in der Kolonie 1200 schwedisch redende Leute. Der Mittelpunkt dieser Gemeinde war die Kirche Vicacoa, dicht außerhalb Philadelphia's gelegen. Unter den dort angestellten Pastoren war Carl Magnus Wrangel einer der tüchtigsten. Zwei Jahre, nachdem er (1757) in Göttingen Doktor der Theologie geworden, ward er vom Erzbischof zum Probst für die schwedischen Gemeinden in Amerika berufen, in denen er 9 Jahre lang mit Segen arbeitete. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts

giengen aber die Gemeinden allmählich in die englisch-bischöfliche Kirche über. 1831 starb der letzte schwedische Prediger, Dr. Collin in Philadelphia, von Landsleuten und Fremden gleich geehrt.

Außer dieser kirchlichen Missionsthätigkeit in Lappland und Amerika müssen wir aber auch bei Besprechung der Missionserinnerungen Schwedens aus dieser Zeit eine Anzahl einzelner Schweden namhaft machen, die im Dienste verschiedener Gesellschaften als Missionare ausgegangen sind und als solche eine mehr oder weniger hervorragende Stellung eingenommen haben. In dieser Reihe obenan steht Johann Zacharias Kiernander, geboren 1710. Er studirte zuerst in Upsala, nachher (von 1735 an) in Halle, wo er Inspektor der Kinderbewahranstalt und erst bei der deutschen, dann bei der lateinischen Schule angestellt ward. Im Jahre 1739 gieng er mit dem später so berühmten Fabricius zusammen nach Indien, wo er anfänglich in Kudelur in Südindien und später, als diese Stadt von den Franzosen eingenommen wurde, in Kalkutta in Bengalen mit großem Segen arbeitete. Durch seine Heirath reich geworden, verwandte er, wie man berechnet hat, 200,000 M. auf die Mission, indem er eine Kirche, ein großes Schulgebäude u. s. w. auf eigene Kosten erbauen ließ. Er starb im Alter von 80 Jahren in großer Armut, Gott preisend, daß er ihn wieder gedemüthigt hatte. Er stand im Dienste der Gesellschaft de promovenda cognitione Christi in London (Gesellschaft zur Ausbreitung christlicher Erkenntniß).

An der gesegneten Arbeit der Brüdergemeinde haben folgende Schweden als Missionare sich betheiligt:

1. Elias Östergren, der 1741 mit Bähr nach Lappland abgesandt wurde, eine Mission, die nur von sehr geringem Belange ist.

2. Peter Rudberg, von 1755—1765 in Grönland thätig.

3. Peter Jakob Planta, ein lieblicher Mann, der 20 Jahre hindurch (1759—79) als Missionsarzt in Jamaika wirkte.

4. Sven Andersson war von 1775 an bis zu seinem Tode 1816 in Nain und Hoffenthal in Labrador ein treuer Arbeiter im Weinberge des Herrn.

5. Die Missionarsfamilie Lundberg. Der Vater war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Missionar auf St. Thomas, wo er auch starb. Sein Sohn, Johannes Lundberg, der von

1811—50 in Labrador arbeitete, und zwar die letzten 21 Jahre als Präses, ist einer der hervorragendsten Männer in dieser Mission. Ihm wurde 1820 ein Sohn geboren, Johannes Eugen Lundberg, welcher jetzt Präses der Mission auf der Moskitoküste ist.

6. Hans Peter Hallbeck, eine außerordentlich kraftvolle und bedeutende Persönlichkeit, stand seit 1817 in Gnadenthal in Süd-Afrika. 1836 wurde er bei der allgemeinen Synode der Brüdergemeinde zum Presbyter und am folgenden Tage zum Bischof geweiht. Als solcher wirkte er auf der genannten Station bis zu seinem leider frühen Tode (25. Nov. 1840).

7. Eugenius Hartwig, ein geborner Jude, wurde 1823 in Gothenburg getauft und gieng 1835 als Missionar nach Antigua in Westindien; hier und auf St. Thomas wirkte er im Ganzen 17 Jahre lang als Prediger und Vorsteher der Oekonomie auf den drei dänischen Inseln. Er ist erst am 28. December 1879 im Alter von 81 Jahren gestorben.

8. Carl Theodor Dahl lebt noch als Missionar in Surinam auf der Station Nust en Werk.

Es erübrigt uns noch, ein paar Männer aus den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts zu nennen, nämlich Cornelius Rahmn und Peter Fjellstedt. Der erstere gieng 1817 im Dienste der Londoner Gesellschaft zu den Burjäten in Sibirien und gründete später die Stationen in Sarepta und Astrachan. 1823 mußte jedoch auf Ordre des russischen Kaisers diese Mission aufgegeben werden. Rahmn wurde später Legationsprediger in London und gieng von da wieder in die Heimat zurück, wo er bis zum Tode ein treuer Eiferer für die Missionssache blieb. Der letztere, P. Fjellstedt, gieng als schwedischer Geistlicher nach Basel, um sich noch weiter für den Missionsdienst ausbilden zu lassen. Er trat 1829 in den Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, studirte weiter in London, fungirte dann eine Zeit lang als Lehrer in Basel, arbeitete nachher 5 Jahre im Tamulenlande und dann in Kleinasien, wo er sich namentlich der Uebersetzung der h. Schrift und der Verbreitung derselben unter den Türken widmete. Er blieb bis zum Ende des Jahres 1840 dort und gieng dann wieder in die Heimat zurück, wo er bald einer der kräftigsten und unermüdlichsten Beförderer der Missionssache ward. Nicht nur, daß er durch seine gediegenen Kenntnisse und seine gänzliche Herzenshingabe an die Sache hiezu besonders

qualifizirt ist, seine einzigartige Stellung in der schwedischen Kirche erlaubt ihm, im ganzen Lande auch einen persönlichen Einfluß auszuüben. Während nämlich sonst jeder Geistliche, der keine feste Stellung hat, den Verfügungen des Konsistoriums in der betreffenden bischöflichen Diözese unbedingt unterstellt ist, und keinen Tag sicher ist, anderswohin als Hilfsprediger oder Pastor geschickt zu werden, steht Fiellstedt ganz frei da, weder an Zeit noch an Ort irgendwie gebunden oder von den Weisungen einer Kirchenbehörde abhängig. Wir kommen aber im zweiten Abschnitt noch einmal auf ihn zurück, da seine in Rede stehende Thätigkeit ja gänzlich in die Neuzeit fällt.

Bereits war die letzte Missionsperiode, die Zeit der Weltmission im vollen Sinne des Wortes, angebrochen, schon dämmerte der herrliche Tag, da die Sonne der Gerechtigkeit ihre Heil und Segen bringenden Strahlen über die ganze arme Heidenwelt, die da sitzet in Finsterniß und Schatten des Todes, auszubreiten begann; vom Himmel herab rauschte ein mächtiger Geisteshauch über die ganze evangelische Christenheit und zündete in den Herzen aller Gläubigen einen Eifer, eine Begeisterung für die Mission, wie sie die Welt noch nie gesehen. Von England ausgehend erstreckte sich bald diese gewaltige Bewegung nach dem fernen Amerika sowohl als nach dem europäischen Kontinent, und am Anfange dieses Jahrhunderts erreichten die Wogen derselben bereits die Küsten Skandinaviens. Im Jahre 1816 erschien im Druck „Ein Auszug aus den Berichten der englischen Missionssocietät von 1795—1815", der die ersten Liebesgaben für die Mission hervorlockte. 1818 trat das erste schwedische Missionsblatt hervor. Ursprünglich ein Wochenblatt, wurde es von 1825 an unter verändertem Titel eine Monatsschrift, die 9 Jahre hindurch das Interesse für die Missions- und Bibelverbreitungssache anzufachen suchte. 1834 wurde ein nur mit der Mission sich beschäftigendes Blatt, die „Missionszeitung" genannt, gegründet, namentlich durch die Thätigkeit des Grossirers Gustav Th. Keyser, welcher Archivar der schwedischen und schwedischer Agent der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft war.

Indessen hatte sich in Gothenburg 1829 eine kleine Missionsgesellschaft gebildet, welche, obschon sie nie zu einer größeren Bedeutung gelangte, doch als die erste Missionsgesellschaft Schwedens von Wichtigkeit ist. Ihre Hauptthätigkeit bestand in der Heraus-

gabe guter Missionsschriften. Auch wurden durch sie monatliche Missionsgebetstunden eingeführt, welche, irre ich nicht, noch jetzt in einer der Kirchen Gothenburgs fortgeführt werden.

(Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

China.

Die Muhammedaner, welche in Nanking und überhaupt in China wohnen, sind in vielen Hinsichten ein sehr interessanter Theil der Bevölkerung. Von ihren übrigen Landsleuten unterscheiden sie sich vortheilhaft durch ihre Reinlichkeit und ihren Verstand, und nichts kränkt sie mehr, als wenn man sie mit den Götzendienern verwechselt, von welchen sie auf allen Seiten umgeben sind. Jeder Muhammedaner erklärt einem einfach, er sei kein Chinese, und freut sich aufrichtig, wenn ein Ausländer ihm gewissermaßen als Seinesgleichen begegnet und demgemäß mit ihm sich unterhält. Sie behaupten, von 500 Auswanderern abzustammen, die, während die Tang-Dynastie herrschte, unter fünf Patriarchen nach China gekommen sein sollen, und zwar aus einer Gegend in der Nähe von Persien. In Nanking beläuft sich ihre Zahl auf ungefähr 20,000, und sie haben nicht weniger als 36 reinliche, wohlerhaltene Moscheen, in welchen sie alle Freitag zum Gottesdienst zusammenkommen. Die innere Ausstattung dieser Moscheen ist äußerst einfach und besteht aus einer Kanzel und einer halbkreisförmigen Nische, die schön verziert und mit arabischen Buchstaben in Gold beschrieben ist. Vor dem Gottesdienst waschen alle Männer sich Kopf, Gesicht und Hände, winden sich dann den Zopf um's Oberhaupt, um das Zeichen ihrer Unterwürfigkeit unter eine fremde Regierung zu verstecken und setzen eine drollig aussehende, blaue Kappe auf, um welche endlich noch ein weißer Turban geschlungen wird. Dann beten sie, auf dem Boden liegend und das Gesicht nach Westen zu, Mekka-wärts, gewandt; dann setzen sie sich in kauernder Stellung wie die Türken nieder, um der Absingung von Koranstellen zu lauschen. Jeder Anwesende liest oder heult und winselt vielmehr der Reihe nach einen Abschnitt vor und gibt dann das Buch seinem Nebenmann weiter. Bei einer ge-

wissen Stelle setzen alle die Daumen hinter beide Ohren und strecken die Finger aufwärts, was so viel heißt als daß ihre Ohren offen stehn, um zu hören und zu lernen.

Neben der eigentlichen Moschee befindet sich ein Raum, dessen Wände mit allerlei muhammedanischen Sprüchen in chinesischer Schrift behangen sind. Aber es scheint, daß die Leute hievon nur wenig verstehen. Unser Berichterstatter wies z. B. auf die an der Spitze einer solchen Inschrift stehenden Zeichen, welche Tschen Tsai, was der chinesisch-muhammedanische Gottesname ist, bedeuteten und fragte, ob das das Gleiche sei wie Schangti, Tientschu u. dergl., aber die einzige Antwort, die er erhielt, waren erstaunte Blicke und die Erklärung: „Wir verstehen diese Dinge nicht, warten Sie, bis unsere Lehrer kommen: die werden Aufschluß geben können." Und die das sagten, waren der Mehrzahl nach ehrwürdige Graubärte und anscheinend vollkommen gläubige Muhammedaner, und doch wußten sie wirklich nicht, daß obige Zeichen den unter ihnen gebräuchlichen Gottesnamen bedeuteten, was besonders auffallen muß, da sie sonst so viel auf sich selbst und ihre Religion halten.

Ihre Priester sind natürlich gelehrt und, wie es scheint, im Allgemeinen ziemlich aufgeklärt. Es ist etwas Eigenthümliches mit einem solchen muhammedanischen Chinesen sich zu unterhalten. In allem bildet er den stärksten Gegensatz zu seiner Umgebung. Seine ganze Gedankenwelt, seine Interessen und Vorstellungen sind total verschieden von denen seiner heidnischen Landsleute, und es ist eine wahre Erquickung für den Beobachter von Menschen und Sitten, in der gleichförmigen Masse des Chinesenthums je und je auf diese Ausnahmen zu stoßen. Sie sind weder so unwissend noch so vorurtheilsvoll und stolz wie die gewöhnlichen Chinesen, deren Einbildung und Fanatismus sie durchaus nicht theilen. Dennoch sind sie keineswegs schlechte Unterthanen: in ihren Moscheen findet sich z. B. in Gold und Blau die stehende chinesische Ergebenheitsformel gegen den Drachenthron: „Möge der Kaiser 10,000 Jahre, 10,000 Jahre, 10,000 mal 10,000 Jahre lang leben."

Nicht weniger günstig urtheilen die Missionare über das chinesische Muhammedanerthum. Der im Jahre 1878 als ein Opfer der Hungersnoth gefallene Missionar Whiting z. B. hatte in Nanking viel Umgang mit Muhammedanern, denen er arabische Bibeln gab, welche sie mit großem Interesse zu lesen anfiengen. Ein anderer Missionar, der Schotte Macintyre, entwirft folgendes Bild von ihnen: „Der chinesische Muhammedaner findet nirgends Seinesgleichen. Mitten im Straßengedränge, selbst in einer fremden Stadt, kommt er auf den Christen zu und begrüßt in ihm einen Mitanbeter des wahren Gottes. Ich habe stets Umgang mit ihren Priestern oder Lehrern gehabt und Bücher mit ihnen ausgetauscht. Erst ganz kürzlich

kam ein angesehener muhammedanischer Kaufmann, um einige wissenschaftliche Bücher von mir zu entlehnen; er traf mich gerade in der Kapelle und benutzte die Gelegenheit, vor den versammelten Heiden öffentlich gegen ihren landläufigen Aberglauben zu reden. Dabei ist er ein devoter Muhammedaner und machte sich natürlich — obschon auf die höflichste Weise — aus dem Staube, ehe ich anfieng, von Jesus zu predigen, doch so, wie wenn er sagen wollte: allerdings, wenn nicht Muhammed, dann jedenfalls Jesus. Es ist mir nie vorgekommen, als mißgönnten sie uns die Erfolge, die wir etwa unter den Chinesen haben. Das kommt natürlich daher, daß der Islam in China als eine ausländische Religion angesehen wird, ja von Zeit zu Zeit auf's Bitterste verfolgt worden ist, vielleicht mehr als politische, weniger als religiöse Genossenschaft. An der West- und Südgrenze haben auch schon ernstliche Aufstände stattgefunden, nicht ohne daß man das Aufkommen einer muhammedanischen Herrschaft für möglich gehalten hätte. Daher kommt's wohl, daß diese Religionspartei " jetzt mit einer Toleranz behandelt wird, die uns Europäer in Erstaunen setzt. Hiezu trägt aber jedenfalls auch der Umstand bei, daß die chinesischen Muhammedaner ihre Kinder ganz nach den Satzungen des Konfucius und dem Geschmack der Literaten erziehen lassen.

„Einige Bekannte von mir halten die hiesigen Muhammedaner für die reinlichsten, wohlanständigsten und mannhaftesten Leute, die man in China finden kann. Meine eigene Erfahrung stimmt damit überein. Ob sie, wenn sie die Oberhand bekämen, dadurch verderbt werden würden, ist eine andere Frage. Jedenfalls findet sich in ihnen eine neue interessante Gattung von Muhammedanismus, die unseres Studiums werth ist und einst noch eine wichtige Rolle in China spielen wird. Sie treiben keine Mission, ihre Zahl vermehrt sich nur durch das natürliche Wachsthum der Familien. Viele von ihnen nehmen hohe Regierungsstellen ein und haben, so viel mir bekannt ist, ohne Ausnahme das Lob, bessere Menschen zu sein als die gewöhnlichen Chinesen.

„Natürlich sind sie in religiösen Dingen nicht so skrupulös, wie z. B. ein Türke, der wohl schwerlich dazu gebracht werden könnte, in Prozession zum Tempel des Konfucius zu ziehen und diesen als den Erneuerer und Wohlthäter des Landes öffentlich zu verehren. Ich habe auch nie gehört, daß die hiesigen Muhammedaner mit christlichen Missionaren disputiren, während wir sie natürlich vor den Heiden auch nicht angreifen."

In Kanton haben die Muhammedaner eine ansehnliche und sehr alte Moschee. Ihre Gemeinde zählt dort einige Tausend Seelen.

— Ein Korrespondent der China Mail schreibt: „Ich bin in letzter Zeit viel mit buddhistischen Priestern zusammengekommen und habe sie meist als sehr höfliche, verständige und

wohlerzogene Männer kennen gelernt. Beim Besuch von Tempeln und Klöstern bin ich auch nicht ein einzigesmal anders als höflich und herzlich aufgenommen worden. Die Bonzen sind vielmehr im Allgemeinen sehr froh, einen Fremden zu sehn, ja überschütten diesen zuweilen mit Artigkeiten, stellen ihm viele von Nachdenken zeugende Fragen und legen großes Interesse für alles an den Tag, was außerhalb des Kreises ihrer täglichen Berufs-Routine liegt. Oft sind sie schmutzig — aber das sind viele Chinesen, selbst solche, die zu den wohlhabenden und gelehrten Klassen gehören; auch mögen sie Müßiggänger sein, wenigstens haben sie wenig genug zu thun; was aber ihre angebliche Unsittlichkeit betrifft, so kann ich nur sagen, daß sie unter strenger Aufsicht stehen und daß irgend eine Verletzung des Anstandes schwere Strafe nach sich zieht. Ich glaube daher, daß sie vielleicht doch nicht so schwarz sind, als man sie gemalt hat, und man muß nur bedauern, daß so viele gebildete und liebenswürdige Leute, wie sie sich unter ihnen finden, keinen weiteren Spielraum für die freie Entwickelung ihrer geistigen Fähigkeiten haben. Aus was für einem Stoff sie immer gemacht sein mögen — sobald sie die Tonsur und das gelbe Kleid annehmen, ist alles weggeworfen."

— Pater Tschepe erzählt in den „Katholischen Missionen" von zwei chinesischen Schwestern, die als „Täuferinnen" gute Dienste leisten: „Die beiden Schwestern sind Jungfrauen von 35—40 Jahren; in diesem Alter sehen aber die Chinesen und Chinesinnen aus, als ob sie schon 60 Jahre alt wären, und deßhalb ist es den chinesischen Jungfrauen, wenn sie 40 Jahre alt sind, gestattet, allein auszugehen und fremde Häuser zu besuchen. Das thun denn auch unsere beiden Jungfrauen mit Freuden. Hören sie, daß irgend ein Heidenkind krank ist, so besuchen sie dessen Eltern und bieten ihre Hilfe an. Sie sind aber ganz absonderliche Doktorinnen: sie haben vom Missionär europäische Arzneien empfangen gegen Augenkrankheiten, Fieber u. s. w. und damit wirken sie oft die merkwürdigsten Kuren. Daher haben sie überall Zutritt, auch werden sie natürlich gern zu den kranken Heidenkindern zugelassen; finden sie nun, daß das Kind sehr krank ist und sicher sterben wird, so ziehen sie ein kleines Schwämmchen hervor, das sie immer mit einem Fläschchen Weihwasser bei sich tragen, und indem sie dann dem todtkranken Kinde die Stirn damit waschen, taufen sie es zugleich, ohne daß die heidnischen Eltern es merken. Auf diese Weise haben sie schon vielen armen Kindern die Pforten des Himmels geöffnet."

Diese ebenso naive als merkwürdige Mittheilung wirft ein eigenthümliches Licht auf die große Zahl von Neugetauften, welche alljährlich in den katholischen Missionsberichten erscheint.

— In einer amerikanischen Missionskapelle in Sutschau erregte ein böswilliger Heide einen

Aufruhr, wurde aber von den Behörden prompt für diese Ruhestörung bestraft; ja der betreffende Mandarin ließ aus freien Stücken eine Proklamation anschlagen, worin er erklärte, daß die Missionare ihre Thätigkeit unter dem Schutz und in Uebereinstimmung mit den Verträgen ausüben: wer sie hierin störe, sei straffällig. Dann sollte dort ein Wohnhaus für einen Missionar gebaut werden; Zeit und Ort wurden dem betreffenden Beamten angezeigt; und als dieser beim Generalgouverneur in Nanking anfragte, was er zu thun habe, erhielt er die Antwort: „Siehe zu, daß alles vertragsmäßig geschehe!" Die „N. C. Daily News" freut sich sehr über diesen Fortschritt und bemerkt im Blick auf den betreffenden Beamten: „Ehre dem Ehre gebühret."

— In Dr. Lockhardt's Missionsspital kam ein Chinese mit gebrochenem Arm. Derselbe wurde mit Holzschienen eingerichtet. Der Patient benutzte aber das Holz, um seinen Reis damit zu kochen, kam dann wieder und bat um neue Schienen — abermals um sie zur Feuerung zu gebrauchen. Erst das drittemal wurde er abgewiesen. Ein Anderer, dem man ein Bruchband angelegt hatte, das er sehr passend und bequem fand, fragte sogleich: wieviel er jeden Tag dafür erhalten werde, daß er dies Ding trage! Vielfach begreifen die Leute auch nicht, warum der europäische Arzt nicht alle Kranken heilen kann, wenn er doch den und den schon gesund gemacht hat!

— Die „China Review" berechnet aus der Zahl der Einwohner und aus der Menge des alljährlich theils eingeführten, theils im Lande selbst producirten Opiums, sowie aus dem durchschnittlichen täglichen Opiumverbrauch eines gewohnheitsmäßigen Rauchers, daß wohl nicht mehr als 10 Procent der erwachsenen männlichen Bevölkerung diesem Laster fröhnen. In mehreren Provinzen sind neuerdings energische Maßregeln gegen den Opiumbau ergriffen worden. Andrerseits hört man, daß die englische Regierung den Mohnbau in Nordindien noch auszudehnen beabsichtige, trotz der Proteste derer, welche mit Sir Edw. Fry, S. Mander u. A. berechnen, daß der finanzielle Verlust, den Britisch-Indien durch die Fortführung des Opiummonopols der Regierung erleide, viel größer sei als der Gewinn, ganz abgesehn von den direkt schädlichen Wirkungen dieses schmachvollen Handels.

— In Paotingfu in Nordchina traf während der Abwesenheit des Miss. Ament ein chinesischer Beamter ein, der einige Jahre vorher ein N. Testament erhalten und dasselbe trotz mancher Anfeindung und Verfolgung von Seiten seiner Kollegen fleißig studirt, aber niemand gefunden hatte, der ihm den Inhalt dieses ausländischen Buches hätte erklären können. Er war sehr enttäuscht, als er den Missionar nicht in Paotingfu antraf, da er extra Urlaub genommen hatte, um diese Reise zu machen und sich vom Missionar das N. Testament er-

klären zu lassen. Er wartete einen ganzen Monat auf die Rückkehr desselben, wohnte allen Gottesdiensten, welche die Neubekehrten auf der Station unter sich zu halten pflegten, bei und ruhte nicht, bis der Missionar ihn sammt seinen zwei Söhnen getauft hatte. Dann kehrte er zu seinem Beruf zurück.

— Miss. Easton in Kansu erzählt von einem Zusammentreffen mit dem ungarischen Reisenden Grafen Bela Szechenzi und Lieutenant Kreitner, die nach Lhassa wollten; ferner von 5 Deutschen, die in Lantschau ein Wollgeschäft betreiben, aber in ziemlich elenden Umständen sind und von denen einer im Rausch das Leben eines Chinesen bedrohte und dann — als er hiefür zur Heimkehr verurtheilt wurde — sich selbst das Leben nahm! ferner von einem andern Deutschen, der in jener Gegend Gold suchte, statt dessen aber eine werthvolle Erdölquelle fand.

— Erfreulicher ist, was die beiden Schotten Paton und Wilson, welche von Itschang aus eine Kolportage-Reise durch Nord-Hupe machten, von einem Zusammentreffen mit 4 Landsleuten aus Glasgow berichten. Diese 4 waren schon 2½ Jahre lang beschäftigt, die Gebirge von Hupe auf Kohlen u. dergl. zu untersuchen — im Auftrage Li Hang 'Tschangs. Sie feierten regelmäßig den Sonntag und waren sehr beliebt bei den Chinesen, auf welche sie einen guten Einfluß ausübten. — In Laoholau erhielten jene beiden Kolporteure, die damals gerade an Dysenterie litten, von den dort stationirten italienischen Priestern zwei Flaschen Wein zugeschickt — eine sehr willkommene Gabe. Zwei andere Kolporteure, Wood und Archibald, wurden in Tschangsa mit dem Tode bedroht, mußten sich von einem Kanonenboot in's Schlepptau nehmen lassen, wurden aber auch so noch mit Steinen beworfen — vom Ufer aus.

Ostindien.

Am 1. Juni wurde in Bangalur ein ordinirter tamulischer Methodistenprediger, Peters, von Major Maltby zu siebentägigem Gefängniß verurtheilt, weil er ein vom Major erlassenes Verbot gegen das Predigen in den Straßen übertreten hatte. Statt der Gefängnißstrafe hätte er auch 200 Mk. zahlen können und gewiß wären viele Freunde bereit gewesen, diese Summe für ihn auszulegen; er zog aber das Gefängniß vor, weil er wünschte, daß die Sache nicht leichthin abgemacht, sondern gehörig untersucht und entschieden würde, ob in den Straßen gepredigt werden darf wie bisher, oder nicht. Deßwegen hat er auch an eine höhere Instanz appellirt. — Zugleich erwähnt der „Bombay Guardian", daß ein christlicher Beamter in Maisur neulich zu seinem großen Erstaunen mit der Reparatur und Verschönerung gewisser Götzentempel beauftragt worden sei!

— Mehrere indische Radschas haben große Summen zu einem Denkmal für Lord Lawrence beigetragen. Der Maharadscha

von Benares z. B. hat 2000 Mk. gegeben und dazu geschrieben: „Freilich soll man Lord Lawrence ein seiner würdiges Denkmal errichten. Dekan Stanley hat in seiner Gedächtnißrede gesagt, daß der nun dahingeschiedene Staatsmann vor allem andern ein gottesfürchtiger Mann gewesen. Wahrlich, das war das Geheimniß all seiner Tugenden ꝛc."

— Der unglückliche afghanische Krieg veranlaßt den „Punch" zu folgendem Witzwort über die „britische Heidenmission": „Alte Art: Henry Martyn; neue Art: Martini Henry(-Gewehr)", natürlich nur ein Spaß, der nicht ernst gemeint ist.

Siam.

Die Königin von Siam mit mehreren Kindern, Hofdamen u. s. w. ist Anfang Juni durch das Umschlagen einer Barke, in welcher sie eine Vergnügungsfahrt machte, umgekommen. Als Oberst Moutrie und Prinz Suk zur Rechenschaft gezogen wurden, weil sie den Ertrinkenden keine Hilfe geleistet, beriefen sie sich auf ein altes Gesetz, wonach bei Todesstrafe niemand eine Dame der königlichen Familie anrühren darf. Das Gesetz wurde sogleich abgeschafft, die Betreffenden aber degradirt. In Bangkok herrscht große Trauer infolge dieses Unglücks. Der König ist tief niedergeschlagen.

Madagaskar.

In der Berliner „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde" entwirft Hr. J. M. Hildebrandt ein trauriges Bild von den Sakalawa-Dörfern. „Dieselben, schreibt er, machen keinen freundlichen Eindruck. Die kleinen Hütten, meist im Schatten einiger größerer Bäume — um den Stamm eines derselben ist gewöhnlich ein Steinkreis gelegt; dies ist der Versammlungs- und Opferplatz — unregelmäßig zerstreut, sind mit Rafia- und Ravenala-Laub bekleidet, die Wände mit den Blattstielen, die Dächer mit den Blattflächen. Zu Pforten verwendet man hier Mangrovestämme. Diese Hütten sind rechteckig, niemals rund. Meistens stehen sie 1—2 Meter hoch auf Pfählen über dem in der Regenzeit aufgeweichten Boden. Als Dielen dienen plattgedrückte Ravenala- oder Palmstämme. Die Reismagazine, von gleicher Konstruktion, sind bis 2 Meter erhoben, dies der vielen Ratten wegen. Die Gebäulichkeiten eines Besitzers sind mit hohen, dichten Rohr- oder Ravenala-Blätterzäunen umschlossen, welche den Blick Unbefugter in's häusliche Leben der Sakalawen absperren, ein muhammedanischer Brauch.

„Nur die Schnapsbutiken, welche in jedem Dorf zu finden sind, stehen weit offen. Hier sitzen auf elenden Bänken oder hocken auf dem Erdboden bei Tag und Nacht Männer wie Weiber, Alte wie Junge, selbst Kinder. Bei gräulich einförmigem Gequiek einer lungenschwachen Ziehharmonika folgt Flasche auf Flasche des schädlichen Fusels. Die Augen der Säufer werden nach und nach gläsern; einer nach dem

andern bricht unter grinsendem Lachen zusammen, bis zuletzt nur noch ein wirrer Haufen scheintodter Gestalten und zerbrochener Flaschen den stinkenden Raum erfüllt. Das ist der Fluch des Kontaktes der sogen. Civilisation mit den Eingebornen; so schafft die Industrie der Christen den schlichten Eingebornen „Bedürfnisse"; so „civilisirt" man Nationen zu Tode. Vergebens hat 1875 die Howa-Regierung beim „philanthropischen" England petitionirt, wobei sich einige nobler gesinnte Kaufleute anschlossen, um die Einfuhr des Rums ganz zu unterdrücken. Die Interessen der Kolonie Mauritius würden zu sehr geschädigt, hat man geantwortet. Eine Zeit lang schütteten die Howa-Zollbeamten das Zehntel des Rums, welches in natura als Einfuhrsteuer zurückbehalten wird, in den Sand. Jetzt geschieht das nicht mehr. Der Rum hat sein Bürgerrecht erlangt — wie das Opium in China."

— In den „Katholischen Missionen" berichtet der apostolische Präfekt Cazet, ein Jesuit, von einer „Verfolgung der katholischen Schüler durch die Lehrer und Schüler der Anglikaner" in der Provinz Betsileo. „Die Schulen der katholischen Missionäre hatten so schöne Erfolge, daß viele Kinder, welche früher die protestantischen Schulen besuchten, in die Anstalten der Katholiken übertraten. Das reizte den Zorn der protestantischen Sendboten: mit offener Gewalt ließen sie ihre abtrünnigen Schüler aufgreifen, schlagen und in ihre Schulen zurückbringen. Trotz der energischen Vorstellungen der katholischen Missionäre wurde diesen der Schutz der Regierung, die offen für die Anglikaner Partei nimmt, versagt." Daß jene Verfolgung von den protestantischen „Sendboten" ausgegangen, glauben wir nicht; vielleicht ist ein protestantischer eingeborner Ortsvorsteher in seinem Amtseifer zu weit gegangen.

— Im April d. J. ist die seit vielen Jahren im Bau begriffene Hofkirche in Antananariwo durch eine lange Reihe von Gottesdiensten im Beisein der Königin und ihres Gemahls, sowie der evangelischen Missionare eingeweiht worden.

Oceanien.

Zur Widerlegung eines Artikels über das Aussterben der Polynesier in der „New York Nation" hat Kalakau, König von Hawaii, einen Brief geschrieben (17. November 1879), in welchem er die früheren eingebornen Häuptlinge vom Vorwurf freispricht, daß sie das Volk unterdrückt und zum Aussterben desselben das Meiste beigetragen hätten; an allem Unglück — Unterdrückung, Aussaugung, Tabu, Menschenopfer — seien vielmehr die Priester schuld gewesen, wie in allen Ländern, wo das Volk sehr religiös ist. Den Missionaren wirft der König vor, daß sie nur um das Seelenheil, nicht aber auch um das leibliche Wohl der Eingebornen sich bemüht hätten: „Bei aller Milde

und trotz der schuldigen Anerkennung des großen Werks der Missionare, muß ich ihnen doch Einen Vorwurf machen. Sie unterrichteten ihre Zöglinge nach englischen in die Landessprache übersetzten Büchern, und unter den wichtigsten Unterrichtsgegenständen war auch Anatomie, nicht aber Chemie und Medicin. Das Seminar lieferte Seelenärzte, aber leider keine für den Leib. Mit jeder Missionskirche hätte außer den vorhandenen Apotheken auch ein kleines, gut eingerichtetes Spital oder Krankenhaus verbunden sein sollen. Aber nichts der Art! Die Seelen ihrer Zöglinge vom Verderben zu erretten — das war der Eine große Zweck der Missionare; die irdische Hülle überließen sie ihrem Schicksal (they left the human clay to rot). Dieser Fehler, wenn man's so nennen darf, scheint allem Guten, was sie geleistet haben, einen Makel aufzudrücken. Niemand kann leugnen, daß sie in gewissen Dingen Gutes gewirkt haben, aber sie haben auch manches ‚unterlassen, was sie hätten thun sollen' (Anspielung auf eine Stelle im Sündenbekenntniß der englischen Kirchenliturgie). Die wahre Ursache der Abnahme unserer Rasse bei Berührung und Verschmelzung mit ausländischen Elementen ist Vernachlässigung. Wir haben jetzt aus theuer bezahlter Erfahrung, vielleicht zu spät, unsere Thorheit erkennen gelernt. Das große Drama der Nationen wird sich auch bei uns bald wiederholen, wenn wir die Gelegenheit zu neuem Aufschwung versäumen. Ich verzweifle nicht, sondern hoffe zuversichtlich, daß beim allgemeinen Wohlstand des Inselreiches seit dem Gegenseitigkeitsvertrag, durch die Errichtung von Spitälern, Krankenhäusern und Schulen für Kunst, Wissenschaft und Medicin und durch die Verschmelzung der Rassen Hawaii noch emporkommen und eine schönere Zukunft haben wird.

„Was die Einwanderung der Chinesen betrifft, so hat dieselbe ihren Höhepunkt wohl schon überschritten. Auch sehe ich keine Gefahr darin. Wenn sie gut behandelt werden, sind die Chinesen auch gute Bürger. Mit chinesischer Erfindungsgabe, Emsigkeit und fleißiger, billiger Arbeit werden wir im Kampf um's nationale Dasein es wohl mit den übrigen handeltreibenden Nationen aufnehmen können. Ob wir aber bestehen oder untergehen, unser Schicksal ist das aller, die da lebten und starben. Jede Nation hat ihre Bestimmung (goal) und jeder Menschenstamm seine Entwicklungsgeschichte, sei nun Verschmelzung mit andern oder wirklicher Untergang sein Loos."

— Im Sommer 1879 machte Miss. J. Chalmers von der 1874 gegründeten Station Boera bei Port Moresby aus mehrere Ausflüge in's Innere von Neuguinea, um höhere und gesundere, Malaria-freie Arbeitsplätze zu finden. Er war 2 Monate und 11 Tage lang auf der Reise, fand überall gute Nahrung und Wasser, und blieb trotz mancher Strapazen bei allerlei Wetter gesund. „In einigen Dörfern

empfieng man uns mit den Waffen in der Hand, in anderen lief alles, Männer, Weiber und Kinder, davon; nur Ein Mann kehrte allmählich zurück, uns zu beobachten; aber überall wurden wir bald gute Freunde. Die Leute waren sehr freundlich und luden uns dringend ein, wiederzukommen, was hoffentlich auch geschehen wird. In Meroka fanden wir Eingeborne, so schwarz wie Neger, und neben ihnen andere, so hell wie die östlichen Polynesier, sonst überall den gleichen Stamm und die gleiche Sprache. Ueberall wird man Lehrer willkommen heißen, die ein Evangelium von Salz, Tabak, Perlen und Aexten bringen."

— In Neuseeland gibt's nach dem Census vom März vorigen Jahres 176,337 Bischöfliche (Anglikaner), 95,103 Presbyterianer, 58,881 Katholiken, 37,879 Methodisten, 9,159 Baptisten, 5,643 Lutheraner, 5,555 Kongregationalisten, 4,379 Heiden, 1,424 Juden, 483 Quäker, 432 Unitarier, 19,437 religionslos oder unbekannt, zusammen 414,712 Einwohner.

Todesfälle.

Am 23. December 1879 der Hermannsburger Miss. H. Filter in Lüneburg in Südafrika, dem Typhus erlegen, wahrscheinlich in Folge des langen Lagerlebens während des Zulukriegs. Pastor Harms schreibt über ihn: „Wie er körperlich vom Herrn reich ausgestattet war mit Schönheit und Kraft — er war Grenadier unseres theuren seligen Königs Georg V. und dessen Liebling gewesen — eine mächtige Gestalt, war er geistig reich begabt und geistlich noch mehr, von ungeheuchelter Demuth und starkem Glauben, einer meiner besten Schüler und einer unserer tüchtigsten Missionare."

— Justus Doolittle, geb. 23. Juni 1824, seit 1849 in Futschau und Tientsin thätig, Verfasser von „Social Life of the Chinese", starb am 15. Juni 1880 in Clinton, New-York.

— In Sabathu starb im Juli dieses Jahres Dr. John Newton jun. Sein gleichnamiger Vater und 3 jüngere Brüder stehen noch in der Missionsarbeit im Pandschab, der Vater schon seit 46 Jahren. Der Verstorbene war 1838 in Lodiana geboren. Sein Tod ist für die amerikanisch-presbyterianische Mission ein empfindlicher Verlust.

— In der Nacht vom 28. zum 29. Juli wurde der amerikanische Miss. W. Parsons in der Nähe des alten Nicäa von Muhammedanern ermordet. Seit 20 Jahren ungefähr hatte er im Dorf Baghtschedschik bei Ismid in Nikomedien gewohnt und die Liebe und Achtung der Bevölkerung genossen. Im Juli dieses Jahres machte er eine Rundreise in den armenischen Dörfern um Isnik (Nicäa) her. Auf dem Rückweg wurde er an dem Ufer des Sees von Isnik von der Nacht überfallen und schlief sammt seinem armenischen Pferdeknecht, namens Garabed, auf dem Boden. Zwei junge Türken sahen sie daliegen, schlichen sich herzu und

tödteten sie durch wiederholte Dolchstiche. Dann plünderten sie die Ermordeten und machten sich daran, durch Verbrennung ihrer Leichname die Spuren des Verbrechens zu zerstören. Ein Regenschauer vereitelte jedoch diesen Versuch. Nun giengen sie nach Hause, während die Pferde der Ermordeten, an einem Baum angebunden, auf dem Platz blieben. Ein Armenier aus Baghtschedschik, dem die Türken 2 Tage vorher sein Pferd gestohlen hatten und der eben damit beschäftigt war, dasselbe zu suchen, kam in die Nähe der beiden Thiere und erkannte sie als dem Missionar und dessen Pferdeknecht gehörig, fand dann auch die Leichname, lief in's Dorf und schlug Lärm. Zehn Armenier begaben sich sofort auf den Platz. Jetzt kehrten auch die beiden Mörder, mit Feuerholz beladen, hieher zurück, um die Leichname zu verbrennen. Die Armenier, obgleich unbewaffnet, griffen die Bewaffneten an, banden sie und übergaben sie dem Polizeimeister von Ismid. Hier gestanden die Mörder ihr Verbrechen. Anfangs hätten sie die Reisenden nur berauben wollen, als sie aber Christen in ihnen erkannt, hätten sie sie getödtet! Die amerikanische Regierung hat sich der Sache angenommen.

— Am 13. August ertrank bei einem Bade im Coniston Lake, Cumberland, der englische Geistliche Henry Wright, bekannt durch die treuen und wichtigen Dienste, welche er 8 Jahre lang unentgeltlich — er besaß ein großes Vermögen — der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft als Sekretär geleistet, im Alter von 47 Jahren. Er hatte 11 Kinder, und am Tage nach dem schrecklichen Unglück wurde Frau Wright von einem 12ten Kinde entbunden. Er war mit seinen zwei ältesten Söhnen in einem Boot auf den See hinausgefahren, um im tiefen Wasser zu baden. Sie waren alle gute Schwimmer. Der Vater wurde aber, scheint's, von einem Krampf befallen; die Anstrengungen seiner Söhne vermochten nicht ihn zu retten. Sein Leichnam wurde erst nach zwei Tage langem Suchen gefunden.

— Am 20. August starb in Kalkutta der Baptistenmissionar Dr. Wenger im 69. Lebensjahr und nach 41-jähriger Missionsthätigkeit in Indien. Seine Hauptarbeit ist die Uebersetzung der Bibel in's Sanskrit und Bengali und die Herstellung einer bengalischen Bibelerklärung. Er stand in allgemeiner Achtung nicht nur wegen seiner großen Gelehrsamkeit, sondern auch wegen seines lauteren und milden Jüngersinnes. Vor bald 10 Jahren hatte Schreiber dies die große Freude eine längere Reise in Dr. Wenger's Begleitung zu machen, und die mit ihm fast ausschließlich über biblische Fragen gepflogenen Unterredungen sind ihm unvergeßlich. Der Mann schien ganz im Wort Gottes zu leben und hatte über jede noch so obskure oder unbedeutende Bibelstelle seine wohlbegründete, reiflich erwogene Ansicht. Von baptistischer Einseitigkeit war fast

nichts zu merken. Dr. Wenger war ursprünglich ein Berner Theologe und trat erst, nachdem er eingehende Studien über die Tauffrage gemacht, zum Baptismus über.

Bücherschau.

Bericht über die religiösen Jahresfeste in Basel vom 28. Juni bis 2. Juli 1880. Preis 80 Pf.

Evangelischer Missionskalender 1881. Basel. Missionsbuchhandlung. Preis 20 Pf.

Der Festbericht enthält manches, was bleibenden Werth hat und läßt erkennen, daß der geistige und geistliche Gehalt dieser alljährlich wiederkehrenden Versammlungen noch nicht im Abnehmen ist.

Der Kalender bringt wie voriges Jahr ein Ereigniß aus der Missionsgeschichte auf jeden Tag, und zwar lauter neue. Außer einer Reihe von Erzählungen enthält derselbe auch ein Gedicht von Jos. Knapp, eines von G. Zinser und einen Aufsatz von Dr. Warneck. Das Farbendruckbild ist prachtvoll.

Christliche Kirchengeschichte für Schule und Haus. Von Dr. H. Thiele, Probst des Klosters Marienberg, Hof- und Domprediger zu Braunschweig. Dritte Auflage. Stuttgart. Meyer und Zeller's Verlag.

Dieses in gut evangelischem und zugleich nüchtern kirchlichem Geiste geschriebene Buch eignet sich vorzüglich zu gemeinschaftlicher Lektüre im Familienkreis. Es hat nicht den Charakter eines Lehrbuchs, sondern ist eine allgemein verständliche, überall die inneren Zusammenhänge und die wirklich religiöse Seite der Ereignisse hervorhebendes Lesebuch. Auf die Missionsarbeit der Kirche ist in allen Perioden gehörige Rücksicht genommen. Auf der letzten Seite (479) heißt es u. A.: „Es mag für den Weltmenschen eine unbegreifliche Erscheinung sein: diese Tausende von Missionaren auf ihren oft zu der allergrößesten Selbstverleugnung nöthigenden Posten über alle Welt zerstreut und alle das Eine suchend, was die Bitte besagt: Dein Reich komme! — Dem Christen ist es eine der Blüthen an dem Lebensbaume, der seine verborgenen Wurzeln in Gott hat."

Die Göttin Kali.

(Aus „Kali, der Schlangenbändiger".)

Rundschau.

II. Asien.

4. Vorderindien.

b) Ein Blick auf Südindien.

„Mit der Missionsarbeit verhält es sich wie mit einem großen Brückenbau. Da liegt die erste Hauptarbeit unter dem Wasser. Ehe dort der Fundamentgrund gefunden und befestigt ist, gibt es viel Pumpen, viel Quader-Einsenken und mühevolle Arbeit, ohne daß das Auge des Draußenstehenden auch nur den geringsten Fortschritt gewahrt. Sind aber die Strebepfeiler erst über den Wasserspiegel emporgewachsen, dann wölben sich die Bogen leicht und schnell, und der Bau enthüllt sich vor unseren Augen. Aehnlich hat die Missionsarbeit zwei Stadien: Das erste ist die Zeit der Zubereitung der Werkzeuge und des Materials — der Besiegung der fremden Sprache, Herstellung von Grammatik, Wörterbuch und Bibelübersetzung in derselben und der Besiegung der Vorurtheile des Volkes und der Erwerbung des Vertrauens der Heiden, Errichtung von Schulen für Kinder und Nationalhelfer ꝛc. In diesem Stadium werden vielleicht nur geringe Erfolge für das ungeübte Auge sichtbar zu Tage treten, selbst da, wo schon Gewaltiges geleistet ist. Darnach folgt das zweite Stadium. Der Missionar ist durch die herangebildeten Nationalhelfer verdreifacht, verzehnfacht, das Volk durch die Schulen vorbereitet, durch den Umgang mit den Weißen williger gemacht, — und nun fallen die Früchte von der langjährigen Arbeit auf Hoffnung dem gläubigen Arbeiter reichlich in den Schooß.“*)

*) S. Berliner Missionsberichte 1880, S. 183 f.

Wenn das irgendwo zutrifft, so ist's auf dem südindischen Missionsgebiet; nur daß auch hier das Wort des Herrn seine Anwendung findet: „Der Eine säet, der Andere schneidet."

Versetzen wir uns für einen Augenblick in das erste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts. Wie sah es da in der südindischen Mission aus? Einige Stellen aus den Privatbriefen des später verschollenen, damals aber in heißer Arbeit in Tinnevelí und Travankor stehenden Missionars Ringeltaube mögen uns einen Blick thun lassen in jene Tage der geringen Dinge.

„Meine kleinen, zerlumpten Gemeinden," schreibt er einmal, „bestehen noch. Von Gnade läßt sich wenig spüren. Diese Indier sind noch nicht reif für's Evangelium, werden es auch wohl schwerlich je in protestantischer Form von Herzen annehmen. (!) Ich habe etwa 600 Christen, Klein und Groß, die nicht schlechter sind, als die anderen indischen Christen. Etwa 3 bis 4 davon mögen ein Verlangen nach der Seligkeit haben. Die Uebrigen finden sich so um allerlei Nebenursachen willen herzu, die man nur nach Jahren erfährt. Unsere gute Societät (Londoner Miss.-Ges.) tappt im Finstern und wird noch viel Geld und Leute aufopfern ohne gehörigen Ersatz. So viel ich ihnen nach Umständen von der wahren Lage der Sache habe entdecken können, habe ich gesagt, und tröste ich mich damit, daß, wenn auch schon der Hauptzweck verfehlt wird, doch manches Gute geschieht. Kranke werden geheilt, Arme bei Gelegenheit unterstützt, Kinder schreiben, lesen und rechnen gelehrt. Die Zeit der Indier wird kommen, wenn der Fluß Euphrat austrocknet, nicht im natürlichen, sondern im politischen Verstand (Offenb. 16, 12), wozu allmählich ein Anschein wird." (!)

. . . . . .

„Ich sehe oft 3 bis 4 Wochen kein europäisches Gesicht. Mit den Schwarzen ist kein vertrauter oder angenehmer Umgang zu halten. Sie sind große Schelme. Doch lassen sich die ärmsten für Geld und gute Worte zu Proselyten machen und hangen einem dann an wie Blutegel. Ich habe ihrer etwa 600 und bin daher ganz arm; meine Kollegen, die pfiffiger gewesen sind als ich, haben sich gehütet, keine Bekehrungen zu machen und haben sich was gesammelt. Keine Noth ist mir größer, als das Berichteschreiben, und ich glaube, daß

mich das noch wegtreibt, wenn ich nicht bald durch Gottes gütige Vorsehung abgelöset werde."

. . . . . .

„Von meinen Amtsverrichtungen werden die Berichte Dir allerlei melden. Ich habe mit unseres Herrn gnädiger Durchhilfe eine Mission in guten Stand gebracht und einem braven Engländer übergeben. Ungefähr 1100 habe ich in Travankor getauft. Wenn Du indische Missionsnachrichten lieſest, mußt du denken: Viel Geschrei und wenig Wolle! Doch wird es besser werden, wenn die Sache erst vernünftig angegriffen wird." *)

Nun, seither hat man sich alle erdenkliche Mühe gegeben, die Sache „vernünftig anzugreifen." An die Stelle der erratischen Thätigkeit Einzelner von damals ist die systematisch und kontinuirlich fortgeführte Arbeit einer ganzen Reihe von wohlorganisirten Gesellschaften getreten, welche immer darauf aus sind, ihre Mittel und Methoden zu verbessern. Und was ist unter dem Segen von Oben dabei herausgekommen?

Hören wir, was auf der letzten allgemeinen Missionskonferenz in Bangalur im Juni 1879 hierüber festgestellt wurde. Nach den dort vorgetragenen und vom Sekretär der Konferenz, Miss. W. Stevenson, später zusammengestellten Berichten gab es in der Madras-Präsidentschaft, Maisur, Travankor und Ceylon, vor 20 Jahren (d. h. 1857) zusammen nur 40 eingeborne Geistliche, 61,937

---

*) Damit man sich übrigens von Ringeltaube und seiner Wirksamkeit keine falschen Vorstellungen mache, sei hier gleich auch erwähnt, daß, als bald nach Ringeltaube's Abgang Miss. Knill in die gleiche Arbeit eintrat, er überall die erfreulichsten Spuren seiner aufopfernden, treuen Wirksamkeit in geistlichen, wie auch in äußeren Dingen antraf. Eine Uebersicht, die er über sämmtliche Stationen gibt, ist ein einziges Loblied auf Ringeltaube's Thätigkeit und bringt viele werthvolle Einzelheiten, die der bescheidene Mann verschwiegen hatte. Knill's Gesammturtheil lautete: „Ich habe den Gründer dieser Mission nie gesehen, aber ich liebe und verehre ihn. Ich habe seine Werke gesehen, ich bin Augenzeuge von den Erfolgen seiner Arbeiten, das Volk spricht gut von seinem Namen. Alle Nachrichten stimmen dahin überein, daß er ein arbeitsamer und selbstloser Missionar war, und ich denke, kein wahrer Christ kann diese Mission durchgehen und sehen, was er gethan hat, ohne hohe Achtung vor einem solchen Charakter zu fühlen." S. Ostindische Missionsnachrichten, Halle, 1879.

Getaufte, 32,828 ungetaufte „Anhänger“ oder Katechumenen, zusammen 94,765 durch die Mission zur Annahme des Christenthums gebrachte Personen. Jetzt (d. h. 1878) gibt es in Südindien und Ceylon 243 eingeborne Geistliche, 201,180 Getaufte und 127,519 ungetaufte „Anhänger,“ zusammen 328,699 Uebergetretene, d. h. in 20 Jahren hat sich die Zahl der durch die Mission Gewonnenen mehr als verdreifacht, die Zahl der eingebornen ordinirten Prediger sogar verfünffacht! Welch' kolossaler Fortschritt! Jetzt kommt doch auf je 100 Einwohner wenigstens ein Protestant, und wenn man die 1 Million Katholiken und 300,000 syrischen Christen dazu nimmt, so sind es 5 Getaufte oder Taufkandidaten auf je 100 Heiden und Muhammedaner.

Von diesen beinahe 330,000 Protestanten kommen $52^1/_2$ Procent auf's Tamil-, $25^1/_2$ auf's Telugu-, $10^1/_2$ auf's Malajalam-, $1^1/_2$ auf's Kanaresenland, der Rest auf Ceylon, d. h. theils auf die Singalesen, theils auf die dortigen Tamulen. Die Zunahme ist fast auf all' diesen Gebieten eine ziemlich gleichmäßige und stetige gewesen. Bei weitem die meisten Christen haben sich aus den niedrigsten Kasten, ja aus der kastenlosen Bevölkerung rekrutirt, besonders aus den Schanars in Tinneweli und Travankor, aus den Malas und Madigas in Nellor und den Parias in Nord-Arkot und Madura. Eine natürliche Folge hievon ist die vielleicht manchem auffallend groß erscheinende Zahl der noch nicht getauften „Anhänger.“ Wenn größere Massen unwissender, abergläubischer, sittlich und gesellschaftlich sehr niedrig stehender Leute auf einmal sich unter den Schutz und in die Leitung der christlichen Kirche begeben, kann man sie natürlich nicht sofort taufen, sondern muß je nach den Umständen eine lange oder auch sehr lange Unterrichts- und Prüfungszeit vorangehen lassen.

Diese einfältigen Leute kommen eben, wie sie sind, zum Missionar und erklären ihm: „Wir haben das vollste Zutrauen zu dir und wollen alles lernen, was du uns lehrst, alles thun, was du von uns verlangst. Wir wollen deine Religion annehmen und regelmäßig den Gottesdienst in der kleinen Dorfkirche besuchen. Bitte, sende nur einen Katechisten, uns zu unterrichten und uns und unsere Kinder zu Christen zu machen.“ Daß solche Leute nicht „Bekehrte“ oder auch nur „Wahrheitssuchende“ genannt werden können, ist klar. Es sind eben Leute, die sich in christlichen Unterricht begeben haben.

Erst später können sie, d. h. diejenigen von ihnen, welche treu bleiben und wirklich etwas lernen, getauft werden.

Was diese Leute zum Uebertritt veranlaßt, ist also nicht was wir eine Erweckung nennen, überhaupt nichts rein Geistliches oder Religiöses. Würde man sie selbst über ihre Motive examiniren, ob dieselben geistlicher Art oder nicht, so würde ihnen das eben so unverständlich sein, als wenn man Algebra oder Astronomie mit ihnen treiben wollte. Andererseits wäre es aber höchst ungerecht und ganz unzutreffend, wenn man sagen wollte, sie seien von rein weltlichen Absichten, Hoffnung auf Gewinn u. dergl. getrieben worden. Man denke sich in diese Leute hinein. Die meisten gehören einer anderen Nationalität, jedenfalls einer anderen Kaste an, als die brahmanischen Hindus. Sie sind in einem herz- und geisttödtenden Dämonendienst aufgewachsen, werden von den höheren Kasten verachtet und nicht selten tyrannisirt, leben in großer Armut und unter beständigem Druck. Nun lernen sie einen Missionar kennen. Derselbe verkündigt einen befreienden und trostreichen Glauben, gehört überdies zur Herrenklasse und ist daher gewiß in der Lage, ihnen ökonomisch, moralisch und geistlich aufzuhelfen. Seit einem halben Jahrhundert haben hie und da Einzelne, ja ganze Familien und Dörfer sich unter ihren Einfluß gestellt und auf diese Weise in jeder Beziehung sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Was liegt da näher als der Gedanke: „Wir wollen es auch einmal mit der Mission versuchen!“ Kommt nun dazu noch eine Hungersnoth, wie vor einigen Jahren, so wird einerseits die Anziehungskraft der Mission noch größer, andererseits das Band, das den Einzelnen an seine Kaste oder Religionsgenossenschaft bindet, noch loser, der Uebertritt also in jeder Hinsicht leichter.

Ueber die Massenübertritte der letzten Jahre schreibt z. B. Bischof Caldwell: „Diese ganze Bewegung wurde hauptsächlich durch die Ueberzeugung herbeigeführt, daß, während der Hinduismus seine Anhänger hatte Hungers sterben lassen, das Christenthum wie ein rettender Engel vom Himmel mit Hilfe und Trost sich der Armen angenommen habe. Die indische Landbevölkerung ist freilich sehr unwissend, aber nicht zu unwissend, um den Unterschied zwischen einer Religion der Liebe und einer Religion eigennütziger Gleichgiltigkeit einzusehen. Das ist das Eine. Das Andere ist die freiwillige evangelistische Thätigkeit, welche seit längerer Zeit in Tinneweli und Ramnad geübt worden ist. Alle Betheiligten versichern und ich selbst

kann es bezeugen, daß hierin die zweite Ursache jener Bewegung zu suchen ist. Beides wirkte zusammen. Wären die Heiden nicht schon vor Ausbruch der Hungersnoth durch ausgedehnte evangelistische Thätigkeit der Missionare und eingebornen Christen aufgerüttelt worden, auch die großartigsten Unterstützungen hätten nur geringen oder gar keinen Eindruck in dieser Richtung auf sie gemacht; und andererseits hätte die gewöhnliche Missionsthätigkeit noch lange fortgetrieben werden können, ohne größere Erfolge, wenn nicht durch die während der Hungersnoth erfahrene Liebe der Christen die Herzen der Heiden gerührt und geöffnet worden wären."

Aehnlich äußert sich Bischof Sargent: „In den meisten Fällen waren die Beweggründe wohl sehr gemischte. Erstlich waren die Leute entschieden mit ihrer alten Religion unzufrieden. Durch wiederholte Berührung mit den Christen hatten sie gelernt, dem Götzendienst mißtrauen. Dann hatte ein Vergleich ihres eigenen Zustandes mit dem der Christen sie überzeugt, daß diese ihnen an Bildung und Wohlstand überlegen seien. Ferner waren schon so manche ihrer Verwandten selbst Christen geworden. Es wirkte also auch die Macht des Beispiels auf viele. Und dazu kam nun plötzlich der überwältigende Eindruck, den die Liebe und Wohlthätigkeit der europäischen Christen auf sie machte."

Diese Bemerkungen gelten natürlich zunächst nur für Tinneweli, treffen aber auch für die anderen Gebiete zu, wo in den letzten Jahren Massenübertritte stattgefunden haben, so z. B. für die Bewegung in der Gegend von Ongol im Telugu-land, obgleich die Berichte der dort arbeitenden amerikanisch-baptistischen Missionare von einer „pfingstlichen Erweckung" reden und je und je sich zur Behauptung versteigen, alle oder fast alle ihre Getauften seien auch wahrhaft bekehrt und wiedergeboren. Da wir über die Massenübertritte in Tinneweli schon früher ausführlich berichtet haben, wollen wir diesmal aus den beiden letzten Jahresberichten der amerikanischen Baptisten das Wichtigste eben über die Bewegung in Ongol zusammenstellen. Im Jahre 1878 wurden hier, d. h. in Ongol und auf den Außenstationen zusammen 9606, im Jahr 1879 zusammen 465 Seelen getauft, von denen nur 25 wieder ausgeschlossen werden mußten, so daß die Gesammtzahl der über 400 Dörfer zerstreuten baptistischen Gemeindeglieder am 31. December 1879 sich auf 13,106 belief.

Die Veranlassung zu diesen zahlreichen Uebertritten war auch hier die Hungersnoth. Nachdem die armen Leute lange genug, aber immer vergeblich, zu ihren Götzen um Regen und fruchtbare Zeiten gefleht hatten, fiengen sie an, nach Jesus Christus, dem „Gott der Engländer und Amerikaner" zu fragen, welch' letztere so viel für die Hungernden thaten. Besonders die Tagelöhner, welche größtentheils unter christlichen Aufsehern am Buckingham-Canal arbeiteten, bekamen das Evangelium reichlich zu hören und trugen dann die gute Botschaft auch auf die Nala-Mala-Berge nach Norden. Bis zum Januar 1878 hatten 2000 Personen um die Taufe gebeten. Aus Mangel an Zeit zu ihrer eingehenden Prüfung, aus Vorsicht und im Vertrauen, daß Gott die wirklich Bekehrten treu erhalten werde, schob Miss. Clough die Taufe jedoch bis auf unbestimmte Zeit hinaus. Doch erhielten die Leute von den eingebornen Predigern und Lehrern, die nun auch mit neuem Eifer zu arbeiten anfiengen, ziemlich regelmäßigen Unterricht. In den folgenden Monaten kam nun ein Gesuch ums andere nach Ongol, theils schriftlich, theils mündlich, meist folgenden Inhalts: „Prediger N. N. hat in unserem Dorf seit mehreren Jahren gepredigt; aber wir glaubten ihm nicht. Die Hungersnoth kam und einige oder viele aus unserem Dorf arbeiteten am Canal. Hiedurch und durch die liebevollen Worte des Missionars, der uns ermahnte, nicht zu verzweifeln, sondern zu arbeiten, sind wir am Leben erhalten worden. Wir haben uns über Jesus Christus unterrichten lassen; wir glauben jetzt an ihn als an den einzigen Gott, unseren Heiland. Wir sind sehr arm; unsere Hütten sind eingefallen und wir haben fast nichts zu essen, als Blätter, aber wir bitten Sie nicht um Geld. Wir wollen Sie nicht um 1 Pf. bitten, selbst wenn wir Hungers sterben sollten; aber wir glauben an Jesus und seinem Befehle gemäß möchten wir uns taufen lassen. Wir können sterben, wenn es Gottes Wille ist, aber vorher möchten wir getauft werden. Bitte, erfüllen Sie unseren Wunsch und lassen Sie uns nicht länger warten. Gott helfe uns allen." Ende Mai nahm die Unterstützung der Hungernden in Ongol und dem ganzen Distrikt ein Ende; nur für die Waisen wurde natürlich gesorgt und kleine Grundbesitzer wurden mit Saatkorn versehen. 15 Monate lang (vom 11. März 1877 bis 16. Juni 1878) hatte keine einzige Taufe stattgefunden. Am 16. Juni wurden die Pforten aufgethan, anfangs nur für einige Bekehrte aus Ongol selbst und

aus der nächsten Umgebung, welche Miss. Clough zum Theil seit vielen Jahren kannte und von denen er völlig überzeugt war, daß sie „wiedergeboren“ seien. Nachdem dies aber geschehen, fand man es unmöglich, die Thore wieder zu schließen. „Ich fühlte, daß diejenigen, welche ich oder ein zuverlässiger Gehilfe oder ein bewährtes Gemeindeglied seit Monaten oder länger kannte, und die nicht nur den Götzendienst aufgegeben hatten, sondern an Jesum als ihren Heiland glaubten, — daß diese getauft werden oder ich mein Amt aufgeben mußte.“

Am ersten Sonntag im Juli sollte die gewöhnliche zweimonatliche Konferenz in Ongol stattfinden. Da hier aber die Pocken herrschten, schrieb Miss. Clough an alle eingebornen Prediger, sie möchten ihre Frauen und Kinder daheimlassen und höchstens solche Christen mitbringen, die irgend ein dringendes Anliegen hätten; auch sollten sie nicht in Ongol, sondern nördlich davon in Velumpilly sich einfinden ꝛc. Aber ganze Massen von Taufbewerbern strömten herbei. Nur wenige von ihnen waren je unterstützt worden, abgesehen vom Taglohn, den sie beim Kanalbau erhalten hatten. Sie konnten daher mit Recht auf die Schwielen in ihren Händen weisen und sagen: „Wie wir bisher von unserer Hände Arbeit gelebt haben, so werden wir es auch in Zukunft thun; wenn wir sterben, so sterben wir; nur taufet uns!“ Nach viel Gebet und reiflicher Ueberlegung wurde nun beschlossen, daß alle diejenigen getauft werden sollten, welche mit den Hauptthatsachen des Christenthums bekannt waren und denen ein eingeborner Prediger oder andere glaubwürdige Gemeindeglieder bezeugen konnten, daß sie seit einigen Monaten sich zu den Christen gehalten. Das Resultat war, daß in drei Tagen 3536 Heiden getauft wurden! Miss. Williams, der gerade auf den Blauen Bergen zur Erholung weilte, wurde zu Hilfe gerufen. Die Ernte-Arbeit wollte kein Ende nehmen: Im Juni wurden 1168 getauft, im Juli 7513, im August 466, im November 59, im December 400, im Ganzen bis Ende des Jahres 9606. 6 ordinirte und 32 unordinirte eingeborne Prediger halfen den beiden Missionaren. Nach dem neuesten Jahresbericht ist die Zahl der eingebornen Prediger auf 44 gestiegen, 30 „Gehilfen“ nicht gerechnet.

Bis zum Mai 1878 war Miss. Clough als Sekretär und Schatzmeister des «Ongole Local Famine Relief Committee» gebunden, in der zweiten Hälfte des Jahres machte er aber mehrere

Predigtreisen. Die Dorfschulen waren vom März 1877 bis Mai 1878 wegen der Hungersnoth geschlossen. Die meisten Schulhäuser giengen in dieser Zeit zu Grunde. 35 neue sind gebaut, andere reparirt worden; im Ganzen waren es Ende 1878 42, Ende 1879 83! Am 19. November wurden durch einen gewaltigen Sturm, der auch sonst viel Schaden anrichtete, ungefähr 20 dieser Schulhäuser zerstört. An den betreffenden Orten wird die Schule einstweilen im Freien unter Schattenbäumen oder in einem Schuppen gehalten. Unter den 42 Lehrern sind 28 Frauen, meist Predigerfrauen. Die Eltern der Schulkinder sorgen meist für die Beköstigung der Lehrer. Die Mission liefert ihnen nur die Kleider, Reisegelder zu den zweimonatlichen Konferenzen in Ongol ꝛc. In der Normalschule waren am 1. Januar 1879 86 männliche und 59 weibliche Zöglinge unter 5 eingebornen Lehrern. Dieselbe dient zugleich als Vorschule für's Predigerseminar in Ramapatnam. Im Laufe des Jahres wuchs die Zahl der Zöglinge, und als jener Sturm (19. Nov.) die Schlafzimmer zerstörte, waren 110 Studenten und 84 Studentinnen fast obdachlos geworden. 81 von ihnen mußten heimgeschickt werden, wenigstens auf einige Monate. Für die Unterweisung und Aufbauung der Neugetauften im Glauben geschieht das Mögliche; es sollte aber eingestandenermaßen noch viel mehr geschehen.

Inzwischen ist es am Platz, zu fragen: Wie verhält es sich denn mit der auffallenden Gleichgiltigkeit und Gehässigkeit, welche so viele an Ort und Stelle lebende Europäer, namentlich auch südindische Zeitungsschreiber, gegen diese Missionserfolge an den Tag legen? Die meisten behaupten ja geradezu, die „Bekehrten" seien schlechter als die Heiden; als Dienstboten z. B. seien Heiden weit vorzuziehen, ein eingeborner Christ sei gleichbedeutend mit einem Trinker, Vagabunden u. dergl. Auf diese Fragen und Vorwürfe hat Bischof Caldwell in einem zu Madras gehaltenen Vortrag erschöpfend geantwortet. Er erklärt diese wegwerfenden Urtheile theils aus Unwissenheit, theils aus Rassenstolz, theils aus dem Einfluß, den brahmanische Unterbeamte beständig auf ihre englischen Vorgesetzten zum Nachtheil der kastenlosen „Bekehrten" ausüben, theils aus Mangel an geistlicher Urtheilsfähigkeit und endlich aus dem Umstand, daß in den großen Städten und Militärplätzen sich allerdings eine Anzahl gefallener, meist ausgeschlossener eingeborner Christen herum-

nichts zu merken. Dr. Wenger war ursprünglich ein Berner Theologe und trat erst, nachdem er eingehende Studien über die Tauffrage gemacht, zum Baptismus über.

Bücherschau.

Bericht über die religiösen Jahresfeste in Basel vom 28. Juni bis 2. Juli 1880. Preis 80 Pf.

Evangelischer Missionskalender 1881. Basel. Missionsbuchhandlung. Preis 20 Pf.

Der Festbericht enthält manches, was bleibenden Werth hat und läßt erkennen, daß der geistige und geistliche Gehalt dieser alljährlich wiederkehrenden Versammlungen noch nicht im Abnehmen ist.

Der Kalender bringt wie voriges Jahr ein Ereigniß aus der Missionsgeschichte auf jeden Tag, und zwar lauter neue. Außer einer Reihe von Erzählungen enthält derselbe auch ein Gedicht von Jos. Knapp, eines von G. Zinser und einen Aufsatz von Dr. Warneck. Das Farbendruckbild ist prachtvoll.

Christliche Kirchengeschichte für Schule und Haus. Von Dr. H. Thiele, Probst des Klosters Marienberg, Hof- und Dompredigter zu Braunschweig. Dritte Auflage. Stuttgart. Meyer und Zeller's Verlag.

Dieses in gut evangelischem und zugleich nüchtern kirchlichem Geiste geschriebene Buch eignet sich vorzüglich zu gemeinschaftlicher Lektüre im Familienkreis. Es hat nicht den Charakter eines Lehrbuchs, sondern ist eine allgemein verständliche, überall die inneren Zusammenhänge und die wirklich religiöse Seite der Ereignisse hervorhebendes Lesebuch. Auf die Missionsarbeit der Kirche ist in allen Perioden gehörige Rücksicht genommen. Auf der letzten Seite (479) heißt es u. A.: „Es mag für den Weltmenschen eine unbegreifliche Erscheinung sein: diese Tausende von Missionaren auf ihren oft zu der allergrößesten Selbstverleugnung nöthigenden Posten über alle Welt zerstreut und alle das Eine suchend, was die Bitte besagt: Dein Reich komme! — Dem Christen ist es eine der Blüthen an dem Lebensbaume, der seine verborgenen Wurzeln in Gott hat."

Die Göttin Kali.

(Aus „Mali, der Schlangenbändiger".)

Rundschau.

II. Asien.

4. Vorderindien.

b) Ein Blick auf Südindien.

„Mit der Missionsarbeit verhält es sich wie mit einem großen Brückenbau. Da liegt die erste Hauptarbeit unter dem Wasser. Ehe dort der Fundamentgrund gefunden und befestigt ist, gibt es viel Pumpen, viel Quader-Einsenken und mühevolle Arbeit, ohne daß das Auge des Draußenstehenden auch nur den geringsten Fortschritt gewahrt. Sind aber die Strebepfeiler erst über den Wasserspiegel emporgewachsen, dann wölben sich die Bogen leicht und schnell, und der Bau enthüllt sich vor unseren Augen. Aehnlich hat die Missionsarbeit zwei Stadien: Das erste ist die Zeit der Zubereitung der Werkzeuge und des Materials — der Besiegung der fremden Sprache, Herstellung von Grammatik, Wörterbuch und Bibelübersetzung in derselben und der Besiegung der Vorurtheile des Volkes und der Erwerbung des Vertrauens der Heiden, Errichtung von Schulen für Kinder und Nationalhelfer ꝛc. In diesem Stadium werden vielleicht nur geringe Erfolge für das ungeübte Auge sichtbar zu Tage treten, selbst da, wo schon Gewaltiges geleistet ist. Darnach folgt das zweite Stadium. Der Missionar ist durch die herangebildeten Nationalhelfer verdreifacht, verzehnfacht, das Volk durch die Schulen vorbereitet, durch den Umgang mit den Weißen williger gemacht, — und nun fallen die Früchte von der langjährigen Arbeit auf Hoffnung dem gläubigen Arbeiter reichlich in den Schooß.“ *)

*) S. Berliner Missionsberichte 1880, S. 183 f.

Wenn das irgendwo zutrifft, so ist's auf dem südindischen Missionsgebiet; nur daß auch hier das Wort des Herrn seine Anwendung findet: „Der Eine säet, der Andere schneidet."

Versetzen wir uns für einen Augenblick in das erste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts. Wie sah es da in der südindischen Mission aus? Einige Stellen aus den Privatbriefen des später verschollenen, damals aber in heißer Arbeit in Tinneweli und Travankor stehenden Missionars Ringeltaube mögen uns einen Blick thun lassen in jene Tage der geringen Dinge.

„Meine kleinen, zerlumpten Gemeinden," schreibt er einmal, „bestehen noch. Von Gnade läßt sich wenig spüren. Diese Indier sind noch nicht reif für's Evangelium, werden es auch wohl schwerlich je in protestantischer Form von Herzen annehmen. (!) Ich habe etwa 600 Christen, Klein und Groß, die nicht schlechter sind, als die anderen indischen Christen. Etwa 3 bis 4 davon mögen ein Verlangen nach der Seligkeit haben. Die Uebrigen finden sich so um allerlei Nebenursachen willen herzu, die man nur nach Jahren erfährt. Unsere gute Societät (Londoner Miss.-Ges.) tappt im Finstern und wird noch viel Geld und Leute aufopfern ohne gehörigen Ersatz. So viel ich ihnen nach Umständen von der wahren Lage der Sache habe entdecken können, habe ich gesagt, und tröste ich mich damit, daß, wenn auch schon der Hauptzweck verfehlt wird, doch manches Gute geschieht. Kranke werden geheilt, Arme bei Gelegenheit unterstützt, Kinder schreiben, lesen und rechnen gelehrt. Die Zeit der Indier wird kommen, wenn der Fluß Euphrat auftrocknet, nicht im natürlichen, sondern im politischen Verstand (Offenb. 16, 12), wozu allmählich ein Anschein wird." (!)

. . . . . .

„Ich sehe oft 3 bis 4 Wochen kein europäisches Gesicht. Mit den Schwarzen ist kein vertrauter oder angenehmer Umgang zu halten. Sie sind große Schelme. Doch lassen sich die ärmsten für Geld und gute Worte zu Proselyten machen und hangen einem dann an wie Blutegel. Ich habe ihrer etwa 600 und bin daher ganz arm; meine Kollegen, die pfiffiger gewesen sind als ich, haben sich gehütet, keine Bekehrungen zu machen und haben sich was gesammelt. Keine Noth ist mir größer, als das Berichteschreiben, und ich glaube, daß

mich das noch wegtreibt, wenn ich nicht bald durch Gottes gütige Vorsehung abgelöset werde."

. . . . . .

„Von meinen Amtsverrichtungen werden die Berichte Dir allerlei melden. Ich habe mit unseres Herrn gnädiger Durchhilfe eine Mission in guten Stand gebracht und einem braven Engländer übergeben. Ungefähr 1100 habe ich in Travankor getauft. Wenn Du indische Missionsnachrichten liesest, mußt du denken: Viel Geschrei und wenig Wolle! Doch wird es besser werden, wenn die Sache erst vernünftig angegriffen wird." *)

Nun, seither hat man sich alle erdenkliche Mühe gegeben, die Sache „vernünftig anzugreifen." An die Stelle der erratischen Thätigkeit Einzelner von damals ist die systematisch und kontinuirlich fortgeführte Arbeit einer ganzen Reihe von wohlorganisirten Gesellschaften getreten, welche immer darauf aus sind, ihre Mittel und Methoden zu verbessern. Und was ist unter dem Segen von Oben dabei herausgekommen?

Hören wir, was auf der letzten allgemeinen Missionskonferenz in Bangalur im Juni 1879 hierüber festgestellt wurde. Nach den dort vorgetragenen und vom Sekretär der Konferenz, Miss. W. Stevenson, später zusammengestellten Berichten gab es in der Madras-Präsidentschaft, Maisur, Travankor und Ceylon, vor 20 Jahren (d. h. 1857) zusammen nur 40 eingeborne Geistliche, 61,937

*) Damit man sich übrigens von Ringeltaube und seiner Wirksamkeit keine falschen Vorstellungen mache, sei hier gleich auch erwähnt, daß, als bald nach Ringeltaube's Abgang Miss. Knill in die gleiche Arbeit eintrat, er überall die erfreulichsten Spuren seiner aufopfernden, treuen Wirksamkeit in geistlichen, wie auch in äußeren Dingen antraf. Eine Uebersicht, die er über sämmtliche Stationen gibt, ist ein einziges Loblied auf Ringeltaube's Thätigkeit und bringt viele werthvolle Einzelheiten, die der bescheidene Mann verschwiegen hatte. Knill's Gesammturtheil lautete: „Ich habe den Gründer dieser Mission nie gesehen, aber ich liebe und verehre ihn. Ich habe seine Werke gesehen, ich bin Augenzeuge von den Erfolgen seiner Arbeiten, das Volk spricht gut von seinem Namen. Alle Nachrichten stimmen dahin überein, daß er ein arbeitsamer und selbstloser Missionar war, und ich denke, kein wahrer Christ kann diese Mission durchgehen und sehen, was er gethan hat, ohne hohe Achtung vor einem solchen Charakter zu fühlen." S. Ostindische Missionsnachrichten, Halle, 1879.

Getaufte, 32,828 ungetaufte „Anhänger“ oder Katechumenen, zusammen 94,765 durch die Mission zur Annahme des Christenthums gebrachte Personen. Jetzt (d. h. 1878) gibt es in Südindien und Ceylon 243 eingeborne Geistliche, 201,180 Getaufte und 127,519 ungetaufte „Anhänger,“ zusammen 328,699 Uebergetretene, d. h. in 20 Jahren hat sich die Zahl der durch die Mission Gewonnenen mehr als verdreifacht, die Zahl der eingebornen ordinirten Prediger sogar verfünffacht! Welch' kolossaler Fortschritt! Jetzt kommt doch auf je 100 Einwohner wenigstens ein Protestant, und wenn man die 1 Million Katholiken und 300,000 syrischen Christen dazu nimmt, so sind es 5 Getaufte oder Taufkandidaten auf je 100 Heiden und Muhammedaner.

Von diesen beinahe 330,000 Protestanten kommen $52^1/_2$ Procent auf's Tamil-, $25^1/_2$ auf's Telugu-, $10^1/_2$ auf's Malajalam-, $1^1/_2$ auf's Kanaresenland, der Rest auf Ceylon, d. h. theils auf die Singalesen, theils auf die dortigen Tamulen. Die Zunahme ist fast auf all' diesen Gebieten eine ziemlich gleichmäßige und stetige gewesen. Bei weitem die meisten Christen haben sich aus den niedrigsten Kasten, ja aus der kastenlosen Bevölkerung rekrutirt, besonders aus den Schanars in Tinneweli und Travankor, aus den Malas und Madigas in Nellor und den Parias in Nord-Arkot und Madura. Eine natürliche Folge hievon ist die vielleicht manchem auffallend groß erscheinende Zahl der noch nicht getauften „Anhänger.“ Wenn größere Massen unwissender, abergläubischer, sittlich und gesellschaftlich sehr niedrig stehender Leute auf einmal sich unter den Schutz und in die Leitung der christlichen Kirche begeben, kann man sie natürlich nicht sofort taufen, sondern muß je nach den Umständen eine lange oder auch sehr lange Unterrichts- und Prüfungszeit vorangehen lassen.

Diese einfältigen Leute kommen eben, wie sie sind, zum Missionar und erklären ihm: „Wir haben das vollste Zutrauen zu dir und wollen alles lernen, was du uns lehrst, alles thun, was du von uns verlangst. Wir wollen deine Religion annehmen und regelmäßig den Gottesdienst in der kleinen Dorfkirche besuchen. Bitte, sende nur einen Katechisten, uns zu unterrichten und uns und unsere Kinder zu Christen zu machen.“ Daß solche Leute nicht „Bekehrte“ oder auch nur „Wahrheitssuchende“ genannt werden können, ist klar. Es sind eben Leute, die sich in christlichen Unterricht begeben haben.

Erst später können sie, d. h. diejenigen von ihnen, welche treu bleiben und wirklich etwas lernen, getauft werden.

Was diese Leute zum Uebertritt veranlaßt, ist also nicht was wir eine Erweckung nennen, überhaupt nichts rein Geistliches oder Religiöses. Würde man sie selbst über ihre Motive examiniren, ob dieselben geistlicher Art oder nicht, so würde ihnen das eben so unverständlich sein, als wenn man Algebra oder Astronomie mit ihnen treiben wollte. Andererseits wäre es aber höchst ungerecht und ganz unzutreffend, wenn man sagen wollte, sie seien von rein weltlichen Absichten, Hoffnung auf Gewinn u. dergl. getrieben worden. Man denke sich in diese Leute hinein. Die meisten gehören einer anderen Nationalität, jedenfalls einer anderen Kaste an, als die brahmanischen Hindus. Sie sind in einem herz- und geisttödtenden Dämonendienst aufgewachsen, werden von den höheren Kasten verachtet und nicht selten tyrannisirt, leben in großer Armut und unter beständigem Druck. Nun lernen sie einen Missionar kennen. Derselbe verkündigt einen befreienden und trostreichen Glauben, gehört überdies zur Herrenklasse und ist daher gewiß in der Lage, ihnen ökonomisch, moralisch und geistlich aufzuhelfen. Seit einem halben Jahrhundert haben hie und da Einzelne, ja ganze Familien und Dörfer sich unter ihren Einfluß gestellt und auf diese Weise in jeder Beziehung sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Was liegt da näher als der Gedanke: „Wir wollen es auch einmal mit der Mission versuchen!“ Kommt nun dazu noch eine Hungersnoth, wie vor einigen Jahren, so wird einerseits die Anziehungskraft der Mission noch größer, andererseits das Band, das den Einzelnen an seine Kaste oder Religionsgenossenschaft bindet, noch loser, der Uebertritt also in jeder Hinsicht leichter.

Ueber die Massenübertritte der letzten Jahre schreibt z. B. Bischof Caldwell: „Diese ganze Bewegung wurde hauptsächlich durch die Ueberzeugung herbeigeführt, daß, während der Hinduismus seine Anhänger hatte Hungers sterben lassen, das Christenthum wie ein rettender Engel vom Himmel mit Hilfe und Trost sich der Armen angenommen habe. Die indische Landbevölkerung ist freilich sehr unwissend, aber nicht zu unwissend, um den Unterschied zwischen einer Religion der Liebe und einer Religion eigennütziger Gleichgiltigkeit einzusehen. Das ist das Eine. Das Andere ist die freiwillige evangelistische Thätigkeit, welche seit längerer Zeit in Tinneweli und Ramnad geübt worden ist. Alle Betheiligten versichern und ich selbst

kann es bezeugen, daß hierin die zweite Ursache jener Bewegung zu suchen ist. Beides wirkte zusammen. Wären die Heiden nicht schon vor Ausbruch der Hungersnoth durch ausgedehnte evangelistische Thätigkeit der Missionare und eingebornen Christen aufgerüttelt worden, auch die großartigsten Unterstützungen hätten nur geringen oder gar keinen Eindruck in dieser Richtung auf sie gemacht; und andererseits hätte die gewöhnliche Missionsthätigkeit noch lange fortgetrieben werden können, ohne größere Erfolge, wenn nicht durch die während der Hungersnoth erfahrene Liebe der Christen die Herzen der Heiden gerührt und geöffnet worden wären."

Aehnlich äußert sich Bischof Sargent: „In den meisten Fällen waren die Beweggründe wohl sehr gemischte. Erstlich waren die Leute entschieden mit ihrer alten Religion unzufrieden. Durch wiederholte Berührung mit den Christen hatten sie gelernt, dem Götzendienst mißtrauen. Dann hatte ein Vergleich ihres eigenen Zustandes mit dem der Christen sie überzeugt, daß diese ihnen an Bildung und Wohlstand überlegen seien. Ferner waren schon so manche ihrer Verwandten selbst Christen geworden. Es wirkte also auch die Macht des Beispiels auf viele. Und dazu kam nun plötzlich der überwältigende Eindruck, den die Liebe und Wohlthätigkeit der europäischen Christen auf sie machte."

Diese Bemerkungen gelten natürlich zunächst nur für Tinneweli, treffen aber auch für die anderen Gebiete zu, wo in den letzten Jahren Massenübertritte stattgefunden haben, so z. B. für die Bewegung in der Gegend von Ongol im Telugu-land, obgleich die Berichte der dort arbeitenden amerikanisch-baptistischen Missionare von einer „pfingstlichen Erweckung" reden und je und je sich zur Behauptung versteigen, alle oder fast alle ihre Getauften seien auch wahrhaft bekehrt und wiedergeboren. Da wir über die Massenübertritte in Tinneweli schon früher ausführlich berichtet haben, wollen wir diesmal aus den beiden letzten Jahresberichten der amerikanischen Baptisten das Wichtigste eben über die Bewegung in Ongol zusammenstellen. Im Jahre 1878 wurden hier, d. h. in Ongol und auf den Außenstationen zusammen 9606, im Jahr 1879 zusammen 465 Seelen getauft, von denen nur 25 wieder ausgeschlossen werden mußten, so daß die Gesammtzahl der über 400 Dörfer zerstreuten baptistischen Gemeindeglieder am 31. December 1879 sich auf 13,106 belief.

Die Veranlassung zu diesen zahlreichen Uebertritten war auch hier die Hungersnoth. Nachdem die armen Leute lange genug, aber immer vergeblich, zu ihren Götzen um Regen und fruchtbare Zeiten gefleht hatten, fiengen sie an, nach Jesus Christus, dem „Gott der Engländer und Amerikaner" zu fragen, welch' letztere so viel für die Hungernden thaten. Besonders die Tagelöhner, welche größtentheils unter christlichen Aufsehern am Buckingham-Canal arbeiteten, bekamen das Evangelium reichlich zu hören und trugen dann die gute Botschaft auch auf die Nala-Mala-Berge nach Norden. Bis zum Januar 1878 hatten 2000 Personen um die Taufe gebeten. Aus Mangel an Zeit zu ihrer eingehenden Prüfung, aus Vorsicht und im Vertrauen, daß Gott die wirklich Bekehrten treu erhalten werde, schob Miss. Clough die Taufe jedoch bis auf unbestimmte Zeit hinaus. Doch erhielten die Leute von den eingebornen Predigern und Lehrern, die nun auch mit neuem Eifer zu arbeiten anfiengen, ziemlich regelmäßigen Unterricht. In den folgenden Monaten kam nun ein Gesuch ums andere nach Ongol, theils schriftlich, theils mündlich, meist folgenden Inhalts: „Prediger N. N. hat in unserem Dorf seit mehreren Jahren gepredigt; aber wir glaubten ihm nicht. Die Hungersnoth kam und einige oder viele aus unserem Dorf arbeiteten am Canal. Hiedurch und durch die liebevollen Worte des Missionars, der uns ermahnte, nicht zu verzweifeln, sondern zu arbeiten, sind wir am Leben erhalten worden. Wir haben uns über Jesus Christus unterrichten lassen; wir glauben jetzt an ihn als an den einzigen Gott, unseren Heiland. Wir sind sehr arm; unsere Hütten sind eingefallen und wir haben fast nichts zu essen, als Blätter, aber wir bitten Sie nicht um Geld. Wir wollen Sie nicht um 1 Pf. bitten, selbst wenn wir Hungers sterben sollten; aber wir glauben an Jesus und seinem Befehle gemäß möchten wir uns taufen lassen. Wir können sterben, wenn es Gottes Wille ist, aber vorher möchten wir getauft werden. Bitte, erfüllen Sie unseren Wunsch und lassen Sie uns nicht länger warten. Gott helfe uns allen." Ende Mai nahm die Unterstützung der Hungernden in Ongol und dem ganzen Distrikt ein Ende; nur für die Waisen wurde natürlich gesorgt und kleine Grundbesitzer wurden mit Saatkorn versehen. 15 Monate lang (vom 11. März 1877 bis 16. Juni 1878) hatte keine einzige Taufe stattgefunden. Am 16. Juni wurden die Pforten aufgethan, anfangs nur für einige Bekehrte aus Ongol selbst und

aus der nächsten Umgebung, welche Miss. Clough zum Theil seit vielen Jahren kannte und von denen er völlig überzeugt war, daß sie „wiedergeboren" seien. Nachdem dies aber geschehen, fand man es unmöglich, die Thore wieder zu schließen. „Ich fühlte, daß diejenigen, welche ich oder ein zuverlässiger Gehilfe oder ein bewährtes Gemeindeglied seit Monaten oder länger kannte, und die nicht nur den Götzendienst aufgegeben hatten, sondern an Jesum als ihren Heiland glaubten, — daß diese getauft werden oder ich mein Amt aufgeben mußte."

Am ersten Sonntag im Juli sollte die gewöhnliche zweimonatliche Konferenz in Ongol stattfinden. Da hier aber die Pocken herrschten, schrieb Miss. Clough an alle eingebornen Prediger, sie möchten ihre Frauen und Kinder daheimlassen und höchstens solche Christen mitbringen, die irgend ein dringendes Anliegen hätten; auch sollten sie nicht in Ongol, sondern nördlich davon in Velumpilly sich einfinden ꝛc. Aber ganze Massen von Taufbewerbern strömten herbei. Nur wenige von ihnen waren je unterstützt worden, abgesehen vom Taglohn, den sie beim Kanalbau erhalten hatten. Sie konnten daher mit Recht auf die Schwielen in ihren Händen weisen und sagen: „Wie wir bisher von unserer Hände Arbeit gelebt haben, so werden wir es auch in Zukunft thun; wenn wir sterben, so sterben wir; nur taufet uns!" Nach viel Gebet und reiflicher Ueberlegung wurde nun beschlossen, daß alle diejenigen getauft werden sollten, welche mit den Hauptthatsachen des Christenthums bekannt waren und denen ein eingeborner Prediger oder andere glaubwürdige Gemeindeglieder bezeugen konnten, daß sie seit einigen Monaten sich zu den Christen gehalten. Das Resultat war, daß in drei Tagen 3536 Heiden getauft wurden! Miss. Williams, der gerade auf den Blauen Bergen zur Erholung weilte, wurde zu Hilfe gerufen. Die Ernte-Arbeit wollte kein Ende nehmen: Im Juni wurden 1168 getauft, im Juli 7513, im August 466, im November 59, im December 400, im Ganzen bis Ende des Jahres 9606. 6 ordinirte und 32 unordinirte eingeborne Prediger halfen den beiden Missionaren. Nach dem neuesten Jahresbericht ist die Zahl der eingebornen Prediger auf 44 gestiegen, 30 „Gehilfen" nicht gerechnet.

Bis zum Mai 1878 war Miss. Clough als Sekretär und Schatzmeister des «Ongole Local Famine Relief Committee» gebunden, in der zweiten Hälfte des Jahres machte er aber mehrere

Predigtreisen. Die Dorfschulen waren vom März 1877 bis Mai 1878 wegen der Hungersnoth geschlossen. Die meisten Schulhäuser giengen in dieser Zeit zu Grunde. 35 neue sind gebaut, andere reparirt worden; im Ganzen waren es Ende 1878 42, Ende 1879 83! Am 19. November wurden durch einen gewaltigen Sturm, der auch sonst viel Schaden anrichtete, ungefähr 20 dieser Schulhäuser zerstört. An den betreffenden Orten wird die Schule einstweilen im Freien unter Schattenbäumen oder in einem Schuppen gehalten. Unter den 42 Lehrern sind 28 Frauen, meist Predigerfrauen. Die Eltern der Schulkinder sorgen meist für die Beköstigung der Lehrer. Die Mission liefert ihnen nur die Kleider, Reisegelder zu den zweimonatlichen Konferenzen in Ongol ꝛc. In der Normalschule waren am 1. Januar 1879 86 männliche und 59 weibliche Zöglinge unter 5 eingebornen Lehrern. Dieselbe dient zugleich als Vorschule für's Predigerseminar in Ramapatnam. Im Laufe des Jahres wuchs die Zahl der Zöglinge, und als jener Sturm (19. Nov.) die Schlafzimmer zerstörte, waren 110 Studenten und 84 Studentinnen fast obdachlos geworden. 81 von ihnen mußten heimgeschickt werden, wenigstens auf einige Monate. Für die Unterweisung und Aufbauung der Neugetauften im Glauben geschieht das Mögliche; es sollte aber eingestandenermaßen noch viel mehr geschehen.

Inzwischen ist es am Platz, zu fragen: Wie verhält es sich denn mit der auffallenden Gleichgiltigkeit und Gehässigkeit, welche so viele an Ort und Stelle lebende Europäer, namentlich auch südindische Zeitungsschreiber, gegen diese Missionserfolge an den Tag legen? Die meisten behaupten ja geradezu, die „Bekehrten" seien schlechter als die Heiden; als Dienstboten z. B. seien Heiden weit vorzuziehen, ein eingeborner Christ sei gleichbedeutend mit einem Trinker, Vagabunden u. dergl. Auf diese Fragen und Vorwürfe hat Bischof Caldwell in einem zu Madras gehaltenen Vortrag erschöpfend geantwortet. Er erklärt diese wegwerfenden Urtheile theils aus Unwissenheit, theils aus Rassenstolz, theils aus dem Einfluß, den brahmanische Unterbeamte beständig auf ihre englischen Vorgesetzten zum Nachtheil der kastenlosen „Bekehrten" ausüben, theils aus Mangel an geistlicher Urtheilsfähigkeit und endlich aus dem Umstand, daß in den großen Städten und Militärplätzen sich allerdings eine Anzahl gefallener, meist ausgeschlossener eingeborner Christen herum-

zutreiben pflegt, von denen aber keineswegs auf die ruhig und unbeachtet in ihren Dörfern lebenden Landgemeinden geschlossen werden dürfe. Es sei uns gestattet, den Schluß seines Vortrags zur Rechtfertigung der südindischen Christen hier anzuführen: *)

„Die große Masse der eingebornen Christen gehört dem Bauernstande an und führt in abgelegenen, ländlichen Distrikten ein stilles, verborgenes Leben, ohne je in Berührung mit Europäern zu kommen, außer mit ihren Missionaren und ein paar anderen, die Interesse genug haben, um sie aufzusuchen. Wenn das Zeugniß der Missionare beanstandet wird, so können wir uns auf das Zeugniß solcher Europäer berufen, die entweder offiziell oder sonst in Berührung mit solchen christlichen Gemeinden und Dorfschaften gekommen sind. Sie alle müssen zugeben, daß das Christendorf an Reinlichkeit und Ordnung, an Zeichen von Fortschritt und Wohlhäbigkeit den umliegenden heidnischen weit voraus ist, und daß demnach die Annahme des Christenthums von Seiten dieser einfachen Landleute nicht als ein bloßer Religionswechsel, d. h. als die Vertauschung gewisser Meinungen und Gebräuche gegen andere Meinungen und Gebräuche, sondern als Eintritt in ein strebsameres, nach besseren Grundsätzen geregeltes Leben zu betrachten ist, d. h. als ein großer Fortschritt, ja als ein Uebergang vom Tode zum Leben.

„Bedenkt man, welche Vortheile diesen Leuten durch die Bemühungen der Missionare zutheil werden, so muß man sich nur wundern, nicht darüber, daß einige aus bloß irdischen Beweggründen, sondern darüber, daß nicht eine viel größere Zahl, ja daß nicht die Masse des ärmeren Volkes dem Beispiele der wenigen gefolgt ist. Ich glaube, daß dies freiwillige Verzichtleisten auf eine ganz bedeutende Hebung, die ihnen unter der Führung protestantischer Missionare sicher zutheil würde, nur aus der Thatsache zu erklären ist, daß Leute, die auf sehr niedriger Stufe der Bildung und Sittlichkeit stehen, meist ganz zufrieden mit ihrer Lage sind und durchaus nicht weiter streben. Das ist eben das Traurigste an ihrem Zustand, daß sie gar nicht fühlen, was alles ihnen fehlt. Durch's Christenthum könnten sie ganz andere Menschen werden, aber das Bedürfniß nach einem Fortschritt ist noch nicht erwacht.

*) Mehr davon findet sich in „Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden," Mai 1880.

„Eine Missionsgemeinde ist eine Erziehungsanstalt, wo Jung und Alt unterwiesen wird; an Aufsicht, Leitung und Zucht ist kein Mangel. Wie sollte eine solche Gemeinde nicht besser sein, als die umliegenden heidnischen Dorfgemeinden? Ja, ich glaube, daß eine solche Missionsgemeinde den Vergleich mit einer ähnlich gestellten Gemeinde in irgend einem altchristlichen Lande wohl aushalten könnte. Daß eingeborne Christen schlechter sein sollen, als Heiden, dürfte hienach vernünftigerweise wohl für eine Verleumdung erklärt werden.

„Und wenn auch das Zeugniß der Missionare als ein parteiisches beanstandet werden mag, so ist doch gewiß, daß die indischen Missionare nicht die leichtgläubigen, unwissenden Leute sind, als welche man sie bisweilen dargestellt hat, sondern mindestens ebenso befähigt, ein zutreffendes Urtheil über ihre Bekehrten abzugeben, als irgend jemand anders. Ich selbst kann bezeugen — und mein Alter dürfte diesem Zeugniß einiges Gewicht verleihen — daß unter unseren Bekehrten in Südindien sich ein erfreuliches Maß von wahrem Christenthum findet. Sie sind im Allgemeinen gelehriger und lenksamer, rücksichtsvoller, ehrerbietiger, mäßiger, geduldiger und sanftmüthiger, haben mehr Glauben an die Vorsehung, gehen fleißiger in die Kirche und sind doch freier von Bigotterie und in Ansehung ihrer Mittel freigebiger als europäische Christen. Täglich habe ich ja ihre Schwachheiten vor Augen und täglich strafe und ermahne ich sie, aber das muß ich sagen: So oft ich von ihnen fort war, aus der Ferne auf sie zurückblickte und sie mit Christen anderer Länder verglich, so fand ich, daß ihre guten Eigenschaften einen tieferen Eindruck auf mein Gemüth gemacht und darin zurückgelassen hatten, als ihre Unvollkommenheiten. Ich kenne keine eingebornen Christen, die vollkommen wären, und ich darf wohl beifügen, daß vollkommene europäische Christen, wenn es solche gibt, jedenfalls sehr rar sind; das aber weiß und sehe ich, daß bei jeder von beiden Arten Christen deutliche Spuren von der Kraft des Evangeliums sich finden, neue Triebe und Tugenden und vor allem ein neuer Sinn — himmelan."

(Schluß folgt.)

Aus dem Geistesleben der Chinesen.

7. Micius.

Von Th. K.

„Ein chinesischer Socialdemokrat!“ werden gewiß die Leser ausrufen, wenn sie den Titel des Buches erblicken, dem wir die folgenden Notizen entnommen haben.*) Wenn sie aber den Maßstab eines richtigen deutschen Socialdemokraten an die Gestalt des Micius heranbringen, so werden sie sich getäuscht finden, und zwar in angenehmer Weise; denn sie werden in Micius einen durchaus auf's Gute und Wahre gerichteten, ja einen in seiner Art frommen Mann finden. Es scheint nach allem, was man über ihn weiß, sicher, daß er ein edler, selbstverleugnender Charakter war, der kommunistische Liebe nicht nur lehrte, sondern auch in aufopferndster Weise übte.

Micius oder Mih-Tsi war, wie es scheint, ein jüngerer Zeitgenosse des Confucius; von seinem Leben wissen wir nicht viel. Er war nicht bloß Philosoph, sondern auch ein geschickter Mechaniker und genialer Städtevertheidiger, also etwa Ingenieur. Fast ein Drittel des Werkes, das seinen Namen trägt, handelt vom Festungsbau und der besten Art der Vertheidigung und gibt die allergenauesten Vorschriften darüber. Wie viel sich, beiläufig gesagt, die Chinesen auf ihre technische Geschicklichkeit und Erfindungsgabe zu Gute thun, konnte man neulich wieder in der Pekinger Amtszeitung sehen. Dieselbe veröffentlichte nämlich eine Zuschrift eines gelehrten Chinesen, welcher behauptet, daß das Telephon schon im Jahre 962 bekannt gewesen und die Erfindung eines Einwohners von Peking sei! In mancher Beziehung ist ja allerdings China unserem Welttheil voraus gewesen.

Nach dem Tode des Micius, der jedenfalls einige Zeit vor dem Auftreten des Mencius erfolgt ist, spalteten sich seine Anhänger in

*) Siehe E. Faber: Die Grundgedanken des alten chinesischen Socialismus oder die Lehre des Philosophen Micius, zum ersten Male vollständig aus den Quellen dargelegt. Elberfeld, 1877. Verlag von R. L. Friderichs.

drei Schulen, die sich gegenseitig befeindeten. Näheres ist jedoch über dieselben nicht bekannt. Auffallend ist, daß die Lehre des Micius schon seit Jahrhunderten in China so zu sagen verschollen ist. Diese Thatsache steht mit der anderen in Zusammenhang, daß Mencius unter die Klassiker erhoben worden ist und jetzt noch allgemein auswendig gelernt wird. Mencius nämlich hat über Micius ein so wegwerfendes Urtheil gefällt, daß sich nun niemand mehr mit einem solchen Ketzer einlassen will. Die Werke des Micius sind daher sehr selten. Faber suchte über 10 Jahre in ganz China, ohne ein Exemplar auftreiben zu können; er erhielt endlich eine Ausgabe von Japan her.

Micius geht, wie Confucius und Mencius, auf die alten chinesischen Klassiker, die Dokumente und Lieder, zurück, um seinen Ansichten die Stütze einer Autorität zu geben. In jener alten Zeit der heiligen Könige Wan, Wu u. s. w. sucht auch er seine Ideale, wie etwa auch Socialisten in die Urzeit des Christenthums blicken und wohl Christum selbst für sich in Anspruch nehmen. Micius greift übrigens in eine noch frühere Zeit zurück, um zu schildern, wie der Staat geworden und aus natürlichen Bedürfnissen hervorgegangen sei und was er demnach für eine Aufgabe und Bedeutung habe. Merkwürdiger Weise stellt er dabei nicht wie die heidnischen Sagen über die Urzeit gewöhnlich, an den Anfang der Menschheit ein goldenes Zeitalter; er läßt die Entwicklung vom Niederen zum Höheren aufsteigen und zeigt sich schon hiedurch als Philosoph, der über den Gang der Geschichte nachgedacht hat.

„Im Anfang des Volkes des Alterthums, als es noch keine Justiz gab, sprach Jedermann anders vom Rechte." So beginnt Micius die Schilderung der Anfänge menschlicher Entwicklung. Ein Mensch hatte ein Recht, zwei Menschen hatten zweierlei, zehn Menschen zehnerlei Recht. Als die Menschen sich aber mehrten, da mehrten sich auch die Rechtsansprüche und Rechtsanschauungen. Jeder hielt sein Recht für giltig, das des Andern für nichtig. Im Verkehr verunglimpften sie einander. Vater und Sohn, ältere und jüngere Brüder verfeindeten und zerstreuten sich, konnten nicht mit einander harmoniren. Die 100 Geschlechter des Reichs beschädigten einander, wie Wasser und Feuer oder wie Gift, so daß, wenn sie auch Kraft übrig hatten, sie einander doch nicht halfen; die übrigen Vorräthe ließen sie verfaulen, theilten sie aber nicht unter einander; sie ver-

heimlichten bewährte Erfahrungsweisen und belehrten einander nicht. Die Verwirrung des Reiches war wie bei Vögeln und Vierfüßern. Die Ursache dieser Verwirrung war der Mangel an Vorstehern. Darum wählte man den, der im Reiche wohl der Vortrefflichste war, und setzte ihn als Kaiser ein. Da dessen Kraft aber unzureichend war, wählte man noch solche, die wohl Vortreffliche waren und setzte sie als die drei Herzöge ein. Da aber das Reich noch viel zu groß war, Völker entfernter Länder und fremder Staaten umfaßte, welche die Unterscheidung von Wahrheit und Lüge, Nutzen und Schaden, auch nicht eins und zwei, klar erkennen konnten, so grenzte man sämmtliche Staaten ab und setzte Fürsten und Staatsregenten ein. Als deren Kraft noch unzureichend war, setzte man wieder Vortreffliche zu Vorstehern ein. Und nun konnte der Kaiser durch diese Maschine von Untergebenen die Geschlechter des Reiches regieren. Alle standen jetzt im Zusammenhang; die Vorsteher berichteten, was sie erfuhren, Gutes oder Böses, an den Kaiser. Jeder Distrikt hatte nur zu lernen, was sein Vorsteher sagte und that; der Vorsteher aber sollte ein humaner Mann sein, der machte das Recht des ganzen Distriktes gleich. Von da giengs zum Regenten des einzelnen Staates; der machte das Recht der einzelnen Distrikte des Staates, den er unter sich hatte, gleich; dadurch wurde der Staat wohl regiert. Waren die 100 Geschlechter mit der Regierung des Staatsregenten nicht einverstanden, so giengs an den Kaiser, der entschied; nach dem Kaiser hatte sich Jedermann zu richten. Nur der Kaiser konnte das Recht des ganzen Reiches einheitlich und gleich machen; damit war das Reich regiert. Der Kaiser hatte dabei mit seinem Volke solche Fühlung (durch die Beamten), daß er immer auf dem Laufenden war und alles wußte. Kein Schuldloser wurde da hingerichtet, kein Verbrecher entfloh. Die Oberen fanden die Gefühle der Unteren heraus und kamen in Klarheit über das, was das Volk als gut anerkennt oder verwirft. Man sah darauf, daß die gleiche Rechtsansicht bei Volk und Obrigkeit war, und so entstanden keine Parteiungen. Das Volk hatte dadurch Theil an der Regierung, daß die Räthe der Staatsregenten durch die Familienhäupter gewählt wurden und die Räthe des Kaisers durch die Staathäupter. Der Kaiser hatte aber dafür zu sorgen, daß die Rechtsanschauungen in Uebereinstimmung waren mit dem Himmel. „Weil die Gleichheit mit dem Himmel so wichtig ist, deßhalb waren die heiligen Kö-

nige des Alterthums klar über die Wünsche des Himmels und der Dämonen und stellten nichts auf, was diese verabscheuten; damit suchten sie den Nutzen des Reiches zu erhöhen, den Schaden zu entfernen. Deßhalb leiteten sie alles Volk des Reiches an zu fasten und sich zu waschen, sie weihten Wein und Speisen zum Opfer für den Himmel und für die Geister. In ihrem Geisterdienste wagten sie es nicht, Wein und Speisen nicht ganz rein, die Opferthiere nicht recht fett, Edelsteine und Seidenzeug nicht in völligem Maße darzubringen." Bei Frühlings- und Herbstopfern wurde die richtige Zeit nicht versäumt, bei Verhandlung von Kriminalfällen war man treffend, beim Vertheilen von Gütern unparteiisch.

So wird hier eine Staatstheorie entwickelt, die beachtenswerth ist: Einheit von Obrigkeit und Unterthanen, wobei die Regierung eine gebührende Autorität, das Volk das Recht der Vertretung hat. (Volksvertretung, wenn auch etwas anders als bei uns, ist in China stets in Kraft gewesen). Ziel des Staates ist Gleichberechtigung der Einzelnen und Uebereinstimmung mit dem Himmel. Freilich ruht der Bestand des Staates schließlich auf dem Rechtssinn und der Frömmigkeit des Kaisers, sowie auf der Gerechtigkeit der Vorsteher. Bei einem großen Beamtenheere, wie Micius es will, ist's aber zweifelhaft, ob alle wirklich gerecht sind. In einem anderen Abschnitte redet Micius weiter von diesem Volke des Alterthums, von seiner Lebensweise, von der Einfachheit ihrer Sitten. Das Volk des Alterthums, sagt er, verstand noch nicht, Wohnungen zu bauen; man begab sich aber auf Hügel und wohnte da in Höhlen. Da die Nässe das Volk beschädigte, so bauten die heiligen Könige Wohngebäude. Das Gesetz für die Wohngebäude war: die Höhe sei ausreichend, die Nässe auszuschließen, die Seitenwände ausreichend, den Wind und die Kälte abzuhalten; oben sei es ausreichend, dem Schnee, Hagel, Thau und Regen zu begegnen; die Höhe der inneren Mauer sei ausreichend, der Sitte gemäß Männer und Frauen zu trennen. Ist das beachtet, so halte man ein. Material zu verschwenden, Kräfte anzustrengen, ohne den Nutzen zu mehren, das thue man nicht. Ferner: das Volk des Alterthums kannte noch keine Kleider. Später hatte es Oberkleider von Fellen und trockenes Gras als Gürtel, im Winter kaum warm, im Sommer kaum kühl. Die heiligen Könige hielten das den menschlichen Gefühlen nicht für angemessen, gaben deßhalb den Frauen Unterricht

in der Behandlung von Seide und Hanf, um daraus Stoffe zu weben zu Kleidern für das Volk. Das war das Gesetz für die Kleidung: im Winter weiche Seide, leicht und warm, im Sommer Leinen, leicht und kühl. War dies besorgt, so hörte man auf; die Heiligen machten also Kleider, die Leibesglieder zu bedecken, Nerven und Haut zu temperiren, und das genügte; sie machten keinen Prunk für Augen und Ohren, dem albernen Volke zum Angaffen. Ferner: das Volk des Alterthums verstand noch nicht die Bereitung von Speisen und Getränken. Man pflegte Rohes zu essen und zerstreut zu wohnen. Die Heiligen gaben daher den Männern Unterricht im Pflügen, Ernten und Bäumepflanzen, um dem Volke Nahrung zu verschaffen. Damit war die Speise ausreichend, die Lebensgeister zu mehren, das Leere zu füllen, die Glieder zu kräftigen, den Bauch zu befriedigen, und sonst nichts. Weiter verstand das Volk des Alterthums noch nicht, Schiffe und Wagen zu verfertigen. Sie konnten schwere Lasten nicht fortbewegen, weite Wege nicht zurücklegen. Die heiligen Könige verfertigten daher Schiffe und Wagen zur Bequemlichkeit und Förderung der Geschäfte des Volkes. Sie machten Schiffe und Wagen durchaus fest, leicht und nützlich, so daß man schwer laden und weit kommen konnte. Sie verbrauchten wenig Material und hatten großen Nutzen. Darum freute sich das Volk darüber und benutzte sie. Endlich waren die Heiligen auch in ihrem Vergnügen mäßig. Keinem der Wesen, die sich zwischen Himmel und Erde bewegen, fehlt es an himmelverliehenen Gefühlen. Selbst die Heiligen und früheren Könige konnten an den Eigenschaften, welche der Himmel wahrhaftig verliehen hat, nichts ändern; aber die Heiligen der Vorzeit genossen ihre Vergnügungen so, daß sie ihren Wandel nicht schädigten. Deßhalb hegte das Volk keinen Unwillen. Die Paläste hatten keine Harem-Weiber, darum hatte das Reich auch keine ledigen Männer. Weil innen keine Harem-Weiber, außen keine ledigen Männer waren, darum wurde das Volk des Reiches so zahlreich. Bei all' dieser Mäßigkeit der Sitten stand es aber im Staate gut; das Volk mühte sich nicht ab und kam empor; es hatte immer genügende Vorräthe; die Schatzkammern blieben voll, die Waffenrüstung wurde nicht verbraucht, die Vornehmen und das Volk matteten nicht ab, die Regierungsmacht reichte hin, die Widersetzlichen richterlich zu belangen.

Wie anders steht es dagegen jetzt! In diesem Sinne stellt Micius seine Zeit in Gegensatz zur alten Zeit. Der Staat ist

krank; die Diener des Staates taugen nichts und das Volk leidet unter socialen Uebeln. In einem Abschnitt: „Die sieben Nothstände“ entwickelt Micius hauptsächlich, was er gegen die Regierung auf dem Herzen hatte. Der Regent, der allen voranleuchten sollte, hält sich für heilig und weise, fragt aber nicht nach den Geschäften, er glaubt sich im Frieden und in Sicherheit, ist aber nicht auf seiner Hut und versteht nicht abzuwenden, was die vier Nachbarn gegen ihn planen. Die Staatsgrenzen im Umkreise bieten keine Rettung vor den vier Nachbarn. Mauern, Wälle und Gräben sind unhaltbar, während dagegen für Paläste und Häuser gesorgt wird. Der Regent hält seine Minister nicht im Zaum, er verfaßt Gesetze um die Minister zu prügeln und aus Furcht wagt er nicht, dieselben auszuführen. Die großen Minister sind aber gänzlich unzureichend den Staat zu bedienen. Des Volkes Kraft wird verbraucht zu nutzloser Arbeit, Belohnungen werden an unfähige Männer gegeben, die Schätze sind geleert für Fremde, die Angestellten warten auf's Einkommen, die Reisenden kehren voll Betrübniß um, Belohnungen erfreuen nicht mehr, Strafen können nicht abschrecken.

Ueber die „Vorsteher“ wird besonders geklagt. Dieselben würden jetzt von den Regenten willkürlich eingesetzt, das Volk wisse, daß dieselben nicht eingesetzt werden, um das Volk wohl zu regieren. Darum entziehe man sich ihnen und niemand lege Werth auf Uebereinstimmung mit den Oberen. Es komme so weit, daß, was von oben getadelt, unten gelobt werde, was oben belohnt, unten verurtheilt werde. „Es entsteht ein Zustand, wie zur Zeit, da es noch keine Vorsteher gab.“

Das Volk aber hat nicht genug zu essen, Schlachtvieh, Getreide und Hülsenfrüchte reichen nicht aus zu seiner Nahrung. Und doch hängt der sittliche Stand des Volkes wesentlich ab von genügender Nahrung. „Das Volk ist abhänhig von den fünf Getreidearten. Bei völliger Ernte der fünf Getreidearten sind die fünf Geschmacksarten dem Herrn völlig zur Verfügung, nicht aber bei unvollständiger Ernte. Wird eine Getreideart nicht geerntet, so heißt es Dürftigkeit; fehlen zwei Arten, so heißt es Dürre, bei dreien Mangel, bei vieren Theuerung, bei fünfen Hungersnoth.“ Der Staat sollte nun bereit sein, all' diesen Uebelständen zu begegnen. Ist für Nahrung kein Getreide im Vorrath, so läßt sich Hungersnoth nicht aushalten; sind für die Streitwagen keine Soldaten vorräthig, so kann der

Staat sein Recht nicht durchsetzen, auch wenn er Recht hat; sind Stadtmauern und Wälle nicht in Bereitschaft, so kann man sich nicht vertheidigen; hat man im Herzen die Ueberlegung nicht vorbereitet, so kann man dem, was kommt, nicht begegnen. Bereitschaft ist also das Wichtigste für den Staat; Nahrungsmittel sind die Schätze des Staates, Waffen sind die Krallen des Staates und Stadtmauern dienen zur Abwehr. Diese drei sind die Staatswerkzeuge. Der jetzige Staat aber ist in sehr unvollkommener Bereitschaft, und noch mehr: er ist zu ganz anderem bereit, wozu er nicht bereit sein sollte. Die oberen Klassen geben sich dem Luxus hin, während die unteren darben. Diese Bereitschaft zu Wagen, Pferden, Kleidern, Pelzen, Palästen ꝛc. schildert nun Micius ausführlich. Statt der einfachen alten Wohngebäude werden jetzt Prachtgebäude erstellt. Man sieht sich genöthigt, den Gemeinden großartige Abgaben aufzuerlegen und entreißt dadurch dem Volke die Mittel zur Kleidung und Nahrung, bringt Witwen und Waisen um, um Paläste, Gemächer, Schauthürme und Schauspiele, um farbige, geschnitzte und gravirte Verzierungen herzustellen. Uebermäßige Kleiderpracht ist an die Stelle der früheren Einfachheit getreten: Frauenarbeit verfertigt nun bunten Zierrath, Mannesarbeit schnitzt und gravirt, um dem Leibe Kleidung zu verschaffen; dies alles dient aber nicht dazu, das Gefühl des Wohlbehagens zu mehren, es vergeudet das Material, ermüdet die Kräfte und gehört alles zum Unbrauchbaren. Betrachtet man's von der Seite, so macht man Kleider nicht für Leibesglieder, sondern zum schönen Aussehen. Ferner sind die Genußmittel viel raffinirter; man legt den Gemeinden großartige Abgaben auf, um feine Speisen, Mastschweine, Gesottenes und Gebratenes, Fische und Schildkröten zu erlangen. Ein großer Staat stellt 100 Gefäße auf, ein kleiner Staat zehn Gefäße, feine Speisen nehmen eine Quadratruthe ein u. s. w. In dieser Weise essen und trinken die Regenten. Dazu kommt die Ausschweifung in geschlechtlicher Hinsicht. Die jetzigen Regenten zähmen ihre Lust nicht, so daß ein großer Staat tausend Harem-Frauen beisammen hat, ein kleiner Staat hundert.

Die Folgen einer solchen Lebensweise der herrschenden Klasse ergeben sich leicht. Um bei dem letztbesprochenen Punkte anzufangen, so ist es eine nothwendige Folge der Haremswirthschaft, daß viele Männer des Reiches ledig bleiben und keine Frau bekommen, wäh-

rend viele Mädchen ohne Ehemann bleiben. So mindert sich die Zahl der Ehen und das Volk wird gering an Zahl. Die Verschwendung der höheren Klassen ist aber auch ein böses Beispiel, das nur zu leicht nachgeahmt wird, und so bilden sich nach und nach zwei Lager im Staate: auf der einen Seite herrscht Pracht und Luxus, auf der anderen Elend, Hunger und Erbitterung. „Die Oberen bekommen ihre Vergnügungen nicht satt, die Unteren verhalten ihre Erbitterung nicht."

Wie ist einem solchen Staate zu helfen? fragt sich nun Micius. Die düsteren Farben dieses Bildes sollen in helle umgewandelt werden; aber wie geschieht dies? Micius sah einst dem Färben von Seide zu und sagte seufzend: Gefärbt in Blau gibt Blau, gefärbt in Gelb gibt Gelb; wie die Zuthat wechselt, wechselt auch die Farbe, je nach den fünferlei Farben. Doch wird nicht nur Seide gefärbt, auch der Staat hat seine Färbung. Die Färbung der alten Könige Schun, Ju, Thang, Wu durch ihre Minister war wie sie sein sollte, deshalb erlangten sie die königliche Herrschaft über das Reich und wurden Kaiser; ihr verdienstlicher Name bedeckt Himmel und Erde. Alle durch Humanität und Gerechtigkeit in der ganzen Welt bekannten Männer werden diese vier Könige preisen. Dagegen waren Kieh, Schao, Jeu und Lei durch ihre Minister gefärbt, wie es unstatthaft ist; der Staat wurde deshalb zertreten, der Leib getödtet, sie wurden zum Spott des ganzen Reiches. Die ungerechten, schändlichen Menschen der ganzen Welt werden diese vier Könige preisen." Die Besserung muß also nach Micius' Vorschlag ausgehen von oben; treffliche Kaiser und tüchtige Minister, sie geben dem Staate die rechte Färbung. Sie sollten demnach vor allem sich darüber klar werden, welche Grundsätze sie beim Regieren zu befolgen haben. Wer eine Sache in der Welt betreibt, sollte es nicht thun ohne Erwägung des Gesetzes, weil ohne dasselbe die Angelegenheiten niemals vollendet werden können. Selbst der höchst Gebildete als Ministerpräsident hat sein Gesetz, und der gemeinste Arbeiter in Ausübung seines Geschäftes hat auch sein Gesetz. Die Arbeiter machen das Viereckige nach dem Winkel, das Runde nach dem Cirkel, das Gerade nach der Schnur, das Richtige nach der Schablone." Wie sich so alle Arbeiter nach einem bestimmten Gesetze richten, so sollten es auch die thun, die einen Staat oder ein Reich zu regieren haben, wollen sie anders jenen Arbeitern an Einsicht nicht nachstehen. Worin besteht nun

aber das Gesetz für das Regieren? Soll man es dem Walten der Eltern in der Familie absehen? Nun gibt es zwar viele Eltern unter dem Himmel, aber der humanen Eltern wenige; darum begeht, wer den Eltern im Allgemeinen nachahmen will, Inhumanität, und Inhumanität kann doch nicht zum Gesetze werden. Ebenso ist es, wenn man seine Lehrer oder die Regenten zum Vorbild nehmen wollte, weil es deren mehr inhumane, als humane gibt. Diese drei Klassen taugen also nicht zum Gesetz für das Regieren; was denn? Nichts ist besser, als den Himmel zum Vorbilde zu nehmen. Die Wirksamkeit des Himmels ist universell, ohne selbstisch zu sein. Seine Mittheilung ist reichlich, ohne Einschränkung, sein Licht dauernd, ohne Abnahme. Deßhalb haben die Heiligen ihn als Gesetz angenommen. Ist aber der Himmel Gesetz, so muß man in der eigenen Handlungsweise auch an den Himmel denken; man muß thun, was der Himmel wünscht und unterlassen, was der Himmel nicht wünscht. Was wünscht und was haßt nun der Himmel? Er wünscht, daß die Menschen einander lieben, daß sie einander nützen, und wünscht nicht, daß die Menschen einander hassen und berauben. Aber woher weiß man das? Daher, daß er sie ausnahmslos liebt, ausnahmslos ihnen nützt. Das erkennt man daran, daß er sie alle ohne Ausnahme besitzt, erleuchtet und ernährt (alle versorgt). Durch dieses Verhalten des Himmels sind eigentlich alle Unterschiede auf Erden aufgehoben; so gäbe es z. B. keine großen und kleinen Staaten, sondern sie alle wären „Gemeinschaften des Himmels," d. h. die gleichmäßige Beziehung aller auf den Himmel machte es gleichgiltig, ob sonst noch etwelche Verschiedenheiten unter den einzelnen beständen. Ferner gäbe es in der Menschheit keine Gegensätze von Vornehm und Gering, Groß und Klein; wichtiger ist es ja, daß alle Menschen gleichmäßig Gott angehören; alle Menschen wären dann Beamte und Diener des Himmels, so daß Jedermann Opferthiere, Wein und Getreide darbrächte, um den Himmel zu verehren. Die Absicht des Himmels mit der Menschheit ist weiter auch daraus ersichtlich, daß, wer die Menschen liebt und ihnen nützt, vom Himmel beglückt wird; wer die Menschen haßt und beschädigt, auf den sendet der Himmel Unglück; wer Unschuldige zu tödten pflegt, erlangt Mißgeschick. Daraus kann man erkennen, daß der Himmel wünscht, daß die Menschen einander lieben, und daß er nicht will, daß sie einander hassen und beschädigen.

In diesem Sinne hatten die heiligen Könige Ju, Thang, Wan und Wu sich den Himmel zum Vorbild genommen, sie liebten ausnahmslos die Geschlechter des Reiches, leiteten sie an, den Himmel zu ehren, den Abgeschiedenen zu dienen; sie nützten den Menschen, und daher beglückte sie der Himmel. Anders tyrannische Könige: sie haßten ausnahmslos die Geschlechter des Reiches, leiteten sie an, den Himmel zu lästern, die Verstorbenen zu verspotten, sie schadeten ihren Leuten vielfach, darum brachte sie der Himmel in's Unglück.

Hiemit hat Micius den damaligen Fürsten gezeigt, was sie zu thun haben; die Vorschriften, die er ihnen gibt, sind zwar, wie man sieht, so inhaltsreich, daß sie für alle Menschen gelten, aber in diesem Zusammenhang wendet er sie bloß auf Regenten an, wohl mit dem Gedanken, daß, wenn der Kaiser nicht mit dem Himmel übereinstimme, es mit dem ganzen Reiche schlecht stehe, daß aber andernfalls aus dieser Quelle die Tugend herabfließe zu den einzelnen Unterthanen.

Ein weiterer Vorschlag des Micius geht nun dahin, der Fürst solle die geeignetsten Kräfte des Landes in seinen Dienst ziehen. „Vorziehen der Vortrefflichen" ist geradezu die Grundlage der Regierung. Werden Verwandte angestellt, die Kenntnisse haben, oder Günstlinge an Posten gesetzt, die für sie zu schwierig, so bleiben, wenn sich dieselben auch noch so sehr anstrengen, neun Zehntel der Geschäfte unbewältigt. Nein, wer den Staat regieren kann, soll dazu verwendet, wer Aemtern vorstehen kann, dazu gebraucht, wer eine Ortschaft regieren kann, dazu benützt werden. Darum sei das Streben der Großen auf zahlreiche Vortreffliche gerichtet. Das Mittel, sie anzuziehen, ist dasselbe, wie für gute Bogenschützen und Wagenlenker; man bereichert sie, beehrt sie, achtet sie, lobt sie. Rang, Einkommen und Autorität müssen entsprechend sein. Ist die Rangstellung nicht hoch, so hat das Volk keinen Respekt, ist das Einkommen nicht glänzend, so hat das Volk kein Vertrauen. Die jetzigen Fürsten, sagt Micius, wollen auch Vortreffliche, sie geben Würden, aber kein Einkommen; die Vortrefflichen kommen daher nicht herbei und Unwürdige erhalten die Stellen. Woran erkennt man aber, daß vortreffliche Beamte zum Wohle des Staates nothwendig sind? Daraus, daß, wenn Weise und Angesehene regieren, Thoren und Niedrige sich regieren lassen; regieren dagegen Thoren und Niedrige, so rebelliren Angesehene und Weise. Es war übrigens schon Sitte der guten

alten Zeit, die Vortrefflichen vorzuziehen. Die Fürsten und Großen des Alterthums wünschten alle den Staat und ihre Familie reich, das Volk zahlreich, die Verwaltung wohlgeordnet, und dies erreichten sie durch Bevorzugung der Vortrefflichen. Die heiligen Könige bevorzugten nicht Vater und Brüder, sie waren nicht den Angesehenen und Reichen geneigt, sie ließen sich nicht hinnehmen von schönem Gesicht, sondern sie erhoben die Vortrefflichen und setzten sie oben an, bereicherten und ehrten sie als Vorsteher der Aemter. Die Unfähigen entfernten sie, machten sie arm und gering als Diener. Uebrigens wird sich bald von selbst das Walten der Vortrefflichen im Staate als ein segensreiches ausweisen. Schon die Thatsache, daß Vortreffliche zu Amt und Reichthum kommen, wird als Ausdruck des fürstlichen Wollens von sittlichem Einfluß auf das Urtheil der Menge sein. Die Reichen und Angesehenen werden dann also überlegen: Worauf wir uns anfänglich verließen, das war Reichthum und Ansehen; jetzt erhebt man die Gerechten und verschmäht die Armen und Geringen nicht; wir dürfen also nicht wohl anders, als gerecht handeln. Sodann auch die Verwandten, welche sich auf ihre Verwandtschaft verließen, die Nahestehenden ebenfalls. Die Fernerstehenden bekommen dadurch Muth, daß auch sie mittelst Gerechtigkeit aufsteigen können, und geben sich Mühe um dieselbe. Die Beamten an den fernsten Grenzen des Reiches und alle Klassen werden so eifrig werden in der Uebung der Gerechtigkeit. Abgesehen aber von diesem Einfluß auf die öffentliche Meinung werden die Vortrefflichen dem Staate dadurch nützen, daß sie ihre Kraft zum Wohl desselben anwenden. Darin besteht ja das Wesen eines Vortrefflichen, daß er eifrig ist mit seiner Kraft Anderen zu dienen, willig seine Güter Anderen mitzutheilen, beflissen nach seiner Erfahrung Andere zu lehren. Die Vortrefflichen strengen alle Kräfte an die Geschäfte des Regenten auf sich zu nehmen, ohne müde zu werden; wenn sie Schönes und Gutes haben, schreiben sie es den Oberen zu. Das Schöne und Gute ist damit oben, das Unliebsame und Geschmähte unten; Ruhe und Wonne beim Regenten, Trübsal und Kummer beim Minister. Die Vortrefflichen kommen früh in den Gerichtshof und gehen spät fort, sie hören Kriminalfälle und verwalten die Rechtspflege. Nachts legen sie sich schlafen und stehen frühe auf, nehmen Steuern ein von Grenzpässen, Wäldern, Märkten. Die, welche Ortschaften regieren, treiben Landbau, sie

gehen frühe aus und kehren im Dunkeln heim u. s. w. Natürlich kann der Staat nicht alle Vortrefflichen anstellen; es kommt aber darauf an, daß die Regierung in Uebereinstimmung ist mit den Gebildeten. Die ehrenwerthen Gebildeten, welche reich erfahren sind in tugendhaftem Wandel, wohlbedacht in Wort und Gespräch, bewandert in den Lehrvorschriften, sie sind eigentlich die „Perlen des Staatshaushalts und Assistenten der Schutzgeister." Haben nicht Kieh und Schao dadurch, daß sie die Gebildeten des Reiches nicht auf ihrer Seite hatten, ihre Personen getödtet und das Reich verloren? Ein Staat, in welchem die Gebildeten nicht gehegt und gepflegt werden, geht zu Grunde. Regent und Gebildete haben dieselben Interessen, darum soll der erstere die letzteren an sich fesseln. Hat der Regent so die Gebildeten zu seiner Seite, so gleicht er einem Strome, der, durch viele kleine Bäche gefüllt, groß wird; das Wasser der Ströme enthält ja auch nicht nur das Wasser einer Quelle, wie ein Pelz, der 1000 Goldstücke werth ist, nicht bloß aus einem Hermelinfell gemacht ist.

Micius begnügt sich nun aber nicht damit, Regenten und Beamten den Weg zum Besseren zu zeigen, er wendet sich schließlich an das ganze Volk und redet ein Wort für Jedermann. Woraus entsteht die Unordnung im Reiche? fragt er; denn den Ausgangspunkt einer Krankheit muß der Arzt zuerst erkennen, ehe er sie angreift. Die Unordnung entsteht aus Mangel an gegenseitiger Liebe. Minister und Söhne sind nicht unterthänig gegen Regenten und Väter. Der Sohn liebt sich selber und nicht den Vater; er benachtheiligt daher den Vater und nützt sich selber; ebenso macht es der jüngere Bruder gegen den älteren, der Minister gegen den Regenten. Auch das ist fehlerhaft, wenn der Vater nicht gütig ist gegen den Sohn, der ältere Bruder gegen den jüngeren, der Regent gegen den Minister (was eigentlich nach chinesischen Begriffen nicht ihre Pflicht ist). Der Vater liebt sich eben selber, ebenso der ältere Bruder und der Regent. So ist es auch mit den Dieben und Räubern. Der Dieb liebt sein Haus und nicht das fremde; er bestiehlt daher jenes, um seinem Hause zu nützen. Der Räuber liebt seine Person, nicht die Anderen; er beraubt Andere daher, um seiner Person zu nützen. Ebenso gehen die Statthalter mit einander, die Fürsten mit den Staaten um. Die Kämpfe der Familien, der Staaten, der Einzelnen gegen einander sind der Schaden, der aus

Mangel an gegenseitiger Liebe entsteht. Ist keine gegenseitige Liebe da, so wird der Starke den Schwachen packen, der Reiche den Armen höhnen, der Angesehene den Niedrigen übermüthig behandeln, der Schlaue den Dummen betrügen. Alles Elend, Anmaßung, Aerger und Unwille im Reiche entstehen aus dem Mangel an gegenseitiger Liebe. Alle Verwirrung im Reiche stammt aus dieser Quelle. Eine Aenderung kann nur herbeigeführt werden durch das Gesetz kommunistischer, gegenseitiger Liebe und durch Austausch gegenseitigen Nutzens. Dieses Gesetz ist beschrieben mit den Worten: „Liebe, was des Andern ist, wie das Eigene!“ Veranlaßte man im Reiche unterschiedslose, gegenseitige Liebe gegen Andere, wie gegen die eigene Person, gäbe es dann wohl Mitleidslose? Betrachtete man Kinder, jüngere Brüder und Minister wie die eigene Person, so hörte jede Insubordination auf. Betrachtete man die Häuser Anderer, wie sein eigenes, wer würde stehlen? Betrachtete man die Personen Anderer, wie die eigene, wer würde rauben? Betrachtete man andere Familien, wie die eigene, wer würde sie verwirren? Betrachtete man andere Staaten, wie den eigenen, wer würde angreifen? Damit wäre das Reich wohl regiert.

Man muß diesen Kommunismus des Micius richtig verstehen; er will nicht alle Unterschiede in der Menschheit aufheben. Zwar sagt er: „Das Unterschiedmachen zu verurtheilen und Kommunismus zu behaupten, ergibt sich wie ein Quadrat.“ Aber die Gleichheit soll, wie es scheint, durch freiwilligen Liebesdienst, der die Unterschiede unfühlbar macht, zu Stande kommen. „Die scharfen Ohren und klaren Augen würden für einander sehen und hören, starke Hände und Füße würden sich für einander regen; die, welche Erfahrungen haben, würden einander belehren; da würden Alte, Weib- und Kinderlose Ernährer finden, um ihre Jahre voll zu machen; Zarte und Waisen hätten Zuflucht, um auferzogen zu werden.“ Wie hier die Unterschiede der Natur, des Alters u. s. w. durch Liebe ausgeglichen werden, so sollten auch die geselligen Unterschiede aufhören drückend zu werden, nicht aber überhaupt verschwinden. Daß letzteres nicht der Fall ist, beweist der Umstand, daß Micius die Gegensätze von König und Unterthan, Gebildet und Ungebildet in voller Strenge bestehen läßt, ja sogar räth, die Gebildeten mit Reichthum und Ehre zu überhäufen, was ja das gerade Gegentheil von Kommunismus ist. Wir müssen in der Anschau-

ung des Micius den richtigen Gedanken der Nothwendigkeit der Bruderliebe erkennen, nur daß hier bloß Erwägungen der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit, nicht höhere Beweggründe — wie im Christenthum — diesem Gedanken zu Grunde liegen. Dazu kommt, daß Micius glaubt, der Staat könne auf Ausübung solch' allgemeiner Liebe hinwirken, während doch die freiwillige Liebe gerade das ist, worauf der Staat nicht rechnen kann, was dagegen Sache der Frömmigkeit des Einzelnen ist.

Haben wir solche Bedenken gegen den Vorschlag des Micius, so hatten seine Zeitgenossen andere. Die einen konnten sich nicht entschließen, die Lehren des Kommunismus, die ihr Verstand billigen mußte, im Leben durchzuführen. Einer, der so denkt, sagt zu sich: „Wie kann ich für die Person meines Freundes sein, was ich für die eigene Person bin? Wie für die Verwandten desselben, was ich für die eigenen bin?" Er sieht seinen Freund hungrig und speist ihn nicht, frierend und kleidet ihn nicht, krank und pflegt ihn nicht, todt und begräbt ihn nicht. Diese Thatsache ist dem Micius einfach unbegreiflich und er schließt daraus auf eine Inkonsequenz dieser Leute. Beim kommunistisch Gebildeten stehen Wort und Wandel in genauer Uebereinstimmung; ein solcher wird zu sich sagen: „Ich habe gehört, daß hervorragende Gelehrte im Reiche für die Person ihres Freundes sind, für dessen Verwandte, was sie für die eigenen sind." Er wird dann im Falle der Noth seinen Freund kleiden, speisen und pflegen. In Wirklichkeit wird man auch dem kommunistisch Gebildeten alles Vertrauen schenken. Angenommen, es sei Einer ein wahrer Kommunist, wem wird ein Offizier, der sein Leben in der Schlacht oder in gefahrvoller Sendung daransetzt, die zurückgelassenen Weiber und Kinder anvertrauen? Doch gewiß dem Kommunisten. Selbst der dümmste Mann, die dümmste Frau, auch wenn sie den Kommunismus in Worten verwerfen, werden ihn doch in der That annehmen.

Ebenso ist es mit einem Regenten. Ein solcher sagt vielleicht zu sich: „Wie kann mir Jedermann unter den Myriaden des Volkes sein, was mir meine eigene Person ist? Das wäre übertriebene Sentimentalität in der Welt! Der Mensch lebt nicht lange auf Erden, sondern wie ein Gespann Pferde das Thal entlang rennt." Er sieht also die Myriaden des Volkes hungrig und speist sie nicht u. s. w. Wen aber würde ein Volk wählen, wenn eine Pestilenz

herrscht, wenn Viele frieren und hungern, und die Menschen in Menge sterben? Niemand, selbst thörichte Männer und Frauen, die sonst den Kommunismus verdammen, würde einen andern als einen kommunistischen Regenten wählen. Mit Worten verurtheilt man den Kommunismus, in der Wahl nimmt man ihn an; da ist Wort und Handlung im Widerspruch.

Andere Gegner betonen die Schwierigkeit, aus den bestehenden Verhältnissen heraus zur kommunistischen Liebe durchzudringen und die Menschen zur Ausübung derselben zu vermögen. Micius sagt: Es ist schon Schwereres vollbracht worden, als dies. Städte stürmen und Schlachten liefern, das Leben für Ruhm dahingeben, das fällt allen Geschlechtern des Reiches schwer; hat jedoch der Regent Gefallen daran, so können Offiziere und Gemeine es doch ausführen, wie viel mehr kommunistische Liebe, da es sich hier nicht um Ueberwindung von Gefahren handelt, nicht einmal um die des Eigennutzes. Denn wer Andere liebt, den werden sie wieder lieben, wer Anderen nützt, dem werden sie wieder nützen. Sagen Manche, der Kommunismus ist ein undurchführbares Ding, wie wenn man ein Hochgebirge nehmen und damit über Flüsse springen wollte, so ist dies falsch, denn das Verlangte hat noch niemand geleistet, wohl aber ist der Kommunismus stückweise schon in's Leben gesetzt worden. Die Könige Ju, Wan und Wu haben schon kommunistische Lehren zum Theil durchgeführt. Nur soll jetzt die Ausführung eine vollkommenere sein und auf alle Menschen ausgedehnt werden.

Ju dieser Weise redet Micius seinem Vorschlage das Wort. Daß er aber kein Schwärmer ist, der in seinen Idealen lebt, ohne auf die natürlichen Grundlagen des menschlichen Lebens Rücksicht zu nehmen, das beweisen weitere nationalökonomische Vorschläge zur Hebung der socialen Uebel. Wie könnte die allgemeine Liebe ihre Thätigkeit beginnen, wenn nichts da wäre, was mitgetheilt werden könnte. Daher muß zunächst dafür gesorgt werden, daß, was zum Leben nothwendig ist, in genügender Menge vorhanden sei. Die vorhandenen Werthe eines Staates können geradezu verdoppelt werden, nicht durch Eroberung, sondern durch richtige Verwendung. Wird das, was überflüssig, unnützlich ist, verwendet und so zu sagen umgeschmolzen zu Brauchbarem, wird bei Kleidern, Wohnungen, Waffen, Schiffen und Wagen alles Unnöthige weggelassen, so kann der vorhandene Vorrath bedeutend vermehrt werden. Anders steht

es mit den Nahrungsmitteln, da deren Wachsthum von der Witterung abhängt. „Konnten die heiligen Könige der Vorzeit etwa machen, daß die fünf Getreidearten regelmäßig geerntet wurden und daß weder Dürre kam, noch Wasser hereinbrach? Und doch gab es kein frierendes und hungerndes Volk.“ Warum? Wenn das Volk die vorhandenen Produkte zweckmäßig gebrauchte, so reichten dieselben aus. Dazu waren die Könige jederzeit eifrig in ihren Bemühungen und sparsam in ihrem Aufwand. (Es muß also jede Art von Uebermaß vermieden werden.) „Man mischt nicht die fünf Geschmacksarten (süß, sauer, bitter, salzig, scharf) und die Harmonie der Gerüche auf's Aeußerste, bringt nicht Leckereien und fremde Dinge aus fernen Ländern.“ Noch schwerer ist es für den Regenten, die Zahl der Menschen zu verdoppeln. Dies muß durch Heirathsgesetze zu Stande gebracht werden. So wenigstens war es zur Zeit der heiligen Könige. „Jetzt aber haben die Regierenden eine Menge Wege, die Menschen zu verringern. Man plagt das Volk, die Abgaben sind reichlich, die Güter des Volkes nicht hinreichend. Unzählige sterben an Kälte und Hunger. Die Großen sind ferner gewohnt, Soldaten auszuheben, die Nachbarstaaten zu bekriegen auf Jahre oder, wenn kurz, auf Monate; dazu die Krankheiten aus dem Wohnen in Unruhe, Essen zu unrechter Zeit, welche Viele hinraffen. Die in den Kriegen fallen, sind ohne Zahl u. s. f.“

(Schluß folgt.)

Die Missionsbestrebungen Schwedens.

Von P. v. Möller.

2. Die Missionsthätigkeit der Neuzeit.

a. Die schwedische Missionsgesellschaft und ihr Aufgehen in die Mission der schwedischen Kirche.

Diese Gesellschaft wurde am 6. Januar 1835 in Stockholm von einer Anzahl gläubiger Christen, Geistlichen und Laien, gegründet und erhielt schon den 27. Februar vom Könige die Bestätigung ihrer Statuten. Nach diesen war jeder, der jährlich

$7^1/_2$ Kronen (ca. $8^1/_2$ Mark) oder auf einmal mindestens die zehnfache Summe zahlte, Mitglied der Gesellschaft. Die Direktion, die mindestens aus 9 Mitgliedern bestehen sollte, hatte die einfließenden Gaben a) zur Herausgabe von Missionsschriften, b) zur Unterstützung anderer Gesellschaften oder einzelner Männer zum Zwecke ihrer Ausbildung für den Missionsdienst zu verwenden. Schon nach Verlauf des ersten Jahres belief sich die Zahl der Mitglieder auf 242, und mehrere kleine Hilfsvereine hatten sich in verschiedenen Gegenden des Landes gebildet, einer sogar in London mit dem ehemaligen Missionar Rahmn als Sekretär; auch aus Finnland giengen bis zum Jahre 1859, dem Gründungsjahre der finnischen Missionsgesellschaft, nicht unbedeutende Gaben ein.

Wir wenden uns zuerst zur Mission in Lappland, welche nunmehr die einzige ist, die von der Direktion der Gesellschaft fortgeführt wird, eigentlich aber keine „Heidenmission" genannt werden kann. Wir geben einen möglichst kurzen Ueberblick über die Arbeit. Diese bestand namentlich in der Errichtung von Schulen, in denen die Kinder der Lappen nicht nur freien Unterricht, sondern auch Kleider und Unterhalt erhielten — den schwedischen Kindern wurde nur das Erstere zu Theil — und in der Anstellung tüchtiger Lehrer und Katecheten, die auch als Reiseprediger auf die älteren Lappen einzuwirken bemüht waren und auch zum Theil mit großem Segen gearbeitet haben. Unter diesen sind namentlich Carl Ludwig Tellström (1839—62) und Fredrik Norberg (1839—58) hervorzuheben. In mehrfacher Art wurden die Schulen inspizirt. Theils waren Pastoren als Lokalinspektoren über einzelne, nicht von Geistlichen gepflegte Schulen angestellt, theils (1871) wurden die Inspektoren der Volksschulen in der Lappmark ersucht, die Missionsschulen in ihrem Bezirke zu besuchen und über dieselben zu berichten. Auch wurden 2 Lappmarksvisitatoren 1868 als Abgeordnete des Konsistoriums „für einmal" mit der Inspektion dieser Anstalten beauftragt und erstatteten darüber Berichte. Schließlich sandte die Direktion selbst von Zeit zu Zeit Inspektoren nach der Lappmark z. B. P. Fjellstedt 1857, J. Kersstedt 1869, A. H. v. Zweigbergk 1873, welche gründlich zu Werke giengen und manche Reformen bewirkten.

Inzwischen war aber im März 1864 das 14-jährige Lappmädchen Maria Magdalena Mattstochter trotz der Länge des Weges und der Mühseligkeiten der Reise zu Fuß in Stockholm angelangt,

um vom Könige noch mehr geistliche Hilfe für ihr Volk zu erflehen. Ihre Erscheinung machte natürlich großes Aufsehen, und überall, im königlichen Palaste, wie in den Hütten der Armen wurde die würdige Tochter des Nomadenvolkes mit offenen Armen empfangen und ihr Anliegen zu Herzen genommen. Die Folge war, daß am 8. April der sogen. Fünföre-Verein — weil jedes Mitglied 5 Oere oder Pfennige wöchentlich zahlt — sich bildete, um als Hilfsverein für die schwedische Missions-Gesellschaft Geld einzusammeln, um damit „Kinderbewahranstalten" in Lappland zu gründen. Man wählte diesen Namen (auf schwedisch barnhem), um sie von den Schulen der Gesellschaft, mit denen sie im Uebrigen ziemlich zusammenfallen, zu unterscheiden. Zwei solche Anstalten wurden bereits im folgenden Jahre eröffnet. Die Zahl der Schulen variirt von 3—6. Die höchste Kinderzahl finden wir im Jahre 1872, nämlich in den 5 Schulen 104 Lappen- und 65 schwedische Kinder, und in den 3 Anstalten 38; zusammen 142 Lappenkinder. Schon im folgenden Jahre sank die Zahl auf 128 herunter, und 1879 waren in 4 Schulen 75, und in 3 Anstalten 38, zusammen also nur 113 Kinder. Ende des Jahres 1872 hatten im Ganzen 1672 Kinder des Nomadenvolkes durch die in Rede stehende Thätigkeit eine christliche Erziehung erhalten. Auch die Gaben, die im Jahre 1876 ihren Höhepunkt erreichten (53,907 Mark), fielen im Jahre 1879 bis zu 17,092 M., während die Ausgaben von 18,016 M. bis zu 22,877 M. stiegen.

Bezüglich der literarischen Thätigkeit der Gesellschaft ist zu bemerken, daß dieselbe hauptsächlich in der Herausgabe der „Zeitung der schwedischen Missions-Gesellschaft", ihres ersten Organes, besteht, von 1864—72 vom Sekretär, Pfarrer A. Sjöding, treulich redigirt, und von 1873—75 unter dem Namen „Der Missionsfreund" von dem im Dienste der Gesellschaft stehenden und nur für die Mission lebenden Pastor A. H. v. Zweigbergk in sehr tüchtiger Weise fortgesetzt. Das folgende Jahr erlebte das Blatt unter anderer Redaktion seinen letzten Jahrgang.*) Leider war v. Zweigbergk krank-

*) In dem Verlage der Gesellschaft sind erschienen: „Uebersicht der evang. Mission unter den Heiden" von Dr. H. Kalkar und „Die Geschichte der Trankebar'schen Mission" von F. Ferd. Fenger, beide (das letzte von Miss. Ouchterlony) aus dem Dänischen übersetzt. Ferner: „Die neuere evang.-luth. Tamulenmission," Originalwerk von A. H. v. Zweigbergk.

heitshalber genöthigt, seinen $3^1/_2$-jährigen Dienst als Abgeordneter der Gesellschaft zu verlassen und 1875 eine ruhige Predigerstelle auf dem Lande anzunehmen. Mit ihm ist's, als wäre auch der gute Genius der Gesellschaft gewichen: schon im Oktober des folgenden Jahres beschließt die Direktion, das einzige Heiden-Missionsfeld der Gesellschaft der Missionsdirektion der schwedischen Kirche zu überlassen und gibt somit der Gesellschaft den Todesstoß. Doch davon später mehr.

In Bezug auf die eigentliche Heidenmission beschränkte sich die Gesellschaft von vorneherein darauf, verschiedene ausländische Gesellschaften zu unterstützen, namentlich die Basler, die bis 1865 im Ganzen 79,800 Kronen (1 Kr. = $1^1/_3$ Mark) erhielt. Dann die Brüdergemeinde, der bis 1866 eine Summe von 28,600 Kronen gesandt wurde. Nach Basel flossen die Gaben am reichlichsten von 1847—54, während der schwedische Missionar Theodor Hamberg in China thätig war. Auch die Wesleyaner erhielten Gaben, um eine Lehrerin in ihrer Schule für Negerkinder auf St. Bartholomäi zu unterhalten, im Ganzen 21,200 Kronen. Andere erhielten geringere Beträge, Leipzig von 1841 an.

Inzwischen hatte sich in Lund den 24. October 1845 noch eine Missionsgesellschaft gebildet und wurde ein Missionsinstitut gegründet, dessen Vorsteher Fjellstedt ward (1846). Der thätige Mann redigirte auch 23 Jahre hindurch die „Lunds Missions-Zeitung." Pfarrer Colliander setzte nach ihm die Redaktion des Blattes fort. Carl Joseph Fast und Andres Elgqvist waren die ersten Missionszöglinge, die aufgenommen wurden. Nach beendigten Studien wurden sie zum Predigtamte ordinirt und auf Zureden Gützlaff's nach China gesandt. In der Stadt Futschau studirten sie fleißig die chinesische Sprache und berechtigten zu guten Hoffnungen, die jedoch bald in schrecklicher Weise zunichte gemacht wurden. Fast wurde von Seeräubern ermordet, Elgqvist entkam schwimmend nur mit größter Mühe der drohenden Gefahr. Auch mit den übrigen nach China im Dienste der Mission ausgegangenen Schweden sind die Wege des Herrn wunderliche gewesen. Augusta Norstedt, Missionar Lechlers Frau, wurde wenige Wochen nach ihrer Ankunft dort vom Herrn heimgerufen. Hamberg starb in seinen besten Jahren, und seine Wittwe, die alsbald mit ihren zwei Kindlein die Rückreise antrat, hatte den Schmerz, das eine Kind schon während der Fahrt

über die großen Meerestiefen sterben zu sehen, und das andere wenige Tage nach der Ankunft in Halmstad, ihrem Geburtsorte, begraben zu müssen. Es starb an der Cholera. Bald darauf durfte aber auch sie selbst, die schwergeprüfte Witwe, in die ewige Ruhe eingehen.

Durch die Trauernachricht vom Tode Fast's war die Gesellschaft zwar tief gebeugt, aber die Mission in China aufzugeben, daran dachte sie nicht. Vielmehr wurden G. E. Lundgren und Alex. Ouchterlony, nachdem sie vom Institute ausgegangen und ordinirt worden waren, nach London gesandt, um dort noch ein Jahr weiter zu studiren und dann nach China zu gehen, um dem Bruder Elgqvist in der Arbeit behilflich zu sein. Allein der Herr hatte es anders beschlossen. Elgqvist mußte mit gebrochener Gesundheit wieder in die Heimat zurückkehren und erhielt hier eine Pfarrei. Jetzt wurden die Brüder in London nach Indien gesandt, wo sie 1853 in den Organismus der Leipziger Mission eintraten, während die Gesellschaft in Lund fortfuhr für ihren Unterhalt zu sorgen und sie als ihre Sendboten zu betrachten. So hatten die Missionsdirektionen in Leipzig und Lund die Sache geordnet und eine Vereinigung dieser beiden lutherischen Missionsgesellschaften glücklich herbeigeführt. Schon früher (1849) war ein Schwede, B. J. Glasell als einzelner Missionar im Dienste der Leipziger Gesellschaft hinausgegangen, hatte aber schon 1851 seinen Abschied genommen. Lundgren verließ schon 1855 die Mission; als Ersatz wurden im selbigen Jahre von Lund aus Dr. A. Blomstrand (Docent der Theologie) und Pastor S. Rydén nach Leipzig gesandt, um dort weiter für den Missionsdienst unter den Tamulen ausgebildet zu werden. Bald nachher, im December 1855, kam der von Lund ausgegangene, schon ein paar Jahre gehegte Gedanke, eine Vereinigung mit der schwedischen Gesellschaft zuwege zu bringen und das Missionsinstitut nach Stockholm zu verlegen, zur Ausführung. Die Gesellschaft in Lund übergab ihre Kasse, 60,000 Kronen, der schwedischen Gesellschaft, behielt sich aber vor, die Hälfte zurücknehmen zu dürfen, falls sie später wieder eine selbständige Thätigkeit aufnehmen wolle. Auch die 3 Missionare im Tamulenlande sowie das Institut wurden der Schwedischen Gesellschaft überlassen. Das letztere wurde 1857 in Stockholm eröffnet, 2 Jahre später aber nach Upsala verlegt. Als Fjellstedt 1861 diese Stadt verließ, ward diese Anstalt von einer Kommittee übernom-

men „um arme, fromme, Jünglinge für den geistlichen Stand zu erziehen und vorzubereiten." Eine eigentliche Missionsschule ist sie also nicht mehr; sie existirt aber immer noch unter dem Namen: „Die Schule Fjellstedt's," und hat auch ihren Zweck zum Theil erreicht, obgleich nicht alle Zöglinge wirklich Geistliche geworden sind. 19 Pastoren in der schwedischen Kirche und 6 in der lutherischen Kirche Nordamerika's sind aber aus dieser Schule hervorgegangen.

Wir gehen aber wieder nach Indien zurück. Hier standen also 1858 drei schwedische Missionare: Ouchterlony von 1853, Blomstrand und Rydén von 1858 an. Der letztere starb schon 1866. Als Ersatz wurde Kandidat C. J. Sandegren im folgenden Jahre nach Leipzig gesandt, von wo er, nachdem er in der Heimat ordinirt worden, 1869 nach Indien gieng. Seine Thätigkeit ist, wie die Blomstrand's und Ouchterlony's, den deutschen Missionsfreunden aus dem Leipziger Missionsblatt hinlänglich bekannt; ich will nur hier erwähnen, daß der zuletzt genannte zur Zeit auf Urlaub in der Heimat ist und durch Missionspredigten u. s. w. das Missionsinteresse anzufachen sucht. Gegen Ende des Jahres hofft er mit seiner leider sehr kränklichen Frau wieder nach Tandschaur zurückkehren zu können.

Es ward also in Schweden, wie in den meisten anderen evangelischen Ländern, die Mission nicht durch die Staatskirche selbst, sondern durch die freie Thätigkeit kleiner Kreise innerhalb der Kirche, durch Gesellschaften, betrieben. Dies war an sich schon allen hochkirchlich Gesinnten ein Dorn im Auge. Sie behaupteten, die Mission müsse, wenn sie überhaupt betrieben werden solle — denn im Allgemeinen haben diese Herren kein besonderes Missionsinteresse — von der Landeskirche als solcher, nicht von Privatgesellschaften, ausgehen. Dies Mißtrauen gegen die Gesellschaften wuchs noch mehr, als 1856 die Evangelische Vaterlands-Stiftung im Interesse der inneren Mission gegründet wurde und bald auch Heidenmission zu treiben begann. Sie sandte nämlich Kolporteure im Lande herum, um geistliches Leben in den Gemeinden zu erwecken, und es ist ja nicht zu leugnen, daß von dieser Seite her der Kirche eine gewisse Gefahr droht, wie es sicherlich auch nicht bloß ein Recht, sondern eine Pflicht der Oberkirchenbehörde ist, die Staatskirche gegen dieselbe in Schutz zu nehmen. Zwar ist die Vaterlands-Stiftung dem lutherischen Bekenntnisse stets treu geblieben, und ihre

Kolporteure haben gewiß manches Gute gewirkt; indessen haben aber auch noch einige andere kleine Vereine diese neu eröffnete Bahn betreten und durch ihre Kolporteure oder „Prediger," wie sie lieber heißen wollen, wohl mehr geschadet, als genützt. Sie stehen zum großen Theil wenigstens auf einem ziemlich bekenntnißlosen Standpunkt, können auch von den Vereinen gar nicht genügend kontrollirt werden. Dies alles hatte zur Folge, daß die im Westen des Landes so mächtigen Schartauaner, eine orthodoxistische, missionsfeindliche Richtung in der Kirche, sowie die Mehrzahl der hochkirchlich Gesinnten sich gar nicht an der Missionsthätigkeit betheiligten, vielmehr mit vornehmem Lächeln und herzlicher Geringschätzung auf dieselbe hinabsahen. Die Mission ward fast ausschließlich von den sogen. Neu-Evangelischen, d. h. den pietistisch und missionsfreundlich gerichteten Gläubigen, unterstützt. Da traten auf der Kirchensynode 1868 der Domprobst Torén und Dr. Widén mit dem Antrag hervor, man möge doch die Mission als eine Sache der Kirche in die Hand nehmen und ordnen. Die Synode erklärte sich mit den Ansichten der Antragsteller völlig einverstanden und richtete ein Schreiben an den König, worin die Nothwendigkeit der in Rede stehenden Sache hervorgehoben wurde. Auch wurde betont, daß Versuche seitens der Kirche gemacht werden müssen, um womöglich die Missionsgesellschaften mit der Kirche zu vereinigen. Zu diesem Zwecke ersuchte die Synode den König, er möchte einige kirchlich gesinnte Männer beauftragen, sich mit den Gesellschaften in Verbindung zu setzen und zur nächsten Synode (also nach 5 Jahren) einen vollständigen Plan für eine von der schwedischen Kirche zu unternehmende Missionsthätigkeit auszuarbeiten. Die Bitte wurde gewährt. Eine aus 3 Mitgliedern bestehende Kommission wurde hiezu eingesetzt. Auf ihre Anfrage, „ob und unter welchen Bedingungen die Gesellschaften sich unter kirchliche Aufsicht stellen und Organe kirchlicher Thätigkeit werden wollten" folgten in mehr oder weniger bestimmten Ausdrücken ablehnende Antworten. Der Plan, den die Kommission am 24. April 1872 einreichte, wurde der Synode 1873 vorgelegt. Der Ausschuß, welcher die Sache behandeln sollte, sprach aber gegen denselben mehrere Bedenken aus. Er war nicht kirchlich genug! Er scheine nur eine neue Privatgesellschaft bilden zu wollen, von den anderen nur dadurch unterschieden, daß sie seitens der Geistlichen der Kirche auf eine obligatorische Unterstützung zu rechnen

habe. Dies, weil im Plane vorgeschrieben war, daß nur dasjenige zum h. Abendmahl berechtigte Mitglied der schwedischen Kirche als Theilnehmer an dieser Thätigkeit angesehen werden solle, welches sich beim Pastor als Missionsfreund angezeigt, und weil eine kleine jährliche Abgabe gefordert wurde, um in den Missionsangelegenheiten stimmberechtigt zu sein. Die vorgeschlagenen Missionsfeste in den Diöcesen sowohl als das allgemeine, alle 6 Jahre zu haltende, für die ganze Kirche, wurden für unnöthig erklärt. Der Plan wurde also verworfen und statt dessen vom Ausschuß ein anderes Projekt zu einer „Ordnung der Missionsthätigkeit der schwedischen Kirche" ausgearbeitet. Dasselbe wurde von der Synode angenommen und dem Könige anheimgestellt, eine Verfassung in diesem Sinne ausarbeiten zu lassen, und zwar auf Grundlage der durch den Ausschuß ausgearbeiteten Bestimmungen. Der König willigte ein und ernannte am 11. Septbr. 1874 eine aus 7 Mitgliedern bestehende Missionsdirektion, in der selbstverständlich der Erzbischof Vorsitzender ist. 5 Mitglieder waren aus der Direktion der schwedischen Missionsgesellschaft erwählt. Am 26. April 1876 erließ diese Direktion ein Schreiben an die Vaterlands-Stiftung, sowie auch ein solches an die Direktion der schwedischen Missionsgesellschaft, in denen ein engerer Anschluß an die kirchliche Mission gewünscht wurde. Am 21. Nov. gieng die Antwort der Vaterlandsstiftung ein — in möglichst höflicher Form — aber abschlägig. Als vor 6 Jahren dieselbe Frage vorlag, gab die Direktion der schwedischen Missionsgesellschaft, wie sich's gebührte und es ihre unbedingte Schuldigkeit war, den Mitgliedern der Gesellschaft Gelegenheit, sich in dieser so überaus wichtigen Sache zu äußern und darüber abzustimmen. Jetzt aber erdreistet sie sich, über diese Lebensfrage der Gesellschaft ganz eigenmächtig zu entscheiden und geht (13. October) mit einer Stimme Mehrheit (6 gegen 5) auf die Wünsche der Direktion der Kirchenmission ein, übergibt derselben bald darauf auch das ostindische Missionsgebiet, sowie die Kasse der Gesellschaft. Auch wurde beschlossen, daß das Organ der Gesellschaft vom folgenden Jahre an aufhören, den Mittheilungen der Gesellschaft aus der Lappmark, ihrem einzigen noch übrigen Arbeitsfelde, aber in der „Missionszeitung der schwedischen Kirche" Raum gewährt werden solle. Als Heidenmissionsgesellschaft existirt also die Gesellschaft nicht mehr; ihre eigene Direktion hat, indem sie in unverantwortlicher Weise ihre Befugniß

überschritt und das Vertrauen der Gesellschaft mißbrauchte, ihr den Todesstoß gegeben — in der That ein unerhörtes und zum Glück in den Annalen der Mission bis jetzt einzig dastehendes Ereigniß! Das Wort des Herrn in Matth. 6, 24 hat sich an 4 der Direktionsmitglieder bewährt, die auch in der Direktion der Kirchenmission saßen, und über ihre Namen breiten wir am liebsten den Schleier der Verschwiegenheit. Ehre dem Manne aber, der sich in derselben schwierigen Lage befindend, seine Pflichten nach beiden Seiten hin gewissenhaft zu erfüllen suchte und nicht einseitig im Interesse der einen Missionskraft die andere aufopferte! So handelte der ehrwürdige Baron Fr. P. Hjerta, der vieljährige Redakteur des „Wächters," eines im christlichen Geiste herausgegebenen Blattes für Staat und Kirche.

b. Die Evangelische Vaterlands-Stiftung und die übrigen freien Missionsvereine im Lande.

Diese „Stiftung" wurde im Jahre 1856 gegründet und zwar, wie bereits angegeben, im Interesse der inneren Mission, um „den vielen im Dienste des Evangeliums wirkenden freiwilligen Kräften einen Mittel- und Vereinigungspunkt zu geben, dieselben auch in zweckmäßigerer und geordneterer Weise zu leiten." Pastor Lundborg kann als der Haupturheber der Gesellschaft angesehen werden, auch Rosenius, der Redakteur der Missionszeitung, welche von 1862 an das Organ der Stiftung ward, war dabei thätig. 1861 beschloß die Direktion (aus 12 Mitgliedern bestehend), auch Heidenmission zu treiben, und im Oktober wurden schon in ein gemiethetes Lokal, welches zu einer Missionsschule eingerichtet ward, 13 Missions-Zöglinge aufgenommen. Zwei Jahre später wurde ein am Mälar-See schön gelegenes Grundstück, Johannelund genannt, angekauft und das Missionsinstitut dorthin verlegt. Der Einfluß der Stiftung mehrte sich immer mehr im Lande, ja, sie ist in der That zu einer Macht in der schwedischen Kirche herangewachsen. Ihre Thätigkeit wurde immer mehr eine vielseitige und vielverzweigte. So nahm sie die Seemannsmission und die Mission auf den esthnischen Inseln auf. In Konstantinopel, Liverpool, Boston, Marseille, Alexandria und Grimsby werden zur Zeit Pastoren von ihr unterhalten, um den nordischen Seeleuten das Evangelium zu predigen — eine sehr gesegnete Thätigkeit. Auf den kleinen esthni-

schen Inseln, wo die Leute immer noch schwedisch reden, wirken 4 Brüder als Schullehrer und Prediger. Auch bezüglich der Heidenmission kann ich mich kurz fassen, da dieselbe den deutschen Freunden ja gewiß nicht ganz unbekannt ist. Am 11. Juni 1865, beim Jahresfeste der Stiftung, wurden in der Blasiholmskirche in Stockholm die ersten 2 Brüder, Lange und Kjellberg, unter Handauflegung feierlich abgeordnet, und noch in demselben Jahre folgte ihnen Carlsson. Sie legten eine Station in Tendar im Kunama-Lande an, wo sie aber zwei verschiedene Sprachen antrafen, was ihre Arbeit natürlich sehr erschwerte. 1866 fand die Abordnung der 3 ordinirten Brüder Englund, Hedin und Elfblad, sowie des Laienbruders Lager statt. Von diesen Friedensboten sind 3 ermordet worden: Kjellberg und Elfblad 1869, Lager 1876; 2 sind durch Krankheit gestorben, die anderen 2 in die Heimat zurückgekehrt. Neue Kräfte wurden mehrmals nachgesandt (1868, 1869, 1873, 1875 und 1877), aber auch unter ihnen hauste der Tod und hat ihre Zahl um 5 verringert. Zu einem größeren Erfolge ist es leider nicht gekommen. Drei Stationen, Eilet, Geleb und Massowa (M'Kullo), wurden gegründet und mehrere Kinder sind in den dortigen Schulen unterhalten und christlich unterrichtet worden. Im Ganzen sind seit dem Anfange der Mission 20 Personen getauft und 42 konfirmirt worden. Jedoch der Muhammedanismus, sowie die fortwährenden Unruhen und Kriege im Lande lassen die Mission zu keiner Blüthe gelangen. An Treue haben es die Missionare gewiß nicht fehlen lassen und auch die Beharrlichkeit der Missionsgemeinde in der Heimat, diese wenig versprechende Mission durch Gebete und Gaben zu unterstützen, ist aller Anerkennung werth. Im vergangenen Jahre haben die Stationen mit Ausnahme von M'Kullo (1—2 Stunden von Massowa), wo das Missionshaus jetzt fertig dasteht, aufgegeben werden müssen. Dort sind jetzt sämmtliche Missionsgeschwister, 15 an der Zahl (8 Männer und 7 Frauen), mit einer bedeutenden Anzahl Kinder unter dem Senior Lundahl versammelt. Das gesammte dortige Personal beläuft sich auf 150 Seelen. Auf der Flucht von Mensa starb das 10 Monate alte Söhnlein des Bruders Carlsson — also noch ein Grab in dieser an Missionsgräbern schon so reichen Erde!

Um die vorhandenen neuen Kräfte nicht unnöthig zu vergeuden und in der Hoffnung, sie anderswo mit besserem Erfolge verwerthen

zu können, entschloß sich die Direktion der Stiftung, noch ein neues Arbeitsfeld aufzunehmen. Nach Berathung mit Dr. Kalkar in Kopenhagen wurden dazu die Gonds in Ostindien ausersehen. 1877 wurden demgemäß 3 ordinirte Missionare und 1 Laienbruder nach Indien gesandt, denen im Jahre darauf ein Missionar und ein Laienbruder folgten. Zwei Stationen sind angelegt worden. In Narsingpur stehen die Missionare Eriksson mit Frau, Edman und Lundborg, und in Sagar Missionar Ungerth mit Frau und die beiden Laienbrüder Danielsson und Hedén. Der letztere hat inzwischen krankheitshalber Indien verlassen müssen. Auch die anderen Missionare haben viel von Krankheit zu leiden gehabt. Die Erfolge des jungen Missionsunternehmens müssen natürlich erst abgewartet werden.

Auch für fremde Missionen nimmt die Stiftung mit Bereitwilligkeit Gaben in Empfang und befördert sie an Ort und Stelle. Die vom Missionsvorsteher, Pastor Johannes Neander, redigirte Missionszeitung zählte 1878 14,000 Abonnenten. Sie erscheint zwei Mal monatlich, ab und zu mit schönen Illustrationen geschmückt. An Gaben flossen ein im Jahre 1878/79 als besondere Gaben für das Missionsinstitut, die Missionen in Ostafrika und Indien und für das Missionshaus in Massowa: 60,369 Kronen, und für die äußeren Missionen im Allgemeinen (also die Mission für Seeleute und die auf den esthnischen Inseln mit inbegriffen) 61,209 Kronen. Die Ausgaben für das Werk in Ostafrika und Indien beliefen sich auf 52,912, resp. 19,729 Kronen. Das Missionsschiff Ansgarius ist an eine norwegische Rhederei verkauft worden.

Von den kleineren Missionsvereinen heben wir folgende hervor nebst kurzer Angabe ihrer Thätigkeit.

Der im Jahre 1850 in Stockholm gebildete Frauenverein für die Mission in China unterhält jetzt, von Freunden in Karlshamn und Christianstad unterstützt, 11 Mädchen und 1 Knaben in den Schulen des Basler Missionars Lechler. Die Gaben, circa 2000 Kronen, gehen über Basel nach Hongkong; auch wurden im verflossenen Jahre Beiträge zur Linderung der Hungersnoth nach China gesandt.

Der Jönköpinger-Verein nimmt unter den vielen für innere und äußere Missionen arbeitenden Vereinen eine selbständige Stellung ein. Im vorigen Jahre hatte er 26 Jahre lang gewirkt.

Gaben wurden zur Vaterlandsstiftung, an die Brüdergemeinde, die Gossner'sche Mission, die Pariser Mission, die schottische Freikirche (für die Schulen auf dem Libanon), an die Waldenser in Italien und an Pastor Fliedner in Madrid gesandt, durchschnittlich je circa 2000 Mark. Auch der Mission unter Israel wurde mit ungefähr 1000 Mark gedacht.

Der schwedische Judenmissionsverein wurde 1874 von Pastor Lindström und anderen gebildet. In Bezug auf denselben verweisen wir aber auf unseren Aufsatz in „Saat auf Hoffnung," 1879, Seiten 4—14, fügen nur noch hinzu, daß im letztgenannten Jahre ein Lokal mit 11 Zimmern in Stockholm gemiethet und zu einem Proselytenhaus eingerichtet worden ist. Pastor Lindström und Frau haben die hauselterliche Obhut dort übernommen. Die Zahl der Getauften belief sich in diesem Jahre auf 4, wovon 2 im Proselytenhause eine Zeit lang unterrichtet worden waren.

An Gaben für die Judenmission giengen im Jahre 1878 im Ganzen 26,000 Mark ein, d. h. 19,205 beim Verein und 6795 M. bei der Vaterlandsstiftung. Sehr wünschenswerth und der Sache gewiß nur förderlich wäre es, wenn die letztere auf selbständige Betheiligung an der Judenmission verzichten und alle für diesen Zweck bei ihr eingehenden Gelder einfach dem Judenmissionsverein übergeben wollte. Die Vaterlandsstiftung hat ja wahrlich schon genug zu thun. Weniger wäre hier vielleicht mehr; und das Non multa, sed multum sollte recht befolgt werden.

Ganz neuerdings hat sich noch eine Gesellschaft in Kristinehamn in Wermland gebildet (2. Aug. 1878), um innere und äußere Mission zu treiben. Sie ist infolge der Waldenström'schen Bewegung entstanden. Für 16,000 Kronen hat dieser „Schwedische Missionsbund" ein steinernes Gebäude angekauft, in welchem Platz für 1 Lehrer und 24 Zöglinge mit Lehrsälen ꝛc. ist. Schon im vergangenen Herbst wurden in zwei Abtheilungen 41 Schüler in dieser Missionsschule von 3 Lehrern und 1 Sangmeister unterrichtet. Von den Erstgenannten wollen 8 sich der äußeren Mission widmen. Vom 30. Juni bis 2. Juli d. J. hat dieser Verein seine zweite Jahresversammlung in Stockholm abgehalten und drei Missionare nach Lappland abgesendet, einen nach Kronstadt als Seemannsmissionar, einen nach Rußland und einen nach London, der von hier als Missionar an den Kongo in Westafrika ziehen soll. Das Or-

gan des „Bundes“ verschweigt aber den Namen der englischen Gesellschaft, mit der dort gearbeitet werden soll, wohl um bei seinen Lesern noch immer als gut lutherisch gelten zu können.

c. Die Mission der schwedischen Staatskirche.

Wir haben bereits gesehen, daß in Vieler Augen „Missionsgesellschaft“ geradezu ein verpöntes Wort war und daß die Synode beschlossen hatte, die Mission als Kirchensache zu ordnen und die bestehenden Gesellschaften zum Niederlegen ihrer Thätigkeit und Abgeben ihrer Arbeitsfelder an die Kirchenmission zu bewegen, und daß dies zum Theil gelungen war, nachdem durch das königliche Circular vom 11. September 1874 die Kirchenmission konstituirt worden war. Daß dieser Beschluß der hohen Synode aber ein großer Mißgriff war, ist gewiß. Die Mission darf nie einem landeskirchlichen Organismus als solchem zur Pflicht gemacht werden, sie muß, soll sie nicht verkrüppeln, stets Sache der Freiheit bleiben. Dies hier des Näheren auszuführen, ist nicht der Ort; wir verweisen nur auf die so richtigen Urtheile und sehr beherzigenswerthen Worte, welche z. B. Professor Plitt in seiner „kurzen Geschichte der lutherischen Missionen“, Seite 103, über diesen Gegenstand ausspricht. Zwar ward als Grund des in Rede stehenden Verfahrens angegeben, es geschehe, um der Zersplitterung der Kräfte zu steuern. Das ist aber nur ein Scheingrund. Oder wird wirklich Jemand im Ernst behaupten wollen, die Mitglieder der hohen Synode, unter denen die gelehrtesten Theologen und eine Elite aus den Laien des Landes sich befinden, seien naiv genug, um zu glauben, die Vaterlandsstiftung, die sich zur Aufgabe gemacht hatte, gerade die freien Kräfte im Lande aufzusuchen und zu leiten, würde je in die Kirchenmission aufgehen wollen? Freilich, von der Direktion der „Schwedischen Gesellschaft“ hatte die Synode bessere Hoffnungen; aber — wenn sie in Erfüllung gehen sollten — was wäre dann dadurch gewonnen? Auch dann wären ja die Kräfte gerade wie zuvor nach zwei Richtungen hin zersplittert. Also, der wahre Grund, weßwegen ein Aneignen freier Kräfte erwünscht ward, dürfte sicherlich in einem gewissen Gefühle der Schwäche, sowie in der tiefgewurzelten Abneigung gegen die Gesellschaften zu suchen sein. Diese Abneigung haben die Freunde der Kirchenmission so blindlings walten lassen, daß ihnen die nahe lie-

genden schlimmen Folgen ihres Verfahrens für diese Mission selbst ganz verhüllt blieben. Wir wissen bereits, daß die Direktion der schwedischen Gesellschaft auf die gemachten Vorschläge eingegangen war. Allein wie stellte sich jetzt die Sache? Die Kirchenmission war ja hiedurch faktisch zu einer Filiale einer ausländischen Gesellschaft, der Leipziger, geworden, denn etwas anderes war ja die schwedische Gesellschaft nicht: die Leitung der ganzen Tamulenmission ist stets von Leipzig, nie von Stockholm, ausgegangen. Das Vertrauen zu der Kirchenmission war von der Seite her, von welcher allein sie freie Liebesgaben zu erwarten hatte, ganz natürlich sofort dahin. Wie können wir jetzt die Kirchenmission unterstützen, heißt es ganz folgerichtig, arbeitet sie ja selbst schon mit einer Gesellschaft zusammen. Durch den Beschluß der Synode i. J. 1873 ward bestimmt, daß am dritten Buß- und Bet-Tage (im Juli) in sämmtlichen Kirchen des Landes der Heiden in der Predigt gedacht und eine Kollekte für die Mission der schwedischen Staatskirche vorgenommen werden solle. Diese Kollekte belief sich in den Jahren 1874—78 durchschnittlich auf 28,884 Mark. Die Finanzen stehen glänzend: am 1. Januar 1880 war ein Ueberschuß von 45,623 M. vorhanden und zum größten Theil in der Stockholmer Privatbank angelegt. Freie Gaben sind das aber nicht. „Es wird heute die Kollekte erhoben, da muß ich wohl auch etwas geben, es sieht ja sonst so knickerig aus," — so oder ähnlich wird oft genug räsonnirt oder wenigstens gedacht. Ein in dieser Hinsicht charakteristischer Zug mag hier angeführt werden. Ein in meiner Nähe wohnender, der Richtung der Schartauaner angehöriger Herr erfreute sich im Juli eines der letzten Jahre des Besuches eines ihm gleichgesinnten Freundes, eines Geistlichen, zu dem der Herr ein ganz besonders großes Vertrauen hegt. Als sie am Bußtage zur Kirche fuhren, fragte er den Pfarrer: „Es wird heute die Kollekte für die Mission eingenommen, sage mir aufrichtig, soll ich opfern oder nicht?" „Der Obrigkeit gehorsam opferst du," war die Antwort. Durch den königlichen Brief vom 24. August 1878 sind die Statuten für die Missionsthätigkeit der schwedischen Kirche festgestellt. Sie schließen sich den von der Synode 1873 vorgeschlagenen Bestimmungen in allem Wesentlichen an. Eine kleine Aenderung des einen Momentes ist aber bemerkenswerth. In dem Projekte der Synode hieß es nämlich, die Missionsdirektion habe, soweit es

die Umstände gestatten, Missionare auszusenden und die christlichen Gemeinden zu unterstützen und zu pflegen, welche durch die Thätigkeit dieser Missionare „mit Gottes Hilfe" gebildet werden können u. s. w. Im königlichen Briefe sind die Worte „mit Gottes Hilfe" gestrichen, wodurch das Dokument allerdings an Kürze etwas gewonnen hat.

Als Missionar meldete sich zuerst Pastor Otto Witt in Helsingborg i. J. 1875. Er ward angenommen und erhielt, nachdem die Direktion sich das Zululand zum Arbeitsfeld erkoren, die Weisung, nach Entumeni zum Bischof Schreuder zu gehen. Nachdem also Witt sich auf die Reise gehörig vorbereitet hatte und das nöthige Geld angelangt war, schnallte er seinen Koffer und reiste am 3. Februar 1876, von seiner leider kränklichen Frau und einem norwegischen Mädchen begleitet, ohne Sang und Klang von Schweden ab. Bis zum Hafen folgten ihm sein greiser Vater und eine Anzahl theilnehmender Freunde und Verwandte. So sandte die schwedische Kirche ihren ersten Sendboten zu den Heiden hinaus! In derselben Weise wurde der zweite Missionar, Pastor F. L. Fristedt, im Jahre 1877 abgefertigt und zu gleicher Zeit der in Natal schon thätige Hermannsburger Missionar Carl Ludwig Flygare als dritter Mann angenommen. Er konnte nämlich wegen der Finanznoth seiner Gesellschaft nicht mehr existiren und bot sich deßhalb der schwedischen Kirchenmission an. Witt, der ein besonderes Sprachtalent zu besitzen scheint, lernte in erstaunlich kurzer Zeit die Zulusprache, kaufte 1878 für 1800 £ ein recht bedeutendes Stück Land, am Buffalo-Fluß in der Natalkolonie gelegen, und gründete dort die erste Station der schwedischen Kirche, die er Oscarsberg nannte. Als im Kriege der Engländer mit Ketschwajo die Station abgebrannt wurde, floh Witt nach Natal und gieng mit seiner Frau wieder in die Heimat zurück (1879). Ihm folgte auch Umquelantaba, ein junger Kaffer und Verwandter Ketschwajo's. Er war durch den deutschen Missionar Schröder christlich angeregt worden. Um deß willen seines Lebens nicht mehr sicher, floh er nach Oscarsberg und bat, Witt möchte sich seiner doch annehmen. Sonntag den 7. December 1879 wurde er von Witt in Helsingsborg bei gedrängt voller Kirche getauft und heißt jetzt Josef.

Die Missionszeitung der schwedischen Kirche soll ca. 600 Abonnenten zählen, die der Lundensischen Gesellschaft nur 300. Ein allge-

meines Missionsblatt fehlt aber leider im Lande. Diese Lücke auszufüllen bemühte sich Pastor Strömberg, indem er (1878) die Herausgabe zweier illustrirter Blätter, des Missionsfreundes und des kleinen Missionsfreundes für Kinder, auf sich nahm. An Treue und Eifer in der Arbeit hat Strömberg es gewiß nicht fehlen lassen; indessen, das etwas kühne Unternehmen scheiterte wegen Mangel an Geld und mußte nach $1^1/_2$-jährigem Bestehen wieder eingehen, trotzdem daß das größere Blatt schon im ersten Jahre ca. 2000 und das kleine etwa 1500 Abonnenten zählte. Möchte der treue, aber alleinstehende Mann, der selbst einige Jahre in Westafrika im Dienste der Basler Gesellschaft als Missionar gedient und ein Hauptträger des Missionsinteresses in seiner Gegend ist, seine leider unterbrochene Arbeit recht bald unter günstigeren Verhältnissen wieder aufnehmen können!

Da wir zur Beurtheilung der Bethätigung des Missionssinnes keinen anderen Maßstab als die Geldleistungen anwenden können — die Gebete sieht ja allein der Herr — will ich noch zum Schluß bemerken, daß man die im ganzen Lande für die Heidenmission jährlich eingehenden Gaben auf ca. 200,000 Mark anschlagen kann; das gibt auf den Kopf der Bevölkerung, diese zu 4 Millionen gerechnet, $^1/_{20}$ Mark. Schweden kommt also in dieser Beziehung den 6 östlichen Provinzen Preußens gleich, steht aber ganz Deutschland etwas nach (siehe Warneck: „Die Belebung des Missionssinnes in der Heimat," S. 20 ff.), ein in der That trauriges Ergebniß! Möge der Herr indessen auch auf diese geringen Gaben seinen Segen legen und die schwachen Bemühungen der schwedischen Missionsfreunde in Gnaden ansehen!

Missions-Zeitung.

Afrika.

In Uganda hat das Blatt sich wieder gewandt. Das Dekret vom 23. December 1879 ist zwar nicht völlig widerrufen, unter der Hand wird aber gelehrt und gelernt, ja Mtesa hat mehrmals eigenhändig Lesetafeln ausgetheilt und seine Häuptlinge ermahnt, doch nicht bloß für diese Welt

zu sorgen, sondern durch Lernen bei den Missionaren sich auf die Ewigkeit vorzubereiten. Einmal hat er sogar durch einen Pagen die Sonntagsgebete wieder lesen lassen. Zur Wiederaufnahme der Gottesdienste hat er aber die Missionare nicht aufgefordert; vielmehr haben sie versprechen müssen, ihm ein größeres Schiff zu bauen, das er — wie sie fürchten — zu Räubereien, Sklavenhandel 2c. mißbrauchen wird. Er sei ein ganzer Fleischesmensch, völlig unwahr, unzuverlässig und launisch, ähnlich seine Großen. Das arme Volk dagegen hört das Evangelium gern und manche Hörer sind insofern auch schon Thäter geworden, als sie ihre Amulette und Zaubergegenstände an Miss. Mackay ausgeliefert oder zerstört haben. Die katholischen Missionare machen den evangelischen ihre Schüler abwendig, kaufen dazu Sklavenkinder, um sie „christlich" zu erziehen, suchen überall den Protestanten zuvorzukommen, stellen sich äußerlich freundlich, scheinen aber den englischen Missionaren nicht minder feindlich und gefährlich, als etwa die Muhammedaner, welche von der Ostküste her in Innerafrika eindringen. Der kranke Miss. Litchfield ist im Juni nach Uyui zu Br. Copplestone übergesiedelt, wo es ihm besser geht und besser gefällt als bei Mtesa.

Mikronesien.

In manchen englischen und amerikanischen Missionsblättern ist es Sitte, am Schluß jeder Nummer einige besondere Mißstände und Bedürfnisse der betreffenden Gesellschaft namhaft zu machen und die Missionsfreunde zur Fürbitte hiefür aufzufordern. Unter diesen „Gebetsgegenständen" stand in der Juni-Nummer des amerikanischen „Missions-Herolds" auch der Wunsch, daß doch der Krieg auf den Gilbertinseln aufhören und die dortige Arbeit gesegnet sein möchte. Und siehe, schon die Juli-Nummer kann berichten, daß Gott über Bitten und Verstehen diese Wünsche erfüllt habe.

Die Gilbertinseln, 18 an der Zahl, liegen im Stillen Ocean zu beiden Seiten des Aequators. Es ist so heiß dort und der Regen so selten, daß die Kokospalme, von deren Früchten die Eingebornen hauptsächlich leben, nur noch zur Noth gedeiht und die Menschen fast keine Kleider auf dem Leibe ertragen. An Nahrung ist oft großer Mangel. Aber die Mission hat auch hier festen Fuß gefaßt. Die südlichen Inseln werden von der Londoner, die nördlichen von der hawaiischen Missionsgesellschaft bedient. Um die letzteren handelt es sich diesmal allein und zwar besonders um die Lagunen-Insel Taputeuea, die sich über 8 Meilen nach Nordwesten ausdehnt und an der breitesten Stelle $1\frac{1}{2}$ Meilen mißt. Hier sind zwei hawaiische Evangelisten Kapu und Nalimu stationirt. Kapu ist ordinirt, Nalimu noch nicht. An vier Tagen der Woche wird Schule gehalten. Nicht nur Kinder, auch Mütter und Väter, ja Großväter kommen dazu. Einige

sind recht aufgeweckt. Am Freitag findet eine Betstunde statt, besonders für Frauen. Am Samstag wird gefischt und alles auf den Sonntag vorbereitet. An diesem wird nicht gearbeitet. Dagegen kommen die Leute schaarenweise, oft tausend bis zweitausend, um dem Gottesdienst beizuwohnen, und wenn die Kirche nicht alle fassen kann, so zieht man in eines der großen Versammlungshäuser hinüber, wo die Eingebornen ihre Berathungen zu halten pflegen. Uebrigens hat jeder der beiden Evangelisten seine eigene Station und Gemeinde. Kapu's Gemeinde zählt 295 Mitglieder, Nalimu's 202, Kinder, soviel wir wissen, nicht eingerechnet. Die Christen werden angehalten, fleißig zu opfern. Meist bringen sie Matten, aus Pandanusblättern geflochten, und Schnüre aus Kokosnußfasern.

„Leider wandern manche Eingeborne als Arbeiter aus, d. h. sie lassen sich von irgend einem Unternehmer anwerben, nach Fidschi oder Samoa oder Hawaii bringen, und nur die wenigsten kehren wieder zurück. Viele sterben bei der schweren Arbeit auf den Plantagen, andere gerathen in Schulden und verlieren dadurch ihre Freiheit, einige gewöhnen sich an die neue Heimat und bleiben gern. In Folge dessen soll die Bevölkerung der Insel in den letzten Jahren von 8000 auf 5 bis 6000 herabgekommen sein, wozu freilich die leidigen Bürgerkriege auch das ihre beigetragen haben. Der letzte Krieg scheint sogar ein Religionskrieg gewesen zu sein. Die nördliche Hälfte der Insel kämpfte für die alten heidnischen Gebräuche, die südliche dagegen. Nun hat der Süden es gewonnen, und eine Zeit des Friedens und Segens — so hofft der Berichterstatter Kapu — hat angefangen. Die Leute haben ihre Spieße und andere Holzwaffen verbrannt und 79 Musketen und mehr als 300 Schwerter sind in kleine Stücke zerbrochen worden. Hätten die Leute sich nur auf's Schmieden verstanden, so wäre die Weissagung von den Schwertern, die in Pflugscharen verwandelt werden sollen, vollends wörtlich in Erfüllung gegangen. Und was mehr ist, 'am 11. Januar hatte Kapu die Freude, wieder 140 Personen in die Gemeinde aufzunehmen, nachdem schon im Oktober vorigen Jahres 168 neue Mitglieder waren aufgenommen worden.

Seit dem Jahr 1877 hat kein weißer (amerikanischer) Missionar mehr auf diesen Inseln gearbeitet. Die eingebornen Lehrer und Prediger von Hawaii haben alles allein gethan. Erst neuerdings sind wieder zwei amerikanische Missionare ihnen zur Hilfe und Aufsicht gesandt worden, und von Zeit zu Zeit erhalten sie einen Besuch vom „Morgenstern", dem bekannten Missionsschiff. Kapu ist vor einiger Zeit Wittwer geworden und seine Kinder werden in Hawaii erzogen, wo Miss. Bingham mit Abfassung und Herstellung von Büchern in der Sprache der Gilbert-Insulaner beschäftigt ist.

In unseren Blättern ist's nicht

Mode, besondere Gegenstände zur Fürbitte namhaft zu machen. Wir hoffen, unsere Leser lesen nicht nur mit den Augen und mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen, und wo das der Fall ist, da bleibt ja auch das Gebet nicht aus.

Türkei.

In der New York Times hieß es neulich: „Allerlei Leute, einerlei von welcher Nation oder Partei, reden mit Begeisterung von den Leistungen und Erfolgen der amerikanischen Missionare in Kleinasien. Im J. 1831 fiengen sie ihre Arbeit an und seither hat dieselbe sich unaufhaltsam ausgedehnt. Anfangs verdächtigt, haben sie allmählich den religiösen Fanatismus und die nationalen Vorurtheile überwunden. Niemand hat ihnen größeres Lob gespendet als die Russen. Ihre Methode ist ächt amerikanisch, denn sie handeln nach dem Grundsatz, daß ohne den freien Gebrauch von Papier und Druckerschwärze keine wahre Civilisation bestehen kann. Deßwegen haben sie nach Erlernung der Landessprachen die Bibel in's Arabische, Armenische, Türkische, Bulgarische, Hebräisch-Spanische, Armenisch-Türkische, Griechisch-Türkische und Kurdische übersetzt, dazu Bücher über Arithmetik, Geographie, Grammatik, Naturgeschichte herausgegeben, letztes Jahr allein 19,175 armenische, 20,300 türkische, zusammen in mehreren Sprachen 61,200 Bücher oder 6,397,000 Druckseiten. Ihre kirchlichen Einrichtungen sind höchst praktisch, ja haben republikanische Art. Dabei wird die große Regel befolgt, daß man nur denen hilft, die sich selbst helfen. In Kleinasien beläuft sich die Zahl aller Protestanten schon auf beinahe 30,000. Diese bilden eine besondere Religionsgemeinschaft und haben einen Vertreter in Konstantinopel. Im ganzen Land zwischen dem Schwarzen und dem Mittelländischen Meer, zwischen Persien und der Türkei bestehen wenigstens 225 protestantische Gemeinden; dazu 176 Schulen mit 15,500 Zöglingen, außerdem Mädchenerziehungsanstalten in Marsowan, Brussa, Bitlis, Mardin, Harput und Aintab, sowie theologische Seminare an mehreren Orten. Offenbar geht hier ein großes Werk vor sich, ja es werden Wunder geleistet, und sonderbar genug — unter 10,000 Menschen in Amerika findet sich nicht einer, der etwas wüßte von den großen Wohlthaten, welche einige ehrliche, aufrichtige und fromme Männer seiner eigenen Nation Kleinasien und der Türkei erweisen!"

— Am 24. Januar d. J. wurde die Stadt Urfa fast gänzlich durch eine Feuersbrunst zerstört. — Die Hungersnoth in Kleinasien und den angrenzenden Ländern dauert in furchtbarer Weise fort. — In Syrien ist die Zahl der von Frau Bowen Thompson 1860 gegründeten „British Syrian Schools" auf 27 gestiegen, zusammen mit 3000 Zöglingen. Dazu kommen ein Lehrerinnenseminar, Blindenschulen, Jünglingsvereine, 20 Bibelfrauen u. s. f.

Todesfälle.

Bei einem Ausfall aus dem belagerten Kandahar fiel am 16. Aug. auch der englisch-kirchliche Miss. G. M. Gordon, der 1866—71 in Madras und seither im Pandschab thätig gewesen. Er war ein reicher und sehr wohlthätiger Mann, der nichts von der Mission nahm und zugleich äußerst einfach lebte, zu Fuß reiste ꝛc. Obgleich ein sehr kräftiger Charakter, war er doch demüthig und bescheiden: als ihm ein australisches Bisthum angetragen wurde, zog er es vor, Missionar in Indien zu bleiben. Nach Kandahar hatte ihn der Wunsch geführt, theils die Missionsthätigkeit über die indische Grenze hinaus auszudehnen, theils als freiwilliger Feldgeistlicher den englischen Soldaten seelsorgerliche Dienste zu leisten. Ueber diesem Dienste hat er sein Leben gelassen.

— In Benares ist der Londoner Miss. M. A. Sherring gestorben, Verfasser des Buches „Protestant Missions in India."

— Ein Telegramm aus Kapstadt meldet den Tod von Frau Jenkins, der Witwe eines Missionars, die in Umfundisweni bei Umquikelas Kraal lebte und wegen des großen Einflusses, den sie übte, nur als „Königin von Pondoland" bekannt war.

— Am 11. Aug. starb in Delhi Professor Ram Tschandra. Derselbe wurde 1852 getauft, war während des Aufstands in Lebensgefahr, wurde 1858 Vorsteher der Regierungsschule in Delhi und war einige Jahre lang Erzieher und dann Unterrichtsminister des Maharadscha von Putiala.

Bücherschau.

Die Evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten. Von H. Gundert. Calw und Stuttgart. Verlag der Vereinsbuchhandlung. 1881. Preis 2 M. geb.

Auf 338 Oktavseiten ist es dem Verfasser gelungen, eine geographisch, historisch und statistisch genaue Uebersicht über sämmtliche Arbeitsgebiete aller evangelischen Missionsgesellschaften zu geben. Absolute Vollständigkeit ist hiebei natürlich ein Ding der Unmöglichkeit. Aber schon das ausführliche Register, das auf 21 Seiten etwa 2770 Namen von Stationen, Missionaren, Gesellschaften ꝛc. enthält, läßt erkennen, daß auch die wenigst gekannten und unbedeutendst scheinenden Thätigkeiten, sei es nun von Vereinen oder von „Freimissionaren," berücksichtigt worden sind. Zur Orientirung über das gesammte Missionswesen der Gegenwart, sowie zum Nachschlagen ist

das Büchlein vortrefflich geeignet. Der Styl ist so bündig, prägnant und schmucklos, die Wortwahl oft so originell, daß auch in formeller Beziehung nicht leicht ein Erzeugniß der nachgerade ziemlich umfangreichen Missionsliteratur sich diesem an die Seite stellen könnte. Als Probe stehe hier z. B. eine Stelle über die Provinz Futschau S. 236: „Die kirchliche Mission, 1850 begonnen, schien so unfruchtbar, daß sie nach etlichen Sterbefällen 1861 aufgegeben werden sollte. Ein Miss. Smith bat für sie, taufte 3 Erstlinge und starb. Wolfe warf sich 1864 auf die Arbeit unter der Landbevölkerung, die sich eben so fruchtbar erwies, auch unter Verfolgungen, wie die Stadt widerstrebend (über 3000 Christen auf 100 Außenstationen). Theolog. Seminar."

Ein Muster von Kürze, Klarheit und Reichhaltigkeit sind namentlich die Abschnitte über Madagaskar und Indien. Die hie und da eingestreuten kritischen und missionsmethodischen Bemerkungen machen einen lüstern nach mehr der Art. Druck und Ausstattung sind vortrefflich. Der einzige Fehler des Buches ist der, daß es nicht doppelt so groß ist und an einigen wenigen Stellen der Kürze sogar die Deutlichkeit zum Opfer gebracht hat.

Lesebuch der Weltgeschichte oder die Geschichte der Menschheit von ihrem Anfange bis auf die neueste Zeit, allgemein faßlich erzählt von W. Redenbacher. Mit vielen Illustrationen und 2 Karten. Calw und Stuttgart. Verlag der Vereinsbuchhandlung. 1880. Preis 10 M. geb.

In einem herrlichen Prachtband bietet hier der Calwer Verlagsverein die längst bewährte und namentlich als Familienbuch nicht genug zu empfehlende Redenbacher'sche Weltgeschichte, in vielen Einzelheiten nach dem neuesten Stand der Geschichtsforschung verbessert und bis zum Juli 1880 weitergeführt, seinen Freunden dar. Von den übrigen Vorzügen des Werkes abgesehen, dürfte es keine Weltgeschichte geben, welche nicht nur eben so viel Rücksicht auf die Ausbreitung des Reiches Gottes (das Schlußkapitel handelt noch besonders von der „Mission") nimmt, sondern auch so ganz, wir möchten sagen, vom Missionsstandpunkt aus geschrieben wäre. Der 4. Theil, „die neueste Zeit," sowie die Umarbeitung des Ganzen, rühren von Dr. H. Gundert her.

Mali, der Schlangenbändiger. Scenen aus dem ostindischen Leben von L. Rousselet, für die deutsche Jugend bearbeitet von L. Mannheim. Mit 16 Tontafeln und 52 Illustrationen im Text. Leipzig. Verlag von Ferd. Hirt & Sohn.

Wie Stanley neben seinem großen Reisewerk auch noch Lust und Muße zum Schreiben seines „Kalulu" gefunden, so der indische Reisende zu diesem Mali, den wir als ein zwar etwas aufregendes, aber durchaus auf gründlicher Orts- und Geschichtskenntniß ruhendes

Affen im Tempel.

(Aus „Mait, der Schlangenbändiger.")

Aus dem Heidenleben der Chinesen.

7. Micius.

Von Th. K.

(Schluß.)

Der Maßstab, nach dem Micius das ganze Thun der Menschen beurtheilt, ist der des Nutzens. Was nicht nützlich ist, geht über das Maß des Erlaubten hinaus und muß entfernt werden. Diesen Grundsatz führt indeß Micius auch auf Gebieten durch, in denen wir nicht von Nützlichkeit reden. So soll z. B. bei Begräbnissen nur geschehen, was nothwendig ist. Die damalige Sitte wird folgendermaßen geschildert: Die inneren und äußeren Särge mußten schwer sein, die Beerdigung pompös, Kleidung vielerlei, der Grabhügel mächtig. Beim Tode des Fürsten werden Wagen voll Vorräthe geleert, Gold, Edelsteine und Perlen an den Leib gehängt, Seidenstoffe, Wagen und Pferde mit in der Gruft begraben, auch braucht's viele Teppiche, Dreifußkessel, Pauken, Stühle, Hölzer, Kühlvasen, Speere, Krummmesser u. s. w., welche mitversenkt und verscharrt werden, als wenn sie mitfolgten. Beachten geringere Leute alle Ceremonien, so erschöpfen sie damit ihre Familien und ihr Vermögen. Für die Trauer gilt das Gesetz: die Klagetöne dürfen nicht zusammenstimmen, man trägt grobe Kleider, läßt Thränen fließen, wohnt in „angelehnten Hütten," schläft auf Binsen mit irdenem Kopfkissen, ißt sich nicht satt, kleidet sich nicht warm, läßt das Antlitz verfallen, die Gesichtsfarbe schwärzlich werden, Ohren und Augen trüben sich, Arme und Beine haben keine Kraft. „Wenn Hochgebildete trauern, brauchen sie Hilfe um aufzustehen und einen Stab um zu gehen." Was soll das werden, wenn es drei Jahre dauert, wie die Sitte verlangt? Wie viel kostbare Zeit geht verloren, wie viele brauchbare Vorräthe werden mitbegraben! Alles

mögliche Unheil soll nach Micius' Ansicht aus dieser Sitte entspringen: Unordnung in Justiz und Verwaltung, Ausgelassenheit und schlechter Wandel des Volkes, Kriege, Vernachlässigung des Dienstes Gottes und der Geister. Ein „zweckmäßiges" Begräbniß im Sinne der alten Zeit ist so beschaffen: der Sarg soll dreizöllig sein, ausreichend, bis das Gebein vermodert, drei Stück Kleider genügen, den Abscheu zu verdecken; die Gräber sollen so tief sein, daß sie unten nicht auf Wasser kommen und oben nicht abgespült werden, der Hügel wie eine Erhöhung, vom Pfluge aufgeworfen, ausreichend den Ort kenntlich zu machen; der Geruch darf nicht durchdringen. Damit ließ man's früher genug sein. Waren die Todten beerdigt, dann trauerten die Lebenden, nicht lange, aber mit Betrübniß; sie kehrten dann eilends zu ihren Geschäften zurück.

Auch die edle Kunst muß sich auf ihre Nützlichkeit untersuchen lassen. Micius rechnet die Musik zu den Vergnügen, die nicht erlaubt sind. Er verwirft derartige Lustbarkeiten, nicht etwa, „weil der Klang der Instrumente (Glocken, Trommeln, Harfen, Pfeifen, Flöten) nicht erfreulich wäre, die Farben von Stickereien und Zierrat nicht hübsch, der Geschmack von gebratenem Mastfleisch nicht süß, der Aufenthalt auf hohen Thürmen, großartigen Villen und in freien Jagdgründen nicht lieblich sei," sondern weil dies alles mit den Pflichten der Fürsten nicht stimmt und dem Nutzen der Unterthanen nicht dient. „Würden die Musikinstrumente wie Wagen und Schiffe zum Nutzen des Volkes dienen, so würde ich nicht wagen, sie zu verwerfen. Aber die Musikinstrumente haben drei Uebelstände: Hungrige werden davon nicht satt, Frierende nicht bekleidet, Geplagte erhalten dadurch keine Ruhe." Musik leitet nur dazu an, seine Pflichten zu versäumen. Micius kommt aber hier in Widerspruch mit seinen Vorbildern, den alten Königen; er muß zugeben, daß sie auch musizirt haben. Nachdem z. B. Thang den Kieh in's große Wasser gesetzt und sich selbst auf den Thron erhoben hatte, machte er auch Musik nach der Weise der vorigen Könige. Aber diese einfache Musik in Zeiten der Ruhe war etwas anderes, als die spätere Musik. In dem Maße, als die Musik prächtiger wurde, wurde die Regierung schlechter. „Daß Micius sagte, die heiligen Könige hätten keine Musik gehabt, ist so zu verstehen, wie der Befehl der Letzteren, Viele und Wenige zu speisen. Der Weise versteht, daß das nur in Hungersnoth gilt. Die Heiligen hatten Musik, aber wenig, das ist auch wie keine."

Natürlich ist es ferner, daß Micius den Angriffskrieg als etwas für einen Staat gänzlich unerlaubtes verurtheilt; er verabscheut ihn schon, weil er höchst schädlich ist, eben so sehr aber auch deßwegen, weil er ein Unrecht und das Gegentheil von der allgemeinen Liebe ist. Krieg heißt ihm so viel, als Unrecht im Großen geübt. Wenn ein Mensch in den Obstgarten eines Andern steige und dessen Pfirsiche und Pflaumen entwende, so verurtheile man dies überall, ja er werde, falls er dem Gerichte in die Hände falle, bestraft. Der Diebstahl von Hunden, Hühnern und Schweinen ist eine noch größere Ungerechtigkeit, weil die Benachtheiligung hier größer, die Lieblosigkeit tiefer ist. In dem Grade, in welchem der Gegenstand der Schuld werthvoller ist, wächst auch die Größe der Schuld. Mordet man Unschuldige, zieht ihnen die Kleider aus, nimmt die Waffen weg, so ist die Ungerechtigkeit wieder größer, als wenn man in die Ställe Anderer eindringt und Pferde und Rinder wegnimmt. Alle Edlen unter dem Himmel erkennen das und verdammen diese Handlungsweise. Das allergrößte nun aber, den Angriff auf einen Staat, das zu verdammen, verstehen sie nicht, sondern beloben ihn und nennen ihn Gerechtigkeit. Heißt das den Unterschied von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit erkennen? Die Edlen des Reiches sind verwirrt in Bezug auf diese Unterscheidung. Denn einen Menschen tödten, verdient Todesstrafe; geht man so weiter, so muß das Tödten von 10 Personen zehnfach, das von 100 Personen hundertfach bestraft werden. Aber das jetzige Gefühl erkennt die Ungerechtigkeit des Angriffskrieges nicht. Darum bringt man die Erzählung davon in Bücher zur Ueberlieferung auf die Nachwelt. Erkennete man die Ungerechtigkeit, würde man wohl Bücher darüber schreiben, um sie auf die Nachwelt zu bringen?

Dazu kommt noch der enorme Verlust an Menschen und Vorräthen, den der Krieg verursacht. Man versuche zu berechnen in der Armee die Bambuspfeile, die befiederten Flaggen, Helme, Zelte, Schilde, Geschosse, die ausgehen, zerbrochen und verbraucht werden, und nicht zurückkommen — sie sind unzählbar. Dann die Rinder und Pferde, welche fett ausziehen und mager zurückkommen — sie sind unzählbar. Da die Züge oft in große Entfernungen gemacht werden, geht der Proviant aus, und die vom Volke sterben, sind unzählbar. Das Volk, das auf den Landstraßen krank liegt und stirbt, die Masse endlich der gefallenen Truppen — sie sind unzählbar.

Solche Verluste bringt ein Mensch seinem Volke bei, um den Namen eines Siegers davon zu tragen! Einige Staaten allerdings haben durch Kriege zugenommen, aber dieser Weg, zu wachsen, ist nicht der richtige, so wenig als eine Medicin, die unter 10,000 Menschen bloß vieren oder fünfen nützt, eine brauchbare Medicin genannt wird; ein kindlicher Sohn gibt sie nicht seinen Eltern, ein treuer Minister nicht seinem Regenten. Die humanen Männer der Vorzeit verfolgten eine friedliche Politik; von einigen alten Königen kann freilich nicht geleugnet werden, daß sie Kriege führten, aber sie thaten dies, um die „gestörte Naturordnung" wieder herzustellen. Micius schlägt seinen Zeitgenossen vor, es solle sich eine „Vertrauensverbindung" der einzelnen Staaten, eine Art Friedenskongreß bilden, damit die Kriege möglichst vermieden würden. Die Ungerechtigkeiten eines Staates gegen einen andern würden dann gemeinsam geahndet. „Griffe ein großer Staat einen kleinen an, so würde der kleine Staat gemeinsam gerettet. Die Regenten der kleinen Staaten würden darüber froh und anstatt militärischer Rüstungen würden sie sich der inneren Verwaltung des Staates annehmen und die Menge erfreuen; das wäre dem Reiche zum Vortheil."

Vortheil und Nutzen — für das Reich und für den Einzelnen — das scheint nach dem Bisherigen der letzte Entscheidungsgrund für Micius zu sein; der Genuß des äußeren Lebens scheint ihm mehr am Herzen zu liegen, als die Vervollkommnung des inneren. Aber er kennt doch auch den Werth der inneren Bildung, einer Bildung, die nicht bloß Anderen gibt, um wieder zu empfangen, sondern die sich selbst edle geistige Gaben erwirbt, um in ihnen Befriedigung zu finden. Der Edle, sagt er, sucht das auf, was am Leben das Wesentliche ist, und wendet darauf seine Sorge, nämlich auf seinen Wandel. Ihm liegt es am nächsten, sich selbst zu bilden. Er läßt schmeichlerische Worte nicht in die Ohren, aufregende Stimmen nicht aus dem Munde, er hegt keine menschenmörderischen und verletzenden Regungen im Herzen. Die Arbeit des Edlen ist mit jedem Tage angestrengter; er wünscht täglichen Fortschritt und legt es auf tägliche Vollendung an. Das ist des Edlen Weg. Er kehrt in sich selbst ein und sucht wahr zu werden, so daß seine Handlungen nicht etwa nur äußerlich den Schein des Wesens tragen. Gutes, das nicht die Herrschaft im Herzen hat, bleibt nicht; Wandel, der nicht persönlich bewährt ist, besteht nicht. Oftmals mochten dem Micius

Natürlich ist es ferner, daß Micius den Angriffskrieg als etwas für einen Staat gänzlich unerlaubtes verurtheilt; er verabscheut ihn schon, weil er höchst schädlich ist, eben so sehr aber auch deßwegen, weil er ein Unrecht und das Gegentheil von der allgemeinen Liebe ist. Krieg heißt ihm so viel, als Unrecht im Großen geübt. Wenn ein Mensch in den Obstgarten eines Andern steige und dessen Pfirsiche und Pflaumen entwende, so verurtheile man dies überall, ja er werde, falls er dem Gerichte in die Hände falle, bestraft. Der Diebstahl von Hunden, Hühnern und Schweinen ist eine noch größere Ungerechtigkeit, weil die Benachtheiligung hier größer, die Liebloſigkeit tiefer ist. In dem Grade, in welchem der Gegenstand der Schuld werthvoller ist, wächst auch die Größe der Schuld. Mordet man Unschuldige, zieht ihnen die Kleider aus, nimmt die Waffen weg, so ist die Ungerechtigkeit wieder größer, als wenn man in die Ställe Anderer eindringt und Pferde und Rinder wegnimmt. Alle Edlen unter dem Himmel erkennen das und verdammen diese Handlungsweise. Das allergrößte nun aber, den Angriff auf einen Staat, das zu verdammen, verstehen sie nicht, sondern beloben ihn und nennen ihn Gerechtigkeit. Heißt das den Unterschied von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit erkennen? Die Edlen des Reiches sind verwirrt in Bezug auf diese Unterscheidung. Denn einen Menschen tödten, verdient Todesstrafe; geht man so weiter, so muß das Tödten von 10 Personen zehnfach, das von 100 Personen hundertfach bestraft werden. Aber das jetzige Gefühl erkennt die Ungerechtigkeit des Angriffskrieges nicht. Darum bringt man die Erzählung davon in Bücher zur Ueberlieferung auf die Nachwelt. Erkennete man die Ungerechtigkeit, würde man wohl Bücher darüber schreiben, um sie auf die Nachwelt zu bringen?

Dazu kommt noch der enorme Verlust an Menschen und Vorräthen, den der Krieg verursacht. Man versuche zu berechnen in der Armee die Bambuspfeile, die befiederten Flaggen, Helme, Zelte, Schilde, Geschosse, die ausgehen, zerbrochen und verbraucht werden, und nicht zurückkommen — sie sind unzählbar. Dann die Rinder und Pferde, welche fett ausziehen und mager zurückkommen — sie sind unzählbar. Da die Züge oft in große Entfernungen gemacht werden, geht der Proviant aus, und die vom Volke sterben, sind unzählbar. Das Volk, das auf den Landstraßen krank liegt und stirbt, die Masse endlich der gefallenen Truppen — sie sind unzählbar.

Himmels sind Justiz und Verwaltung der Könige, Herzoge und Großen zu messen, ebenso die Gelehrsamkeit, Worte und Gespräche des Volkes. Sieht man, daß deren Wandel dem Himmelsgedanken entsprechend ist, so heißt er gut, so auch die Reden, die Justiz. Der Himmel ist für Micius gleichsam der oberste in der Stufenleiter der Beamten und Fürsten. Die Gebildeten werden vom Statthalter regiert. Diese von den drei Herzogen und Fürsten, diese vom Kaiser und dieser vom Himmel. Daraus ergibt sich einerseits, daß der Kaiser der Vornehmste im Reiche ist, der „dem Himmelsgedanken entspricht" und dem man nicht ungehorsam sein darf, andererseits, daß der Kaiser, „der Himmelssohn," unter dem züchtigenden und erziehenden Einflusse des Himmels steht. Hat der Himmelssohn Krankheit oder Unglück, so muß er fasten, sich waschen, Wein und Getreide weihen, um damit dem Himmel und den Dämonen zu opfern; so kann der Himmel das Unglück entfernen. „Doch wurde mir nie bekannt, daß der Himmel Glück vom Himmelssohne erbitte." Thun die Menschen, was der Himmel nicht wünscht, so thut der Himmel auch, was die Menschen nicht wünschen: er sendet Krankheiten und Unglück. Und zwar kann man dem Himmel nicht entfliehen. „Bei Verschuldung kann man aus einer Familie in die andere flüchten, aus einem Staate in den anderen; die Verwandten warnen einander und mahnen zur Vorsicht. Nun wohnen aber alle Menschen unter dem Himmel, wer sich versündigt am Himmel, der findet keinen Zufluchtsort."

Merkwürdiger Weise ist nun aber dem Micius nicht bloß Gott Vergelter des Guten und Bösen, sondern auch die Dämonen und Geister; dieselben sind offenbar als Träger und Diener der öffentlichen Gerechtigkeit gedacht. In einem Kapitel: „Klarheit über die Dämonen" wird uns gezeigt, wie die socialen Uebelstände zum Theil auch dadurch entstanden seien, daß man nicht an die Dämonen glaube. Und doch kann ja die Existenz der Dämonen bewiesen werden eben nach dem Grundsatze, daß, was Augen und Ohren der Menge erkennen, wahr ist. „Wenn jemand noch keine Dämonen gehört oder gesehen hat, warum geht man nicht in eine Ortschaft und fragt darnach? So lange Menschen geboren werden, wurden auch stets Zeichen von Dämonen gesehen und ihre Stimme gehört; wie kann also gesagt werden, es gebe keine. Viele Menschen sahen z. B. die Hinrichtung des Tu-Peh (um 800 v. Chr.) mit an. Tu-Peh sagte:

„Mein Regent tödtet mich unschuldig; haben die Verstorbenen kein Bewußtsein, so ist es aus; haben sie Bewußtsein, so werde ich es meinen Regenten, ehe drei Jahre vergehen, wissen lassen.“ Nach drei Jahren jagte der König im Parke. Etliche hundert Jagdwagen und etliche tausend Menschen füllten das freie Feld. Mitten am Tage erschien Tu-Peh auf blankem Wagen mit weißen Rossen, in rothem Gewand und Mütze; er hielt einen rothen Bogen und rothen Pfeil. Er verfolgte den Kaiser, schoß ihn auf seinem Wagen durch's Herz in's Rückgrat, daß er auf dem Wagen zusammenbrach und starb. Zu jener Zeit war diese Thatsache allgemein bekannt. „Regenten belehrten ihre Staatsbeamten damit, Väter warnten damit ihre Söhne.“ Gegen die Geisterleugner wird auch der Glaube der alten heiligen Könige in's Feld geführt und ihr ausdrückliches Zeugniß. „Aus Furcht, die späteren Geschlechter möchten das nicht verstehen können, ließen sie es aufschreiben auf Bambus und Seide, einhauen in Wannen und Vasen, eingraben in Metall und Stein; sie wiederholten es immer wieder. Wer die Existenz der Geister verneint, steht im Gegensatze zu dem, was die alten Könige erstrebten.“ Den Geistern wurden in der alten Zeit auch Opfer dargebracht, und zwar das Herrlichste, was man hatte. „Durch Opfer werden dieselben gespeist und getränkt. Ist das nicht großer Nutzen? Läßt man die Geister wirklich verloren sein, so sind die Opfer Verschwendung.“ Hier haben wir also wieder den bestimmten Glauben an Unsterblichkeit, aber er wird nicht in sittlicher Weise verwerthet; denn es gibt keine Vergeltung an Verstorbenen, nur eine Vergeltung durch Verstorbene an Lebenden.

Ueberblickt man die bisher dargestellten Gedanken, so wird man finden, daß dieselben wenig Aehnlichkeit haben mit den heutigen kommunistischen und socialistischen. Es ist aber auch nicht der ganze chinesische Socialismus, was wir hier vor uns haben. Mencius eifert gegen socialistische Ideen*), die sich mehr den heutigen nähern.

*) Auch der Nihilismus soll in China nicht unbekannt sein. Die buddhistische Lehre vom Nirvana wurde von Vielen pessimistisch aufgefaßt und revolutionär angewandt, nämlich zur Vernichtung von Staat, Gesellschaft und Familie. Im 10. Jahrhundert trug eine Reihe von Mißernten dazu bei, das Volk nihilistisch zu stimmen: alles Bestehende wurde angegriffen, ein Bürgerkrieg folgte dem andern und nicht weniger als 6 Dynastien kamen der Reihe nach auf, um eben so schnell wieder unterzugehen.

Er sagt z. B., beim Socialismus gelte „allgemeine Liebe.“ Da hören alle Unterschiede, selbst die natürlichen, auf. „Ohne Vater und Regenten, das ist thierisch.“ Micius hält aber ohne Bedenken an der Monarchie fest und schreibt dem Fürsten einen großen Einfluß auf's Volk zu. Dagegen wird ihm schon der Vorwurf gemacht, er schädige die kindliche Pietät und hindere die Hingebung an den Vortheil der Verwandten; er läßt aber diesen Vorwurf nicht auf sich sitzen. An einer anderen Stelle widerlegt Mencius die kommunistische Lehre, alle Menschen, auch die Regierenden, müssen für ihren eigenen Bedarf selbst sorgen. Mencius sagte: Wird der Kommunist erst selber Getreide säen, und dann davon essen? Antwort: Ja. Wird er selber Zeug weben und sich dann kleiden? Nein! der Kommunist kleidet sich in rauhes Zeug. Ist die Mütze, die er trägt, selbst gewebt? Nein! weil dies Vernachlässigung der Feldarbeit mit sich brächte; er tauscht sie ein für Getreide. Gebraucht der Kommunist metallene und irdene Geschirre zum Kochen und Eisen zum Pflügen? Ja! Macht er das selber? Nein! er tauscht das ein für Getreide. Warum ist der Kommunist nicht auch ein Töpfer und Arbeiter in Metall und alle dem, was er in sein Haus nimmt, um es zu gebrauchen? Warum ist er so konfus, mit sämmtlichen Handwerkern Tauschhandel zu treiben? Warum fürchtet der heilige Kommunist nicht so viele Mühe? Antwort: Die Geschäfte sämmtlicher Hand-

Um die Mitte des 11. Jahrhunderts trat unter Wang-ngan-tsche der Socialismus an die Stelle des Nihilismus. Dieser außerordentliche Mann war 1027 geboren, zeichnete sich durch Gelehrsamkeit, Geisteskraft und Beredtsamkeit aus, widerlegte die Nihilisten, wurde zum Premierminister ernannt und war um's Jahr 1069 der mächtigste und einflußreichste Unterthan des Kaisers. Er schaffte allen Privatgrundbesitz ab, ließ alles Land von Staatswegen bebauen und den Ertrag gleichmäßig vertheilen, zwang die Kapitalisten, in jährlichen Raten von je 1/5 im Lauf von 5 Jahren all' ihr Vermögen dem Staate auszuliefern u. s. w., so daß es keine Reichen und keine Armen mehr gab und alles nur vom und für den Staat lebte. Dieser Zustand führte aber zu zahlreichen Mißbräuchen und Uebelständen. Der Staat vermochte der Riesenaufgabe, die er sich gestellt, nicht gerecht zu werden, Spekulanten bereicherten sich u. s. f. Doch gieng es 15 Jahre lang so fort. Da starb der Kaiser Tschen-tsung, und seine Witwe als Regentin setzte wieder Sse ma-Kuang, der s. Z. dem Wang-ngan-tsche hatte weichen müssen, in's Amt des Premierministers ein. Das war das Ende sowohl des Nihilismus als auch des Socialismus in China. (China Mail.)

werker können nicht noch neben dem Feldbau betrieben werden. Könnte dann die Regierung des ganzen Reiches allein noch neben dem Feldbau betrieben werden? Also, schließt Mencius, Arbeitstheilung! Es gibt Arbeiten für große Männer und Arbeiten für kleine Männer. Ferner ist für den Gebrauch einer Person erforderlich, was sämmtliche Handwerker verfertigen; sollte man es selber fertigen und dann gebrauchen, so brächte man das ganze Reich „auf die Straßen." Weiterhin tritt in den Schriften des Mencius ein Vertheidiger der kommunistischen Lehre auf und sagt: „Würde die kommunistische Methode befolgt, so gäbe es nicht zweierlei Preise auf dem Markte, keinen Betrug im Staate. Obgleich man einen halberwachsenen Knaben auf den Markt schickte, so würde ihn niemand hintergehen. Leinen und Seidenstoffe von gleicher Länge würden sich im Preise entsprechen, Hanf und Seide von gleichem Gewicht ebenfalls, die fünf Getreidearten in derselben Quantität ebenfalls, Schuhe von derselben Größe ebenfalls." Mencius antwortete: „Daß die Produkte ungleich sind, ist ihre Eigenthümlichkeit, sei es nun doppelt, vierfach, zehnfach, hundertfach oder tausendfach. Gleicht Wohlgeboren sie aus, so wird das ganze Reich in Konfusion gebracht. Stehen feingearbeitete Schuhe im gleichen Preise wie geringe, werden die Leute sie anfertigen?" Es werde also, meint er, der Trieb, bessere und schönere Waaren zu liefern, aufhören und damit auch die Konkurrenz.

In diesen zuletzt behandelten Ansichten darf man wohl Gedanken der Schüler des Micius finden. Das was Micius etwas allgemein hingestellt hatte, mögen wohl seine Nachfolger ausgeführt, weiter gebildet, zum Theil auch übertrieben haben. Die Person des Lehrers aber bleibt uns in einem günstigen Lichte stehen. Micius besaß offenbar ein hohes Maß von Einsicht in die Bedürfnisse und Existenzbedingungen eines Gemeinwesens, die sittlichen sowohl als die natürlichen. Dabei war er von edlem Streben beseelt und von Begeisterung für das Gute in einer Weise erfüllt, die uns auch seine Kunstverachtung vergessen läßt. Aber er schaut die Menschheit doch in einem zu rosigen Lichte, wenn er glaubt, sie sträube sich nicht gegen seinen Vorschlag allgemeiner Liebe und sie lasse sich durch bloße Einsicht in den Werth derselben bekehren. In Wirklichkeit verflog auch der Gedanke des Micius im Leben des chinesischen Volkes wie ein guter Vorsatz im Leben eines Einzelnen.

Wir schließen hier die Bilder aus dem chinesischen Geistesleben vorläufig ab. Im Laufe der Zeit werden wohl noch manche Schätze der chinesischen Literatur uns zugänglich gemacht werden, und vielleicht läßt sich Einiges dem hier Gebotenen würdig an die Seite stellen. Wer sich aber des Guten und Belehrenden freut, das die Gedanken jener alten Chinesen enthalten, der helfe auch mit, ihren jetzt lebenden Nachkommen das Bessere, das er hat, zu bringen: das Evangelium Jesu Christi.

Rundschau.

II. Asien.

4. Vorderindien.

b. Ein Blick auf Südindien.

Am 5. August 1805 schrieb der später verschollene Miss. W. Ringeltaube: „Kürzlich kam ein Mann aus Trawankor zu mir, mich zu bitten, daß ich herniederkäme und hülfe ihnen. Es sind dort 800 (200) Seelen, welche wünschen, getauft zu werden. Es traf mich wie ein Ruf von Gott als Antwort auf meine anhaltenden Gebete, mich zu leiten. Kurz, ich will es in seinem Namen versuchen.“

Jener Mann war ein Paria, namens Maha Rasan, der einige Bildung empfangen hatte, ein guter Charakter war und den Gott Schiwa verehrte. Da ihn der Götzendienst in seinem Dorfe Majiladi nicht befriedigte, hatte er eine Pilgerfahrt nach dem berühmten Tempelort Tschellambram, nördlich von Trankebar, gemacht, aber keinen Frieden gefunden. Als er darnach, Tandschaur passirend, an der dortigen Missionskirche vorüberkam und sich in die Thür stellte, wandte sich der gerade predigende Miss. Kohlhoff mitten in seiner Rede an den Fremdling, der durch sein Büßergewand auffiel, und rührte des Fremden Herz, so daß er in die Zahl der Taufkandidaten trat und einige Monate christlichen Unterricht genoß. Darnach kehrte er in sein Dorf zurück, zeigte seinen Freunden die

christlichen Bücher, die er erhalten, und baute eine kleine Hütte zum Gottesdienst. Wenige Monate später erschien er wieder in Tandschaur, um im Namen seiner Freunde um einen Missionar zu bitten. Zunächst wurde ihm ein Katechist mit Familie mitgegeben, der ihn begleitete und einige Zeit in Majiladi predigte. Folgenreicher war, daß er diesmal seinen Ruf auch Ringeltaube vortragen konnte, der schon lange darauf gewartet hatte, daß Gott ihm irgendwo einen eigenen Wirkungskreis anweisen möchte. Er nahm den Ruf an, und die Folge davon war eine zehnjährige, reichgesegnete Wirksamkeit in Tinneweli und Travankor.*)

Und was ist, nachdem auch die englisch-kirchliche Mission dazu gekommen, aus diesem kleinen Anfang geworden? Heute zählt man in Tinneweli 97,000 und in Travankor 58,151 Protestanten, denen zusammen drei englische Missionsbischöfe und viele eingeborne Geistliche, aber nur sehr wenige europäische Missionare vorstehen. In Travankor sieht sogar die einheimische Regierung gut zur Mission. Am 13. August d. J. empfieng z. B. der Maharadscha in Kottajam eine Deputation von englisch-kirchlichen Missionaren und eingebornen Geistlichen, denen er auf ihre Adresse u. A. erwiderte: „Mit aufrichtiger Freude habe ich das Zeugniß vernommen, das Sie für die Toleranz und den Schutz, welcher Ihnen von Seite dieses Staates stets zu Theil geworden ist, sowie für die Förderung des Unterrichtswesens abgelegt haben. Ich kann fest versichern, daß diese auch in Zukunft immer mit der größten Bereitwilligkeit gewährt und ausgedehnt werden werden, denn den Hauptvortheil davon — das kann ich ohne Uebertreibung sagen — hat der Staat selbst gehabt, indem durch Ihre Arbeiten die Zahl treuer, gehorsamer und gebildeter Unterthanen — diese Grundlage einer guten Regierung — von Jahr zu Jahr gemehrt worden ist u. s. w."

Aehnliche Erfolge hat die amerikanische Mission in Madura und in Arkot, die lutherische in Trankebar und auf den anderen alten Stationen, die Basler in Malabar, in Südmahratta und im Tululande errungen — aber das alles nur auf dem Lande. In den großen Städten ist der sichtbare Erfolg der Missionsarbeit fast ein verschwindender. Hören wir z. B. Miss. Handmann über die Hauptstadt von ganz Südindien:

*) Ostindische Missionsnachrichten. Halle, 1879.

„Es herrscht hier zu Madras," schreibt derselbe, „eine geistige Regsamkeit, wie wohl an keinem anderen Orte Südindiens. Es ist der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum, der die Geister aufeinander platzen läßt. Die verschiedenen englischen Missionen haben hier ihre besten Streitkräfte concentrirt. Hier sind die großartigen Anstalten der schottischen Missionen, ihre Schulen mit Hunderten, ja Tausenden von Heidenknaben und Mädchen, ihr «Christian College», eine Art Unionsanstalt für alle englischen Missionen; dort die rührige englisch-kirchliche Mission mit ihren eingebornen Pastoraten und zahlreichen Elementarschulen; die altehrwürdige Mission in Weperi von der sogenannten Ausbreitungsgesellschaft mit den alten, von Fabricius und Gericke herstammenden Fonds und Grundstücken, dazu das ganze Heer von Sekten: Wesleyaner, Baptisten, Presbyterianer, ja sogar die Unitarier haben hier eine Gemeinde, deren Kapelle ganz in der Nähe unserer Kirche ist. Neben all' diesen Missionen hat auch die unsere (Leipziger) ihr bescheidenes Plätzchen. Ihr scheint die Aufgabe zugewiesen zu sein, hauptsächlich durch ihre Gemeinde zu missioniren. Im Ganzen ist der Erfolg bei allen Missionen — wenn man besonders auf Heidentaufen sieht — gering. Der Boden scheint hart und unfruchtbar. Es ist nicht sowohl das Heidenthum die feindliche Macht, welche sich der Mission entgegenstellt, als vielmehr der Geist der Großstadt und der Weltsinn, der das öffentliche Leben regiert. Ich habe in meinem Missionsleben noch nie von Seiten der Eingebornen so viel Widerspruch und Schmähung zu erfahren gehabt und die Hitze des Kampfes gegen die Sünde so empfunden, wie hier in Madras."

Aber nicht nur mit der Heidenbekehrung geht es in der Stadt langsamer als auf dem Lande; auch mit der Selbständigmachung der schon gesammelten Gemeinden will es hier nicht recht vorangehen, obgleich man sich redlich darum bemüht. Hören wir auch hierüber den mit wohlthuender Offenheit berichtenden Miss. Handmann. Was er über diesen Punkt sagt, gilt freilich nicht nur von seiner und anderen Stadtgemeinden, sondern auch von der Mehrzahl aller indischen Gemeinden überhaupt.

„Mein Herzenswunsch und fester Wille, mit dem ich diese Gemeinde übernahm, ist, daß sie eine von der Missionskasse unabhängige, selbständige Gemeinde werde, gepflegt von einem eingebornen Pastor. Bis dies Ziel erreicht wird, sind noch manche

Schritte zu thun, aber dasselbe muß im Auge behalten werden. Das habe ich der Gemeinde bei meinem Amtsantritt klar und deutlich gesagt. Seit ich von Deutschland wieder nach Indien zurückgekehrt bin, fühle ich noch mehr, als früher in Tritschinopoli, daß der Beruf eines Missionars nicht in den eines Pastoren aufgehen darf. Evangelisation der Heiden sollte seine Hauptaufgabe sein. Freilich gehört dazu auch die treue Pflege der gewonnenen Gemeinde, aber diese Pflege darf nicht ausschließlich Arbeit des Missionars werden, und muß immer nur eine Nothsache sein, die so bald als möglich einer besseren Ordnung Platz zu machen hat. Freilich unsere Gemeinden haben eine Tendenz, ihren Missionar möglichst für sich in Anspruch zu nehmen und die Madrasser nicht am wenigsten.

„Wenn Mann und Frau sich zanken, soll der Missionar kommen und Frieden machen. Ja, er soll oft sogar bestimmen, wie viel Haushaltsgeld der Mann seiner Frau zu geben hat. Wenn es Erbstreitigkeiten gibt, soll er sie schlichten. In allen Nöthen des Leibes und der Nahrung soll er helfen. Die Eingebornen wollen gerne jemand haben, auf den sie sich lehnen können. Bietet man ihnen den Rücken dar, so lehnt sich Jung und Alt auf ihn und sie kommen nie zur Selbständigkeit und Reife. Nichts schlimmer, als verwöhnte Kinder. Hier liegt eine nicht geringe Gefahr für den Missionar, die Gefahr, daß sein Ziel ihm verrückt wird. Es gilt daher einerseits, daß er sich anfangs seiner Gemeinde und der Arbeit an ihr ganz hingibt, um sie mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln und Kraft des heiligen Geistes innerlich zu heben und zur größeren Reife zu erziehen, andererseits sich für andere Arbeit frei zu machen sucht, für die Arbeit an den Draußenstehenden. Hierbei ist aber nicht zu vergessen, daß wenigstens hier in Indien die Arbeit an den Heiden keine ersprießliche sein kann, wenn sie sich nicht an schon bestehende Gemeinden organisch anschließt, und daß also kein Missionar auf die Dauer recht das Werk der Heidenbekehrung treiben kann, wenn er nicht eine schon bestehende Gemeinde zur Grundlage oder auch zum Rückhalt seiner Thätigkeit macht. In dieser Ueberzeugung hat mich auch die eigenthümliche Art der Seelsorge, die wir Missionare treiben, bestärkt. Da wir nicht mitten unter den eingebornen Christen wohnen, so müssen wir uns immer von unseren eingebornen Gehilfen alles zutragen lassen, was in der Gemeinde vorgeht. Wenn ich dann ein Gemeindeglied vorkriege wegen seiner Sünde, so ist

immer die erste Frage: „Wer hat Ihnen das verrathen?“ Der Madrasser setzt gerne hinzu: „Ich werde ihn gerichtlich belangen.“ Oft wenn mir der eingeborne Pastor erzählt, was die Leute unter sich reden, so rufe ich aus: „Wie können Sie nun noch verlangen, daß ich Seelsorge treiben soll? Sie, eingeborne Pastoren, Sie sind dazu berufen. Was ich mir erst auf langen Umwegen mühsam suchen muß, das haben Sie an den Fingern.“ Trotzdem glaube ich, daß wenigstens hier in Madras der Augenblick noch nicht gekommen sei, wo die Seelsorge in die Hände eines eingebornen Pastoren ganz und gar gelegt werden könne. Wenn eine schwierige, wichtige Frage auszufechten, zu schlichten oder zu untersuchen ist, so muß ich daran, sonst wird nichts daraus. Also Schritt vor Schritt!

„Ein wichtiges Mittel, die Gemeinde heranzuziehen, ist die Gemeindeversammlung. Ich habe deren bis dato drei gehalten, und zwar mit gutem Erfolg. Ich fand als ein gutes Mittel, sie zu beleben, daß wir derselben etwas zu thun geben, was das allgemeine Interesse erregt. Sollen die Leute bloß geben und rathen, ohne selbst etwas anordnen und ausrichten zu können, so erlahmt ihr Eifer bald. Ich lenkte die Aufmerksamkeit vor allem auf den öde aussehenden Gemeinde-Gottesacker hin, der nach drei Seiten offen lag. Er sollte mit Mauern und Hecken eingeschlossen werden. Um noch mehr anzuspornen, legte ich alsbald Hand an's Werk und fieng an, die längst projektirte Einfassungsmauer zu errichten. Das erregte Interesse. Nun konnte ich die unter meinem Vorgänger längst beschlossene Sammlung von Beisteuern in's Werk setzen. Jeder Familienvater hatte sich verpflichtet, ein Drittel seines Monatsgehaltes zu geben. Ein Todtengräber wurde angestellt und von wöchentlichen „Handvoll-Reis-Sammlungen“ besoldet. Das ist gewissermaßen der Beitrag, den die Frauen von ihrer täglichen Mahlzeit abgeben. Die Frontmauer des Gottesackers wurde Anfang des vorigen Jahres fertig, die beiden Längenseiten sind mit zwei lebendigen Hecken eingefriedigt worden.

„Gerne hätte ich zu meiner Unterstützung in der Gemeindeleitung Gemeindeälteste ernannt. Aber die Erfahrungen meiner Vorgänger mahnen zur Vorsicht. Ein großer Theil der früheren Kämpfe und Parteispaltungen war durch die Wahl von Diakonen und Oppositionen gegen dieselben verursacht worden. Darum mochte ich hierin nicht rasch vorgehen und vor allen Dingen niemand wählen, der sich

nicht vorher bewährt hatte. Deßhalb legte ich voriges Jahr der Gemeinde den Wunsch vor, aus ihrer Mitte einige Männer zu wählen, die mir in Einsammlung der Gemeindebeiträge und in der Verrechnung derselben und in Mahnung der säumigen und unordentlichen Gemeindeglieder zur Hand sein sollten. Es handelte sich also nur um Ausübung einiger Pflichten ohne Titel und Amtsehre. Darauf gieng man bereitwillig ein, und so wurden denn vier Leute ernannt, welche mir seitdem manchen Dienst erwiesen haben. Ihrer Hilfe ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß die Gemeindebeiträge zur Kirchenkasse, 668 M. im Jahr 1878, auf 814 M. im Jahr 1879, also um 144 M. gestiegen sind.

„Wenn die allgemeine Gemeindeordnung, welche für unsere ganze Mission vom Hochw. Collegium vorgeschlagen worden ist und auf nächster Synode zur abschließenden Berathung kommen soll, eingeführt werden wird, so hoffe ich, daß die Gemeindeorganisation auch in meiner Gemeinde einen Schritt vorwärts thun soll."

c. Die indischen Missionare.

Wir haben allerlei über die indischen Christen und Gemeinden gehört. Sollten wir nicht auch über die Missionare etwas hinzufügen? Allerlei Vorwürfe werden gegen diese erhoben: Daß sie bequem leben, daß sie hochmüthig gegen die Eingebornen sind, daß sie nicht fleißig genug die indischen Sprachen und Religionen studiren, daß sie allzubereit sind, die Regierung, der sie doch so viele Wohlthaten verdanken, zu kritisiren, daß sie sich in Dinge mischen, die sie nichts angehen, und vor allem, — daß sie unter einander beständig zanken und streiten. Es fällt uns nicht ein, unsere Brüder — denn als solche sehen wir alle evangelischen Missionare an — vertheidigen und als fehlerlose Heilige hinstellen zu wollen. Nur über das bequeme Leben und über die Streitsucht, welche ihnen vorgeworfen werden, möchten wir einiges bemerken.

Was den ersten Punkt betrifft, so können wir einen englischen Laien reden lassen, der in einem Privatbrief folgendermaßen auf eine ihm gestellte Frage dieser Art geantwortet hat:*)

„Was treiben denn die Missionare eigentlich? Es ist schwer, diese Frage zu beantworten, weil ich nicht genau weiß, was

*) „Mission-Field" 1879. S. 194.

Sie zu erfahren wünschen. Die alten Zeiten, wo Männer von außerordentlichem Eifer und Ernst jede Beschwerde zu tragen und ihr ganzes Leben für einen großen, herrlichen Zweck aufzuopfern bereit waren, sind vorbei(?). Und so sonderbar es Ihnen klingen mag, es ist gut, daß diese Zeiten vorbei sind. Männer von solcher Hingebung und Begeisterung sind natürlich immer selten in der Welt. Ihre Arbeit, weil bloß eine vereinzelte, kann nur eine vorübergehende(?) Bedeutung haben und überdies kann man Eifer haben ohne Weisheit. Jene alten Missionare waren eben Pioniere, welche einer nachrückenden Armee den Weg bereiteten, absteckten und vorzeichneten.

„Seit 20 Jahren haben die verschiedenen Missionsgesellschaften sich von der großen Wahrheit überzeugt, daß in kirchlichen Dingen nicht minder, als in den nach wissenschaftlichen Grundsätzen eingerichteten Armeen des 19. Jahrhunderts mehr auf Organisation und Disciplin ankommt, als auf einzelne Heldenthaten oder Geniestreiche. Heutzutage bilden die Missionare einen organisirten Stand. Es finden sich unter ihnen Männer von großem Eifer, aber wenig Takt, dann wieder Männer von großem Takt, aber mit wenig Eifer; tüchtige Männer, gescheidte Männer, manche träge, obgleich sehr begabt, andere wieder, die unermüdlich arbeiten, aber wenig Einfluß haben, einige mit Herrschergaben ausgestattet, andere, die zu gehorchen verstehen, aber nicht regieren können; aber das Werk im großen Ganzen macht schnelle Fortschritte und alle Gesellschaften vervollständigen ihre Einrichtungen immer mehr ... Diese Darstellung wird vielleicht den Unwissenden und Begeisterten abschreckend erscheinen, welche noch den Glauben haben, daß bloßer Eifer Berge versetzen könne, während Leute mit weiterem Blick und größerer Erfahrung ihre Freude daran haben werden. Begeisterung oder was die Franzosen élan nennen, kann sich wohl mit ritterlicher Selbstvergessenheit und Tapferkeit den vorrückenden Abtheilungen eines wohlorganisirten und nach den Regeln der Taktik aufgestellten Heeres entgegenwerfen, sie kann vielleicht die Höhen von Gravelotte stürmen, wird vor Metz aber ganz gewiß kapituliren.

„Ich möchte nicht über Hingebung und Eifer spotten, diese Tugenden aber müssen sich erweisen durch vollkommene Einhaltung der Disciplin und in der Treue, mit welcher man auch die kleinsten Details eines wohlausgedachten und sorgfältig geplanten Kriegszuges in Ausführung bringt. So ist es in Indien, und die Ausbreitungs-

gesellschaft hat zu den ersten gehört, welche die eben auseinandergesetzten Wahrheiten erkannt hat. Ihre Frage scheint von falschen Voraussetzungen auszugehen. Sie sagen: Was thun denn die Missionare? Wahrscheinlich wünschen Sie zu erfahren, ob sie in bequemen Häusern leben, gut essen, mit Zeitungen und anderem Komfort versehen sind? — Freilich leben sie in bequemen Häusern, freilich nehmen sie Leben und Gesundheit in Acht, freilich wehren sie sich gegen Erkrankungen des Leibes und gegen Verarmung des Geistes. Es ist selbstverständlich, daß sie es so machen, und ein Arbeiter ist seines Lohnes werth. Aber daraus folgt nicht, daß sie das ihnen aufgetragene Werk vernachlässigen; nein, sie treiben es mit aller Tüchtigkeit — das können Sie aus den Berichten sehen. Die verschiedenen Gesellschaften treiben keinen riesigen Schwindel mit der Wohlthätigkeit des Publikums; Sie dürfen getrost alles glauben, was diese Gesellschaften von sich selbst aussagen, warum also an mich schreiben und mich fragen? Vielleicht würden Sie gerne hören, daß die Missionare außerordentliche Beschwerden und Entbehrungen zu ertragen haben, daß sie arm leben und ihre Arbeit unter allerlei Druck und Schwierigkeit treiben. Aber warum sollte das sein? Ein moderner Johannes der Täufer könnte ja wohl aus Europa nach Indien kommen, in einer Höhle wohnen, der Sonne sich aussetzen u. s. f., aber seine Arbeit würde ein schnelles Ende mit — kranker Leber nehmen.

„Wenn Menschenleben und Arbeit noch einen Werth haben, so würde diese letztere Art von Missionaren nicht weniger kosten, als die erstbeschriebene. Man würde dadurch nur immer neue Anfänger haben, die über das Stadium des Sprachenlernens und der Akklimatisation nicht hinauskommen, die wie die Fliegen dahinsterben und deren Gräber so viel kosten würden, als ihre Wohnungen. Die wirkliche Arbeit würde stille stehen. Bald würden keine neuen Asketiker mehr nachrücken, die Missionsgesellschaften würden eingehen und das einzige Denkmal des Christenthums in Indien wären die Gräber jener Märtyrer, die ihr Leben großherzig aber nutzlos geopfert hatten. Also sehen Sie die Dinge nüchterner an! Unwissenheit und ein gefühliger Enthusiasmus sind der Tod aller Wahrheit."

Doch nun an den anderen schwereren Vorwurf: daß die indischen Missionare so streitsüchtig seien. Hieran ist so viel wahr, daß ernste, gewissenhafte Männer, welche von der Wichtigkeit des ihnen gewor-

Sie zu erfahren wünschen. Die alten Zeiten, wo Männer von außerordentlichem Eifer und Ernst jede Beschwerde zu tragen und ihr ganzes Leben für einen großen, herrlichen Zweck aufzuopfern bereit waren, sind vorbei(?). Und so sonderbar es Ihnen klingen mag, es ist gut, daß diese Zeiten vorbei sind. Männer von solcher Hingebung und Begeisterung sind natürlich immer selten in der Welt. Ihre Arbeit, weil bloß eine vereinzelte, kann nur eine vorübergehende(?) Bedeutung haben und überdies kann man Eifer haben ohne Weisheit. Jene alten Missionare waren eben Pioniere, welche einer nachrückenden Armee den Weg bereiteten, absteckten und vorzeichneten.

„Seit 20 Jahren haben die verschiedenen Missionsgesellschaften sich von der großen Wahrheit überzeugt, daß in kirchlichen Dingen nicht minder, als in den nach wissenschaftlichen Grundsätzen eingerichteten Armeen des 19. Jahrhunderts mehr auf Organisation und Disciplin ankommt, als auf einzelne Heldenthaten oder Geniestreiche. Heutzutage bilden die Missionare einen organisirten Stand. Es finden sich unter ihnen Männer von großem Eifer, aber wenig Takt, dann wieder Männer von großem Takt, aber mit wenig Eifer; tüchtige Männer, gescheidte Männer, manche träge, obgleich sehr begabt, andere wieder, die unermüdlich arbeiten, aber wenig Einfluß haben, einige mit Herrschergaben ausgestattet, andere, die zu gehorchen verstehen, aber nicht regieren können; aber das Werk im großen Ganzen macht schnelle Fortschritte und alle Gesellschaften vervollständigen ihre Einrichtungen immer mehr ... Diese Darstellung wird vielleicht den Unwissenden und Begeisterten abschreckend erscheinen, welche noch den Glauben haben, daß bloßer Eifer Berge versetzen könne, während Leute mit weiterem Blick und größerer Erfahrung ihre Freude daran haben werden. Begeisterung oder was die Franzosen élan nennen, kann sich wohl mit ritterlicher Selbstvergessenheit und Tapferkeit den vorrückenden Abtheilungen eines wohlorganisirten und nach den Regeln der Taktik aufgestellten Heeres entgegenwerfen, sie kann vielleicht die Höhen von Gravelotte stürmen, wird vor Metz aber ganz gewiß kapituliren.

„Ich möchte nicht über Hingebung und Eifer spotten, diese Tugenden aber müssen sich erweisen durch vollkommene Einhaltung der Disciplin und in der Treue, mit welcher man auch die kleinsten Details eines wohlausgedachten und sorgfältig geplanten Kriegszuges in Ausführung bringt. So ist es in Indien, und die Ausbreitungs-

gesellschaft hat zu den ersten gehört, welche die eben auseinandergesetzten Wahrheiten erkannt hat. Ihre Frage scheint von falschen Voraussetzungen auszugehen. Sie sagen: Was thun denn die Missionare? Wahrscheinlich wünschen Sie zu erfahren, ob sie in bequemen Häusern leben, gut essen, mit Zeitungen und anderem Komfort versehen sind? — Freilich leben sie in bequemen Häusern, freilich nehmen sie Leben und Gesundheit in Acht, freilich wehren sie sich gegen Erkrankungen des Leibes und gegen Verarmung des Geistes. Es ist selbstverständlich, daß sie es so machen, und ein Arbeiter ist seines Lohnes werth. Aber daraus folgt nicht, daß sie das ihnen aufgetragene Werk vernachlässigen; nein, sie treiben es mit aller Tüchtigkeit — das können Sie aus den Berichten sehen. Die verschiedenen Gesellschaften treiben keinen riesigen Schwindel mit der Wohlthätigkeit des Publikums; Sie dürfen getrost alles glauben, was diese Gesellschaften von sich selbst aussagen, warum also an mich schreiben und mich fragen? Vielleicht würden Sie gerne hören, daß die Missionare außerordentliche Beschwerden und Entbehrungen zu ertragen haben, daß sie arm leben und ihre Arbeit unter allerlei Druck und Schwierigkeit treiben. Aber warum sollte das sein? Ein moderner Johannes der Täufer könnte ja wohl aus Europa nach Indien kommen, in einer Höhle wohnen, der Sonne sich aussetzen u. s. f., aber seine Arbeit würde ein schnelles Ende mit — kranker Leber nehmen.

„Wenn Menschenleben und Arbeit noch einen Werth haben, so würde diese letztere Art von Missionaren nicht weniger kosten, als die erstbeschriebene. Man würde dadurch nur immer neue Anfänger haben, die über das Stadium des Sprachenlernens und der Akklimatisation nicht hinauskommen, die wie die Fliegen dahinsterben und deren Gräber so viel kosten würden, als ihre Wohnungen. Die wirkliche Arbeit würde stille stehen. Bald würden keine neuen Asketiker mehr nachrücken, die Missionsgesellschaften würden eingehen und das einzige Denkmal des Christenthums in Indien wären die Gräber jener Märtyrer, die ihr Leben großherzig aber nutzlos geopfert hatten. Also sehen Sie die Dinge nüchterner an! Unwissenheit und ein gefühliger Enthusiasmus sind der Tod aller Wahrheit."

Doch nun an den anderen schwereren Vorwurf: daß die indischen Missionare so streitsüchtig seien. Hieran ist so viel wahr, daß ernste, gewissenhafte Männer, welche von der Wichtigkeit des ihnen gewor-

denen Auftrags durchdrungen sind, leichter und öfter auch über kleine Dinge mit Ihresgleichen in Streit gerathen, als gleichgültige weltliche Leute, denen nicht viel an ihrer eigenen Arbeit liegt. Der eine Missionar meint, man müsse es so machen, sein Kollege meint gerade das Gegentheil — da platzen natürlich die Geister auf einander. Dazu kommen die wirklichen, nicht nur eingebildeten Unterschiede der Lehre, des kirchlichen Standpunktes und der Missionsmethode. Aber auf das alles bezieht sich eigentlich jener Vorwurf gar nicht. Diejenigen, welche denselben machen, meinen vielmehr, daß die Missionare einander ihre Bekehrten abjagen, sich gegenseitig verketzern, keinen freundschaftlichen Verkehr mit einander pflegen und dergleichen mehr. Das ist aber eine Verleumdung. Daß die Missionare fast aller Gesellschaften wirklich brüderlich zu einander stehen und von einander zu lernen bemüht sind, das hat u. A. wieder die große Konferenz in Bangalur deutlich erkennen lassen, über welche z. B. ein Theilnehmer schreibt: „Bei der Konferenz gab es nicht nur viel zu lernen für Herz und Beruf, sondern auch eine kräftige Stärkung des Glaubens und der Liebe war für alle bereit, die darnach Verlangen hatten.“ Und daß alle Anwesenden darnach Verlangen hatten, das beweist ja schon ihr Kommen zu dieser Konferenz; sonst wären sie daheim geblieben. Manche sind auch wirklich daheim geblieben, namentlich die hochkirchlichen Anglikaner und deßgleichen die in der Kastenfrage von allen anderen abweichenden und durch ihre Exclusivität in Betreff des Abendmahls isolirten Leipziger, von denen übrigens doch einer (Baierlein) an einigen der Versammlungen theilnahm.

Wirklichen Streit verursachen fast nur die Heißsporne der hochkirchlich-anglikanischen Ausbreitungsgesellschaft und namentlich solche Leute, wie die ritualistischen «Cowley Fathers». In Ahmednagar haben die ersteren sich in wirklich unschöner Weise in das Arbeitsgebiet der Amerikaner eingedrängt und dadurch den Katholiken, diesen bittersten Feinden der evangelischen Mission, in die Hände gearbeitet. Wie das zugegangen, möge man sich von diesen letzteren selbst erzählen lassen:

„Unsere Mission unter den Völkerschaften der Mahratten von Ahmednagar,“ heißt's in einem katholischen Bericht,*) verdankt

*) Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens 1879, VI, 37, ff.

ihre Entstehung der Bekehrung zweier Bezirke einer protestantischen Mission, welche der anglikanischen Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums angehören. Der erste protestantische Katechist, namens Shevakrao, und eine große Zahl seiner Neubekehrten waren vor 7 Jahren Mitglieder der amerikanischen Mission von Ahmednagar;*) sie verließen aber das Schein-Christenthum, welches die amerikanischen Missionare predigen, um sich unter die Fahne der Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums zu stellen. Diese, welche in ihrem Gottesdienst nicht so trocken war, entsprach ihrem Geschmack mehr, und gewisse ritualistische Pastoren, welche in ihrem Dienste stehen, wie Herr Barker, verstehen es, die heidnischen Völkerschaften durch die Ceremonien, welche sie den Katholiken entlehnen, an sich zu fesseln. Herr Barker führte also seine Neubekehrten in viele unserer Gebräuche und Ceremonien ein und bereitete sie so, ohne daran zu denken, auf den späteren Uebertritt zum Katholicismus vor. Aber dieser Herr Barker, der sich durch seinen voreiligen Ritualismus schon den Tadel seiner Religionsgenossen zugezogen hatte, kompromittirte sich ernstlich durch ein Uebermaß religiöser Begeisterung. Er legte das ‚Brod des Abendmahls' in den Mund eines Todten, ohne Zweifel in der Hoffnung, denselben dadurch zum Leben zurückzurufen. Seine Feinde berichteten die Thatsache dem anglikanischen Bischof, welcher Herrn Barker mit dem Interdikt belegte und ihn von seiner Mission entfernte. Diese blieb lange ohne Hirten. Das wiederholte Ansuchen um einen neuen Missionar, welches man bei dem protestantischen Bischof stellte, blieb ohne Antwort und die Hungersnoth, welche mittlerweile eintrat, machte die Verlassenheit dieser armen Leute noch peinlicher.

„Herr Barker hatte seinem ersten Katechisten erlaubt, seine Tochter mit einem Katholiken, einem ehemaligen irländischen Soldaten, zu verehelichen. Sie selbst wurde bald katholisch, und von da an hatte ihr Vater oft Gelegenheit, den Unterschied zwischen dem Protestantismus und dem Katholicismus kennen zu lernen. Anfang December 1877 kam der hochwürdigste Bischof Meurin nach Ahmednagar."

Jener Katechist und einer seiner Kollegen hörten den katholischen Bischof predigen, besuchten ihn, wurden von Zweifel und Unruhe

*) Im Jahr 1879 zählte diese Mission in 153 Dörfern 1202 volle Gemeindeglieder, in 6 Schulen 1285 Zöglinge.

geplagt und entschlossen sich endlich, mit vielen der Ihren „die Religion anzunehmen, zu welcher sie hingeleitet worden zu sein schienen.“ Der Bischof kam im Februar 1878 wieder, besuchte 15 Dörfer und nahm 588 Protestanten als „Bekehrte“ an.

„Der Abfall der Katechisten hatte das protestantische Lager in Aufregung gebracht. Ein Pastor Taylor kam als Abgesandter, von Herrn Barker begleitet, welcher die Liebe des Volkes gewonnen hatte. Letzterer machte dem Bischof einen Besuch und nachdem er die Versicherung erhalten, daß alles in Ordnung zugegangen sei und die Katechisten und ihre Anhänger ganz aufrichtig schienen, so gestand er offen, er glaube, es sei das Werk Gottes und freue sich, daß diese Christen nicht in die Hände der amerikanischen Missionare gefallen (!) seien, ‚welche die heilige Gnade nicht haben,‘ sondern in die eines Bischofs, ‚welcher dem römischen Zweige der katholischen Kirche angehört.‘ Der hochwürdige Herr Meurin antwortete ihm, er habe Gerichtsbarkeit im ganzen Umfang seines Vikariats über alle diejenigen, welche getauft worden und von rechtswegen Mitglieder der Kirche Jesu Christi seien. Hierauf ermahnte er Herrn Barker, dem Beispiel dieser Christen zu folgen und sich der von Jesus Christus gestifteten Kirche eher zu unterwerfen, als der von Heinrich VIII gegründeten. Herr Barker hatte später eine lange Unterredung mit jenen, welche ehemals seine Mitarbeiter gewesen waren. Es gelang ihnen indessen nicht, ihn zur Rückkehr zum Protestantismus zu überreden.“

Neuerdings haben nun die Amerikaner und Anglikaner eine Uebereinkunft (agreement) geschlossen, aber dieselbe wird wohl ein todter Buchstabe bleiben, schreiben doch die Missionare der Ausbreitungsgesellschaft selbst:

„So weit wir bis jetzt auch gekommen sind, überall sind die amerikanischen Missionare vor uns gewesen. Ein großer Theil unseres Erfolges (1878 wurden fast 2000 getauft und 1500 andere Mahars und Mangs in 162 Dörfern warteten auf die Taufe) muß daher auf ihre Rechnung gesetzt werden, und so wird es bleiben, bis wir weiter nach Osten landeinwärts vordringen.“

Aber freilich, auch wo sie allein oder fast allein sind, zeichnen diese katholisirenden Ritualisten sich durch taktloses, fanatisches Auftreten aus. In Indor und Mhau z. B. besteht seit 1870 eine vom bekannten Nehemia Gore gegründete und von den «Cowley

Fathers» fortgeführte anglikanische Mission. Einer der letzteren, namens O'Neill, nun ist neulich in Konflikt mit dem Mahratta-Fürsten Holkar von Indor gerathen. Er veranstaltete nämlich ritualistische Processionen, welche sich mit Bannern ꝛc. durch die Straßen bewegten und natürlich großes Aufsehen erregten. Wahrscheinlich aus Aerger über diese „christliche" Demonstration ließ der eingeborne Fürst einen zur Mission gehörigen Christen, Prabhu Das, der sich mit Bibel-Kolportage abgab, gefangen setzen. Als das betreffende Urtheil vom Gericht ausgesprochen war, protestirte der anwesende O'Neill nicht nur dagegen, sondern fieng an, noch im Gerichtshause öffentlich Bücher zum Verkauf auszubieten, und als man ihn aus diesem ausgewiesen, fuhr er fort auf dem Marktplatz ein Gleiches zu thun. Nur mit Mühe gelang es dem englischen Residenten in Indor, den Aufruhr, der sich nun gegen den Missionar erhob, zu beschwichtigen. Wahrscheinlich wird derselbe aus Indor verwiesen und am Ende gar diese ganze Mission aufgehoben werden. Ueberhaupt haben diese Ritualisten durch ihr extravagantes, unevangelisches Wesen schon allerlei Unheil in Indien, wie in der englischen Heimat gestiftet.

Nach solchen Ausnahmen aber die Gesammtheit der indischen Missionare zu beurtheilen, wäre eben so unvernünftig als ungerecht.

Missions-Zeitung.

Indien.

Der Baptisten-Miss. Mason in Gowalpara in Assam hat die ersten Traktate in der Garro-Sprache herausgegeben und 20 Kapitel des ersten Buches Mosis in dieselbe übersetzt. Jetzt ist er mit Miss. Phillips in Tura stationirt. Am 9. Januar wurde leider das neue, erst im December bezogene Missionshaus mit vielen werthvollen Büchern, Manuskripten ꝛc. ein Raub der Flammen. Mehrere Predigtreisen wurden ausgeführt und in den umliegenden Dörfern Schulen errichtet, auf Kosten der Einwohner. Hier sind 3 Christen, darunter ein ordinirter Prediger, von der Regierung angestellt worden, um von Dorf zu Dorf zu gehen, sich mit dem Zustand und den Wünschen der Bevölkerung bekannt zu machen, darüber zu berichten und

andererseits die Verordnungen der Regierung unter den Garros bekannt zu machen. Zugleich haben sie Erlaubniß, diese in allem zu unterrichten, was sie selbst gelernt haben, so daß sie ungehindert das Evangelium predigen können. Dabei erhalten sie gute Besoldungen und kosten die Mission nichts. Zum Kollegen haben sie allerdings einen Muhammedaner, aber jeder dieser 4 Beamten hat seinen eigenen Distrikt und ist unabhängig von den anderen. 122 Bekehrte konnten im Jahr 1878 getauft werden, im letzten nur 35; auch mußten 27 wieder ausgeschlossen werden und 28 starben. Die Gesammtzahl aller zu Tura gehörigen und auf 9 Haupt- und 9 Nebengemeinden vertheilten erwachsenen Christen beträgt 704. Auf den übrigen Stationen in Assam (Naugong, Gowahati, Sibsagor und Malong) wurden 1878 zusammen 49 Heiden getauft, letztes Jahr zusammen 135, seit Januar 1880 wieder eine schöne Zahl, darunter mehrere Kols, die hier als Arbeiter in den Theegärten leben. Dieselben sollten einen eigenen, ihrer Sprache kundigen Missionar haben. Sie sind größtentheils sehr unwissend, namentlich die Weiber, auch die getauften, letztere aber stehen im besten Rufe, trinken nicht, halten den Sonntag ꝛc. Miss. Gurney übersetzt die Bibel in's Assamesische, kann aber nur langsam voranmachen, weil mit anderer Arbeit überladen. In Dibrughor hat Dr. Bronson im Oktober 1878 eine neue Station gegründet, bald darauf aber krank nach Amerika zurückkehren müssen. „Es ist sehr wichtig, daß diese Arbeit fortgesetzt wird, aber wo sind die Leute und das Geld dazu?" In Malong (Amguri) arbeitet Miss. Clark an den Nagas, und Miss. King ist neuerdings für diese wilden, schwer zugänglichen Leute ausgesandt worden. Er hatte sich schon in Samaguting niedergelassen, als der Aufstand der Angami Nagas gegen die Engländer ausbrach und er sich nach Sibsagor flüchten mußte. Unterwegs bekam er und seine Frau das Fieber, und nach einer Entbindung und dem Tode des Kindes mußte sie nach Amerika zurückkehren. Neuerdings hat Major Mitchell, der englische Befehlshaber auf den Naga-Bergen, Miss. King eingeladen, wieder auf dieses „schönste Missionsarbeitsfeld, das er kenne" zurückzukehren. Die kleine Gemeinde in Amguri besteht aus 17 Mitgliedern. In der Aufnahme Uebertretender ist man sehr vorsichtig. Die Gesammtzahl aller Gemeindeglieder auf den 8 Stationen in Assam ist 1331, d. h. 149 Assamesen, 1114 Garros, Nagas ꝛc. und 96 Kols. Diese zusammen trugen im Jahr 1879 für Kirchen- und Missionszwecke 809 M. bei.

— In Madras fieng 1837 Miss. Day die amerikan.-baptistische Mission unter den Telugus an, siedelte aber schon 1840 nach Nellor über. Seither hatte diese Mission keinen Vertreter in Madras. Erst im Oktober 1878 hat Dr. Jewett in der Vorstadt Rojapuram wieder eine Arbeit unter den Telugus angefangen. Seine

Frau gibt eine Zeitschrift „Bi-Monthly Teloogoo Baptist“ heraus und übersetzt einen Kommentar über die Apostelgeschichte. Im December 1878 hat er einen Kollegen Nichols erhalten. In Nellor wird die monatliche Kirchenkollekte zum Unterhalt von vier Dorfschulen verwandt. „Wenn diese Kollekte für Gemeindezwecke verwandt würde, könnte man einen eingebornen Pastor damit besolden und alle Nebenausgaben bestreiten; doch nehmen wir Anstand, die Gemeinde in Nellor (366 Mitglieder) eine selbständige (self-supporting) zu nennen, denn wir fürchten, daß dieselbe — von der Mission losgelöst — doch nur ein kurzes Dasein fristen würde.“ „Im ganzen Lande herrscht das tiefe und weitverbreitete Gefühl, daß der Götzendienst eitel ist, und angesichts der Vorzüge des Christenthums vor dem Hinduismus verlieren die Kastenvorurtheile rasch ihre Herrschaft über die Gemüther.“ In Ramapatnam wurden im Jahr 1878 in drei Gemeinden zusammen 526, im letzten Jahr sogar 866 Heiden durch die Taufe aufgenommen. Eine der Gemeinden besoldet ihren Pastor selbst. Hier haben die Baptisten ihr Prediger-Seminar für die Telugu-Mission. Anfang 1879 waren 152 Zöglinge darin, meist verheirathet; 5 eingeborne Lehrer helfen dem Vorsteher Miss. Williams. Je 2 und 2 der Zöglinge sind mit der Heidenpredigt, Sonntagsschule ꝛc. in einem der benachbarten Dörfer beauftragt. Der Erfolg ist nicht bloß ein pädagogischer, sondern zeigt sich auch darin, daß es fast jeden Sonntag Neubekehrte zu taufen gab.

— In und um Ongol wurden vom 1. Januar bis 20. April d. J. wieder 1295 Heiden getauft, am 11. April z. B. 187 auf einmal. Vier andere waren am 12. Januar von einem baptistischen Geistlichen, namens Bainbridge, getauft, der, auf einer Reise um die Welt begriffen, auch den Missionaren in Ongol einen sehr willkommenen und gegenseitig anregenden Besuch machte. Dann besuchte Miss. Clough auf einer 2 Monate langen Reise 98 Dörfer, empfieng Abgeordnete von weiteren 100 Dörfern, segnete 13 Ehen ein und taufte an 28 verschiedenen Orten 1068 bekehrte Heiden. Zuweilen hatte er 1000 Zuhörer bei seinen Heidenpredigten. In einigen der besuchten Dörfer mußten aber auch früher Getaufte wieder ausgeschlossen werden, z. B. an einem Ort 11 Personen, die selbst gestanden, daß sie bei der Taufe geheuchelt hätten. Zur Strafe hiefür hätte ihr Gott vier von ihnen getödtet und ein früherer Priester hätte sie überzeugt, daß wenn sie dem Christenthum nicht entsagen, sie alle ebenso umkommen würden. Dabei blieben sie denn auch trotz aller Gegenvorstellungen. Ueberall war der Mangel an Lehrern und Predigern spürbar. Auf allerlei Irrthümer aufmerksam gemacht, ließen die meisten Christen sich aber willig belehren und besserten sich. „Im Ganzen bin ich überzeugt, daß die große Masse der Uebergetretenen nach dem Maß

ihrer Erkenntniß auch christlich leben und daß, wenn wir sie einmal gründlicher unterrichten und ihnen Seelsorger geben können, sie zu Männern in Christo heranreifen werden." In 5 kleinen Dörfern wurden Miss. Clough von den Einwohnern, welche Madigas, d. h. Lederarbeiter sind, sämmtliche Götzen ausgeliefert, zusammen etwa 100, mit Ausnahme von 20 aber fast nur Steinklumpen. An einigen Orten haben die Christen kleine Verfolgungen, falsche Anklagen u. dergl. zu leiden. In Sagarlamudi drohte der Dorfschulze den Christen, daß, wenn sie die neue Religion nicht wieder aufgeben, man ihnen nichts mehr verkaufen, ihnen keine Arbeit mehr geben und sie nicht einmal in den Straßen dulden würde. Als sie nicht nachgaben, wurden 11 von ihnen ergriffen und in einen Teich geworfen, um von der verunreinigenden Wirkung ihrer Taufe wieder gereinigt zu werden. Dann ward ein Schaf geschlachtet, der Götze Polaramma mit dem Blute besprengt und die Christen gezwungen, sich vor diesem zu bücken. Zuletzt machte man ihnen auch noch das heidnische Religionszeichen an die Stirn, aber alles ohne Erfolg. Bei seiner Anwesenheit in diesem Dorf konnte Miss. Clough wieder 22 Personen taufen. Neuerdings haben 400 Personen in einem von der Bewegung bisher unberührt gebliebenen Distrikt nordöstlich von Ongol um die Taufe gebeten. „Das Werk wächst so schnell, daß wir beim gegenwärtigen Arbeitermangel uns fast scheuen etwas zu seiner Ausdehnung beizutragen." Am 16. April wurden in Ongol 24 der besten eingebornen Gehilfen nach 2½-tägiger Prüfung zum Predigtamt ordinirt. Einige Tage später fand in Ramapatnam das jährliche Examen der Seminaristen statt. Ihre Zahl ist 80, und von diesen sind 57 verheirathet. Die Frauen „studiren" aber mit ihren Männern. Die frühere Anglo-Vernakular-Schule in Ongol ist aufgehoben. Der Lehrer derselben, Miss. Loughridge, hat in Hanamakonda, nordöstlich von Sekunderabad im Gebiet des Nizam, eine Mission angefangen. Die Station Karnul stand verwaist da, seit Miss. Drake, nachdem er noch 64 Heiden getauft, viele andere aber abgewiesen, dieselbe krank hatte verlassen müssen, und es seinem Nachfolger Newhall eben so ergangen war. Miss. Campbell von Sekunderabad half aber aus; bis zum Schluß des Jahres 1879 waren 146 getauft, die Zahl der Gemeindeglieder auf 270 gestiegen. Jetzt ist Miss. Morgan in die sich immer ausdehnende Arbeit eingetreten.

In Sekunderabad zählt die Gemeinde erst 56 Seelen und in Hanamakonda hat die Arbeit erst am 11. Januar 1879 angefangen. Gesäet worden ist seither reichlich: 80 Dörfer und Städte der Umgegend wurden besucht; die meisten hatten noch nie einen christlichen Prediger gehört oder auch nur gesehen. Auch christliche Schriften sind verbreitet worden. Am 4. Januar d. J. wurde auch aus 10 Mitgliedern

die erste Baptistengemeinde am Ort organisirt und zugleich der Erstling aus den Heiden getauft. Jene 10 waren Hergezogene.

— Am 27. Okt. ist Bischof Titcomb wieder nach Rangun abgereist.

Afrika.

Ueber die sklavenhaltenden schwarzen Pastoren in Abeokuta schreibt „Owuyeh“ aus Lagos an den Herausgeber der „African Times“ u. A.: „Man kann einen Egba braten, ja todtschlagen; macht man aber Miene, seine Sklaven zu befreien, so wacht er auf und wenn er schon im Grabe läge. Wenn die Mission mit Erfolg im Innern arbeiten will, so muß sie in Betreff der Abschaffung der Hausſklaverei unter den Christen ein Auge zudrücken. Nur etwa die folgenden Regeln wird sie durchführen können: 1) daß ein von Christen gekaufter Sklave nie weiter verkauft werden darf und daß Christen sich bemühen sollten, ihre Sklaven zu bekehren; 2) daß dafür gesorgt wird, daß nach dem Tode ihres christlichen Herren solche Sklaven nicht etwa in den Besitz von heidnischen Verwandten desselben übergehn; 3) daß christliche Sklaven, wenn sie 7 Jahre gedient haben, freigelassen werden. Wer sich nicht an diese Regeln hält, soll nur als ein Namenchrist, nicht als ein volles Mitglied der Kirche Gottes auf Erden angesehen werden. Die eingebornen Missionsangestellten aber müssen ganz frei von diesem Flecken sein. Völlige Abschaffung der Hausſklaverei kann unter einer heidnischen Obrigkeit nicht durchgeführt werden, auch bei den Christen nicht. Unter britischer Jurisdiktion und wo die Regierung selbst die Sklaverei unterdrückt, da mag es gehen.“ Derselbe Korrespondent deutet auch an, daß die Forderungen der englisch-kirchlichen Missionskommittee von jenen sklavenhaltenden Predigern noch keineswegs erfüllt seien. Zugleich spricht er sehr für den aus Abeokuta wieder abberufenen Johnson und gegen Miss. Maser. (Diesen haben wir um Aufschluß über die ganze, etwas dunkle Geschichte gebeten. Red.) Owuyeh's Darstellung des eigentlichen Sachverhalts ist uns unverständlich geblieben.

Ueber die gleiche Angelegenheit schreibt der wesleyanische Miss. Thomas: „Es ist dem Teufel gelungen, einen Aufruhr anzuzetteln, wo wir ihn am wenigsten erwartet hätten: in unserer Schwesterkirche, und zwar über eine Frage, welche sich auf die Unbescholtenheit der christlichen Mission in diesem Lande bezieht. Die Aufregung entstand in Folge gewisser Maßregeln, welche die Kommittee der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft ergriffen hatte, um ihre hiesigen Gemeinden von den Ueberbleibseln der Barbarei, welche sich noch vorfanden, zu reinigen. Hätte Gottes Vorsehung nicht gewaltet, so wäre das Leben ihres Missionssuperintendenten, James Johnson, einem wüthenden Pöbelhaufen von Christen und Heiden zum Opfer gefallen. Obgleich der-

Sturm nicht direkt gegen uns als Kirche (Methodismus) gerichtet war, war unsere Sicherheit während der Krisis doch gefährdet, da es bekannt ist, daß wir gegen die Haussklaverei sind. Ein zweiter ernstlicher Aufruhr drohte loszubrechen. Mehrere Tage lang waren wir in Angst und Spannung, bis den städtischen Gewalthabern zum Glück ein besseres Verständniß der Sachlage aufgieng und wir wieder Luft bekamen, unsere Arbeit ungestört fortzutreiben. Aber es wird Jahre brauchen, bis der Schaden wieder geheilt ist, den die Sache des Christenthums durch diese unnöthige Aufregung erlitten hat. Was uns betrifft, so freuen wir uns, sagen zu können, daß unsere Hände rein sind, wenigstens die unserer Angestellten ... Doch haben wir auch unser Theil Enttäuschung 2c. durchzumachen gehabt. Mehrere Fälle von Kirchenzucht kamen vor. Unter den hievon Betroffenen war auch einer unserer bedeutendsten Klassenführer, welcher statt sich die Zucht gefallen zu lassen, nichts unversucht ließ, uns einzuschüchtern und den Frieden der (methodistischen) Gesellschaft zu stören." Aus dem ganzen Bericht spürt man deutlich, daß es sich bei dieser wesleyanischen Gesellschaft in Abeokuta (Ogbe, Oko, wo am 13. Januar 1880 die zweite größere methodistische Kirche Abeokuta's eingeweiht wurde, Itoko, Idschaje Tedo und Ibara werden als Außenstationen genannt) leider weniger um die Einführung des Christenthums, als um die des Methodismus handelt.

— Der Sultan von Sansibar soll eine militärische Expedition ausgerüstet haben, um die Mörder der Reisenden Carter und Cadenhead zu bestrafen.

— Die Muhammedaner in Mombas, welchen die beiden Missionsstationen Freretown und Kisuludini mit ihren vielen befreiten oder auch nur entlaufenen Sklaven schon lange ein Pfahl im Fleisch waren, beschlossen gleich nach dem Ramadan diese Stationen zu zerstören. Der Ramadan war am 6. September zu Ende. Am 10. machten sie wirklich Anstalt, ihren Plan auszuführen; etwas Ernstliches scheint aber nicht vorgefallen zu sein.

— In Urambo hat der Londoner Miss. Dr. Southon einen angesehenen Zauberer und andere Kranke geheilt, so daß sein Einfluß wächst und er großen Zulauf hat. Mirambo versorgt ihn mit Nahrungsmitteln und schenkte ihm neulich — ehe er selbst sich auf einen Kriegszug begab — 16 Kühe, 4 Kälber, 21 Schafe und Ziegen und ein großes, der Ernte entgegenreifendes Matama-Feld, wogegen ihm der Missionar ein europäisches Zelt verehrte. Als Mirambo ihn aber während seiner Abwesenheit zum Statthalter oder Gouverneur einsetzen wollte, lehnte Dr. Southon diese Ehre auf's Entschiedenste ab. Land steht ihm zur Verfügung, so viel er will. Von eigentlicher Missionsarbeit kann aber natürlich keine Rede sein, bis er die Sprache gelernt hat.

— Von Udschidschi aus hat Miss. Hore allerlei Entdeckungs-

reisen gemacht und mit mehreren Häuptlingen freundliche Beziehungen angeknüpft. Was die Wadschidschi selbst betrifft, so ist das anfängliche Mißtrauen gegen die Missionare fast geschwunden; man lobt ihre Ehrlichkeit und ihre Uneigennützigkeit, nimmt ihre Arzneien dankbar an, grüßt sie freundlich, respektirt ihre Sonntagsfeier, läßt sich aber durch die entschieden feindseligen Araber doch immer wieder gegen die Weißen aufstacheln. Ein schon geschlossener Landkauf z. B. wurde durch das Intriguiren der Muhammedaner wieder rückgängig gemacht. Gelehrt und gepredigt wird auch hier noch nicht.

— In Uguha am Westufer des Tanganjika sind die Miss. Griffith und Hutley insofern besser daran, als der Häuptling Kasanga ihnen sehr gewogen ist und die Araber hier weniger Einfluß haben. Die herrschende Sklaverei und Zauberei, sowie die politische Unsicherheit, die beständigen kleinen Kriege sind überall die Haupthindernisse. Bei ihren Bau- und Handwerkerarbeiten finden die Missionare wenig Lernbegierde und Fleiß auf Seiten der Eingebornen. Trotzdem ist Miss. Hutley sanguinisch genug zu hoffen, daß, wenn dieselben nur erst europäische Artikel, wie Messer, Zeuge, Geschirr ꝛc. schätzen gelernt haben, sie schon arbeiten werden, um in den Besitz derselben zu gelangen, ja daß die Aufgeweckteren dann auch nach der Sprache (!) und Religion der Weißen fragen werden.

— Am 14. Juli waren die neu ausgesandten Miss. Wookey, Williams und Dr. Palmer glücklich in Mpwapwa angekommen und von den englisch-kirchlichen Missionaren bewillkommt worden.

— Endlich ist uns Näheres über die Entscheidung der spanischen Regierung in Sachen der Verfolgung evangelischer Missionare auf Fernam do Po bekannt geworden. In Nr. XXXVI seiner stets sehr interessanten „Blätter aus Spanien“ theilt Pastor F. Fliedner mit, jene ganze Angelegenheit sei dem Staatsrath vorgelegt worden und diese erste Körperschaft des spanischen Reiches habe folgendes Gutachten abgegeben:

„1. Die im Jahre 1845, 1846 und 1856 ausgesandten Missionen der katholischen Kirche und ebenso die spätere Niederlassung der Gesellschaft Jesu daselbst, welche von dem Mutterlande in's Werk gesetzt wurde, haben in Fernam do Po auch nicht die geringste Wirkung hervorgebracht; nicht nur nicht, während sie die protestantischen Missionen sich gegenüber hatten, sondern auch nicht einmal, als man diese letzteren verboten hatte.

„2. Als die Methodisten von neuem zurückkehrten in Folge der Revolution von 1868, fanden sie in Fernam do Po jede mögliche Hilfe und Unterstützung von den Einwohnern, wurden mit Freude und Begeisterung empfangen und eroberten sich die Herzen selbst von solchen, welche früher den Katholizismus angenommen hatten.

„3. Und es ist unleugbar, daß

die Fortschritte in der Kultur, welche die protestantischen Missionen in's Leben rufen, die allgemeinen Interessen der Civilisation vertreten und zum Besten Spaniens gereichen."

Auf Grund dieses Gutachtens sei dann ein königliches Dekret mit den folgenden Verordnungen erschienen:

„1. Es ist unthunlich, die katholische Einheit (d. h. Intoleranz) in Fernam do Po wieder herzustellen.

„2. Ebenso ist es nicht möglich, den Entschluß des Gouverneurs, welcher das königliche Dekret vom 23. Oktober 1876 in der Insel zur Ausführung bringen wollte, gut zu heißen.

„3. Vollkommene Duldung der protestantischen Missionen, sowie sie früher, ehe der genannte Gouverneur seine Verordnung erlassen hatte, bestand, soll wieder hergestellt werden, und sollte einmal die Regierung Seiner Majestät, in Folge eines Wachsthums der Religion und der Zahl der Katholiken den Zeitpunkt gekommen glauben, um besondere Maßregeln zu erlassen, welche den Artikel 11 der Verfassung auf Fernam do Po ausdehnen, so darf sie es nur thun mit ganz besonderer Rücksichtnahme auf den religiösen Zustand und die eigenthümlichen Verhältnisse, in welchen sich jene Gebiete befinden, und indem sie mit der allergrößten Behutsamkeit und Mäßigung zu Werke geht.

„4. Um zu diesem angedeuteten Ziele zu kommen, ist es nützlich, ja nothwendig, die katholischen Missionen und Unterrichtsanstalten auf den spanischen Besitzungen im Golfe von Guinea wieder herzustellen und mit neuem Eifer zu betreiben."

„So weit," fügt Pastor Fliedner hinzu, „das königliche Dekret. Der geneigte Leser kann sich seine eigenen Bemerkungen dazu machen. Wir fürchten nicht, daß die katholischen Missionen dort jetzt mehr Erfolg haben sollten, als in den Jahren 1845 und 1856. Es ist nur ein neuer Beweis, daß, mag auch die Regierung alles daran setzen, um den Einfluß und die Macht der katholischen Kirche in ihrem Staate zu erhalten, dennoch derselben ein Stück nach dem andern unwiederbringlich verloren geht. Es besteht also eine spanische Besitzung, wo mehr Protestanten als Katholiken wohnen, und wo deßhalb unumschränkte Religionsfreiheit herrscht. Die afrikanischen Unterthanen König Alfonso's genießen also einer Freiheit, welche bisher beharrlich den europäischen Unterthanen verweigert worden ist. Und schon fängt dieses Stück Afrika's an, dem Westlande Europa's die guten Folgen protestantischer Bildung und Gesittung vorzuhalten. Mag der Tag uns auch noch fern erscheinen, er wird dennoch kommen, an dem man auch in Spanien einsehen wird, daß „die Fortschritte der Kultur, welche die protestantischen Missionen in's Leben rufen, die allgemeinen Interessen der Civilisation vertreten und zum Besten Spaniens gereichen." "

Oceanien.

In Honolulu fand am 16. August eine politische Massenversammlung statt, welche gegen die eigenmächtige Entlassung des bisherigen Kabinets von Seiten des Königs protestirte. Als Tags darauf eine Deputation dieser Volksversammlung vom König abgewiesen wurde, fieng man bereits an, von seiner Absetzung ꝛc. zu sprechen. Der Palast wurde in Vertheidigungszustand gesetzt. Am 18. wurde eine zweite, größere Versammlung in der Kaumakapili-Kirche gehalten. Kaum war dieselbe aber eröffnet, als die Nachricht eintraf, der neue Premierminister Moreno — ein italienischer Abenteurer — habe um seine Entlassung gebeten und dieselbe vom König erhalten. Damit war die drohende Revolution abgewandt. Alle Gefahr aber ist noch nicht vorüber, da der König sich weigert, die alten Minister wieder einzusetzen.

Bei dieser ganzen Krisis handelt es sich um die für Hawaii immer brennender werdende Chinesenfrage. Bereits hat die Gesammtzahl der dort eingewanderten Chinesen 10,000 überstiegen, während die unaufhaltsam aussterbenden Eingebornen nur noch 43,000 und die ansässigen Europäer und Amerikaner kaum 5000 zählen. „Entweder muß die bisher unbeschränkte Einwanderung der Chinesen verhindert werden oder Hawaii wird demnächst eine Kolonie China's. Da die eingewanderten Chinesen fast ausschließlich Männer sind — denn unter ihrer Gesammtzahl befinden sich kaum 300 Weiber — so muß ihr Einfluß auf ein Volk, bei welchem die Zahl der Männer bereits um 15,000 diejenige der Frauen übersteigt, auch in dieser Hinsicht als höchst verderblich bezeichnet werden." Das bisherige Ministerium erkannte diese Gefahr und war auf Maßregeln zu ihrer Beseitigung bedacht, der König dagegen (vergl. S. 429) „in vollkommener Verkennung seiner eigenen Interessen und derjenigen seines Landes" beförderte die chinesische Einwanderung und machte schließlich sogar den in Honolulu ansässigen Agenten China's, eben jenen Moreno, zum Minister. Dies die Veranlassung jener Unruhen. (Allg. Ztg.)

— Am gleichen Tag, an welchem der „Morgenstern" seine achte Reise von Honolulu nach Mikronesien antrat, liefen auch drei andere Schiffe aus, welche mikronesische Arbeiter nach Hawaii bringen wollten.

— Die Gesellschaftsinseln, welche schon seit 1843 zum größeren Theil unter französischem Protektorat standen, sind am 29. Juni 1880 ganz von Frankreich annektirt worden.

Westindien.

Am 18. Aug. wurde Jamaika von einem furchtbaren Sturm heimgesucht, der eine Menge Kirchen und Missionshäuser zerstörte. Die Frei-Methodisten allein verloren 17 Kapellen.

Todesfälle.

Nachträglich noch Folgendes über Miss. Gordons Ende:

Am Morgen des 16. Aug.

machten die in Kandahar eingeschlossenen Engländer einen Ausfall auf ein östlich von der Festung gelegenes Dorf. Weder Gordon noch Kaplan Cave zogen mit. Gordon war im Spital, wo er die Verwundeten, welche von Zeit zu Zeit hereingetragen wurden, empfieng. Dann begab er sich an's Stadtthor. Er hatte gehört, daß wenige Minuten vor demselben mehrere Verwundete in einem Tempelchen lägen, und da er scheint's meinte, es werde sich sonst niemand in's heftige Feuer hinaus wagen, so verschaffte er sich eine Bahre mit Trägern und gieng hinaus. Obgleich von beiden Seiten beständig geschossen wurde, erreichte er den betreffenden Ort doch unversehrt; als aber wieder aufgebrochen werden sollte, durchbohrte ihm eine Kugel das Handgelenk und fuhr dann in seine Seite (Magen). Auch an einem Bein wurde er leicht verwundet. In's Spital gebracht, sagte er: „Ich bin nicht so schwer verwundet, wie andere und sie haben nicht den Trost, den ich besitze" und trieb wiederholt seinen Kollegen an, nach diesen anderen zu sehen. Bald darauf wurde es ihm klar, daß sein Ende nahe sei, und um halb 4 Uhr Nachmittags entschlief er sanft. Hauptmann Dobbs schreibt über ihn: „Wir haben einen treuen, eifrigen Seelsorger und die Mission hat einen hingebenden, fleißigen Arbeiter verloren. Er starb, wie er lebte: andere zu retten beflissen. Wir begruben ihn sammt einigen Offizieren in einem Garten in Kandahar, in der Nähe des Schikarpur-Thores." Aehnlich drückt sich sein Freund und Kollege, Kaplan Cave aus.

— Am 17. Aug. starb an Gehirnentzündung in einem Sanitarium bei Futschau der amerikanische Missionsarzt Dr. D. W. Osgood, nach 10-jähriger Arbeit an diesem Ort. In dem von ihm gegründeten Spital sind 51,838 Kranke unentgeltlich behandelt und berathen worden, während in seinem Asyl für Opiumraucher im Lauf von zwei Jahren 1500 behandelt wurden, zum Theil mit bestem Erfolg. Seit 4 Jahren hatte Dr. Osgood jeden freien Augenblick auf die Uebersetzung eines Lehrbuchs der Anatomie in's Chinesische verwendet. Sein unerwartetes Ende wird hauptsächlich der daherrührenden Ueberanstrengung zugeschrieben. (Zuletzt scheint ein Sonnenstich dazu gekommen zu sein.) Das Werk wird nächstens in 5 Bänden erscheinen.

— Am 31. August in New-Jersey Dr. W. Adams, Präsident der presbyterianischen Missions-Kommittee, berühmter Prediger und Professor in New-York, 25 Jahre lang Kommitteemitglied der Bostoner Missionsgesellschaft.

— Am 8. Sept. starb in England der baptistische Miss. W. Bailey aus Orissa, wo er fast 35 Jahre lang gearbeitet.

— Am 3. September in New-York Dr. Lindley, 80 Jahre alt, seit 1835 amerikanischer Missionar unter den Zulus. Einer seiner Söhne, Arzt, starb vor 2 Jahren während der gelben Fieber-Epidemie als Opfer seiner

Hingebung im Dienſt an den Kranken.

— Am 2. Juli in Brown's Town, Jamaika, der baptiſtiſche Miſſ. John Clark, 71 Jahre alt, nach 45-jährigem Miſſionsdienſt in Jamaika. Er gehört zu denjenigen, die weſentlich dazu beigetragen haben, daß am 1. Auguſt 1838 die Sklaverei daſelbſt, auch die ſog. apprenticeship völlig aufgehoben wurde. Später kaufte er große Ländereien und verkaufte ſie in kleinen Parcellen an die befreiten Neger, um ſie von den harten und ſelbſtſüchtig ausſaugeriſchen Grundbeſitzern unabhängig zu machen. Etwa 12 jetzt blühende Negerdörfer verdanken ihm ihren Urſprung, ebenſo eine große Anzahl chriſtlicher Kapellen und Kirchen. Die Zahl der durch ihn Bekehrten beträgt wohl mehrere Tauſend. Oefters hatte er 100 auf einmal zu taufen — in der See. Mit Knibb und Burchell traf er die Vorbereitungen zur Gründung eines Predigerſeminars, das jetzt noch in Kingston beſteht. Die letzten Jahre ſeines Lebens waren ſehr getrübt durch kirchliche Spaltungen und Kämpfe, die durch einen jungen Mann aus England veranlaßt worden waren und faſt zur Auflöſung von zwei großen und blühenden Gemeinden, deren Mitglieder ſeine geiſtlichen Kinder waren, geführt hätten. Bei ſeinem Begräbniß waren alle Läden in Brown's Town geſchloſſen und Tauſende folgten ſeinem Sarge.

Bücherſchau.

Indian Wisdom. By Monier Williams, M. A., D. C. L. Third edition. London. Wm. H. Allen & Co. 1876.

Dies iſt ein Buch für indiſche Miſſionare und ſolche, die es werden wollen. „Wenn wir vor 40 Jahren nur etwas der Art gehabt hätten!" wird mit Dr. Mögling manch' indiſcher Miſſionsveteran ausrufen, der dasſelbe geleſen hat. In einer Einleitung gibt der gelehrte Profeſſor zuerſt eine lichtvolle Ueberſicht über die Zuſtände Indiens in Vergangenheit und Gegenwart, über die Religionen Indiens und ihr Verhältniß zum Chriſtenthum und über die indiſchen Sprachen (48 S.). Dann folgen 15 Vorleſungen über die Veda-Hymnen, Brahmanas und Upaniſchads, über die 6 großen philoſophiſchen Syſteme der Inder, über den Buddhismus, die Dſchainas, das Bhagawat Gita, dann über die Smritis, d. h. die Vedangas, die Dharma Schaſtras, beſonders das Geſetzbuch des Manu, das Smarta-Sutra, die Itihaſas (Ramajana und Mahabharata), die 18 Puranas und die Nitiſchaſtras u. ſ. f. (518 S.).

Das Ganze iſt eine ebenſo gründliche als angenehm zu leſende Einleitung in die Literatur- und Religionsgeſchichte Indiens. Der

Verfasser ist einer der bedeutendsten Sanskritkenner unserer Tage, selbst mehr als einmal in Indien gewesen, auch mit den modernen indischen Sekten und Reformbestrebungen wohl vertraut, dazu ein warmer, obgleich nichts weniger als kritikloser Freund der Mission. Ja, sein Buch hat geradezu einen praktischen Zweck. Von der Voraussetzung ausgehend, daß das gegenwärtige sociale und religiöse Leben der Hindus nicht verstanden, also auch nicht geistig beeinflußt werden kann ohne Bekanntschaft mit dem Sanskrit und der sanskritischen Literatur, möchte der Verfasser zum Studium dieser letzteren anregen und zugleich denjenigen, welche hiezu nicht kommen, einen Ersatz bieten.

Wie wir früher interessante Auszüge aus des Verfassers Buch „Modern India and the Indians" mitgetheilt haben, so hoffen wir im nächsten Jahrgang für einiges aus dieser „Indischen Weisheit" Raum zu finden. Wer Englisch versteht, wird aber gut thun, das sehr inhalt- und lehrreiche Buch selbst zu studiren. Dasselbe kostet 15 Sh. Ein genaues und ausführliches Register macht es auch zum Nachschlagen sehr brauchbar.

Vermischte Vorträge über kirchliches Leben der Vergangenheit und der Gegenwart von Dr. G. Uhlhorn. Stuttgart. Meyer u. Zeller's Verlag. 1875.

Diejenigen unserer Leser, welche diese nach Form und Gehalt gleich ausgezeichneten Vorträge noch nicht kennen, möchten wir, wenn auch spät, auf dieselben aufmerksam machen. Ihr Werth ist bleibend. Der erste handelt von Thomas a Kempis und dessen Buch von der Nachfolge Christi. Bei aller warmen Anerkennung des Mannes und seiner berühmten Schrift wird doch auch die Schwäche der letzteren, das Gesetzliche, Mönchische darin, aufgedeckt und vor Mißbrauch gewarnt. Die fünf folgenden behandeln einige Stücke aus der Reformationsgeschichte. Ueber „Luther und die Schweizer" urtheilt der Verfasser mit Recht, es sei höchst oberflächlich, den Abendmahlsstreit nur als einen zufälligen, aus Mißverständniß oder leidenschaftlicher Rechthaberei entstandenen zu betrachten. „Es handelte sich hier für Luther um die höchsten religiösen Interessen." Aber für Zwingli doch auch? — Sehr lehrreich und namentlich Laien zu empfehlen sind die Vorträge über das vatikanische Concil, von eminent praktischer Bedeutung die beiden Schlußabhandlungen über „Socialismus und Christenthum" und über die „christliche Barmherzigkeitsübung." Vertrauenerweckend wirkt überall, auch wo man dem Verfasser nicht beistimmen kann, die männliche Offenheit, womit er seine Ueberzeugung ausspricht, und die gründliche Gelehrsamkeit, welche ihn befähigt, stets aus dem Vollen zu schöpfen.

Register.

Abeokuta, 135, 295, 331, 505.
Abeſſinien, 140.
Aegypten, 134.
Aerztliche Miſſion, 264, 322.
Afghaniſtan, 222.
Afrika, 1, 49, 96, 129, 169, 219, 250, 295, 505.
Ahmednagar, 498.
Ahnendienſt, 153.
Akra, 171, 220, 296.
Alemannen, 19.
Altkalabar, 219.
Anagray, 65.
Anderſon, Dr., 383.
Aneityum, 222.
Angola, 129.
Antananariwo, 198, 428.
Aſien, 177. 225, 257, 305, 353, 385, 433, 490.
Aſſam, 501.
Auguſtine Bay, 162.
Ausbreitungsgeſellſchaft, 347.
Auſtralien, 204.

Bagdad, 303.
Bamangwatos, 7.
Bancor, 64.
Bangalur, 426.
Baptiſten, 302, 356, 380.
Baraka, 104.
Barchet, Dr., 382.
Barclay, Biſch., 216.
Barma, 345, 353.
Barmer Miſſion, 45.
Basler „ 266.
Baxter, Dr., 86.
Bailey, M., 510.
Beirut, 254.
„Bekehrte", 396.
Berliner Miſſion, 348.
Berry, Dr., 192.
Betaſo, 196.
Bhamo, 357.
Bibelüberſetzung, 321.
Bingham, M., 476.
Black, Hr., 254.
Blantyre, 139, 297, 349.
Blomſtraud, Dr., 463.
Blythswood, 297.
Boers, 58.
Böttcher, M., 46.
Bom Jeſus, 131.
Bonny, 334.
Borchgrevink, M., 197.
Borgen, M., 196.
Borneo, 363.
Bornu, 6.
Brahma Samadſch, 385.
Branntwein, 162, 427.
Braß, 335.
Brayton, M., 357.
Bremen, Miſſ.-Konferenz, 243, 264.
Bremer Miſſion, 45.
Britiſch Nordamerika, 220, 340.
Brown, M., i. Neubrit., 221.
— Dr., i. China, 313, 383.
Brune, M., 57.
Buddhiſtiſche Prieſter, 423.
Burgund, 65.
Buſhnell, Dr., 125.

Caldwell, Biſch., 437, 441.
Carlſon, M, 468.
Celebes, 361.
Ceylon, 338.
China, 172, 219, 257, 299, 305, 339, 381, 421.
China Inland Mission, 223, 257.
Chineſen i. Auſtral., 204.
„ i. Hawaii, 428, 509.
„ i. Kalifornien, 209.
„ i. Peru, 312.
Chineſiſches Geiſtesleben, 35, 89, 141, 273, 372, 397, 444, 481.
Chirnſide, Reif., 349.
Clark, M., 511.
Clough, M., 439, 503.
Coan, Dr., 125.
Colbeck, M., 355.
Colburne, M., 358.
Columba, 18, 62.
Comber, M., 252.
Confucius, 141.
Congo Inland Mission, 254.
Coppleſtone, M., 17.
Cowley Fathers, 498, 501.
Creek Town, 220.
Crowther, Biſch., 296.
Cuſhing, M., 357.

Dahle, M., 197.
Depelchin, Pater, 8.
Depok, 361.
Docemo, Kön., 170.
Dodgshun, M., 46.
Döhne, M., 46.
Dunn, John, 52, 220.

Edendale, 51.
Ekjowe, 56, 237.
Elieser, Schiff, 164, 242.
Elfblad, M., 468.
Elgqvist, M., 462.
Empangeni, 236.
Emuyini, 50.
Engh, M., 196.
Englisch-kirchl. Mission, 332, 364.
Entumeni, 236.
Erziehungsgesellschaften, 345 ff.

Faringia, 170.
Fast, M., 462.
Felkin, M., 11, 250.
Fernam do Po, 109, 134, 507.
Feuersbrünste i. Japan, 179.
Fidschi, 222.
Filter, M., 51, 430.
Fingu, 297.
Fjellstedt, Dr., 419, 462.
Flygare, M., 473,
Fontaines, 66.
Franzosen i. Afrika, 132.
Freetown, 106.
Fukien, 313, 381.
Funcke, Past., 272.
Futschau, 313, 381, 510.

Gaben, 46.
Gabun, 103, 133.
Gallun, 74.
Garros, 501.
Geleb, 140, 468.
Gesellschafts-Inseln, 300.
Gessi Bey, 126.
Gilbert, Jos., 475.
Gilmour, M., 219.
Goldküste, 102, 171.
Gonds, 469.
Gordon Pascha, 133, 126.
„ M., 222, 478, 50
Gothenburg, 420.
Griffith, M., 97, 507.
Guldberg, Dr., 201.
Gustav Adolf, 415.

Haitschang, 261.
Hakodate, 171.
Hanamakonda, 504.
Hamberg, M., 462.
Handmann, M., 491.
Hanna, M., 46.
Harris, M., 356.
Haven, Bisch., 125.
Havergal, Frl., 334.
Hawaii, 428, 509.
Heirathen der Missionare, 267.
Hellwald, v., 102.
Hermannsburger Mission, 50.
Hervey-Inseln, 300.
Hinterindien, 342, 353.
Hiogo, 189.
Hlubi, Hptlg., 239.
Hohls, M., 51.
Holland, M., 134.
Honan, 305.
Honolulu, 509.
Hore, M., 97, 506.
Hougvalstad, Jon, 233.
Hübbe, Dr., 5, 102.
Hupe, 426.
Hutley, M., 97, 507.

Indianer, 220, 371, 416.
Indien, 112, 125, 336, 385, 433, 490, 501.
Indor, 500.
Isandhlwana, 240.
Islam, 2, 360, 363.
Itschang, 382.

Jakobsen, M., 165.
Jamaika, 509, 511.
Japan, 121, 171, 177, 225, 339, 350,
Java, 361.
Jenkins, Frau, 478.
Jenping, 172.
Jerusalem 216.
Jessup, Dr., 44.
Jewett, Dr., 502.
Jönköping, 469.
Johnson, James, 135, 296.
Joruba, 135, 295, 334.
Jung Wing, 310.
Judenmission, 470.

Kalakau, Kön., 428.
Kalifornien, 209.
Kalkutta, 385.
Kandahar, 478, 510.
Kansu, 426.
Karenen, 356.
Katholiken, 7, 43, 95, 163, 169, 320, 424, 428.
Kesab Tschander Sen, 112, 385.
Ketschwajo, Kön., 49, 239.

Khame, Kön., 7, 127.
Kiernander, M., 418.
Kinder der Miſſ., 269.
Kioto, 121.
Kirk, Dr., 16, 170.
Kirkby, M., 371.
Kitange, 86.
Kjelberg, M., 468.
Kleinaſien, 477.
Kobe, 188.
Kölle, Dr., 216.
Kols, 502.
Konſtantinopel, 216.
Koranna, 57.
Ko Tha Bju, 357.
Kremmer, M., 341.

Lager, M., 468.
Lagos, 170.
Lahimoriſa, Kön., 162.
Laotſe, 89.
Lappen, 415, 460.
Laſt, M., 87.
Lawrence, Lord, 426.
Leipziger Miſſion, 341.
Liberia, 109.
Licius, 372, 397.
Lindley, Dr., 510.
Lindö, M., 165.
Litchfield, M., 11, 323.
Livingſtone, Dr., 215.
Livinhac, Pater, 14.
Lockhardt, Dr., 425.
Lombardei, 75.
Londoner Miſſion, 97, 378.
Lourdel, Pater, 14.
Lubari, 324.
Lüneburg, 50.
Lund, 462.
Lundberg, M., 418.
Luxeuil, 77.

Macintyre, M., 259, 422.
Mackay, M., 11, 320.
Madagaskar, 43, 95, 133, 161, 195, 298, 427.
Madras, 492, 502.
Madura, 341.
Mai-Verſammlungen, 332, 343, 378.
Mandaleh, 355, 357.
Mandapaſale, 350.
Mandſcha, 167.
Maraſch, 218.
Marks, Dr., 354.
Maſinandreina, 196.
Maſſowa, 468.
Mauritius, 339.
Mayr, M., 342.
Meadows, Dr., 309.
Megerditſch, Biſch., 217.
Mencius, 273.
Micius, 444, 481.
Mikroneſien, 475.
Mirambo, Kön., 98, 506.
M'Kullo, 140, 468.
Mombas, 506.
Mönchsregel Columba's, 69.
Mongolei, 219.
Monotheismus, 43.
Morgenſtern, Schiff, 476.
Morondawa, 162, 167.
Moule, Biſch., 339.
Mpongwe, 103.
Mpwapwa, 86.
Mteſa, Kön., 11, 169, 319, 474.
Muhammedaner in China, 421.
Mukaſſa, 324.
Mullens, Dr., 79.
Muſtapha, 218.

Nachtigal, Dr., 2, 48.
Nagas, 502.
Nanking, 421.
Narſingpur, 469.
Natal, 51, 170.
Neander, Paſtor, 469.
Nellor, 503.
Neubritannien, 221.
Neuguinea, 429.
Neuſeeland, 340, 430.
Newton, Dr., 430.
Niger, 334.
Ningpo, 382.
Niſima, 121.
Njutſchwang, 259.
Norberg, M., 460.
Nordweſtamerika, 340.
Norwegiſche Miſſion, 161, 195, 233.
Nuttall, M., 170.

Oceanien, 221, 300, 428, 509.
Oſtebro, M., 49, 56, 236.
Okajama, 192, 231.
Ongol, 438, 503.
Opium, 260, 315, 382, 425.
Oscarsberg, 473.
Osgood, Dr., 510.
Ouchterlony, M., 463.
Oxford, 392.

Paläſtina, 335.
Pandſchab, 337.
Paotingfu, 425.
Parſons, M., 430.

Dahle, M., 197.
Depelchin, Pater, 8.
Depot, 361.
Docemo, Kön., 170.
Dodgshun, M., 46.
Döhne, M., 46.
Dunn, John, 52, 220.

Edendale, 51.
Ekjowe, 56, 237.
Elieser, Schiff, 164, 242.
Elfblad, M., 468.
Elgqvist, M., 462.
Empangeni, 236.
Emuyini, 50.
Engh, M., 196.
Englisch-kirchl. Mission, 332, 364.
Entumeni, 236.
Erziehungsgesellschaften, 345 ff.

Faringia, 170.
Fast, M., 462.
Felkin, M., 11, 250.
Fernam do Po, 109, 131, 507.
Feuersbrünste i. Japan, 179.
Fidschi, 222.
Filter, M., 51, 430.
Fingu, 297.
Fjellstedt, Dr., 419, 462.
Flygare, M., 473,
Fontaines, 66.
Franzosen i. Afrika, 132.
Freetown, 106.
Fukien, 313, 381.
Funcke, Past., 272.
Futschau, 313, 381, 510.

Gaben, 46.
Gabun, 103, 133.
Gallun, 74.
Garros, 501.
Geleb, 140, 468.
Gesellschafts-Inseln, 300.
Gessi Bey, 126.
Gilbert, Jos., 475.
Gilmour, M., 219.
Goldküste, 102, 171.
Gonds, 469.
Gordon Pascha, 133, 126.
„ M., 222, 478, 50
Gothenburg, 420.
Griffith, M., 97, 507.
Guldberg, Dr., 201.
Gustav Adolf, 415.

Haitschang, 261.
Hakodate, 171.
Hanamakonda, 504.
Hamberg, M., 462.
Handmann, M., 491.
Hanna, M., 46.
Harris, M., 356.
Haven, Bisch., 125.
Havergal, Frl., 334.
Hawaii, 428, 509.
Heirathen der Missionare, 267.
Hellwald, v., 102.
Hermannsburger Mission, 50.
Hervey-Inseln, 300.
Hinterindien, 342, 353.
Hiogo, 189.
Hlubi, Hptlg., 239.
Hohls, M., 51.
Holland, M., 134.
Honan, 305.
Honolulu, 509.
Hore, M., 97, 506.
Hougvalstad, Jon, 233.
Hübbe, Dr., 5, 102.
Hupe, 426.
Hutley, M., 97, 507.

Indianer, 220, 371, 416.
Indien, 112, 125, 336, 385, 433, 490, 501.
Indor, 500.
Isandhlwana, 240.
Islam, 2, 360, 363.
Itschang, 382.

Jakobsen, M., 165.
Jamaika, 509, 511.
Japan, 121, 171, 177, 225, 339, 350,
Java, 361.
Jenkins, Frau, 478.
Jenping, 172.
Jerusalem, 216.
Jessup, Dr., 44.
Jewett, Dr., 502.
Jönköping, 469.
Johnson, James, 135, 296.
Joruba, 135, 295, 334.
Jung Wing, 310.
Judenmission, 470.

Kalakau, Kön., 428.
Kalifornien, 209.
Kalkutta, 385.
Kandahar, 478, 510.
Kansu 426.
Karenen 356.
Katholiken, 7, 43, 95, 163, 169, 320, 424, 428.
Kesab Tschander Sen, 112, 385.
Ketschwajo, Kön., 49, 239.

Khame, Kön., 7, 127.
Kiernander, M., 418.
Kinder der Miſſ., 269.
Kioto, 121.
Kirk, Dr., 16, 170.
Kirkby, M., 371.
Kitange, 86.
Kjelberg, M., 468.
Kleinaſien, 477.
Kobe, 188.
Kölle, Dr., 216.
Kols, 502.
Konſtantinopel, 216.
Koranna, 57.
Ko Tha Bju, 357.
Kremmer, M., 341.

Lager, M., 468.
Lagos, 170.
Lahimoriſa, Kön., 162.
Laotſe, 89.
Lappen, 415, 460.
Laſt, M., 87.
Lawrence, Lord, 426.
Leipziger Miſſion, 341.
Liberia, 109.
Licius, 372, 397.
Lindley, Dr., 510.
Lindö, M., 165.
Litchfield, M., 11, 323.
Livingſtone, Dr 215.
Livinhac, Pater, 14.
Lockhardt, Dr., 425.
Lombardei, 75.
Londoner Miſſion, 97, 378.
Lourdel, Pater, 14.
Lubari, 324.
Lüneburg, 50.
Lund, 462.
Lundberg, M., 418.
Luxeuil, 77.

Macintyre, M., 259, 422.
Mackay, M., 11, 320.
Madagaskar, 43, 95, 133, 161, 195, 298, 427.
Madras, 492, 502.
Madura, 341.
Mai-Verſammlungen, 332, 343, 378.
Mandaleh, 355, 357.
Mandapaſale, 350.
Mandſcha, 167.
Maraſch, 218.
Marks, Dr., 354.
Maſinandreina, 196.
Maſſowa, 468.
Mauritius, 339.
Mayr, M., 342.
Meadows, Dr., 309.
Megerditſch, Biſch., 217.
Mencius, 273.
Micius, 444, 481.
Mikroneſien, 475.
Mirambo, Kön., 98, 506.
M'Kullo, 140, 468.
Mombas, 506.
Mönchsregel Columba's, 69.
Mongolei, 219.
Monotheismus, 43.
Morgenſtern, Schiff, 476.
Morondawa, 162, 167.
Moule, Biſch., 339.
Mpongwe, 103.
Mpwapwa, 86.
Mteſa, Kön., 11, 169, 319, 474.
Muhammedaner in China, 421.
Mukaſſa, 324.
Mullens, Dr., 79.
Muſtapha, 218.

Nachtigal, Dr., 2, 48.
Nagas, 502.
Nanking, 421.
Narſingpur, 469.
Natal, 51, 170.
Neander, Paſtor, 469.
Nellor, 503.
Neubritannien, 221.
Neuguinea, 429.
Neuſeeland, 340, 430.
Newton, Dr., 430.
Niger, 334.
Ningpo, 382.
Niſima, 121.
Njutſchwang, 259.
Norberg, M., 460.
Nordweſtamerika, 340.
Norwegiſche Miſſion, 161, 195, 233.
Nuttall, M., 170.

Oceanien, 221, 300, 428, 509.
Oſtebro, M., 49, 56, 236.
Okajama, 192, 231.
Ongol, 438, 503.
Opium, 260, 315, 382, 425.
Oscarsberg, 473.
Osgood, Dr., 510.
Ouchterlony, M., 463.
Oxford, 392.

Paläſtina, 335.
Pandſchab, 337.
Paotingfu, 425.
Parſons, M., 430.

Pearſon, M., 11, 322.
Perſien, 336.
Peru, 312.
Plath, Inſp., 267.
Polygamie, 301.
Portugieſen, 129.
Predigt, Heiden-, 189, 245.

Radſchputana, 382.
Rahmn, M., 419.
Ramapatnam, 503, 504.
Rangun, 353.
Ranopaſi, 162.
Ringeltaube, M., 434, 490.
Rio Pongas, 170.
Ritchie, M., 47.
Rivington, M., 386.
Robertſon, M., 54.
Röſtvig, M., 164.
Roſaas, M., 197.
Rubaga, 169.
Ruſſell, Biſch., 47.
Ruſſiſche Miſſion, 230.
Ryle, Biſch., 368.

Sagar, 469
Sakalawas, 161, 427.
Saker, M., 254.
San Salvador, 252.
Sandegren, M., 464.
Saron, 58.
Schott, Inſp. 264.
Schreiber, Dr., 248.
Schreuder, Biſch., 51, 196, 234.
Schuking und Schiking, 41.
Schulen i. Barma, 358.
„ i. Japan, 193.
Schwaben, 19.
Schwediſche Miſſion, 140, 414, 459.
Senegambien, 102.
Senuſia, 3.
Sherring, M., 478.
Siam, 360, 427.
Sierra Leone, 102, 105, 334.
Sirabe, 196.
Sites, M., 172
Sklavenhandel, 6, 126, 130, 135, 213.
Snow, M., 172.
Soltau, M., 357.
Sonntagsheiligung, 347.
Soper, M., 172.
Southon, Dr., 87, 97, 298, 506.
Sopaux, Dr., 105, 130, 212, 298.
Spanier i. Afrika, 134, 507.
Stavanger, 233, 242.
Stevenſon, Dr., 185.
Stewart, Dr., 297.
Stockholm, 459.
Stokes, M., 17.
Strauß, v., 37.
Sumatra, 362.
Sutſchau, 424.

Tahiti, 379, 509.
Tanganjika-See, 97, 297.
Taoiſten, 89.
Tellſtröm, M., 460.
Taplin, M., 46.
Taputeuea, 475.
Taylor, M., i. China, 257.
Telephon, 223.
Telugu-Land, 438, 502.
Temple, Sir R., 393.
Thiba, Kön., 355.
Tinneweli, 338. 436.
Titcomb, Biſch, 345, 353, 505.
Tokio, 171, 185.
Trawankor, 334, 490.
Tſchakombe, 87.
Türkei, 216, 430, 477.
Tullear, 162.

Udſchidſchi, 97, 379, 506.
Uganda, 11, 169, 250, 319, 370, 474.
Uguha, 507.
Ulundi, 52.
Urambo, 98, 506.
Urreligion, 39.
Uyui, 98.

Valen, M., 164.
Van-See, 217.
Vaterlands-Stiftung, 464.
Viktoria-Nyanza, 11, 319.
Vines, M., 125.
Vinton, M., 358.

Warneck, Dr., 244.
Welland, M., 125.
Wenger, Dr., 431.
Wesleyaner, 170, 343.
Wills, M., 381.
Wilſon, M., 11, 250, 370.
Witt, M., 473.
Wolfe, M., 313.
Wolſeley, Sir G., 52.
Wright, Sekr., 431.

Zomba, 296.
Zulu, 49, 232, 473.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1. 1880.

Inhalt:

Das Evangelium in Mexiko. 1. Die Kirche Jesu in Mexiko. 2. Andere Missionsarbeiten in Mexiko. 3. Was eine schwache Frau in Mexiko ausgerichtet hat. — Bibelzeitung. — Bücherschau.

Das Evangelium in Mexiko.

1. Die Kirche Jesu in Mexiko.

Im Jahr 1865, zur Zeit des unglücklichen Kaisers Maximilian, benutzte die britische Bibelgesellschaft die früher nicht dagewesene Freiheit, um große Mengen heiliger Schriften in spanischer Sprache nach Mexiko einzuführen. Die Bibeln wurden gelesen; hie und da fiel der göttliche Same auf fruchtbaren Boden. Unter Anderen wurde auch ein Priester, namens Francisco Aguilar, erweckt. Seine Freude über das ihm aus Gottes Wort aufgegangene Licht war so groß, daß er den neugefundenen Schatz auch seinen Freunden und Bekannten anpries. So sammelte sich allmählich eine kleine Gemeinde von 50 Personen um ihn, denen er in spanischer Sprache das Evangelium verkündigte. Sein Lauf war jedoch bald vollendet. Erschöpfende Anstrengungen, die er in seinem Eifer auf sich nahm, und kränkende Verfolgungen, denen er beständig ausgesetzt war, untergruben seine Gesundheit. Nach zwei Jahren hatte er ausgekämpft und ausgelitten. In den letzten Zügen liegend drückte er noch sein theures Bibelbuch an's Herz.

Unter den Papieren des Seligen fand man die Uebersetzung eines englischen Büchleins, in welchem das Recht und die Pflicht

jedes Christenmenschen, selbständig in der heiligen Schrift zu forschen, dargelegt war. Diese Uebersetzung wurde nun vom Pfarrer einer protestantisch-bischöflichen, aber spanisch redenden Gemeinde in Neu-York in den Druck gegeben und verbreitet. Dieser Geistliche, namens H. C. Riley, war aus Chili gebürtig, hatte eine spanische Erziehung genossen und war trotz seines Aufenthaltes in Neu-York und trotz seines englischen Namens ein treuer Freund seines Volkes geblieben. Natürlich interessirte er sich lebhaft für Aguilar und dessen kleines Häuflein, und that aus der Entfernung alles, was er nur konnte, für die Förderung des Evangeliums in Mexiko. Hier hatte unterdessen das Kaiserthum ein Ende genommen, und die neue Regierung unter Benito Juarez, einem Vollblut-Indianer aus altem aztekischem Geschlecht, war der jungen protestantischen Partei in hohem Grade gewogen. Unter diesen günstigen Umständen sandten die mexikanischen Protestanten eine Deputation in die Vereinigten Staaten, um die Christen hier mit ihren Bedürfnissen bekannt zu machen und das Band der brüderlichen Gemeinschaft mit ihnen zu knüpfen. Diese Deputation kam auch nach Neu-York und erkannte bald, daß Dr. Riley der rechte Mann für Mexiko wäre. Sie drangen in ihn, diesen Missionsposten zu übernehmen, und er that es, fast ganz auf eigene Kosten und jedenfalls auf eigenes Risiko.

Mit Freuden kamen ihm in Mexiko die Liebhaber des Wortes Gottes entgegen; er selbst predigte öffentlich und machte fleißig Hausbesuche, schrieb und verbreitete auch eine Reihe evangelischer Traktate, darunter einige von Ryle's berühmten Flugschriften in spanischer Uebersetzung. Seine Wirksamkeit war so gesegnet, daß trotz der Anstrengungen eines katholischen Vereins, der sich speziell zu dem Zwecke gebildet hatte, ihm entgegen zu arbeiten, nach kurzer Zeit eine eigene protestantische Kirche unter dem Namen die „Kirche Jesu in Mexiko" gegründet werden konnte, ungefähr so, wie der selige Aguilar sich's schon gedacht hatte: eine Kirche mit evangelischer Lehre und in der Verfassung möglichst nach apostolischem und altkirchlichem Vorgang eingerichtet, unabhängig von den bestehenden protestantischen Konfessionen. Die liberale Regierung räumte der neuen Gemeinde sogar eine alte Klosterkirche, San José de Gracia, ein, wodurch freilich der Zorn der Feinde nur noch gesteigert wurde. Sie hofften, einer der gelehrtesten und geachtetsten Geistlichen der Hauptstadt, Manuel Aguas, ein Dominikanermönch und sehr beliebter Prediger, werde nun aufstehen,

um die neue Lehre gründlich und ein für allemal zu widerlegen. Gott aber hatte es anders beschlossen. Jener Traktat über das Bibellesen fiel in seine Hände und ward das Mittel zu seiner Erweckung. Es fiel wie Schuppen von den Augen des Mönches, er erkannte, daß er sein Leben lang im Finstern gewandelt und daß das Werk, zu dessen Zerstörung er die Hand geboten, von Gott sei. Er suchte nun Riley selbst auf, und das Ende war, daß er ein Mitglied der Kirche wurde, die er vor Kurzem noch für eine schändliche Sekte gehalten. Doch hören wir ihn selbst, wie er in einem Brief seine Bekehrungsgeschichte erzählt:

„Ich hatte keinen Frieden im Herzen und war sehr unglücklich, weil ich mit Schmerzen warnahm, daß trotz alles meines Thuns mein Herz unbekehrt blieb und mich oft zur Sünde fortriß. In diesem traurigen Zustand befand ich mich, als der Traktat „Wahre Freiheit" in meine Hände kam. Ich las denselben mit Sorgfalt, und obgleich ich in der Rüstkammer der römischen Spitzfindigkeiten mich nach Mitteln umsah, die klare Beweisführung dieses Büchleins zu widerlegen, so sagte mir doch eine innere Stimme — die Stimme meines Gewissens — daß alle meine Gegenbeweise nicht stichhaltig und ich selbst möglicherweise im Irrthum sei.

„So fieng ich an, die römischen Irrlehren aufzugeben und widmete mich nun dem Studium aller protestantischen Bücher und Traktate, deren ich habhaft werden konnte. Aufmerksam las ich Merle D'Aubigné's Geschichte der Reformation im 16. Jahrhundert und vor allem begann ich jetzt in der Bibel zu forschen, ohne mich um die römischen Auslegungen und Anmerkungen zu kümmern. Und als zu diesem Studium nun auch ernstliches Gebet hinzukam, da machte es mich wahrhaft glücklich. Ich fieng an das Licht zu sehen. Der Herr erbarmte sich meiner und half mir, die großen Wahrheiten des Evangeliums deutlich zu erkennen. Zuerst wurde mir klar, daß es falsch, durchaus falsch ist, daß bloß in der römischen Kirche, wie diese vorgibt, das Heil zu finden sein soll. Was mich aber völlig von der Unwahrheit des römischen Wesens überzeugte, war die Erfahrung, daß nachdem ich das Vertrauen auf meine eigene natürliche Kraft fahren gelassen und allein auf Jesum vertraute mit Hintansetzung aller anderen Mittler und im Glauben, daß wahres Heil, Sicherheit und Befreiung von Schuld nur in dem Opfer auf Golgatha sich finden, ich eine große Veränderung in meinem Herzen

spürte: meine Gefühle waren wie umgewandelt; was mir früher gefiel, war mir jetzt zuwider; ich empfand wirkliche, aufrichtige Liebe gegen meine Brüder, während ich früher nur künstliche und eingebildete Gefühle dieser Art gehabt hatte, mit einem Wort — ich fand den lang vermißten Frieden meiner Seele. Durch Gottes Gnade vermochte ich Versuchungen zu widerstehen und führte nun ein stilles, glückliches Leben.

„Da ich früher ein paar Jahre lang Medicin studirt hatte, konnte ich mir jetzt durch ärztliche Praxis meinen Unterhalt verschaffen. Alle Abend las ich meinen Hausgenossen aus der Bibel vor und betete mit ihnen. Aber so angenehm mir das Alles war, so war es doch nicht recht, daß ich auf die Länge nichts für die Sache des Evangeliums that. Ich fühlte, daß es eine Gewissenspflicht für mich war, das Glück, das ich selbst gefunden, auch meinen Brüdern mitzutheilen, zumal da ich große Uebung und Leichtigkeit im Predigen hatte. So beschloß ich denn, öffentlich zu bekennen, daß ich mich von der römischen Kirche getrennt und der wahren Kirche Jesu beigetreten sei. Hier traten mir nun aber die größten Hindernisse in den Weg und der Teufel bemühte sich, mir dieselben als unübersteiglich erscheinen zu lassen. Die Aussicht, meinen Lebensunterhalt zu verlieren und Armut zu leiden, stand wie ein Schreckgespenst vor mir; da ich wußte, daß der Bischof mich nach einem offenen Uebertritt sofort in den Bann thun und dann nicht nur das fanatische Volk nichts mehr von meinen ärztlichen Dienstleistungen würde wissen wollen, sondern auch meine Freunde mich im Stich lassen, ja mein Leben bedroht werden würde, so war ich auf's äußerste angefochten.

„Aber ich blieb meinem Entschlusse treu und fieng an, die protestantische Kirche zu besuchen, welche damals in einem großen Saal in der Straße San Juan de Letran gehalten wurde. Hier lernte ich meinen theuren Bruder Heinrich Ch. Riley kennen, anfangs freilich nur seine Stimme, denn ich bin sehr kurzsichtig und konnte sein Gesicht nicht sehen. Es that mir aber überaus wohl, ihn von Jesus und seinem theuren Blute reden zu hören; die Liturgie und die Gesänge der Gemeinde entzückten mich, da sie den reinen Glauben der ersten Christenheit so voll aussprachen, und mit Ungeduld wartete ich auf jeden kommenden Sonntag, denn in diesen Gottesdiensten empfand ich eine Freude und einen Genuß, wie ich ihn in der römischen Sekte nie gehabt.

„Längere Zeit hatte ich gedacht, wie ich wohl persönlich mit meinem Bruder Heinrich (Riley) bekannt werden könne. Eines Abends, als ich ihn mit so viel Muth und Kraft hatte predigen hören, daß ich mich ganz schämen mußte, und eine heilige Eifersucht gegen den Chilenser empfand, der hier in Mexiko, mitten unter grobem Götzendienst, von Feinden umgeben, als ein furchtloser Streiter Jesu Christi dastand, bereit, sein Leben zu lassen für seinen Herrn, da entschloß ich mich, mich ihm selbst vorzustellen und ihn brüderlich zu begrüßen: „Wir sind Brüder," rief ich aus, „unsere Sache ist dieselbe; laß uns zusammen arbeiten und unter dem Beistand unseres anbetungswürdigen Heilandes für den Glauben kämpfen, und sollten wir auch darüber untergehen." Verschiedene Personen hatten ihm schon von mir gesagt . . . Wir hatten eine lange Unterredung und überzeugten uns gegenseitig, daß wir Brüder seien; wir gewannen einander lieb und seither arbeiten wir gemeinschaftlich . . ."

Der öffentliche Uebertritt des bisherigen Kirchenlichts erregte nicht weniger Aufsehen, als s. Z. wohl die Bekehrung eines Saulus. Eben sollte die Kirche San José de Gracia von Dr. Riley und seiner Gemeinde in Besitz genommen werden. Immer heftiger wurde der Zorn der Gegner, immer lauter ihre Drohungen; und als man vollends hörte, daß die erste Predigt in der nun protestantischen Kirche von niemand anders, als von Manuel Aguas gehalten werden sollte, da erreichte die Entrüstung ihren Höhepunkt. Mit apostolischem Muth aber bestieg der bekehrte Mönch die Kanzel und legte vor einer ungeheuren Zuhörermenge sein Zeugniß ab. Der Herr bewahrte ihn vor Gewaltthat. Er konnte seine Predigt ungestört zu Ende bringen und von dem Tage an ungehindert das Werk eines Evangelisten treiben.

Genau vertraut mit der römischen Lehre und dem ganzen inneren Getriebe der katholischen Kirche, dazu mit ungewöhnlicher Geistesbegabung ausgestattet und vor allem bekannt als ein Mann von fleckenlosem Lebenswandel, war er wie gemacht dazu, den Feinden gegenüber die Sache des Evangeliums zu vertheidigen, der Gemeinde gegenüber als Ordner und Lenker, den Fernstehenden als Missionar zu dienen. Natürlich versäumte die katholische Kirche nicht, ihn in den Bann zu thun; in die Hände der Inquisition konnte man ihn zum Glück nicht überliefern: die Zeiten waren für Mexiko ja vorbei. Noch aber hatte man die Hoffnung nicht aufgegeben, ihn und

die anderen Abgefallenen von ihrem Irrthum durch Beweise zu überführen. Er wurde zu einer öffentlichen Disputation eingeladen. Gern nahm er die Herausforderung an. Als Thema schlug er die Frage vor: „Ist die römische Kirche des Götzendienstes schuldig?“ Alles war in großer Spannung, und am bestimmten Tage strömte alles nach San José. Nur mit großer Mühe konnte er durch die dichtgedrängte Masse hindurch auf die Rednerbühne gelangen. Sorgfältige Vorsichtsmaßregeln zum Schutze seiner Person waren getroffen. Aber der Redner der anderen Partei war gar nicht erschienen. Die katholischen Stimmführer hatten sich gefürchtet und zu guter Letzt noch beschlossen, die Disputation aufzugeben. Der von ihnen anfangs beauftragte Theologe, der sich in gutem Glauben auf die Disputation vorbereitet hatte, war an einen entfernten Platz geschickt worden. Aguas war allein. Er zögerte keinen Augenblick, sondern benutzte die herrliche Gelegenheit, die gespannte Aufmerksamkeit der Versammelten, und erhob kühn die Anklage des Götzendienstes gegen die römische Kirche. Der Stoß, den das Ansehen der katholischen Geistlichkeit an diesem Tage erlitt, war ein bedeutender.

Aber nicht nur mündlich, auch mit seiner gewandten Feder diente Aguas der Sache des Herrn. Der Traktat z. B., den er als Entgegnung auf die gegen ihn ausgesprochene Excommunikation veröffentlichte, verdient den berühmten Briefen Pascals gegen die Jesuiten an die Seite gestellt zu werden. Alles das, dazu die treue Arbeit Riley's, der inzwischen auch eine Reise durch die Vereinigten Staaten gemacht hatte, um das Interesse für die „Kirche Jesu in Mexiko“ zu wecken, konnte nicht verfehlen, eine nachhaltige Wirkung hervorzubringen. Von der Hauptstadt aus verbreitete sich die Bewegung auch auf's Land und in andere Städte. Eine einfache Liturgie wurde eingeführt und bewährte sich als den Bedürfnissen der jungen Gemeinden entsprechend. Kolporteure und Evangelisten trugen die frohe Botschaft von Dorf zu Dorf und durften neben viel Schmach und Verfolgung auch manch' liebliche und herzerhebende Beweise davon erfahren, daß Gottes Wort nicht leer wieder zurückkommt. In der Hauptstadt wurde jetzt die große Kirche von San Francisco erworben und die evangelistische Thätigkeit dem entsprechend erweitert. Die neue Kirche war nächst der Kathedrale die größte in der Stadt, dazu sehr gut gelegen und in jeder Beziehung für ihre neue Bestimmung als Mittelpunkt des reformatorischen Missionswerks geeignet.

Aber noch ehe dieselbe in Gebrauch genommen werden konnte, wurde Manuel Aguas in die obere Heimat abgerufen. Oft hatte er 12 bis 15 mal in einer Woche gepredigt und überhaupt keiner Arbeit und Mühe sich entzogen. Es war ihm ähnlich gegangen, wie seinem Vorgänger Aguilar. Im Jahr 1872 durfte er eingehen zu seiner Ruhe.

Leider war gerade damals Dr. Riley abwesend in Neu-York. Die verwaiste Gemeinde empfand ihren Verlust daher doppelt schwer, und erließ nun eine Bittschrift an die protestantisch-bischöfliche Kirche in den Vereinigten Staaten, daß diese sich der „Kirche Jesu" annehmen und ihr zu einem kanonisch geweihten Bischof verhelfen möchte. Die Folge hievon war, daß in den Vereinigten Staaten eine aus sieben Bischöfen bestehende „mexikanische Kommission" eingesetzt und von dieser zwei Abgeordnete nach Mexiko geschickt wurden, um den Stand der Dinge genau kennen zu lernen und darüber zu berichten. Anfangs nämlich hatten die Protestanten gehofft, daß sich ihnen mit der Zeit wohl auch ein mexikanischer Bischof anschließen würde; dann hätten sie nicht nöthig gehabt, sich einen Bischof von den Amerikanern weihen zu lassen, denn an der katholischen Idee von der bischöflichen Succession und von dem besonderen Werth bischöflicher Amtshandlungen hielten sie fest. Die amerikanische Kirche konnte und wollte sich mit ihnen aber nicht einlassen, ehe sie darüber volle Gewißheit erlangt, daß diese ganze Bewegung wirklich ein Werk des Geistes und der lebensfähige Anfang einer ihr verbundenen Schwesterkirche sei. Jetzt ward ihr diese Gewißheit zu Theil, indem jene Abgeordneten erklärten, sie hätten viel mehr in Mexiko gefunden, als sie je dort gesucht.

So ward denn von der amerikanisch-bischöflichen Kirche den Protestanten in Mexiko die Bruderhand gereicht. Am 24. Februar 1875 hielt ein amerikanischer Bischof die erste Ordination in Mexiko. Die Freude war groß. Die Neu-Ordinirten fielen nach der heiligen Handlung einander in die Arme und weinten vor Freuden. Die Zahl der Gemeinden belief sich damals schon auf mehr als 50. Jetzt sind es 71. Darunter sind zwar einige noch sehr klein, andere aber haben 3—400 Mitglieder, und in einigen Dörfern ist fast die ganze Einwohnerschaft zur „Kirche Jesu" übergetreten. Im Ganzen mögen es 6000 Seelen sein, die der römischen Kirche den Rücken gekehrt, die h. Schrift als einzige Lebens- und Glaubensnorm ange-

nommen und die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben allein schätzen gelernt haben. Wie überall, so sind es auch hier vor allem die Armen und Geringen, welche dem Evangelium ihre Herzen geöffnet haben. Die Anderen lassen sich durch weltliche Rücksichten vom Uebertritt abhalten. Am Sitz der Regierung freilich sind die Protestanten ziemlich sicher, in abgelegenen Orten aber haben sie schon reichlich Verfolgung tragen müssen, und an Märtyrern*) hat es nicht gefehlt. Brandstiftung, heimtückischer Ueberfall, Gewaltthat — nichts ist den Feinden zu schlecht gewesen.

Ein weiterer Fortschritt ist, daß Dr. Riley am 24. Juni 1879 zum ersten Bischof der reformirt-katholischen Kirche Jesu in Mexiko ist geweiht worden und somit diese Kirche fertig organisirt und als selbständige Körperschaft neben die anderen protestantisch-bischöflichen (anglikanischen) Kirchen Amerika's und Europa's getreten ist. Gewiß eine schöne Frucht der Einführung von heiligen Schriften in Mexiko durch die Britische Bibelgesellschaft im Jahr 1865!

2. Andere Missionsarbeiten in Mexiko.

Die „Kirche Jesu" in Mexiko ist aber nicht die einzige Frucht der Einführung des Evangeliums in dieses so lange von römischer Tyrannenherrschaft und Gewissensknechtung schwer gedrückte Land. Nachdem Aguas sich bekehrt hatte und Protestant geworden war, sprach er es offen aus, es sei eigentlich nicht recht von den Christen in den Vereinigten Staaten gewesen, daß sie zwar zu den entferntesten Heiden Missionare geschickt, für das benachbarte Mexiko aber gar nichts gethan hätten. Von der Zeit an wurde dies erzkatholische, durch die Revolution überdies dem modernen, antichristlichen Zeitgeist geöffnete Land ein Missionsfeld für die amerikanischen Gläubigen. Im Jahr 1872 fieng die presbyterianische Missions-

*) In einer Versammlung, die im Nov. v. J. in London gehalten wurde, gab Bischof Riley die Zahl der in den letzten 15 Jahren als Märtyrer in Mexiko Gefallenen auf mehr als 40 an! Im Sept. 1878 wurden an einem Sonntag Morgen 20 Personen getödtet, deren einziges Verbrechen das Bibellesen war, und im Sept. 1879 wurde in der Stadt Toluca eine vom presbyt. Missionsprediger Diaz geleitete Versammlung überfallen, ein Mann getödtet, durch die Straßen geschleift und schließlich an einen Baum gehängt! An anderen Orten müssen Soldaten die Prediger schützen.

gesellschaft ein Werk daselbst an, und dasselbe hat so schnelle Fortschritte gemacht, daß am 1. Mai 1879 bereits 5 Hauptstationen, 22 Gemeinden und 2974 Abendmahlsgenossen, 11 mexikanische Geistliche, 6 Predigtamtskandidaten und 312 Schüler und Schülerinnen zu dieser Mission gehörten, und ihre Wirksamkeit sich über 60 Städte erstreckte. Das Neueste aus dieser Mission ist die Nachricht, daß in Zitacuaro, der Hauptstadt der Provinz Michoacan, 200 Neubekehrte das Abendmahl mit einander gefeiert und die zwei mexikanischen Prediger dort beinahe 3000 Namen solcher in ihren Listen haben, welche erweckt und dem Evangelium zugethan sind.

Ein Jahr später (1873) fieng auch die bischöfliche Methodistenkirche ihre Thätigkeit auf Mexiko auszudehnen an. Die Hauptstadt und Puebla, diese festeste Burg des Katholicismus, waren ihre ersten Stationen. In Puebla freilich war der Widerstand geradezu ein tödtlicher und überaus leidenschaftlicher. Doch gelang es gerade hier, einen Theil des alten Inquisitionsgebäudes käuflich zu erwerben und daraus eine Schule, Waisenhaus und Pfarrwohnung zu machen. Man hatte 10,000 Dollars dafür zahlen müssen und die Kosten der Herstellung beliefen sich auf 5500 Dollars. Das war aber etwas Geringes im Verhältniß zu der großen Errungenschaft, nun einen festen Sitz in dieser Stadt zu haben. Im Jahr 1878 zählte die dortige Gemeinde schon 73 Mitglieder und 60 andere waren auf Probe aufgenommen; jetzt schickt auch der Gouverneur seine Söhne in die Missionsschule. In Miraflores haben die Bekehrten sogar eine hübsche kleine Kapelle errichtet, das erste selbstgebaute protestantische Kirchlein in Mexiko. Alles zusammen haben die Methodisten jetzt 8 Missionare, 7 Missionsgehilfen, 3 Missionarinnen, 3 Bibelfrauen, 13 eingeborne Prediger, 314 volle und 200 erst auf Probe angenommene Gemeindeglieder, 395 Schulkinder, 535 Sonntagsschüler, 7 Theologie Studirende, 4 Kirchen und Pfarrhäuser, 16 sonstige Predigtlokale und eine Druckerei, aus welcher im Jahr 1878 mehr als 1,200,000 Druckseiten hervorgiengen, darunter die evangelische Zeitschrift »Abagado«. Also ebenfalls ein erstaunlicher Erfolg in kurzer Zeit!

Aber das ist noch nicht alles. Es wäre auch wenig im Blick auf die fast 10 Millionen Mexikaner, Mischlinge und Indianer, welche hier für das Evangelium sollen gewonnen werden. Deßwegen kann man sich nur freuen, daß neben mehreren kleinen Privatunter-

nehmungen auch noch die große Bostoner Missionsgesellschaft sich des armen Volkes angenommen und seit 1872 auch hier ihre Arbeiter hat. Bis jetzt freilich hat gerade sie am wenigsten Erfolg, dagegen am meisten Kreuz und wenn man so sagen darf — Unglück gehabt, theils in Folge von Krankheit der Missionare, von Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten unter ihnen, von Untreue eingeborner Gemeindeglieder und Arbeiter, theils und noch mehr in Folge wiederholter leider nur zu wohl gelungener Anschläge der Feinde. Hören wir einiges Nähere hierüber:

Am 7. November 1872 begannen die beiden Brüder Stephens und Watkins ihre Thätigkeit in Guadalajara, einer Stadt von 80,000 Einwohnern im westlichen Mexiko. Anfangs gieng es glänzend, da sie hochgestellte Gönner und unter dem Volk ein ungewöhnliches Interesse für die Wahrheit fanden. Bibeln und Traktate fanden reichlichen Absatz, und auch die Frucht in Gestalt von Bekehrungen blieb nicht aus. Die Folge hievon war bittere Feindschaft auf Seiten der Priester und ihres Anhangs. Es hieß, sechs Männer seien gedungen, die Missionare zu tödten. Miss. Watkins und seine Frau wurden bei einem Ausgang mit Steinen geworfen, nicht blos von Gassenbuben, sondern auch von Männern. Doch fand diese Rohheit nicht den Beifall der Bevölkerung; die Obrigkeit that auch ihre Pflicht, und bei Vielen gieng die Feindschaft sogar in Theilnahme und Wohlwollen über. Der Gouverneur erbot sich sogar eine der Stadtkirchen den Protestanten zur Verfügung zu stellen. Da zu diesem Zwecke die Katholiken daraus erst hätten ausgewiesen werden müssen, lehnten die Missionare das Anerbieten ab. Die „Gesellschaft reformirter Katholiken", welche sich gebildet hatte, zählte im Dezember 1873 schon über hundert Mitglieder, und am Christtag d. J. wurde auch die erste evangelische Gemeinde mit 17 Mitgliedern organisirt.

Im November hatte Miss. Stephens auch die Stadt Ahualulco besucht, wo neben 3000 Mexikanern 2000 Indianer leben, und war von Vielen herzlich willkommen geheißen worden. Bald aber wurden Mordversuche auf ihn gemacht. Eine bewaffnete Wache schützte ihn jedoch, und die Freunde der Wahrheit waren so begierig nach Unterricht, daß Stephens am 2. December ganz nach Ahualulco übersiedelte. Nie hatte er aufmerksamere Zuhörer gehabt oder dankbarere Bibelkäufer gesehen. An fanatischen Demonstrationen fehlte es freilich

auch nicht, Fenster und Thüren wurden ihm eingeschlagen, die Versammlungen gestört; aber das dauerte nicht lange, und zum Schluß des Jahres konnte Stephens berichten, er schlafe in Ahualulco so ruhig und sicher wie daheim. Die Zahl seiner Freunde wuchs nun rasch und damit auch sein Einfluß. Dieser Erfolg beunruhigte den cura (Oberpfarrer) und am 1. März 1874 sagte er in einer Predigt zu seinen Indianern: „Den Baum, der nicht gute Früchte trägt, muß man an der Wurzel abhauen. Ihr dürft diese Worte deuten, wie Ihr wollt." Die Deutung fiel den fanatischen Leuten nicht schwer. Um zwei Uhr Nachts (2. März) hatte ein Pöbelhaufe das Haus des Missionars umzingelt. „Lang lebe der cura, Tod den Protestanten!" — so brüllten sie, stießen dann die Thüren ein, zerstörten und raubten, was ihnen unter die Hände kam und tödteten schließlich den armen Stephens, verstümmelten seinen Leichnam und hauten sogar den Kopf in mehrere Stücke. Zugleich war es auch auf Miss. Watkins' Leben abgesehen. Dieser war jedoch rechtzeitig gewarnt worden, und der mexikanische Präsident Lerdo erklärte, alles, was in seiner Macht stehe, thun zu wollen, um die Mission zu schützen und die Mörder zu bestrafen.

Im April 1875 kam zur Unterstützung des bedrängten Watkins Miss. Edwards aus Wales an. Wie es scheint, hatte ihn die Ermordung des Bruder Stephens, der ebenfalls wallisischer Herkunft war, in diese Mission gezogen. Er steht heute noch an der Arbeit in Guadalajara, hat aber fortwährend mit dem Haß der Priester und groben Ausbrüchen des Fanatismus zu kämpfen gehabt, wodurch natürlich auch viele Erweckte bisher abgehalten wurden, sich der Gemeinde anzuschließen. Doch wuchs diese allmählich. Im August 1876 zählte sie 150 Mitglieder. In Ahualulco nahm ein eingeborner Prediger die Arbeit wieder auf und errichtete auch eine Schule. Im August 1877 zählte Miss. Edwards — Watkins hatte krankheitshalber fort müssen — 175 Gemeindeglieder und im November wurden in Ahualulco 5 Erwachsene (Indianer?) getauft. Dann wurde aber wieder ein Protestant ermordet, andere von Haus und Hof vertrieben, einem sein Haus in Brand gesteckt, „weil er von Jesus und nicht von Maria sprach", einer mit Steinen geworfen, „weil er seinen Hut nicht abnahm, als es 12 Uhr läutete", wieder anderen „Tod den Protestanten" nachgerufen, weil sie die Bibel lasen u. s. w. Dazu ist Miss. Edwards' Gesundheit gebrochen,

so daß die Dinge ziemlich traurig aussehen. Hoffentlich wird mit der Rückkehr des Miss. Watkins und der Ankunft eines neuen Arbeiters, des früher in Monterey in Nord-Mexiko thätigen Miss. Kilbourn, wieder eine Zeit fröhlicheren Gedeihens kommen!

---

3. Was eine schwache Frau in Mexiko ausgerichtet hat.

Wenn man von der Thätigkeit der Bostoner Missionsgesellschaft in Mexiko spricht, darf man nicht vergessen, einer edlen Christin zu gedenken, welche eigentlich die Gründerin dieses Werkes ist. Freilich hatte sie mit Guadalajara und Ahualulco nichts zu thun gehabt, sondern in Monterey gewirkt, und als sie dieses Werk nicht mehr selbst fortführen konnte, jene Gesellschaft gebeten, dasselbe zu übernehmen, was dann die Veranlassung wurde, daß die Bostoner Missionsgesellschaft überhaupt in Mexiko zu arbeiten anfieng.

Diese merkwürdige Dame ist Fräulein Melinda Rankin. Etwa um's Jahr 1845 von der Liebe zum Heiland ergriffen, fühlte sie bald auch den Trieb in sich, Ihm sich für irgend einen Missionsdienst zur Verfügung zu stellen. Beim Nachdenken darüber, wie und wo sie wohl sich am meisten nützlich machen könnte, wurde es ihr klar, daß sie an einem Ort, wo das Wort Gottes noch unbekannt sei, als Lehrerin und Verbreiterin der Bibel sich niederlassen solle. So begab sie sich unter die Katholiken im Mississippi-Thal und nach Texas, gründete Schulen und verkaufte h. Schriften. Ihren Wohnsitz nahm sie schließlich in Brownsville an der Grenze von Texas, gerade gegenüber der mexikanischen Stadt Matamoras, und war von hier aus nun unermüdlich thätig. Aber nicht nur bei den Katholiken selbst, sondern auch bei vielen Protestanten stieß sie auf Widerstand, ja viele hielten ihren Eifer für Verrücktheit, und zuletzt fürchtete sie sich fast mehr, einem Protestanten zu begegnen, als einem katholischen Priester.

Indessen blieben die Früchte ihrer unerschrockenen Arbeit nicht aus: allerlei rohes Volk, aber auch feine Leute wurden durch ihr Wort gewonnen, und nach einiger Zeit stellte sich das Bedürfniß ein, für die unwissenden Mexikaner ein evangelisches Lehrer- und

Lehrerinnen-Seminar zu haben. Wie sie bisher eine muthige Bekennerin und tapfere Streiterin gewesen, so schämte sie sich nun nicht, für die gute Sache auch zur Bettlerin zu werden; und wurde sie auch von mancher Thüre abgewiesen, sie brachte doch das Nöthige zusammen und die Anstalt trat in's Leben. Bald darauf wurde in Mexiko die Religionsfreiheit verkündigt und nun treibt es sie über die Grenze in die mexikanische Stadt Monterey. Hier kauft sie ein Haus und fängt ihre evangelistische Arbeit an. Die Priester predigen gegen sie, man belagert sie in ihrem Hause, wirft ihr ein Fenster um's andere ein und verschwört sich sogar, ihr Haus in die Luft zu sprengen. Der deutsche und französische Konsul jedoch nehmen sich ihrer an und verschaffen ihr Ruhe. In jenen unruhigen Zeiten der Revolution und Kriege freilich hatte sie noch vieles zu erdulden, theils daheim, theils auf Reisen; immer aber entgieng sie in überraschender Weise den größten Gefahren. In ihrer Jugend hatte sie immer gewünscht, ein Mann zu sein: dann würde sie ja vielmehr in der Welt ausrichten können. Jetzt aber fand sie, daß sie als Dame in tausend Fällen durchschlüpfte, wo ein Mann sein Leben eingebüßt haben würde; denn so tief gesunken auch die Mexikaner sein mögen, gegen Frauen haben sie immer eine gewisse ritterliche Ehrerbietung. So konnte sie trotz aller Donnerkeile, welche die katholische „Geistlichkeit" ihr nachschleuderte, Bibeln verbreiten und Kinder unterrichten, wo Missionare, die ihr nacheiferten, in Stücke gerissen wurden.

Nach und nach wirkte der Sauerteig, den sie unter das Volk gebracht hatte, ja es bekehrten sich auch Priester und sorgten für die Weiterführung ihres Werkes, so daß sie sagen konnte: „Ich habe nie die Grenzen überschritten, die meiner Aufgabe gezogen sind. Predigen — das brauchte ich nie zu versuchen. War die Zeit gekommen, hiemit hervorzutreten, so konnten die Bekehrten es besser ausrichten."

So hat diese Dame über eine Strecke von 200 Stunden hin das Wort verbreitet und zur Gründung von 6—8 Gemeinden den Hauptanstoß gegeben. 1873 gieng, wie schon bemerkt, ihr Werk an die Bostoner Missionsgesellschaft über; im Sept. 1877 sah diese sich dann freilich veranlaßt, Monterey und die dazu gehörigen Außenstationen an die presbyterianische Mission abzutreten, welche in der Nachbarschaft schon festen Fuß gefaßt hatte. Aber auch die Mission

in Guadalajara und Ahualulco war infolge des von Frl. Rankin gegebenen Beispiels und Anstoßes gegründet worden. Ob sie noch lebt, wissen wir nicht. Einmal lasen wir von einer Geldstiftung, die sie gemacht. Jedenfalls hat sie gethan, „was sie konnte“ und somit auch uns ein „Gehe hin und thue desgleichen“ zugerufen.

Bibelzeitung.

In diesem Jahr werden es 500 Jahre, daß die erste englische Bibelübersetzung von Wycliffe herauskam. Von einer Bibelgesellschaft in New-Jersey, Amerika, ist der Vorschlag gemacht worden, die Erinnerung an dies wichtige Ereigniß festlich zu begehen.

— Ein Kaplan Cardinal Manning's, dessen sechs Brüder Jesuiten sind, und wahrscheinlich selbst ein Jesuit, hat in Mexiko 25,000 Neue Testamente mit katholischen Anmerkungen verkauft, — ohne Zweifel eine That der Konkurrenz gegen die protestantische Bibelverbreitung.

— Der griechische Unterrichtsminister hat neulich das Neue Testament unter die in allen öffentlichen Schulen zu benützenden Lesebücher aufgenommen. Infolge hievon ist die Nachfrage nach dem N. T. so groß geworden, daß die Depots der Bibelgesellschaft nicht genug Exemplare liefern können und ein unternehmender Verleger eine eigene Ausgabe des N. T. veranstaltet hat. Bisher konnten die Missionare kaum 1000 Exemplare im Jahr absetzen.

— Aus Madrid sind uns die ersten Nummern einer neuen religiös-wissenschaftlichen Zeitschrift »Revista Cristiana«, zugekommen. Es ist damit ein Versuch gemacht, den höher gebildeten Spaniern, welche an der römischen Kirche irre geworden sind, aber doch noch religiöse Bedürfnisse haben, den rechten Weg zu zeigen. Der Herausgeber ist Pastor Fr. Fliedner. Die erste Nummer — so viel oder so wenig wir davon verstanden haben — hat uns gut gefallen.

— Der russische Kolporteur Seliakoff schreibt: „Als ich nach Katharinenburg kam, gieng ich direkt in's bischöfliche Palais. Ein Priester empfieng mich sehr freundlich und meldete mich beim Bischof Benjamin. Der Bischof ließ mich vor sich kommen und empfieng

mich mit solcher Freude, daß ich es gar nicht beschreiben kann. Ich kenne viele Bischöfe, aber einem solchen bin ich noch nicht begegnet. Er erlaubte mir, die h. Bücher im bischöflichen Palais niederzulegen, befahl, mir eine Wohnung einzuräumen, ließ mir Thee reichen und mich mit Abendbrod bewirthen. Am andern Morgen befahl er, mir geräucherte Fische auf den Weg mitzugeben. Jener Priester rieth mir, den Bischof zu fragen, ob er nicht auch Mitglied der Russischen Bibelgesellschaft zu werden wünsche. Ich schlug es ihm vor, und er erwiderte: „Mit Vergnügen, wenn man mich nur brauchen kann," und kaufte bei mir für 30 Rubel h. Schriften. — Gott, der Herr, schenke der russischen Kirche noch recht viele solche Bischöfe mit warmem Herzen für die Bibel und für die Verbreitung derselben, wie der Bischof Benjamin ist!"

Bücherschau.

Die Souveränität des Herrn Jesu gegenüber von den Propheten. Ein Vortrag von Prof. Dr. Geß. Basel. Bahnmayer's Verlag (C. Detloff). 1879.

Der Verfasser geht aus von der Erhabenheit der Anschauungen Jesu über die des Täufers und aller früheren Propheten, um schließlich die Unabhängigkeit und souveräne Selbständigkeit des Herrn und seines Werkes gegenüber von der A.-T.-Weissagung überhaupt zu erweisen. Der Vortrag ist bei großer Schlichtheit reich an Tief- und Lichtblicken, und wie alles, was vom Verfasser kommt, auf die Verherrlichung Christi abzielend. Viele Gläubige, die noch nicht im Reinen über die Bedeutung des Alten Testaments im Neuen und über das Verhältniß des Wesens zum Schatten sind, werden hier Belehrung finden.

Das Evangelium des Marcus, der Hausgemeinde ausgelegt von R. Wenger, Pfarrer in Heinrichsbad. Zweite Auflage. St. Gallen. Buchhandlung der Ev. Gesellschaft. 1879.

Wohl dem Haus, möchte man ausrufen, in welchem solche Andachten gehalten und das Evangelium so ausgelegt wird. Wohl aber auch allen, die eine solche Gabe zu schätzen und zu benutzen verstehen!

Kürze, Klarheit, gesundes Urtheil, heiterer Ernst und ein ebenso männlicher als kindlicher Glaube mitten in der „unsäglichen Ueber-

zeugungslosigkeit der Gegenwart" — das sind die hervorstechenden Eigenschaften dieses trotz aller Bescheidenheit nun schon zum zweiten mal an die Oeffentlichkeit tretenden Buches. Schon die Ueberschriften der einzelnen (172) Betrachtungen sind charakteristisch, z. B.: Ein ganzer Mann; ein zweischneidiges Schwert; eine königliche That; unermüdete Liebe; unerlaubtes Mittheilen der Gnadenerfahrungen; Er sagte ihnen das Wort; wer ist ein Jünger Jesu? zuletzt ist Ruhe; komm' lieber spät als nie; Medicin oder Gebet? Johannes als Hofprediger; nähere und fernere Pflichten; Ende gut, alles gut; Kleinkinderschulen im Himmel(!); Schein und Wesen 2c.

Daß der Verfasser überall in der ersten Person Singularis von sich redet, wiederholt auf eigene Lebenserfahrungen zurückgreift, manchen schwierigen oder auch müßigen Fragen gegenüber seine Unwissenheit bekennt, überhaupt die natürliche Art, wie er als Mensch zu Menschen redet, ist ein Vorzug, den man sonst nicht eben vielen Erbauungsbüchern nachrühmen kann. Ueberall steht ihm übrigens das Reich Gottes und die Gewinnung aller Menschen für dasselbe obenan. Auf S. 72 findet sich sogar eine Art Missionsstatistik. Die Sprache ist edel und einfach; daß man ihr hie und da den Mangel an schriftstellerischer Uebung und eine gewisse schweizerische Eigenthümlichkeit des Ausdrucks anmerkt, erhöht nur ihre Anziehungskraft.

Luther im häuslichen Kreise. Deutschen Familien zu Nutz und Frommen. Von Dr. K. Sallmann, Oberlehrer in Reval. Kassel. Verlag von J. Bacmeister.

Ein höchst ansprechender Vortrag über einen Gegenstand, der noch keineswegs erschöpft oder abgedroschen ist. Als Motto könnte man demselben die Worte Freytags voranschicken, mit welchen der Verfasser schließt: „Gerade der Segen von Luthers Erdentagen, an dem trotz aller sonstigen Zertrennung Protestanten und Katholiken noch heute gleichen Antheil haben, — der Familiensinn des deutschen Hauses — er stammt aus der Ehe zwischen einem ausgestoßenen Mönch und einer entlaufenen Nonne."

Unter der reichen Fülle des Mitgetheilten findet sich auch die Geschichte, wie Luther einmal seiner Käthe 50 Gulden verspricht, wenn sie in einer gewissen Frist die ganze Bibel durchlesen würde, und sie dann ihrer vielseitigen häuslichen Beschäftigung richtig so viel Muße abringt, um in wenig Monaten die Aufgabe zu lösen — freilich nicht um des Geldes willen.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2. 1880.

Inhalt:

Einige Winke für Bibelleser. — Aus der baltischen Judenmission. — Henrique Gomes. — Einer, der die Bibel gelesen und dann auch darnach gelebt hat. — Eine Hammerpredigt. — Bibelzeitung. — Bücherschau.

Einige Winke für Bibelleser.

„Wie sollten wir die heil. Schrift ohne ein Gefühl tiefer Ehrfurcht und Dankbarkeit aufschlagen .... Das Lesen der Schrift ist uns gerade so nothwendig zur Erhaltung des Lebens, wie Nahrung und frische Luft .... Wir athmen nicht genug Bibelluft, und dies ist mit ein Grund, warum wir so schwach bleiben. Predigten und Traktate und religiöse Schriften enthalten nicht genug von der unverfälschten Lebensluft .... Hat es ein Christ auf dem Sterbebett jemals beklagt, zu viel Zeit auf die Bibel und zu wenig auf menschliche Bücher verwendet zu haben?

„Lies die ganze Bibel, denn sie ist ein zusammenhängendes Ganze, und eben deßwegen müssen wir sie auch im Zusammenhang lesen. Das ist ja gewiß, jedes Wort in ihr ist wahr, ist unschätzbar, und je mehr wir über einen Vers nachdenken, je unergründlicher wird seine Tiefe; aber außer diesem eingehenden und betrachtenden Verweilen bei dem Einzelnen ist auch ein zusammenhängendes und rascheres Lesen nothwendig, um das Ganze zu verstehen. Manche lesen gleichsam jedes Wort in gesperrter Schrift und gewinnen darüber nicht den Sinn eines ganzen Kapitels oder Briefes. Koncentrire deinen Geist beim Lesen der Schrift und brauche dei-

nen Verstand dabei, wie bei jeder anderen geistigen Arbeit. Ein andächtiges Lesen schließt die geringeren Seelenkräfte, die Aufmerksamkeit, die Anstrengung und Aufrichtigkeit des forschenden Verstandes nicht aus, sondern ein. Es ist uns der heilige Geist versprochen, als der uns „in alle Wahrheit leiten wird" (Joh. 14; 15; 16), aber Eine Wirkung des Geistes ist eben auch die aufrichtige Anwendung unserer Verstandeskräfte beim Lesen der Bibel. Lesen wir wie in einer Art geistiger Lähmung oder dem dunkeln Gefühl einer Pflichterfüllung, die uns irgendwie zu gute kommen müsse, so mißverstehen wir die Natur der Bibel.

„Wir dürfen aber die Bibel nie an die Stelle dessen setzen, der durch sie und in ihr zu uns redet. So machten es die Juden. Die Schrift verehrten sie bis auf den kleinsten Buchstaben hinaus, die Stimme Deß aber, von dem dieselbe zeugt, vernahmen sie nicht. Sie meinten statt des sie leitenden und regierenden Gottes nun ein Buch zu besitzen, das alles enthielt, was sie nur brauchten, und das bloß der richtigen Erklärung bedürfe, um wirksam zu sein. Sie frugen (wie auch unsere Christen) nach dem Text, aber nicht nach dem Wort und der Botschaft Gottes. Es geht aus Psalter und Propheten hervor, daß die Bücher Mose fleißig gelesen wurden, und doch ergieng an Israel beständig der Ruf: „Kehre um zu Jehovah!" Während der wahre Israelit in der Schrift einen Führer zu Gott erkannte, ein Mittel, durch das Gott ihn lehrte, leitete und tröstete, sah der andere in ihr einen Stellvertreter des Herrn, sie ward ihm in anderen Worten der Weg, sich von Gott los zu machen. Der Sinn solcher gottentfremdeten Textverehrer wird klar an jenem rabbinischen Ausspruch, daß „Gott, nachdem Er das Gesetz gegeben, kein Recht und keine Veranlassung habe, durch weitere Offenbarungen einzugreifen." Unter dem Vorwand, die Bibel zu ehren, behandeln sie Gott, als habe Er aufgehört zu leben und zu regieren! Und damit begann das menschliche Regiment, denn wo die Bibel an Gottes Stelle tritt, da regieren naturgemäß Kommentatoren, Ausleger und — Kasuisten. War der Text dunkel — die Erklärung machte ihn deutlich; war der Text streng — der Kasuist schwächte ihn ab; war der Text tief und vielseitig — der Ausleger faßte ihn oberflächlich und einseitig. Forderte der Text innere Wahrheit und ganze Heilung — die Ueberlieferung heilte

den „Schaden der Tochter meines Volks“ durch falsche „Salbe“ (Jer. 8). Im Laufe der Zeit galt die Ueberlieferung für werthvoller, nothwendiger, praktischer als die Bibel selbst. Und ganz naturgemäß! Denn ohne einen lebendigen Gott mit der Bibel an Seiner Statt, ist eine klare und in's Einzelste gehende Auslegung des Textes wichtiger fast als der Text selbst.

„Die Thatsache, daß Israel die Bibel ehrte und doch Christum kreuzigte, liegt vor Aller Augen; aber nicht genug wird bedacht, daß sich dieselbe zu allen Zeiten wiederholt und daß die Ursachen, auf denen sie beruht, auch für die Kirche von der größten Bedeutung sind.

„Man hat wohl gesagt: „Nehmt die Bibel und den Sonntag hinweg und was bleibt?“ Ja, was bleibt so manchen, die für fromme Christen gelten? — O ich frage dich: als der Geist des Herrn dich anrührte und dir Jesum, den Sünderfreund zeigte und dich seine gesegnete Stimme hören ließ, die dir Frieden in Seinem Blute zusprach — war es da ein Buch oder eine Person, die Lehre oder das Leben, eine geschriebene Bürgschaft oder nicht vielmehr eine Liebe, die alle Erkenntniß übertrifft und eine Freude, die unaussprechlich ist, was dich bewegte? Wahrlich, Leben ist in Christo und nirgends sonst: unser Heil steht einzig bei ihm! Und aus diesem Grunde ist das Zeugniß der Schrift, das allein vollkommen und irrthumsfrei ist, so überaus kostbar.

„Nach Meinung der Welt ist das geschriebene Wort, die Bibel, unser alleiniger Lebensgrund, und wir fühlen uns wohl versucht, den Beweis anzutreten, wie es sowohl aus historischen Gründen, als vor allem auch logisch und sittlich recht ist, sich der Schrift zu unterwerfen, statt daß unser Wandel die Welt davon überführen müßte, daß es der lebendig-persönliche, der heilige Geist ist, der uns leitet und daß der auferstandene Christus unser Mittelpunkt und unser Leben ist!

„Die Bibel ist unser Vorrathshaus, aus dem wir Nahrung nehmen (obwohl auch dies Bild mißverständlich ist, denn, getrennt vom heiligen Geist, ist selbst im Evangelium Johannis, ja in den Worten Christi keine Lebensspeise). Sie ist unser Zeughaus, wo wir Schwerter und Waffen zum Kampfe finden, aber was wir bezeugen sollen, ist nicht die Nahrung, sondern das Leben, ist — Christus! ist nicht die Waffenrüstung, sondern die Kraft, ist — der heilige Geist!

„Und was die Vertheidigung der Bibel oder der Person Jesu Christi angeht, wer denn fordert dieselbe von uns? Gewiß nicht Christus, denn zu Zeugen und nicht zu Advokaten hat Er uns berufen und verheißen, daß auch der Höllen Pforten die Kirche nicht überwältigen sollen.

„Für sich allein betrachtet, kann demnach selbst die Bibel uns gefährlich werden. Ist aber Gott uns dabei gegenwärtig, gedenken wir daran, daß Christus Alles in Allem ist und daß nach der Verheißung der heilige Geist der innewohnende Führer der Kirche ist, dann allerdings gewinnt die Bibel unschätzbaren Werth, dann wird sie uns in Wahrheit: das Wort des Allerhöchsten, dem wir uns mit Ehrerbietung, Dank und Freude unterwerfen."

Obige Stellen sind einem Buch *) entnommen, das wir unseren Lesern von ganzem Herzen empfehlen können. Der Verfasser ist ein

*) **Christus und die Schrift.** Von D. th. **Ad. Saphir.** Aus dem Englischen von J. von Lancizolle. Leipzig, 1879. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Ein nach Gehalt, Form und Ausstattung gleich ansprechendes Büchlein. Der judenchristliche Verfasser gehört zu denen, welche beim Eifern für die wörtliche Inspiration der heil. Schrift doch keinen papiernen Papst aus derselben machen, sondern sie lediglich als Mittel, nicht als Objekt unserer Frömmigkeit, d. h. als Wegweiser zu Christus behandeln. Besonders warm tritt er für's Alte Testament ein, das er als „Buch vom Königreich Gottes" dem Neuen Testament, als dem „Buch von der Kirche" gegenüberstellt. Charakteristisch sind folgende Stellen: „Die evangelische Erzählung gleicht einem Hochlande; es kann uns der Aufstieg von Genesis bis Maleachi nicht erspart werden." „Jesu Lieblingsbuch! (das Alte Testament) Jesu einziges Buch, das in seinem Herzen lebte, das Er im Munde führte, das im Leben sein Geleit, im Sterben sein Trost war; gewiß, wer Jesum liebt, der müßte auch dies Buch unendlich lieben — unermüdlich durchforschen.... O daß wir weise wären und die Schrift von Genesis bis Maleachi und dazu den Gottes-Kommentar von Matthäus bis Apokalypse läsen." „Eine übernatürliche Geschichte fordert auch eine übernatürliche Urkunde (?)." „Kommt des Herrn Wort an eine Seele in seiner ganzen Autorität und Anziehungskraft, dann wird dies Herz überwältigt fragen, nicht: Welch ein Buch ist das? sondern: Herr, wer bist Du?"

Was der Verfasser ganz unberücksichtigt gelassen, das ist der irdische Beigeschmack, der nach Joh. 3, 31 selbst dem größten aller Propheten, wie viel mehr also dem ganzen Alten Testament eignet. Als Ergänzung zu seiner im Uebrigen ausgezeichneten Schrift möchten wir daher auf den Vortrag von Prof. Geß: „Die Souveränität des Herrn Jesu gegenüber von den Propheten" (Basel, Detloff) aufmerksam machen.

bekehrter Israelit, der seit Jahren an einer presbyterianischen Gemeinde in London und durch seine vortrefflichen Schriften weit über diese Gemeinde hinaus im Segen wirkt.

Aus der baltischen Judenmission.

Ist schon die Bekehrung eines von Klein auf im Evangelium unterrichteten Namenchristen ein Wunder Gottes, so — menschlich gesprochen — noch viel mehr die Bekehrung eines im Haß gegen Jesum und das Christenthum aufgewachsenen Juden. Man erzählt von einem Hofprediger, der seinem König auf die spöttelnde Aufforderung desselben, mit Einem Wort die Wahrheit der Bibel zu beweisen, geantwortet haben soll: „Die Juden, Ew. Majestät!" Und es ist wahr, die merkwürdige Geschichte Israels, die Zerstörung Jerusalems, die Erfüllung der Weissagung durch ihre gegenwärtige Zerstreuung und vieles andere sind unumstößliche Beweise dafür, daß die h. Schrift nicht Menschenerfindung, sondern Gottes Wort ist. Aber auch so ist jene Antwort eine schlagende, wenn man sie auf die Juden bezieht, welche sich bekehrt haben, oder richtiger von der Gotteskraft des Evangeliums sind bekehrt worden. Es gibt keine schwerere Arbeit, als die Judenmission, und doch ist es keine vergebliche Arbeit. Außer dem oben genannten Dr. Saphir könnten wir noch eine lange Reihe solcher Proselyten aufführen, die durch ihren Eifer und ihre Tüchtigkeit viele geborene Christen tief beschämen. Die Londoner Judenmissionsgesellschaft hat im vorigen Jahr allein 90 Juden getauft, und die viel jüngere und kleinere baltische Judenmission kann in ihren „Brosamen" von 38 Seelen berichten, die von Juli 1878 bis Juli 1879 um die Taufe baten, und von 12, welchen dieselbe mit Freudigkeit ertheilt werden konnte. Hören wir etwas Näheres über einige dieser Täuflinge. Pastor P. Dworkowicz, der Hauptarbeiter dieser Mission, selbst ein Proselyt, im Missionshaus zu Basel gebildet, in Tübingen ordinirt, schreibt z. B. über eine junge Jüdin:

„Fräulein W. M. aus Goldingen hatte schon als 12-jähriges Mädchen Anstoß genommen an dem skandalösen Treiben auf jüdi-

schen Hochzeiten und zu ihrer Mutter in kindischer Offenherzigkeit gesagt: ‚Wenn ich erwachsen bin, werde ich mich taufen lassen und lieber einen Christen heirathen.‘ Als die Mutter diese entsetzliche Aeußerung aus dem Munde ihrer Tochter vernahm, legte sie ihre Hände auf das Haupt ihrer Tochter und sagte: ‚Ich will lieber hinter deinem Sarge gehen und dich begraben, als diese Schmach erleben.‘ 16 Jahre nach dieser Scene gieng diese unbewußte Prophezeiung des 12-jährigen Kindes in Erfüllung! Sie ließ sich taufen und heirathete auch wirklich einen Christen. Ich unterrichtete sie mehrere Monate in den Wahrheiten des Christenthums und führte sie ein in die Heilslehren unserer lutherischen Kirche. Sie war während des Unterrichts sehr aufmerksam und fleißig und besuchte auch während der Passionszeit die Passionsgottesdienste in der Jakobi-Kirche regelmäßig. Bei dieser Tochter Abrahams konnte ich deutlich wahrnehmen, wie ihr Glaube während des Unterrichts wuchs und zunahm. — Die beschnittenen und unbeschnittenen Gegner der Judenmission haben genau ausgerechnet, wie theuer jeder Proselyt der Mission zu stehen kommt und wie viele Tausende jede Seele kostet; wogegen andere wieder behaupten, nur die allerärmsten der Proletarier, die nur ein Linsengericht bei den Christen suchten, kämen zum Missionar und meldeten sich zur Taufe. Daß dem aber nicht so ist, beweisen die in diesem Jahre getauften zwei Töchter Israels W. und M., für welche die Mission keinen Kopeken ausgelegt hat und die aus guten Familien stammen und folglich nicht zum Proletariat gehören.“

Ferner: „M. H. stammt aus Galizien in Oesterreich. Als Knabe besuchte er eine katholische Schule in seiner Heimat, wo er mit großer Aufmerksamkeit dem katholischen Religionsunterricht folgte, so daß er in der Religionsstunde alle Fragen besser beantworten konnte, als seine katholischen Mitschüler. Im 16. Jahre seines Lebens verlor der arme Knabe seine orthodoxen Eltern und stand ganz allein in der großen Welt, ohne Eltern und ohne Stütze. Er suchte sich nun sein tägliches Brod selbst zu verdienen und fand eine Anstellung bei einer Truppe von Kunstreitern, welche im Circus zu Wien Vorstellungen gab. Hier blieb er bis zum Ausbruch des deutsch-österreichischen Krieges. Darauf gieng er nach Ungarn, wo er bei einem jüdischen Gutsbesitzer Hauslehrer wurde. Sobald aber der jüdische Gutsbesitzer merkte, daß H. eine Neigung zum Christen-

thum hatte, verlor er sehr bald seine Stelle. Von hier gieng er nach Fünfkirchen, wo er eine Stelle in einer Seifenfabrik fand. Hier faßte er den ersten Vorsatz, Christ zu werden. Da aber die katholischen Ceremonien ihm zum Anstoß gereichten und der römische Gottesdienst ihn kalt und unbefriedigt ließ, so faßte er den Entschluß, sich mit der evangelischen Kirche bekannt zu machen. Im Jahre 1873 verließ er Fünfkirchen, gieng nach Wien und fand hier eine Stelle in einem anatomischen Museum. Mit diesem Museum durchreiste er halb Europa und kam auch nach Berlin, wo er Gelegenheit hatte, auch die evangelische Kirche kennen zu lernen. Hier trat er in den Dienst einer herumziehenden Gymnastiker-Gesellschaft, mit welcher er nach den russischen Ostseeprovinzen und nach Riga kam, wo er die lutherische Kirche noch genauer als in Berlin kennen lernte. In Riga besuchte er fleißig den lutherischen Gottesdienst, der ihm Andacht und Erbauung gewährte, wonach er in der katholischen Kirche vergebens gesucht hatte. Endlich erwachte auch sein schlummerndes Gewissen, und er faßte den festen Entschluß, die Wahrheit ernstlich zu suchen und Christum, der von Jugend auf an seines Herzens Thür leise angeklopft, auch öffentlich zu bekennen. Er meldete sich zuerst beim Herrn Oberpastor Holst, der ihn zu mir schickte. Ich unterrichtete ihn den ganzen Winter hindurch von 1878 auf 1879 in den Heilswahrheiten des Christenthums; er bestand seine Prüfung, die ministerielle Erlaubniß zu seiner Taufe war schon angekommen, und doch hatten wir nicht die Freudigkeit, ihn zur hl. Taufe zuzulassen. Denn der alte Mensch war noch nicht überwunden und die alte Lebensweise kam noch zu oft zum Vorschein. So mußte er eine längere Prüfungszeit durchmachen und sich zuerst bewähren, ehe wir ihn taufen konnten. Er mußte 13 Monate lang auf die Taufe warten, bis endlich der ersehnte 28. Oktober 1879 erschien, an welchem Tage H. wirklich getauft wurde."

„S. U., ein 21-jähriger Jüngling aus Kreutzburg, verdient ganz besonders unsere Sympathie wegen seiner Leiden, die er um Christi willen dulden mußte. Er lebte längere Zeit unter den Letten in der Gemeinde Laudohn, welche ihm das beste Zeugniß gaben. Durch seine Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und Aufrichtigkeit gewann er bald das Herz der Letten, welche ihm das Evangelium durch Wort und That anpriesen, so daß er nach und nach gläubig wurde und sich beim Pastor zu Laudohn zur Taufe meldete. Der

Pastor v. Vogel wollte ihn nun zu mir nach Riga schicken, damit ich ihn unterrichte und zur hl. Taufe vorbereite. Kaum aber hatten die Juden Wind bekommen, daß Samuel Christ werden wolle, so setzten sie gleich alle Hebel in Bewegung, um den Jüngling zu verderben, obwohl sie vorher weder um sein leibliches noch um sein geistiges Wohl bekümmert waren. Zuerst denuncirten sie ihn bei der Polizei als Deserteur, der sich der Militärpflicht entzogen habe, dann als Dieb und zuletzt als Wechselfälscher oder Betrüger. Gleich darauf kam auch ein Verhaftungsbefehl aus Wenden, und der Pastor selbst mußte ihn schweren Herzens dem Gericht ausliefern, obwohl er von seiner Unschuld überzeugt war. Der arme, unschuldige Jüngling wurde nach Jakobstadt abgeführt und dort in's Gefängniß geworfen. Die Untersuchung ergab aber, daß alle Beschuldigungen und Anklagen von Seiten der Juden erlogen waren. Dennoch würde er noch heute im Gefängniß schmachten, wenn der Pastor nicht nach Jakobstadt gefahren wäre und ihn befreit hätte. Am Himmelfahrtstage dieses Jahres hielt ich in Laudohn einen Missionsgottesdienst und lernte den Samuel persönlich kennen. Im Mai kam er nach Riga. Von Mai bis Ende Oktober 1879 stand er im Unterricht und erwarb sich sein tägliches Brod durch seiner Hände Arbeit bei einem hiesigen Buchbindermeister. Ende Oktober kam endlich die ministerielle Erlaubniß zur Taufe aus St. Petersburg an. Seine Freude darüber war unbeschreiblich groß. Nach der Taufe äußerte U: ‚Die Straßen und Menschen scheinen sich mit mir zu freuen, obwohl sie doch nicht wissen, daß ich schon getauft bin. Die ganze Welt lacht mich an und erscheint mir in viel hellerem Licht als vor der Taufe.'"

Wie manche Juden in unserer Mitte stehen in beständigem Verkehr mit Christen und haben doch noch nie einen Eindruck von der Kraft des Evangeliums erhalten. Gewiß sollte neben tausend anderen Gründen auch die Anwesenheit so vieler noch unbekehrter Juden mitten unter den Christen uns anspornen, durch unseren Wandel die christliche Lehre zu zieren und mit unseren Werken zu beweisen, daß man's unter'm Evangelium weiter bringt, als unter'm Gesetz. Wer Gelegenheit hat, mit Juden zusammen zu kommen, versäume es auch nicht, ihnen das hebräische Neue Testament von Professor

Delitzsch anzubieten, das neulich in dritter verbesserter Auflage erschienen und um geringen Preis bei allen Bibelgesellschaften zu haben ist. Von der baltischen Mission wurden im letzten Jahre durch vier Kolporteure 2168 Bibeln, 6791 Neue Testamente, 9070 einzelne Evangelien, Psalmen und Pentateuchs und 4248 Traktate, zusammen 22,277 Schriften, freilich nicht nur in hebräischer, sondern auch in deutscher, lettischer, russischer, esthnischer, polnischer, slavonischer, litthauischer, griechischer und französischer Sprache verkauft und verbreitet. Auch bei uns gibt es ja Judenmissionare und Kolporteure, aber es macht oft einen viel besseren Eindruck auf die Betreffenden, wenn Privatpersonen aus persönlicher Liebe und Theilnahme sich um ihr Seelenheil kümmern und ihnen das Wort des Lebens anbieten, als wenn dies bloß von solchen geschieht, welche hiezu angestellt und dafür bezahlt sind. Jeder Christ sollte eben auch ein Missionar sein.

Henrique Gomes.

In der Provinz San Paulo in Brasilien lebt ein alter Mann, von 12 verheiratheten Kindern umgeben, die sich alle auf seiner Farm angebaut haben. Alle Abend hält der Patriarch die Familienandacht, zu welcher sich immer wenigstens ein Theil seiner Kinder und wohl auch Enkel einzustellen pflegt. Einmal war ein reicher Kaffeepflanzer, ein ungläubiger Katholik, in Wahlangelegenheiten beim Alten eingekehrt, von einem Freunde begleitet. Nach dem Essen erklärte der ehrwürdige Hausvater: „Meine Herren, Sie wissen, daß Sie sich im Hause eines Protestanten befinden; es ist unsere Gewohnheit, ehe wir auseinandergehen, einen Abschnitt aus Gottes Wort zu lesen und Ihn um Seinen Schutz und Segen anzuflehen. Wenn Sie nichts dagegen haben, so wollen wir unsere Andacht in diesem Zimmer halten, wie gewöhnlich; wenn nicht, so bleiben Sie hier und wir wollen uns in die Küche zurückziehen." Natürlich blieben die beiden bei der Andacht; einer der Söhne las vor und der Alte betete.

„Ich selbst habe keine Religion," sagte später jener Kaffeepflanzer zum evangelischen Missionar Chamberlain, „ich bin katholisch er-

zogen worden, habe diesen Glauben aber längst fahren lassen und bin jetzt ohne. Aber daß Ihre Mission eine gute Sache ist, davon habe ich in jenem Haus einen Eindruck bekommen; auch begreife ich jetzt, woher es kommt, daß in dem Distrikt, welcher unter dem alten Mann steht, schon lange kein Verbrechen geschehen ist."

Henrique Gomes — so heißt dieser Patriarch — war einst ein frommer und entschiedener Katholik gewesen. Als er von den Protestanten und ihrer Bibelverbreitung gehört, hatte er erklärt, daß, wenn einer von ihnen sich in die Nähe seines Hofes wagen sollte, er die Hunde auf ihn hetzen werde. Und als er vernommen, daß ein von ihm sehr hoch gehaltener Nachbar Protestant geworden, da hatte er sich sofort aufgemacht und den mehrstündigen Ritt nicht gescheut, um seinen Freund vom Verderben zu retten. Damit trat aber auch der Wendepunkt in seinem Leben ein. Das Gespräch mit dem Abgefallenen hatte ihn aufgerüttelt, er war zum Priester gegangen, um ihn zu fragen, was für ein Buch denn diese Bibel eigentlich sei und warum, wenn dasselbe Gottes Wort sei, man's ihnen nicht früher gebracht habe. Von des Priesters Antwort nicht befriedigt, hatte er diesem erklärt, daß er nun selbst eine Bibel kaufen und sich überzeugen wolle, was es damit sei. Der sogenannte Seelsorger hatte hierüber aber nur gelacht, weil er wohl wußte, daß sein unwissendes Beichtkind nicht einmal zu lesen verstand. Von dem tiefen Wahrheitsdrang, der in Henrique Gomes erwacht war, hatte er natürlich keine Ahnung. So konnte dieser sein Vorhaben ungehindert ausführen und sich eine Bibel kaufen, ja auch einen Lehrer gewinnen, der ihm und seinen Kindern nun geschwind das Lesen beibringen sollte. Bald entdeckte er aber, daß seine Augen schon zu schwach waren, um ohne Brille zu lesen. So verschaffte er sich eine Brille und lernte das ABC, bis er endlich das heilige Bibelbuch wirklich lesen konnte. So wurde er ein Protestant, und zwar nicht nur dem Namen nach.

Miss. Chamberlain kann nie vergessen, wie dieser würdige Bekehrte im Jahr 1866 ihn fragte: „Junger Mann, wo war dein Vater, daß mein Vater ohne die Bibel gestorben ist?" Ja, warum haben wir Evangelische nicht viel früher angefangen, den Katholiken und allen, die ohne das Wort Gottes dahinleben und dahinsterben, diesen kostbaren Schatz, dieses theuerste Kleinod zu bringen? Und warum sind wir auch jetzt, nachdem doch fast alle

äußeren Hinderniſſe aus dem Wege geräumt ſind, noch immer ſo läſſig in dieſem Werk der Miſſion und der Bibelverbreitung?

Einer, der die Bibel geleſen und dann auch darnach gelebt hat.

Vor etwa 15 Jahren gieng ein reicher, heidniſcher Grundbeſitzer in Palamkotta durch den Bazar, wo er neben anderen Waaren auch ein ſchön gebundenes Buch mit Goldſchnitt zum Verkauf ausgeſtellt ſah. Da es ihm ſehr gefiel und er beim Oeffnen fand, daß es ein engliſches Buch ſei, auch der Preis ihm ſehr niedrig ſchien, kaufte er es und brachte es ſeinem Sohn Ramaſami, der gerade emſig mit Engliſch-Lernen beſchäftigt war. Das Buch war eine Bibel, was der Vater nicht wußte. Der Sohn aber, der bei einem heidniſchen Lehrer Unterricht nahm, zog das neue Buch bald den trockenen Leitfäden und anderen Schulbüchern vor, denn wenigſtens die Evangelien konnte er ziemlich gut verſtehen. Bald darauf bat er ſeinen Vater, ob er nicht in eine engliſche Schule dürfe. Der Vater erlaubte es, ohne zu wiſſen oder daran zu denken, daß in derſelben einige junge Chriſten ſich befanden. Von einem derſelben erhielt unſer junger Freund Bunyan's Pilgerreiſe. Aus der Stadt des Verderbens zu entfliehen und auch einmal in die himmliſche Gottesſtadt einzugehen, wurde jetzt ſein aufrichtiger Wunſch; demgemäß begab er ſich zu Miſſionar (jetzt Biſchof) Sargent und bat um ſofortige Taufe. Natürlich verwies dieſer ihn auf's Warten: er ſolle erſt den Seinigen beweiſen, daß es ihm mit der Bekehrung Ernſt ſei, ohne Wiſſen ſeines Vaters könne er jedenfalls nicht getauft werden.

Der Jüngling ſetzte nun ſeinen Vater in Kenntniß von der Veränderung, die mit ihm vorgegangen. Dieſer aber war ſehr aufgebracht, lief ſogleich zum Miſſionar und ſagte zu dieſem: „Ich ſehe, daß ich mich in Euch geirrt habe, als ich meinen Sohn in Euere Schule that; ich meinte, er werde da nichts als Gutes lernen und nun merke ich, daß ich ihn dem Todesgott übergeben habe!“ Der

Missionar rieth dem betrübten Vater, er solle doch versuchen, seinen Sohn mit Gründen von seiner neuen Ueberzeugung abzubringen; er könne sich darauf verlassen, daß man den Jüngling weder übereilt noch auch heimlich taufen werde. Aber schon Tags darauf kam der Vater wieder und erklärte: „Es hilft nichts, an meinem Sohn herumzureden; will er Christ werden, so taufet ihn lieber gleich; ich will dabei sein."

Einige Tage später wurde Ramasami wirklich in Gegenwart seines Vaters getauft, in dessen Haus er denn auch nach wie vor verblieb. Hiegegen aber lehnten sich alle Verwandten auf, ja drohten die ganze Familie aus der Kaste zu stoßen, wenn der Abgefallene im elterlichen Hause geduldet werde. Das Ende war, daß der Getaufte ausgestoßen ward und ganz zu den Christen ziehen mußte. Gern hätte er nun Theologie studirt, um selbst ein Missionar oder Prediger zu werden; das wollte aber sein Vater um keinen Preis gestatten. Der Sohn gab nach und bereitete sich auf einen Regierungsposten vor.

Manches Jahr war darüber hingegangen, der Vater ein alter Mann, der Sohn ein angesehener Lehrer an einer Regierungsschule in Tutikorin geworden. Gesehen hatten sie einander seit der Trennung nicht mehr. Da nöthigten Familienangelegenheiten den Alten, seinem Sohne einen Besuch zu machen, um dessen Unterschrift unter ein gewisses Dokument zu erlangen. Es war das erste Wiedersehen nach langer Zeit. Mit der Unterschrift beeilte sich Ramasami durchaus nicht; es war ihm darum zu thun, den Vater recht lange bei sich und den Seinen festzuhalten. Dieser beobachtete nun alles genau, was im Hause vorgieng, hörte den täglichen Andachten zu, sah wie die Kinder erzogen wurden, fand das alles gar nicht so schlimm, fieng selbst an in der Bibel zu lesen; und eh' er sich's versah, hatte er entdeckt, daß auch er recht gut einen Heiland brauchen könnte. Wie froh war sein Sohn über diese Entdeckung! Das Dokument wurde unterschrieben, der Alte kehrte nach Hause zurück und begab sich hier sogleich zu Miss. Sargent, den er um die Taufe bat. Nach einigem Zuwarten taufte denn auch (am 28. Juli 1874) derselbe Missionar, der den Sohn getauft hatte, den Vater.

Ob wohl auch in jedem Haus, wo diese Geschichte gelesen wird, ein Heide durch tagelange Beobachtung alles dessen, was darin vorgeht, den Eindruck bekäme, daß das Christenthum nichts anderes sei,

als in der Gegenwart Gottes leben? Wie viele in der sogenannten christlichen Welt lesen in unserer Bibel nicht mehr; ihre Bibel ist das Leben der Gläubigen. Wehe uns, wenn wir ihnen diese nicht lauter und unverfälscht darbieten, sondern durch unchristlichen Wandel das Wort Gottes, zu dem wir uns bekennen, Lügen strafen!

Eine Hammerpredigt.

Auf der Insel Aneitjum war Miss. Inglis einmal mit der Errichtung eines Schornsteins beschäftigt und eben daran, die hiezu nöthigen Steine mit einem eisernen Hammer zurechtzuschlagen. Die neugierigen Eingebornen, denen eine solche Arbeit ganz etwas Neues war, umstanden ihn in großen Schaaren. Da hob der Missionar an: „Ihr seht diese Steine und diesen Hammer. Behauet die Steine mit einem Scheit Holz, so lange ihr wollt, ihr werdet auch nicht einen Splitter von ihnen losschlagen; nehme ich sie aber unter meinen Hammer, so gehen sie in Stücke und nehmen die Form an, die ich ihnen geben will. Nun sagt Gott, daß unsere Herzen diesen Steinen gleich, sein Wort aber ein Hammer sei. Wie mancher weiße Mann hat mit euch gesprochen, ehe Missionare hieher kamen und mit euch redeten; trotzdem aber bliebt ihr Heiden nach wie vor. Als aber Missionare kamen und mit euch redeten, da gabt ihr euer früheres Treiben auf, fiengt an, den Sonntag zu heiligen, Gott anzubeten und christlich zu leben. Und was machte den Unterschied? — die Worte der Missionare waren nicht lauter und stärker als die anderer Menschen; aber jene weißen Schiffer und Händler sprachen ihre eigenen Worte, Menschenworte, und das war, wie wenn man diese Basaltsteine mit einem Stück Holz bearbeiten wollte. Die Missionare aber sagten euch nicht ihre eigenen Worte, nicht Menschenworte, sondern Gottes Worte, und die waren gleich dem Hammer, der Felsen zerschmeißt; die zerbrachen eure harte Herzen und brachten sie in neue Gestalt."

Diese Hammerpredigt machte tiefen Eindruck auf die Insulaner, und Anspielungen darauf konnte man noch nach Jahren z. B. in ihren Gebeten zu hören bekommen.

Bibelzeitung.

Der englische Geistliche H. Lansdell, dessen Reise in's nördliche Rußland wir im vorigen Jahrgang (S. 20) erwähnten, hat nun auch ganz Sibirien bereist und hier fast alle größeren Gefängnisse und Spitäler besucht, überall Bibeln, Testamente, Bibeltheile und Traktate — im Ganzen 50,000 Stück — zurücklassend. Die Rückreise nach England machte er über Japan, San Francisco und Neu York. Das Ganze war also eine Reise um die Welt und dauerte 7 Monate.

— In Kotschin in Südindien war es vor einiger Zeit den Katholiken gelungen, eine bisher syrisch-christliche Kirche an sich zu bringen. Nachdem sie von derselben Besitz genommen, ließen sie alle Häuser des betreffenden Dorfes durchsuchen, alle Bibeln und andere Bücher, die die Leute von einem protestantischen Missionar gekauft hatten, konfisciren und diese auf einem Platz vor der Kirche öffentlich verbrennen.

— Die erfinderischen Engländer, bei denen strenge Sonntagsfeier und große Ehrfurcht vor der Bibel sich die Hand reichen zu allerlei nützlichen und zugleich unterhaltenden Beschäftigungen für Alt und Jung, empfehlen die Anfertigung von „Bibel-Albums." Man sammelt allerlei biblische und andere Bilder, wie sie einem aus Zeitungsblättern u. dergl. in die Hände kommen, klebt dieselben in weiten Zwischenräumen in ein Heft und sucht dann zu jedem Bildchen einen passenden Bibelspruch, den man darunter und rund herum schreibt, z. B. zu einer Kirche Ps. 84, zu einem Palmbaum Ps. 92, 13, zu einem Felsen Ps. 18, 3, zu den verschiedenen in der Bibel vorkommenden Thieren die betreffenden Stellen, zu einer Krone Offenb. 2, 10, zu einem Telegraphendraht Hiob 38, 35, zu einem Sonnenaufgang Sprüche 4, 18. In einem Familien- oder Sonntagsschulkreis kann dergleichen leicht ausgeführt werden. Die fertigen „Bibel-Albums", die natürlich von kunstfertiger Hand ausgeschmückt oder gar selbst gezeichnet, noch schöner werden, kann man an Kinder oder Kranke ꝛc. verschenken. Wem solche Spielereien Freude machen, kann sich weitere Anweisung aus einem Schriftchen, das bei Hrn. Williams, 124, Oxford-Street, London, für 1 Penny zu haben ist und den Titel »Bible Albums« trägt, entnehmen.

— Wem es nicht gleichgültig ist, was er und was andere Christenmenschen in ihren Häusern für Bilder hängen haben, und wer sich schon über die dummen katholischen Heiligen-, Herz Jesu- und andere Bilder geärgert hat, denen man so häufig selbst in protestantischen Familien begegnet, der wird sich über den gediegenen biblischen Zimmerschmuck freuen, welcher von der C. F. Spittler'schen Buchhandlung in Basel billig angeboten wird. Wir erwähnen besonders Das Vater-Unser und Die zehn Gebote, zwei farbige Tafeln (42/52 Centimeter), die je 2 Mark kosten und, was die künstlerische Ausführung betrifft, ungefähr die Mitte halten zwischen den feinen Obpacher'schen und den etwas überladenen englischen Illustrationen dieser Art. Nicht weniger empfehlenswerth, aber schon einen geläuterten Geschmack voraussetzend, sind die großen Kupferstiche von Gustav König über Ps. 19, 23, 32, 90, 103, 32, welche ebenfalls à 2 Mark, zusammen für 8 Mark, bei C. F. Spittler zu haben sind.

Bücherschau.

Unterwegs. Basel. Verlag von C. F. Spittler. 1880.

Ein solid gebundenes Büchlein, das für jeden Tag des Monats auf je zwei Seiten zuerst ein evangelisches Kernlied, dann eine Reihe von Bibelworten über den Weg des Heils, Buße, Bekenntniß, Glauben, Gebet, die Liebe und Geduld Gottes, Krankheit, Prüfung 2c. und ein dazu passendes, ebenfalls ganz aus Bibelworten zusammengesetztes Gebet, als Anhang auch noch Psalm 91, 103 und 147 enthält. Zum Mitnehmen auf die Reise, zum Verschenken an Reisende, zum Tragen in der Tasche sehr geeignet. Preis 40, 60 und 80 Pf., je nach der Ausstattung.

Praktische **Auslegung der Psalmen** zur Anregung und Förderung der Schrifterkenntniß, den Hirten wie der Heerde Christi dargeboten von Emil Taube. 1. Heft (Ps. 1—25), zweite neu bearbeitete Auflage. Bromberg. 1880. Mittler'sche Buchhandlung, H. Heyfelder.

Nicht die jüdischen Psalme des Alten Testamentes, sondern die unseren Neuen Testamenten beigedruckten christlichen Psalme sind es, die hier wahrhaft praktisch ausgelegt werden. Ueberall ist der Verfasser bemüht, den erquicklichen Tiefgang, das zugleich leuchtende und wärmende Feuer des Wortes aufzudecken und den kostbaren Traubensaft aus demselben „auszupressen". Zuweilen ist er in Ge-

fahr, etwas zu stark zu pressen, wohl auch gewissen Liebhabereien zu weit nachzugehen, aber im Ganzen ist gerade die maßvolle Selbstbeschränkung anzuerkennen, mit welcher er bloße Einfälle, allegorisirende Deuteleien, breite Ausführungen vermieden und dem aufmerksamen Leser auch zum eigenen Nachdenken gar manches übrig gelassen hat. Sehr anregend und fördernd sind die meist aus dem Neuen Testamente beigebrachten Parallelen, z. B. zu Ps. 1, 5: Luk. 21, 36, Joh. 3, 18; zu V. 6: Joh. 10, 14, Matth. 7, 23; zu Ps. 2, 1. 2: Apg. 9, 4, Luk. 19, 14, Joh. 15, 24, 1. Joh. 2, 23; zu V. 11: Phil. 2, 12; zu Ps. 16, 2: Phil. 3, 8 und zu V. 3: 1. Joh. 5, 1; zu Ps. 17, 10—14: Luk. 12, 19. 21; 16, 25, Jak. 5, 5; zu Ps. 22, 23: Joh. 20, 17, Hebr. 2, 11; zu Ps. 24, 3: Apg. 16, 30; zu V. 7: Offb. 3, 20, Apg. 16, 14. Durchweg ist eine eigene Uebersetzung des Textes gegeben, welche dem richtigen Verständniß bedeutenden Vorschub leistet und viele Worterklärungen entbehrlich macht. Niemand, der dies Buch anschafft und studirt, wird enttäuscht sein. Was es im Titel verspricht, das hält es.

Die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments nach Dr. M. Luthers Uebersetzung, mit der Auslegung der vorzüglichsten Schriftforscher der älteren evangelischen Kirche. Neues Testament. Erster Band: Die vier Evangelien und die Apostelgeschichte. Gütersloh und Leipzig. C. Bertelsmann. 1879.

Wer wird nicht einen Luther, Bengel, Roos, Starke, Rieger, Hedinger u. s. w. loben! Wer aber hat ihre Bibelerklärungen auch gelesen? Nun, hier ist's einem leicht gemacht, das Beste vom vielen Guten dieser Altväter kennen zu lernen. Die 792 Seiten des ersten Bandes kosten nur 4 M.; man braucht also nicht reich zu sein, um sich dieses Schatzkästchen anzuschaffen. Die Anordnung ist so, daß je unter einem sehr groß gedruckten Vers die Erklärungen des einen oder anderen, meist aber mehrerer der angeführten Schriftgelehrten in großem, schönem Druck erscheinen. Außer den Genannten werden auch noch Arnd und Quesnel (welch' letzterer doch nur uneigentlich zur „evangelischen" Kirche gezählt werden kann) citirt. Zu jedem Citat ist der Anfangsbuchstabe des betreffenden Namens beigesetzt. Einer weiteren Empfehlung bedarf das verdienstvolle Buch nicht. Möchten recht viele von dem hier Gebotenen Gebrauch machen. Das Einzige, was wir vermissen, ist ein ganz kurzer biographischer Bericht über die citirten Gottesgelehrten, sowie eine Aufzählung derjenigen ihrer Schriften, welche benutzt worden. Hoffentlich wird das beim Alten Testament noch kommen.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt:
Nr. 3. Die 76. Jahresfeier der Britischen Bibelgesellschaft. — Bibelzeitung. — Bücherschau. 1880.

Die 76. Jahresfeier der Britischen Bibelgesellschaft.

Am 5. Mai d. J. feierte die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft in London ihr 76. Jahresfest unter Betheiligung zahlreicher Bischöfe, Parlamentsmitglieder und anderer hervorragender Männer.

Der Jahresbericht rühmte vor allem, daß die alte Schuld bezahlt sei und die Gesammteinnahme des Jahres die Ausgaben überstiegen habe. Die Zahl der abgesetzten h. Schriften betrug 2,780,362, was zu den in früheren Jahren ausgegangenen addirt die kolossale Summe von 88 Millionen ergibt. In Frankreich, besonders im südlichen, finden die Bibelträger oft die freundlichste Aufnahme. In einem Dorf hieß es: Wenn nur Evangelisten kommen wollten, uns die Bibel zu erklären, so würde alles zuhören; an einem anderen Ort folgten die Leute dem Kolporteur in's Gasthaus nach, um ihn hier reden zu hören. Aehnliche Fälle kommen häufig vor, und wenn man fragt: woher dies Interesse für die Wahrheit? so heißt's fast regelmäßig: von einer Bibel oder einem Neuen Testament, das früher ein Kolporteur gebracht und das bei den Lesern Verlangen nach mehr Licht erweckt hat. In Deutschland sind's jetzt 50 Jahre, seit die

Gesellschaft dort einen eigenen Agenten anstellte. Damals verbreitete dieselbe jährlich kaum 450,000 h. Schriften auf allen ihren Arbeitsfeldern zusammen, jetzt werden in Deutschland allein über 334,000 verkauft. Damals hatte die Gesellschaft dort keinen einzigen Kolporteur, jetzt sind's ihrer 60, und der jährliche Umsatz hat sich vervierzehnfacht. In Oesterreich, namentlich in Böhmen, galt es unter viel Widerspruch und Hindernissen geduldig weiter machen, und im letzteren Land allein konnten doch 10,000 Exemplare verkauft werden. Sehr erfreulich geht's dagegen in Italien voran. Von vielen Beispielen nur eins. Im Jahr 1871 wurde bei einer Ausstellung in Neapel eine große Menge h. Schriften vertheilt. Viele Exemplare waren von den Empfängern sogleich zerrissen worden. Nun sieht ein Kolporteur einen Mann in Neapel als Protestanten wieder, den er früher als ganz ungläubigen Katholiken gekannt. Wie war es zu dieser Veränderung gekommen? Bei jener Ausstellung hatte er einige Jungen gesehen, die Bücher in Stücke rissen; er hatte einige Blätter aufgehoben, darunter das 10. und 11. Kapitel aus dem Evangelium Johannis. Krankheit und Einsamkeit hatten dazu den Kommentar geliefert und endlich der h. Geist ihn zur Erkenntniß Jesu Christi gebracht. Ein neuer Beweis, daß doch nicht alles umsonst ist, selbst wenn allem Anschein nach die Perlen vor die Säue geworfen wurden. Auch in Spanien und Portugal fehlt es nicht an lieblichen Erfahrungen; das Verlangen nach Wahrheit und das Dürsten nach Gerechtigkeit ist aber immer noch ein vereinzeltes. Die Unwissenheit und der Fanatismus, besonders in Portugal, sind groß.

Im nördlichen Europa hat vielfach die Wirksamkeit des evangelisirenden Lord Radstock und anderer Reiseprediger der Verbreitung des Wortes Gottes Vorschub geleistet. In Kopenhagen wurde dadurch der Wunsch nach einer Taschenausgabe der dänischen Bibel veranlaßt, ein Wunsch, dem die Bibelgesellschaft sogleich nachgekommen ist. In Rußland geht das Werk unter dem Schutz der Regierung und mit Hilfe der Oberkirchenbehörde schön voran. Auch die politischen Unruhen haben dasselbe nicht beeinträchtigt. In Nordrußland allein wird die Bibel in 40 Sprachen verbreitet. In Sibirien hat der englische Geistliche Lansdell auf einer ausgedehnten Reise eine große Menge h. Schriften und Traktate vertheilt. In Transkaukasien allein wurden unter Russen, Armeniern, Georgiern, Tartaren u. s. w. nicht weniger als 16,000

Exemplare verkauft. In der Türkei, welche Politiker und Philanthropen fast zur Verzweiflung bringt, wurden trotz der zerrütteten Verhältnisse mehr Bibeln als je verkauft. Der griechische Erzbischof von Cypern ist der Sache gewogen, in Griechenland selbst aber sind Kirche und Regierung dagegen. Indessen soll jetzt das Neue Testament als Lesebuch in allen Elementarschulen eingeführt werden — ein großer Fortschritt.

In Indien hat in Folge der zahlreichen Uebertritte in den letzten Jahren die Nachfrage nach h. Schriften sehr zugenommen, namentlich im Süden. Für andere Theile des Riesenreiches sind neue Bibelübersetzungen in Arbeit, besonders für gewisse Bergstämme. Einige ältere Uebersetzungen werden revidirt. Für China hat ein alter Freund der Gesellschaft, der aber ungenannt bleiben will, 20,000 M. geschenkt. Das Motto, welches diese Gabe begleitete, heißt: „Gottes Buch ist das beste", und die ganze Summe soll zur Kolportage h. Schriften in China verwendet werden. Die Arbeiter der sogenannten chinesischen Inland-Mission bieten hiezu hilfreiche Hand. Im letzten Jahre wurden doppelt so viel Exemplare als früher abgesetzt, d. h. 135,000. In Japan arbeitet die britische mit der amerikanischen Bibelgesellschaft zusammen. Die revidirte Uebersetzung des Neuen Testaments ist vor Kurzem fertig geworden und wird jetzt gedruckt. Ein Zeichen der Zeit für Japan ist das Unternehmen eines eingebornen christlichen Buchhändlers, der auf eigene Rechnung einen Theil der Bibel in japanischer und chinesischer Sprache hat drucken lassen (printed in Tokio at the sign of the Cross). Um nichts zu versäumen, hat die Gesellschaft auf vielfaches Drängen einen eigenen Agenten nach Japan gesandt. In Afrika macht Bischof Steere's Suaheli-Bibelübersetzung Fortschritte, und das gewaltsame Eindringen katholischer Sendlinge in die verschiedensten Gegenden des dunkeln Erdtheils wird wohl nur dazu beitragen, daß die Gesellschaft sich noch mehr, als sonst der Fall wäre, beeilen wird, die h. Schrift in allen möglichen afrikanischen Sprachen zu beschaffen.

Aus den Kolonien, Australien, Neuseeland, Kanada u. s. w. kommen bereits große Beiträge in die Kasse der Gesellschaft. Kein festeres und zugleich zarteres Band zwischen dem Mutterland und diesen Töchtern als die englische — Bibel!

Was die Heimat betrifft, so hat die Bibelsache in England durch

den Tod der Frau Ranyard viel verloren. Eine ganze Schaar von „Bibelfrauen", welche Tag für Tag die Häuser der Aermsten und die Stätten der Elenden und Kranken mit der Bibel in der Hand aufsuchen, ist von dieser Dame herangezogen und ausgesandt worden. Da sie den Preis der zu verkaufenden Bibeln nicht auf einmal verlangen, sondern von Woche zu Woche wiederkommen, um pfennigweise die Bezahlung nach und nach in Empfang zu nehmen, da sie zugleich durch Krankenpflege und guten Rath in Haushaltungsdingen sich nützlich und beliebt machen, ist's ihnen gelungen, dem Wort Gottes manche Thür und manches Herz aufzuschließen, in welche sonst kaum ein Lichtstrahl Einlaß gefunden haben würde. Eine Frau Leonard steht jetzt diesem Zweig der Arbeit vor, und Lord Shaftesbury hat sich nicht geschämt als Präsident ihrer kleinen Kommittee zu fungiren. Ferner hat die Gesellschaft zwei ihrer ältesten und bewährtesten Angestellten, die Sekretäre Bergne und Jackson, aus ihrem Dienste scheiden sehen. Die Sorgfalt und der Ernst, womit nach Ersatzmännern gesucht wurde, läßt erkennen, wie genau es die Leiter des Werkes mit ihrer wichtigen Aufgabe nehmen, wie man's denn überhaupt den Berichten der Bibelgesellschaft abfühlt, daß ein wahrhaft biblischer Geist der Kraft wie der Weisheit, des Ernstes und der Milde in ihren Kreisen herrscht. Der neue Sekretär Reed scheint der rechte Mann am rechten Ort zu sein. Von seiner Hand ist bereits vor zwei Jahren ein höchst interessanter Ueberblick über den Stand der Bibelverbreitung in aller Welt erschienen. Neuerdings ist der früher in Indien thätige englisch-kirchliche Missionar Sharp zum zweiten Sekretär ernannt worden.

Unter den Festrednern nahm die erste Stelle der Erzbischof von Canterbury ein. „Unser Zeitalter," sagte er, „ist des ewigen Verneinens müde und eben so müde der vergeblichen Versuche, Menschen unter Einen Hut zu bringen, die nichts mit einander gemein haben. Wir haben — Gott sei Dank — den gemeinsamen Glauben an das Wort des Lebens. Wir sind hier zusammen gekommen, dem Gott zu danken, der uns dies Buch gegeben hat, auf welches sich nicht nur Englands, sondern der ganzen Welt Civilisation gründet. Wir freuen uns auch, hier um einen Mann geschaart zu sein, der lebenslang die h. Schrift zum Leitstern seiner politischen und öffentlichen Laufbahn gemacht hat (Lord Shaftesbury). Er ist ja leider schon alt, wir brauchen daher nicht zu fürchten, daß unser Lob ihm

schaden könnte. Wodurch hat er so viel zum Besten seines Landes und seiner Mitmenschen ausgerichtet? Wodurch die Achtung und das Vertrauen selbst seiner heftigsten Gegner erworben? Durch sein treues Stehen zu Gottes Wort!

„Das Werk der Bibelverbreitung ist das Beste, was wir thun können, um dem seit Adam's Sündenfall immer wachsenden Verderben in der Welt entgegen zu arbeiten, und zugleich das Beste, um zur Einigung der Christenheit beizutragen. Es ist zu viel: Ich bin paulisch, ich bin apollisch, ich bin wesleyanisch u. s. w. unter uns. Ich danke Gott, daß wir Christen sind und daß wir in der Bibel jenes Christenthum Christi, jene ursprüngliche, reine, apostolische Lehre haben, welche allerdings die einzige Grundlage ist, auf welcher wir alle uns vereinigen können. Selbst jene alten Kirchen, welche lange gegen die allgemeine Ausbreitung der Bibel waren, geben allmählich ihren Widerstand auf. Wie erfreulich hat der Bericht über Rußland gelautet und auch über Cypern und die orientalischen Länder, wo ja unter Nestorianern, Syrern, Jakobiten, Chaldäern, Kopten, Abessyniern u. s. f. mindestens eben so viele Spaltungen bestehen, als in der abendländischen Christenheit. Was Anderes kann all' diese Sekten und Parteien unter einander und mit uns zusammenbringen, als allein das Wort Gottes? Und das Gleiche gilt ja auch für unsere Mitchristen in ganz Europa und Amerika. Wie Gott einmal alle die, welche im Geiste eins sind, auch in Eine sichtbare Gemeinschaft bringen wird, das wissen wir nicht. Inzwischen aber ist das Beste, ja das Einzige, was wir zur Herbeiführung dieser ersehnten Einigung thun können, eben das, was die Bibelgesellschaft thut, das, was wir auch durch unsere heutige Festfeier zu fördern suchen — die Ausbreitung des Wortes Gottes. Der Buchstabe freilich macht es nicht; wie aber können wir hoffen, den Geist zu erhalten, wenn wir das Wort verachten? Alte Kirchenformen machen es doch gewiß nicht. Und jede pauliniſche Epistel ist doch unendlich viel mehr werth, als alle Reliquien der römischen Kirche. Diese sind todte, werthlose Kuriositäten, durch jene aber weht noch derselbe Geist, der die Apostel erfüllte und der auch uns lebendig machen kann. Wollen wir also dankbar sein für diese „pauliniſchen Reliquien", wie Merle d'Aubigné einmal zu einem Priester in Rom sagte, der ihm die „Reliquien des h. Petrus" gezeigt hatte; und wollen wir dankbar sein, daß diese vervielfältigt und in der ganzen

Welt verbreitet werden können. Wahrlich, die Bibelverbreitung ist das Hauptmittel zur Wiedervereinigung nicht nur der getrennten Christenheit, sondern auch der zertheilten Menschheit, denn die Bibelgesellschaft ist zugleich die größte Missionsgesellschaft, wie schon der selige Henry Venn, der langjährige Leiter des englisch-kirchlichen Missionswerks, gesagt hat."

Nach dem Erzbischof sprach Miss. A. E. Moule, welchen jener 21 Jahre zuvor ordinirt hatte, und der zuerst in der Absicht Judenmissionar zu werden nach Malta, dann aber als Heidenmissionar nach China gegangen war, wo er 19 Jahre lang im Segen gearbeitet hat. Er sagte u. A.: „Malta steht unter englischer Herrschaft, und doch ist die Bibelverbreitung dort mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Der Bibelagent dort hat mir erzählt, daß die meisten Bibeln bei Nacht gekauft würden; bei Tag würde kaum jemand es wagen. Wie anders in China! Ueber das ganze Land hin, weit in's Innere hinein wird durch evangelische Missionare und Kolporteure das Bibelbuch verbreitet ohne Furcht und Heimlichkeit. Und wenn auch Tausende von Exemplaren vielleicht ohne Frucht bleiben, vergeblich ist die Arbeit doch nicht. Vor 12 Jahren hatte ich auf einer Flußreise einen alten Chinesen in meinem Boot. Der erzählte mir, wie er einst von einem Missionar eine Bibel erhalten, dann, nachdem der Sturm des Taiping-Aufstands über das Land gefegt, 10 Jahre lang keinen Missionar mehr gesehen, jenes Buch aber gelesen habe und dadurch ein Christ, ja schließlich ein Katechist (der amerikanischen Mission) geworden sei. Ehe ich vor einem Jahr von China aufbrach, erzählte mir der alte Miss. Dr. Yates in Schanghai folgende Geschichte: Ein chinesischer Kaufmann kam in die Missions-Kapelle, unterhielt sich lange mit Dr. Yates und kaufte endlich ein Neues Testament. Dies Buch nahm er in seine entlegene Heimat mit und erschien dann nach einigen Monaten wieder beim Missionar mit der Bitte, er möchte ihm doch die fehlenden Theile dieses Buches auch noch geben. Aus dem Lesen des Neuen Testamentes hatte er den Eindruck bekommen, daß es auch etwas wie ein Altes Testament geben müsse, und das wollte er sich nun holen. Und was hatte er mit dem Neuen Testament selbst angefangen? Er hatte es den Schulmeistern und Gelehrten in seiner Heimat zu lesen gegeben, und diese hatten erklärt, das sei ein gutes Buch, irgendwie müsse dasselbe von Confucius herrühren. Und bald wollte jeder ein Stück

von dem herrlichen Buch haben, dasselbe wurde zerstückelt, jeder nahm einige Blätter, andere wurden abgeschrieben, und die Schulmeister unter ihnen führten nun so viel sie vom Neuen Testament erobert hatten, als Lesebuch in ihren Schulen ein! Woher diese Unbefangenheit? Warum so gar kein Vorurtheil gegen das ausländische Buch und die ausländische Religion? Nun, die guten Leute wußten nichts vom englischen Opiumhandel und all' den anderen Dingen, wodurch Europäer sich in China verhaßt gemacht haben. Das Bibelbuch konnte ungehindert seine Mission an ihnen ausrichten. Daher dieser Erfolg! Ja, wenn nur jene Hindernisse einmal beseitigt sind, dann wird die h. Schrift noch eine ganz andere Aufnahme in China finden, als jetzt schon der Fall ist."

Der dritte Redner war der allverehrte, auch in Deutschland durch seine Traktate wohlbekannte, soeben zum Bischof von Liverpool erhobene Ryle: „Ich benutze die Gelegenheit," erklärte derselbe, „meine alte, unerschütterte Treue und Anhänglichkeit gegen die Bibelgesellschaft öffentlich zu bezeugen. Seit meiner Berufung nach Liverpool habe ich schon viel gute Rathschläge erhalten. Man hat mir gesagt, ich solle nicht extrem sein, und man hat mir gesagt, ich solle doch meinen alten Farben treu bleiben, ohne zu kapituliren. Nun, ich werde mir erlauben, von all' solchen Rathschlägen gerade den Gebrauch zu machen, der mir selber gut dünkt. Eins aber kann ich jetzt schon mit Gewißheit sagen, daß ich nie aufhören werde, die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft zu unterstützen. Meine Freunde! Ich schäme mich der Bibelgesellschaft*) auch nicht im mindesten, und zwar deßwegen nicht, weil ich mich der englischen Reformation nicht schäme. Es gibt ja Leute, welche die Reformation für eine Deformation (d. h. nicht für eine Besserung, sondern für eine Verunstaltung der Kirche) halten. Mit diesen Leuten habe ich nichts gemein. Die Reformation hat den Grund zu Englands Größe gelegt, hat unsere Väter aus einer Tiefe der Unwissenheit befreit, wie wir sie uns kaum mehr vorstellen können, hat uns von Priester- und Papstherrschaft erlöst, hat das wahre, allgemeine Priesterthum und zugleich das wahre, biblische Predigtamt wieder

*) Diese ist nämlich bei den katholisirenden englischen Hochkirchlern nicht in Gnaden. Sich zu ihr bekennen, heißt so viel als die Bibel höher stellen als die Kirche, ja beinahe so viel als — deutsch gesprochen — ein Pietist sein.

hergestellt, hat die Scheinheiligkeit und Selbstgerechtigkeit des Klosterlebens aufgedeckt, die Würde und Weihe jedes ehrlichen bürgerlichen Berufs wieder zur Anerkennung gebracht; und was war das Werkzeug, dessen Gott sich zu dem allen bediente? Nichts anderes als die Uebersetzung der h. Schrift in die Volkssprache. Es waren nicht in erster Linie die Schriften oder die Predigten der Reformatoren, sondern die unter das Volk gebrachte, vom Volk gelesene und verstandene Bibel, was die Reformation zu Stande kommen ließ, ja das Wort Gottes einer- und das Blut der evangelischen Märtyrer andererseits — das hat's gemacht. Die Bibelgesellschaft ist ein stehendes Zeugniß dafür, daß in England noch immer Tausende und Zehntausende sind, die fest an die Allgenugsamkeit und an die Unfehlbarkeit der h. Schrift glauben, und die für ihr Leben und Sterben keinen anderen Wegweiser wollen, als das geschriebene Wort Gottes.

„Die Bibel ist auch der beste Beweis für die Wahrheit des Christenthums und darum das stärkste Bollwerk gegen alle Zweifel und Verneinungen der Gegenwart. Wie wollte man auch die Thatsache wegerklären, daß ein Buch, das einem Volke entstammt, welches sonst gar keine Literatur besitzt, ein Buch, das von ein paar Juden in einem abgelegenen Winkel der Erde herrührt, daß dies Buch mehr Anziehungs- und Lebenskraft von sich ausgehen läßt, als all' die Foliobände der Kirchenväter, als alle Werke der Scholastiker, ja als alle Bücher zusammen, welche je gewesen sind?! Und wo dies Buch hinkommt, da dienen seine Blätter zur Gesundheit der Heiden. Man halte eine Rundschau in der Welt und vergleiche die Völker, welche die Bibel haben, mit denen, welche sie nicht haben. Was für ein Unterschied! Ich erinnere mich, einmal eine Straßenpredigt gehört zu haben, in welcher der Redner gegen alle „Schwarzröcke" und „weißen Halsbinden" nicht nur, sondern gegen die Kirche und gegen die Bibel selbst loszog. Da trat ein einfacher Arbeiter vor und fragte, ob es denn nicht am Tage liege, daß die Häuser, in welchen die Bibel gelesen und die Kinder in der Bibel unterrichtet, nach der Bibel erzogen würden, die glücklichsten seien? Natürlich konnte jener nichts antworten. Und es bleibt dabei: Das Bibelbuch kann auch ohne Prediger und Erklärer immer noch Wunder thun. Erzbischof Sumner hat einmal gesagt: ‚Gewisse Leute meinen, das Buch nütze nichts, wenn kein Erklärer es begleite. Wenn ich aber zu wählen hätte zwischen dem Buch ohne den Erklärer und dem Erklärer ohne

das Buch, so würde ich jenem den Vorzug geben, denn das Buch kann keine Fehler machen, sicherlich aber wird der Erklärer ihrer viele machen.'"

Weiter erzählte Bischof Ryle von den herrlichen Früchten, welche die Bibelverbreitung in Mexiko getragen, und erwähnte einer Mexikanerin, die er selbst als eine wahre Christin kennen gelernt und die ihm erzählt, wie sie 11 Jahre lang eine spanische Bibel ohne jegliche menschliche Erklärung oder Unterweisung studirt und darin das Leben gefunden habe. Dann erwähnte er noch die wichtige Arbeit der englischen und amerikanischen Bibelrevision, bei welcher hüben wie drüben Mitglieder nicht nur der anglikanischen Kirche, sondern auch Presbyterianer und andere Dissenter nebeneinander sitzen, und schloß mit den Worten: „Je näher wir dem Worte Gottes kommen, desto näher werden wir auch einander kommen, desto eifriger und einiger werden wir mithelfen zum Werke der Bibelverbreitung in der ganzen weiten Welt."

Der nächste Redner war wieder ein Missionar, W. G. Lawes aus Neuguinea. Er sagte: „Ich möchte im Namen der wilden Völkerstämme reden, welche noch keine Schriftsprache besitzen und die in tiefer Unwissenheit elend dahinleben. Wir alle kennen das kleine Büchlein, in welchem aus 215 Sprachen Bibelstellen als Proben der von dieser Gesellschaft beschafften Uebersetzungen mitgetheilt werden. Wie viel größer aber würde das Büchlein werden, in welchem man alle die Sprachen aufführen wollte, die noch keine Bibel haben. Wir würden staunen über die Riesenarbeit, die noch gethan werden muß, bis die ganze Welt mit dem Wort des Lebens versehen ist. Auch in Neuguinea hat noch so gut wie alles erst zu geschehen. Da gibt's eine Menge verschiedener Völkerschaften, von denen jede wieder eine andere Sprache spricht, alle aber im tiefsten Elend und schrecklicher Versunkenheit dahinleben. Zwei Sprachen haben wir bis jetzt bewältigt, in denselben auch eine kurze biblische Geschichte herausgegeben. Das Nächste wird die Uebersetzung eines der vier Evangelien sein, und hoffentlich wird's nicht allzulange dauern, bis auf der Liste der durch die Bibelgesellschaft besorgten Uebersetzungen auch eine neuguineische aufgeführt werden kann. Aber sind diese Sprachen auch fähig hiezu und vermögen die Wilden die erhabenen Bibelwahrheiten auch wirklich zu fassen und zu schätzen? Lassen Sie mich diese Fragen aus meiner eigenen Erfahrung beantworten. Wer hat nicht

von der Wilden-Insel gehört, die ihren Namen eben den grausamen, heulenden, ungastlichen Menschen verdankt, welche s. Z. der Weltumsegler Cook hier antraf. Sechzig Jahre später kam John Williams hin und fand es ebenso. Erst im Jahr 1849 siedelte sich ein christliches Ehepaar aus Samoa dort an, die ersten Missionare auf der Wilden-Insel. Auch sie fanden es nicht anders. Man riß ihnen die Kleider vom Leibe, um zu sehen, was ihre Hautfarbe sei. Man tödtete die Schweine und Hühner, welche sie mitgebracht hatten, stahl oder raubte ihre Habseligkeiten u. s. f. Und dabei ließen es die Insulaner nicht bewenden. Zwei berühmte Krieger wurden abgeordnet, die Missionare, diese fremdländischen Eindringlinge, zu tödten. Sie kamen in's Dorf, wo der Samoanische Evangelist sich niedergelassen hatte, sie kamen an sein Haus, sie guckten hinein: da saß er ruhig, in einem Buche lesend. Sie warteten ein wenig, giengen und kamen wieder; aber immer noch las er in dem Buche. Furcht und Zittern kam sie an. Sie vermochten nicht, Hand an den Mann zu legen. Endlich fiengen sie eine Unterredung mit ihm an und kehrten schließlich unverrichteter Sache nach Hause zurück. Die Hand dessen hatte sie gehalten, der gesagt hat: ‚Tastet meine Gesalbten nicht an und thut meinen Propheten kein Leid.' Der Mann des Buches trug den Sieg davon. Das Wort Gottes wuchs und nahm überhand. Jener Lehrer aus Samoa, selbst einem Volke angehörend, das noch 25 Jahre zuvor in eben so tiefem Heidenthum gesteckt hatte, schrieb das erste ABC-Buch und fieng an, die h. Schrift zu übersetzen. Es war ein großer Tag für die Wilden-Insel, als im Jahr 1861 das erste Stück der h. Schrift in ihrer eigenen Sprache ihnen gebracht wurde. Ich war der Ueberbringer desselben, zugleich der erste europäische Missionar auf der Insel. Das neue Buch — es war das Evangelium Marci — wurde begierig aufgenommen, alles wollte lernen, Alte und Junge kamen zur Schule und waren entzückt, wenn sie die ersten Worte buchstabiren konnten. Es war keine leichte Aufgabe. Da saßen die Leute um ihren Lehrer, ihre Bücher zum Theil ganz verkehrt in der Hand haltend. Aber sie lernten lesen. Mit mir war der gelehrte und geübte Bibelübersetzer Miss. Georg Pratt aus Samoa gekommen. In kurzer Zeit hatte er alle vier Evangelien und die Apostelgeschichte vollendet. Die Bibelgesellschaft ließ dieselben drucken, und bald waren die Bücher in den Händen der Insulaner. Bis 1866 hatte ich das ganze N.

Testament übersetzt, und als ich 1872 nach England zurückgekehrt war, ließ die Bibelgesellschaft schon eine neue, revidirte Uebersetzung des N. Testaments, dazu die zwei ersten Bücher Mosis und den Psalter für die Wilden-Insel drucken. Die Bücher, in Kalbleder gebunden und mit Goldschnitt verziert, waren den Leuten mehr als willkommen, und heute kann ich mittheilen, daß die Kosten dieser Sendung von ihnen selbst getragen worden und daß die Bibelgesellschaft von dem Winkel der Erde, für den Cook einst keinen passenderen Namen als die ‚Wilden-Insel' wußte, mehr als 15,400 M. erhalten hat! Ja, ich kann mittheilen, daß jene ganze Auflage bereits vergriffen ist und daß mein Bruder, der jetzt meine Arbeit übernommen hat, nächstens eine neue Auflage und dazu einige weitere Theile des A. Testaments durch die Presse führen wird.

„Das ist die 17. Sprache der Südsee, welche durch die Mission zur Schriftsprache erhoben ist, und in all' diesen Sprachen ist die Bibel oder ein Theil derselben das erste gedruckte Buch gewesen. Das hat freilich viel Mühe, viel Geduld, viel Fleiß und Arbeit gekostet, unübersteigbare Hindernisse habe ich dabei aber nicht gefunden. Es ist ganz wohl möglich, die Worte und den Sinn der h. Schrift auch den Wilden verständlich zu machen und die ganze Bibel in ihre Sprache zu übersetzen. Aber auch nur die Uebersetzer selbst wissen, welche Handreichung ihnen Bibelerklärungen, wie die von Dean Alford, dem Bischof von Gloucester, dem Bischof von Durham u. s. w. leisten. Ihnen sind wir zur größten Dankbarkeit verbunden.

„Und was hat denn das Wort Gottes auf der Wilden-Insel gewirkt? Nun, von 5000 Einwohnern sind jetzt 1670 würdige Gemeindeglieder und Abendmahlsgenossen. Die Veränderung, welche mit ihrem Leben vorgegangen, beweist die Aechtheit ihres Glaubens. Das Wort Gottes hat ihnen Licht und Leben gebracht. Deßwegen haben sie dasselbe auch so lieb. Ein alter Mann, der grau geworden war, ehe er den Namen Christi gehört, der dann aber geduldig lesen gelernt hatte, wurde vor einigen Jahren vom Tode ereilt. Er konnte seine nächsten Angehörigen nicht mehr erkennen, auch sein Weib nicht. Auf die Frage aber, ob er Jesum kenne, rief er aus: ‚Wie sollte ich Ihn nicht kennen? Vor so und so viel Jahren habe ich ihn kennen gelernt und jetzt ist er meine einzige Zuflucht.' Bald darauf durfte er heimgehen: um den Abend war es Licht geworden. Das Wort Gottes hat auf der Wilden-Insel aber auch eine neue Ord-

nung des bürgerlichen Lebens begründet. Es ist zu einer Gesetzgebung und Regierung gekommen, und in ihren Rathsversammlungen ist das Wort Gottes immer die höchste Instanz, auf welche man sich beruft. Neulich machte Sir Arthur Gordon, der Gouverneur von Fidschi, einen Besuch auf der Insel und schloß einen Vertrag mit den Bewohnern, wodurch das von ihnen selbst eingeführte Gesetz gegen den Branntweinhandel bestätigt wird. Das Wort Gottes hat ferner Bildung und Civilisation gebracht. Die Zahl derer, die lesen und schreiben können, ist so groß als in irgend einem christlichen Lande, und während früher die Insel von den Seefahrern gemieden wurde, ist sie jetzt das Ziel vieler Handelsschiffe geworden. An die Stelle von Krieg, Elend und Mangel sind Friede und Wohlstand getreten; und das alles verdanken die Insulaner der Einführung des Wortes Gottes. Ja, so groß ist die mit ihnen vorgegangene Veränderung, daß ein Reisender, der im Jahr 1864 einige Stunden auf der Wilden-Insel zubrachte, in seinem später veröffentlichten, 40 M. kostenden Buche uns belehren kann, die Eingebornen seien immer ein sanftes, friedfertiges Völklein gewesen; der große Entdecker, der jenen Namen für ihre Insel erfunden, habe sich sehr geirrt!

„Eine fast 20-jährige Missionserfahrung hat mich gelehrt, daß wir am Wort Gottes den einzig wahren Civilisator haben, daß jede andere Civilisation nichts werth ist und daß da, wo das Wort Gottes einmal Fuß gefaßt hat, es einem Banyanenbaum gleich sich auch immer weiter ausbreitet. Kaum waren die Einwohner der Wilden-Insel Christen geworden, so entstand auch eine Missionsgesellschaft auf derselben, und die 100,000 M., welche im Lauf von 17 Jahren zu derselben beigesteuert wurden, sind der beste Beweis dafür, wie hoch diese Leute das Wort Gottes schätzen und wie sehr es ihnen anliegt, die Segnungen desselben auch weiter zu tragen. Ja, mehr als Ein Wilden-Insulaner hat schon in Neuguinea als christlicher Märtyrer sein Leben gelassen, während andere noch dort in der Arbeit an den Heiden Gott dienen. Erst letztes Jahr sind 6 von ihnen als ein Opfer der Grausamkeit derer gefallen, welchen zu helfen sie gekommen waren. Und noch vor 30 Jahren wäre jeder Fremdling getödtet worden, der es gewagt hätte, auf der Wilden-Insel zu landen!

„Die Missionsgesellschaft und die Bibelgesellschaft sind Zwillings-

geschwister: Die eine kann ohne die andere nicht sein. Die Bibelgesellschaft kann den Heiden das Wort nicht geben, bis Missionare ihre Sprache gelernt und die h. Schrift darin übersetzt haben, und der Missionar weiß, wie bereit die Bibelgesellschaft immer ist, seiner Arbeit die Krone aufzusetzen durch den Druck alles dessen, was er zu übersetzen im Stande ist.

„Die Wilden-Insel auf der einen, Neuguinea auf der anderen Seite, das Große, was schon ausgerichtet ist, das viel Größere, was noch zu geschehen hat — wahrlich, alles sollte uns treiben, weiter zu arbeiten und nicht müde zu werden. Die Bibel ist das große Lehrbuch der Völker, der Brief des Vaters im Himmel an seine Kinder auf Erden. Wie herabgekommen sie auch sein mögen, dies Wort findet in ihren Herzen einen Widerhall. Die Bibelgesellschaft hat ihr Werk erst dann vollendet, wenn auch die letzte, auch die roheste Sprache der Heiden zu einem Träger der ewigen Gotteswahrheit geworden ist und alle Völker vereinigt sind durch das Band des Wortes Gottes."

Nach Miss. Lawes sprach Dr. Manning, der vielgereiste Sekretär der Traktatgesellschaft: „Vor sieben Jahren zog ich auf der Appischen Straße in Rom ein, auf demselben Wege, den einst der Apostel Paulus gegangen war. Als ich durch's Thor gieng, bemerkte ich, daß die Schildwache in einem kleinen Buche las. Es gelang mir, ihm über die Schulter zu sehen und herauszufinden, was er las. Es war der Brief Pauli an die Römer! Und nicht nur in Rom, sondern überall in Italien habe ich Spuren von der Thätigkeit der Bibelgesellschaft gefunden. In Alexandrien angekommen, war es ein energisch und erfolgreich verwaltetes Bibeldepot, was mich abermals an die Gesellschaft erinnerte; ebenso in Kairo, in Kosseir, und noch weiter südlich auf einer dem Osiris geweihten Niliinsel zeigte mir ein koptischer Prister voll Freude und Dank eine Bibel, die ebenfalls aus einem Depot dieser allgegenwärtigen Gesellschaft stammte. Dann gieng's nach Asien hinüber. In Jaffa, in Jerusalem, in Damaskus — überall das Gleiche. Ebenso in Konstantinopel, auf dem Schwarzen Meere, auf der Donau: überall Kolporteure, Bibeln und Bibeldepots. Endlich kam ich nach Amerika, und siehe, auch hier, zuerst in Kanada und dann wieder unter den Chinesen in Kalifornien fand ich die Bibelgesellschaft an der Arbeit.

„Warum, meine Freunde, ich das alles erwähne? Im Jahresbericht steht es ja alles viel besser und ausführlicher. Nun, erstlich weil kein Mensch die Jahresberichte liest. Wer ein Geheimniß gut aufheben will, der setze es nur in so einen Jahresbericht hinein! Und dann, weil die Meinung verbreitet ist, als sei diesen Berichten einer Gesellschaft über ihre eigene Thätigkeit nicht ganz zu trauen, als herrsche da immer eine gewisse Schönfärberei. Diesen Vorwurf wird man mir, der ich ja ganz unparteiisch und als Sekretär der Traktatgesellschaft gelegentlich sogar ein Konkurrent der Bibelgesellschaft bin, nicht machen können. Deßwegen habe ich als Augenzeuge hier öffentlich bestätigen wollen, daß allerdings die Bibelgesellschaft ein großes, fast allgegenwärtiges Werk in der ganzen Welt treibt, und zwar mit ausgezeichnetem Eifer und Geschick. Natürlich könnte man manches noch besser machen. Wenn alle Angestellten Engel wären, würde es ja wohl noch besser gehen. Aber Engel haben wir ja auch in der Traktatgesellschaft nicht.

„Manche Leute reden viel von den schlechten Zeiten und meinen, man müsse reduciren. Aber wo in aller Welt sollen die Reductionen anfangen? Doch nicht hier in England, wo wir mehr als je gegen Rom und gegen den Unglauben, diese scheinbar entgegengesetzten und doch nahe verwandten Gegner des Evangeliums, zu kämpfen haben? In Frankreich, wo eine Bewegung zu Gunsten des Evangeliums angefangen hat, wie sie seit den Tagen der Reformation nicht dagewesen ist? In Italien, wo eben erst das Wort Gottes angefangen hat, über die Anmaßungen der sogenannten Kirche zu triumphiren und wo der Freiheit des Evangeliums endlich eine Bahn gebrochen ist? In Spanien, wo so viel Thüren sich aufthun und die Unwissenheit und der Aberglaube noch so groß sind? In der Türkei, wo endlich die Macht des Islam gebrochen zu sein scheint und allerlei Neues sich anbahnt? Nein, gewiß nicht! Wir dürfen nicht nachlassen, wir müssen vielmehr wachsen und immer zunehmen in dem Werk des Herrn. Wer aufblickt auf das Kreuz und in den bleichen Zügen, dem brechenden Auge des Schmerzensmannes die Worte liest: ‚Das that ich für dich, was thust du für mich?‘ wie kann der davon reden, auch nur auf Einem Punkte zum Rückzug zu blasen. Alles, was wir haben, alles, was wir sind, gehört Ihm. Darum: ‚Saget den Kindern Israel, daß sie — ziehen!‘“

Nachdem noch einige kürzere Ansprachen gehalten worden, machte

— wie regelmäßig schon seit 30 Jahren — der Präsident Lord Shaftesbury den Schluß. Er bezweifelte, daß er zu alt sei, um durch Lob verdorben werden zu können, meinte aber, jedenfalls sei er noch jung genug, um zu lernen und Fortschritte zu machen, worin ihn die „sehr lieben Freunde" mit ihrer Fürbitte unterstützen möchten. — Das ganze Fest war ein überaus gelungenes und herzerhebendes.

Bibelzeitung.

Neulich sind uns folgende Worte aus einem Briefe zu Gesichte gekommen, den der berühmte Schriftsteller Ch. Dickens s. Z. an seinen Sohn schrieb: „Auf's Stärkste und Herzlichste möchte ich Dir den unschätzbaren Werth des Neuen Testaments und des Studiums dieses Buches als des Einen, unfehlbaren Führers durch's Leben vorhalten. So lange Du dies Buch recht hoch hältst, und Dich beugst vor der Person unseres Heilandes, frei von leeren Menschenfündlein und Systemen, so lange kannst Du nicht weit in die Irre gehen, und es wird Dein Herz immer in wahrer Andacht und Demuth erhalten. Deßgleichen lege ich's Dir an's Herz, jeden Abend und jeden Morgen ein christliches Gebet zu sprechen. Diese Dinge haben mich durch's ganze Leben hindurch begleitet; und vergiß nicht, daß, als Du noch ein Schoßkind warst, ich schon versuchte, Dir das Neue Testament lieb, werth und verständlich zu machen. Und so segne Dich denn Gott."

Bücherschau.

Biblische Bilder. Lieferung VIII—XI. Eduard Hölzel's Kunstanstalt in Wien. 1880.

Dieses schon früher (1879 Nr. 2) von uns empfohlene Prachtwerk ist nun abgeschlossen. Der Preis für's Ganze (32 Blatt) ist 48 M., für's einzelne Bild 2 M. Wir wiederholen, daß die durch glänzende Farbenpracht und realistische Haltung ausgezeichneten Bilder sich vorzüglich zum Zimmerschmuck eignen. Die neuen Lieferungen enthalten: Gesetzgebung am Sinai (leider! Gott als alter Mann

dargestellt), David und Goliath, Heilung des Tobias, Mariä Verkündigung, der zwölfjährige Jesus im Tempel (mißverstanden, weil Jesus lehrend dargestellt), Versuchung Christi, Bergpredigt (sehr lieblich), Christus im Sturm, Verrath Christi (recht schön), Jesus vor Pilatus (originell), Grablegung.

Die Bibel und die sociale Frage. Von A. Stöcker. Nürnberg. 1879. Joh. Phil. Naw'sche Buchhandlung. Preis 20 Pf.

Wer diesen meisterlichen Vortrag des bekannten Vorkämpfers der christlich-socialen Bewegung noch nicht gelesen hat, dem rathen wir entschieden es zu thun. Der Bibelfreund wird sich freuen, hier zahlreiche Stellen der h. Schrift in ein neues Licht gerückt zu finden, der Bibelfeind mit Beschämung erkennen, wie viel auch unsere Zeit noch aus dem „alten" Buch lernen könnte, wenn sie nur wollte.

Die Herolde der Reformation in Frankreich. Frei nach dem Englischen von A. Steen. Cöln, bei Joh. Schergens. 1880.

„Es sind die Anfänge reformatorisch-evangelischer Heilserkenntniß in Frankreich, die hier, verflochten mit romantischer Darstellung von Einzelerlebnissen, übersichtlich und lehrreich geschildert werden." Daß der „entschiedene Lutheraner", Prof. von Zezschwitz, dies Büchlein warm bevorwortet hat, wird demselben hoffentlich auch in solchen Kreisen Eingang verschaffen, die sonst nicht darnach fragen würden.

Die assyrischen Ausgrabungen und das Alte Testament. Von Dr. R. Buddensieg. Gebr. Henninger. Heilbronn. 1880.

Wer eine kurze, bündige Beantwortung der Frage sucht: Was ist es denn eigentlich mit den assyrischen Ausgrabungen? der lese dieses 27. Heft der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens". Der Verfasser hat sein Möglichstes gethan, auch Ungelehrten die Sache klar zu machen und namentlich die apologetische Bedeutung der assyrischen Funde einerseits nachzuweisen, andererseits auf ihr richtiges Maß zurückzuführen gesucht.

Bibliotheca Rabbinica. Erste Lieferung: Der Midrasch Kohelet. Von Dr. Aug. Wünsche. Leipzig, O. Schulze. 1880.

Eine vortreffliche Verdeutschung altjüdischer Erklärungen des Predigers Salomo. Das Meiste darin ist zwar wunderlich, ja kindisch, insofern aber sehr lehrreich, als man sieht, wie weit der Buchstabendienst von Geist und Wahrheit ab- und in allerlei Unsinn hineinführt. Einzelne Stellen, namentlich erbauliche Anekdoten, sind ganz nett zu lesen.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt:

Nr. 4. Biblische Bilder in Japan und Afrika. — Die Bibel und der moderne Unglaube. — Aus katholischen Landen. Bibelzeitung. — Bücherschau. 1880.

Biblische Bilder in Japan und Afrika.

Einer der Ersten, welche in Japan am Werk der Bibelübersetzung und Heidenbekehrung mitgearbeitet haben, ist der baptistische Freimissionar Jonathan Goble, seines Handwerks ein Schuhmacher. Ausführliches über seine merkwürdigen Erlebnisse und Arbeiten findet sich im „Evang. Missions-Magazin" (Jahrg. 1873, S. 22 ff.). Viele Jahre lang hatten wir nichts mehr von ihm gehört. Es hat uns daher doppelt gefreut, neuerdings seine Spur wieder aufzufinden und aus dem «Missionary Herald» der Baptisten zu sehen, daß dieser Mann noch in Japan thätig ist und zwar als Agent der amerikanischen Bibelgesellschaft.

Im Januar d. J. machte er eine 17-tägige Predigt- und Colportagereise in Begleitung eines japanischen Gehilfen, hielt 15 Vorträge in Hôtels, Tempeln, Schulhäusern und Theatern und bediente sich bei diesen einer magischen Laterne mit schönen biblischen Bildern. In einem Tempel in Kanagawa hatten sich hiezu etwa 1200 Heiden eingefunden, die beinahe 3 Stunden lang aufmerksam zuhörten, was Herr Goble und ein gewisser Kudzuoka, ein durch den Missionsarzt Dr. Palm bekehrter Japaner, ihnen sagten. In Atsugi kamen die Reisenden erst mit Sonnenuntergang an und mußten sich

an die Ortsbehörde wenden, um ein Nachtquartier zu erhalten. Der Beamte (Kotscho) erklärte sofort, es freue ihn sehr, etwas über die christliche Religion hören zu können, da er längst auf eine Gelegenheit hiezu gewartet habe, verschaffte dem Missionar sogleich ein Unterkommen und ließ das große Regierungsschulhaus für den beabsichtigten Vortrag herrichten. Der Missionar hatte noch sein Abendessen nicht beendigt, als dieser Beamte schon meldete, die Zuhörerschaft sei versammelt und er bereit, ihn in's Schulhaus zu begleiten. Das Zimmer war so voll, daß für die „Laterne" nur mit Mühe Raum geschafft werden konnte. Gegen 1500 Personen waren darin und etwa eben so viele standen noch draußen vor den Thüren. Dann gieng's weiter nach Hatschiodschi, einem der größten Seidenmärkte Japans. Hier wurden 3 Vorträge gehalten, der erste in der Wohnung des Pastors der kleinen Methodistengemeinde und die zwei anderen auf Veranstaltung der Methodisten und der (russisch)-griechischen Christen in einem Theater. Die eingebornen Christen hatten eine große Freude an der unerwarteten Berühmtheit, welche auf diese Weise ihrer Sache zu Theil wurde. Natürlich hatten die Bilder hiebei das Hauptverdienst. Gewöhnliche Predigten pflegen von den Japanern weder so zahlreich besucht, noch so aufmerksam angehört zu werden. Und am Ende bekommen die Leute durch diese großen, bunten Bilder auch wirklich eine bessere Vorstellung von Abraham, Isaak, Jakob, Joseph und vor allem vom Leben und Leiden Christi, als durch eine bloße Predigt. Ueberdies versichert Herr Goble, er habe alle Vorsicht angewandt, um einerseits keine Frivolität und keinen Spaß, andererseits keinen Gedanken an Bilderdienst oder dergl. bei den Zuschauern aufkommen zu lassen. In Ogose, wo Goble der erste Europäer war, der diesen Ort besucht hat, war es wieder der „Kotscho," der dem Missionar allen Vorschub leistete. Aehnlich gieng es in Tukaja und in Kumagai, in Konosu und Urawa. „Für all' diese Städte hatte ich keinen Empfehlungsbrief an irgend jemand mitgebracht, ja auch nicht ein einziges mal wurde nach meinem Paß gefragt. Wie es scheint, sah man in dem Umstand, daß wir unentgeltliche Vorträge halten wollten und überall unsere Rechnung aus eigener Tasche bezahlten, eine genügende Bürgschaft für die Lauterkeit unserer Absichten. Es ist wirklich zum Erstaunen, daß die Lokalbehörden uns so viel Freundlichkeit erzeigten und fast ausnahmslos jeden Dienst erwiesen, um den wir sie baten."

Die magische Laterne hatte der Missionar von einem jungen Baptisten — Bunting — entlehnt, der sich aus freien Stücken in Jokohama niedergelassen hat, um dort zu missioniren und einstweilen, bis er japanisch kann, an den Matrosen und anderen durchreisenden Weißen zu arbeiten sucht. Auch in Indien und anderen Ländern haben schon seit Jahren manche, und zwar fast ausschließlich reformirte Missionare die Gewohnheit, die mündliche Predigt des Evangeliums durch solche bildliche Darstellungen zu unterstützen. Manchen Missionsfreunden wird das vielleicht nicht gefallen. „Was ist's denn aber? Wenn nur Christus verkündigt wird auf irgend eine Weise." (Phil. 1, 18).

Auf was für merkwürdige Gedanken übrigens die Heiden durch so ein biblisches Bild gebracht werden können, davon erzählt der rheinische Miss. Schröder aus Südafrika ein komisches und für den nachdenklichen Leser doch zugleich ergreifendes Beispiel:

„In der Hauptstadt der Betuana (12,000 Einwohner) haben sich vier Kaufleute niedergelassen, unter ihnen auch ein Jude, an den sich folgende interessante Anekdote knüpft. Eines Tages kam der junge Kapitän (Häuptling) in Begleitung noch etlicher lernbegieriger Männer mit einer Fibel zu den Kaufleuten, um sich die Bilder, die darin standen, erklären zu lassen. Nun war darunter auch ein Bild von der Kreuzigung unseres Herrn, und dieses Bild hatte ganz besonders ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der junge Kapitän fragte, was das denn für Leute gewesen wären, die den Herrn gekreuzigt hätten. Das müßten doch wohl die schlechtesten von der Welt gewesen sein, wo die denn wohnten? Die Herren wollten es ihnen recht begreiflich machen und sagten, das wären die Juden, das Volk, zu dem auch der Herr N. N. gehöre. Darüber waren sie sehr überrascht, sagten aber kein Wort. Zu Hause wurde nun Rath gehalten darüber, was doch dieser Herr N. N. und sein Volk für gefährliche Leute wären und also der Beschluß gefaßt, der Mann müsse sofort den Platz verlassen. Solches wurde dann dem Herrn, der gerade an dem Tage bei der Bildererklärung nicht zugegen gewesen war, in aufgeregtem Tone mitgetheilt. Der war natürlich wie aus den Wolken gefallen und wollte wissen, was er denn verbrochen habe. Sie holten das Buch herbei und zeigten ihm

das Bild: ob er denn nicht mehr wisse, was er gethan habe? er habe doch den Herrn Jesum kreuzigen helfen. Nun gieng dem Manne endlich ein Licht auf und er suchte sie zu überzeugen, daß er daran ganz unschuldig sei; das hätte allerdings sein Volk gethan, aber es sei schon viele, viele hundert Jahre her. Sie bestanden aber darauf, solch' böses Volk, dergleichen Leute (Vergl. Matth. 27, 25!) wollten sie nicht unter sich haben. Die anderen Kaufleute, bei denen sich der Herr nun beklagte, daß sie ihn so verleumdet hätten, mußten sich in's Mittel legen; sie versicherten, der Herr N. N. sei ein guter Mann und habe gar keine Schuld an der Kreuzigung. Mit vieler Mühe erlangten sie endlich für ihn die Erlaubniß, daß er bleiben durfte."

Die Bibel und der moderne Unglaube.

Bei der Jahresversammlung eines Zweigvereins der Britischen Bibelgesellschaft hielt der ehrwürdige Dechant Close von Carlisle, der schon vor 65 Jahren ein Sammler der Pfennig-Kollekte für die Bibelgesellschaft war und seither unermüdlich für dieselbe thätig gewesen ist, eine gedankenreiche Rede über die Bibel und den modernen Unglauben. „Ich gehöre zu denen," sagte er, „welche die Bibel höher stellen, als die Kirche und nicht die Kirche höher als die Bibel. Nicht die Kirche macht die Bibel, sondern die Bibel macht die Kirche. Obgleich ich den Werth der mündlichen Predigt durchaus nicht unterschätze, so weiß ich doch aus Erfahrung, daß dies Buch nicht der Buchstabe ist, welcher tödtet, sondern der Geist, welcher lebendig macht.

„Es ist eine Eigenthümlichkeit der Bibelgesellschaft, daß sie zur Zeit ihrer Gründung einem schreienden Bedürfniß entsprach und ebenso heute noch — obgleich aus einem entgegengesetzten Grunde — entspricht. Damals war sie ein Bedürfniß wegen der kolossalen Unwissenheit, welche unter dem Volke herrschte, und heute ist sie ein eben so großes Bedürfniß wegen der herrschenden Aufklärung. Damals gab es ganze Stadttheile, in denen keine Bibel anzutreffen

war; mein Bruder hat mir von einem Kriegsgericht erzählt, welches keine Bibel auftreiben konnte zur Vereidigung der Zeugen, bis man bei einem alten Schotten ein Neues Testament fand, das er zu diesem Zweck herleihen mußte. Wie anders ist es jetzt! Kaum ein Haus mehr ohne die Bibel, und jedenfalls kein Haus, das nicht um ein paar Pfennige eine solche haben könnte.

„Heutiges Tages haben wir weniger mit der Unwissenheit als mit der eingebildeten Weisheit und Aufklärung zu kämpfen. Erst kürzlich hörte ich von einer jungen, aus einer gläubigen Familie stammenden Mutter, welche erklärte, ihren Kindern die Geschichten von Adam und Eva nicht erzählen zu können, weil sie nicht mehr an dieselben glaube! Da entfiel mir fast das Herz, als ich das hörte. Aber so sieht es jetzt bei uns aus. Oeffentlich und heimlich, von Gelehrten und von Ungelehrten, mit Gewalt und mit List wird heutzutage der christliche Glaube angegriffen. Was von Seiten der Theologen und Apologeten hiegegen geschieht, ist ganz recht, und ich hoffe, sie werden unermüdet weiter kämpfen und arbeiten. Doch scheint mir der Zweifel und Unglaube unserer Tage, wie überhaupt aller Zweifel und Unglaube, viel mehr eine Herz- als eine Kopfkrankheit zu sein. Das einzige Mittel hiegegen ist die heilige Schrift, eben das Buch, das unsere moderne Aufklärung haßt und verspottet. Wenn unsere Zweifler und Spötter geheilt, bekehrt werden sollen, so müssen wir sie dazu bewegen, die Bibel zu lesen. So oft ich mit Ungläubigen in ein Gespräch gekommen bin, habe ich ihnen die Frage vorgelegt, ob sie auch die ganze Bibel wirklich gelesen hätten? Und in meinem ganzen Leben habe ich noch nicht Einen gefunden, der diese Frage bejahen konnte. Was man nicht kennt, sollte man nicht angreifen oder gar verdammen. Und wer die Bibel wirklich kennt, der wird schwerlich zu ihren Gegnern gehören. Deßwegen wollen wir versuchen, unseren armen Ungläubigen die Bibel wieder nahe zu bringen, sie zum Lesen derselben zu veranlassen, nicht mit menschlicher Weisheit und gelehrten Gründen gegen sie zu Felde zu ziehen, sondern die schmelzenden, heilenden, erquickenden und tröstenden Kräfte dieses Buches auf sie wirken zu lassen, dieses Buches, von dem wir aus Erfahrung wissen, was wir an ihm haben, daß es süßer ist, als Honig und köstlicher, als alles Gold und Silber, ein Licht auf unserem Wege und unseres Fußes Leuchte."

Wir sind den Ungläubigen und Spöttern gegenüber viel zu sehr im Wahn begriffen, daß sie in ihren Ansichten ganz fest und daher unbekehrbar sind. Oft ist es wirklich die pure Unwissenheit, das reine Vorurtheil, was sie zu Verächtern des Christenthums macht. Sie sehen in der Kirche nicht viel Gutes, sie sind vielleicht mit lebendigen Christen nie in nähere Berührung gekommen, haben dagegen hie und da einen „Heuchler" kennen gelernt und nun meinen sie über das Christenthum absprechen zu dürfen. Wie gut käme es solchen, wenn ein wirklich Frommer, der kein Kirchen- und kein Sekten-, sondern ein Bibelchrist ist, ihnen Herz und Haus öffnen und sie einen Blick in das Geheimniß seines Glückes und seiner Gewißheit thun lassen wollte!

Was so von den „Ungläubigen" gilt, gilt aber fast in noch höherem Grade auch von den Katholiken, die oft eben nur deßwegen an die vermeintliche Unfehlbarkeit einer menschlichen Autorität sich klammern, weil sie von der wahren göttlichen Autorität der heiligen Schrift nichts wissen, weil sie im Grunde Zweifler und Rationalisten sind, dabei aber doch das echt menschliche Bedürfniß haben, etwas zu glauben. Ein Jesuit, Pater Curci, hat neulich eine eigene Uebersetzung des Neuen Testamentes herausgegeben und sagt in der Vorrede dazu u. A.: „Das Neue Testament ist dasjenige von allen Büchern, das unter uns am wenigsten gelesen und studirt wird. Die große Masse der Laien, selbst solcher, die sich für wohl unterrichtet halten und fromm sein wollen, weiß nicht einmal, daß es ein Neues Testament gibt, und die Mehrzahl der Geistlichen kennt nur diejenigen Stücke daraus, welche im Meß- und Gebetbuch vorkommen." Wenn es so unter den Katholiken aussieht, so ist wahrlich die Thätigkeit der Bibelgesellschaften in katholischen Ländern kein Ueberfluß!

Aus katholischen Landen.

Wenn irgend etwas uns evangelische Christen bestärken und aufmuntern kann, festzuhalten am unverfälschten Worte Gottes, so sind es die herrlichen Früchte, welche die Verbreitung dieses Wortes nicht nur in der Heidenwelt, sondern neuerdings auch

wieder in katholischen Landen zu tragen angefangen. Aus Frankreich kommen staunenerregende Berichte über die Aufnahme, welche dort die schlichte Verkündigung der Bibelwahrheit findet, in Spanien und Italien, in Mexiko und Brasilien, in Irland und in Oesterreich — überall macht das Evangelium Fortschritte. Gern würden wir des Näheren darauf eingehen, unser Raum gestattet uns aber nur, je und je einige kleinere Mittheilungen dieser Art zu machen. In den „Nachrichten über die Ausbreitung des Evangeliums in Italien" (Nr. 20) z. B. findet sich folgende interessante Mittheilung über Herrn Luigi Capellini, den Gründer der protestantischen Militärkirche in Rom.

„Geboren in Spezia von katholischen Eltern, wurde er bis zu seinem achtzehnten Jahre in einer von Priestern geleiteten Lehranstalt erzogen. Einem mächtigen inneren Drange folgend, trat er im eben genannten Lebensalter in die Armee ein, erfüllt von dem Wunsche, an den Thaten des ruhmvollen Heeres sich betheiligen zu dürfen. Wenige Monate nachher fand er bei einem abendlichen Spaziergange etliche Blätter eines Buches auf dem Boden zerstreut, hob sie auf und erkannte bald, daß sie zum Neuen Testamente gehörten; er las sie eifrig, so daß bald einige Kameraden von ihm sagten: „Das ist ein Protestant." Weder diese Bezeichnung, noch die daran geknüpften höhnischen Auslassungen konnten das Verlangen des Jünglings unterdrücken, die ganze heilige Schrift zu bekommen und christliche Bücher zu lesen. Eines Tages begegnete er einem Mann, der Traktate austheilte. Er suchte ihn zu näherem Verkehre auf und kam so nicht bloß in den Besitz der sehnlich gewünschten Schriften, sondern auch in Verbindung mit der englischen Dame, welche die Verbreitung derselben veranlaßt hatte. Dies geschah zu Perugia, wo Capellini damals in Garnison lag, und der Grad eines Unteroffiziers, den er bald erlangt hatte, machte es ihm möglich, auch einen gewissen Einfluß auf seine Kameraden zu üben, die heilige Schrift und Schrifttheile unter ihnen zu verbreiten und erbauliche Zusammenkünfte mit ihnen zu halten. Als sein Regiment die Weisung erhielt, in Apulien und den Abruzzen dem Brigantenunwesen zu steuern, da gab es vielfache Gelegenheit, draußen in entlegenen Quartieren, wo nur ganz kleine Abtheilungen beisammen waren, der Spott sich nicht geltend machte und Vorgesetzte keinerlei Hemmung bereiteten, die heilige Schrift mit einander zu betrachten; und es war ein reger Eifer

in den jungen Kriegern zu verspüren, die in den Bergen der Maiella und des Gran Sasso d'Italia den Räubern nachspürten und dabei im Tornister nicht bloß eine Bibel trugen, sondern auch Schrifttheile und Traktate, die gelegentlich an die Hirten im Gebirge vertheilt wurden. Als nach Beendigung dieser Kreuz- und Querzüge in den Apenninen im Jahre 1866 der Krieg gegen Oesterreich ausbrach, da zog auch das kleine Häuflein Capellini's muthig in den Kampf. Gar mancher fiel in der Schlacht und man fand bei ihm das heilige Buch. Die Ueberlebenden versammelten sich, so oft es möglich war, in einem Zelte oder an einem geeigneten Orte, um mit einander zu beten und in der Schrift zu lesen.

„Nach dem Kriege fiel dem Regimente die Aufgabe zu, den Ruhestörungen entgegen zu treten, die auf der Insel Sicilien, namentlich in Palermo, ausgebrochen waren. Kaum war der erwünschte Erfolg hier erreicht, als die Cholera ausbrach und die mittlerweile nach Livorno versetzte Truppe heimsuchte. Capellini, der selbst schwer erkrankte, durfte von seinen Gesinnungsgenossen die treueste Pflege genießen und geistlich und leiblich das Wort erfahren: Was der Mensch säet, das wird er ernten. Acht Jahre dauerte sein Dienst in der Armee, der ihm nicht allein durch die Pflege der Evangelisationsarbeit trotz vielfachen Widerspruchs von Seiten der römischen Kirche versüßt, sondern auch Veranlassung wurde, die Gründung einer Militärkirche als bestimmtes Ziel seiner Lebensarbeit in's Auge zu fassen. Nach erhaltenem Abschied begann er in Neapel für diesen Zweck zu wirken, begab sich aber von da nach Padua, um unter Anleitung des dortigen Geistlichen, H. Heinrich Piggott, sich theologisch weiter auszubilden. Von da aus gieng der Weg nach Rom, das mittlerweile zur Hauptstadt Italiens geworden war. Hier, wo die größte Zahl von Regimentern stand, konnte die evangelische Arbeit unter den Soldaten am ehesten mit der Aussicht auf Erfolg begonnen werden. Es war im Jahr 1872, als Capellini sein Werk unternahm; die ersten Mittel dazu bot ihm ein kleines Erbe, das ihm nach dem Tode seiner Mutter zugefallen war, und als diese Summe erschöpft war, nahmen sich amerikanische und englische Freunde kräftig des Unternehmens an. Die größte Schwierigkeit war anfänglich dadurch entstanden, daß die Hausbesitzer, bei denen Capellini ein Lokal gemiethet hatte, den Vertrag kündigten, sobald sie die Bestimmung desselben merkten. Aber auch die jungen Krieger, welche

der evangeliſchen Gemeinde ſich anſchloſſen, hatten in ihrem Theile Anfechtungen zu tragen und vor ihren Vorgeſetzten ſich darüber zu verantworten, daß ſie zum Proteſtantismus übergetreten ſeien. Als von Seiten des Regimentskommandanten dem damaligen Kronprinzen und Diviſionsgeneral Humbert die Frage vorgelegt wurde, wie es mit den Soldaten zu halten ſei, welche proteſtantiſche Verſammlungen beſuchen, da lautete die Entſcheidung: man ſolle darüber wachen, daß nicht unter dem Mantel der Religion politiſche Komplotte ſich verbergen, im Uebrigen ſollen die Soldaten nicht an der freien Uebung ihrer Religion gehindert werden. Konnte es ſeither zwar vorkommen, daß einzelne evangeliſche Soldaten wegen kleiner Verſehen im Dienſte ungewöhnlich ſcharf von übelwollenden Vorgeſetzten beſtraft wurden, ſo fanden ſich die Beſtraften geduldig in ihr Loos und nahmen es willig aus der Hand des Herrn. Fehlten ja doch andererſeits die Fälle nicht, daß Offiziere ihre Untergebenen ermahnten, die evangeliſchen Bücher zu leſen und zu befolgen; dadurch würden ſie tüchtige Soldaten werden.

„Zahlreiche Belege dafür ſind vorhanden, daß der gute Same, der durch die geiſtliche Pflege in der Garniſonsſtadt Rom ausgeſtreut wird, Früchte bringt, die ſich bereits jetzt in verſchiedenen Theilen von Italien als heilſam erweiſen. Denn die für die Wahrheit gewonnenen Leute kommen nach Hauſe, werden Familienväter und das, was ſie in das Herz aufgenommen haben, wird auch in weiteren Kreiſen zugänglich und förderlich gemacht. Capellini gibt in ſeinem Büchlein Auszüge von zahlreichen Briefen, in denen die treue Anhänglichkeit bezeugt iſt, wodurch die ehemaligen, nun in's bürgerliche Leben zurückgetretenen Soldaten ſich ihrem geiſtlichen Führer und Seelſorger in der Garniſonsſtadt verbunden wiſſen. Iſt es nicht als ein ſichtbarer Segen zu betrachten, wenn Capellini am Schluſſe ſeines Berichtes ſagen kann, unter den 730 Abendmahlsgenoſſen, welche die Militärgemeinde jetzt (1880) in Rom zähle, befinden ſich mehrere Offiziere, ſolche, die im Begriffe ſind, es zu werden, und Militärbeamte verſchiedener Grade, in allen aber ſei ein Geiſt lebendigen Glaubens und treuen Bekennens verſpürbar?“

Unter den zahlreichen Geſellſchaften für innere und äußere Miſſion, welche im Mai ihre Jahresverſammlungen in London zu

halten pflegen, ist auch der englisch-kirchliche Missionsverein für Irland. Es ist das eine der wenigen Gesellschaften, die sich die Bekehrung von Katholiken zur Aufgabe gemacht haben. Das diesjährige Fest war das 31. der Gesellschaft, vielleicht das interessanteste, das sie bis jetzt gefeiert hat, und zwar wegen der bekannten Vorgänge in Connemara und anderer anti-evangelischer Kundgebungen in Irland.

„Während des verflossenen Jahres — heißt's im Bericht — hat der Widersacher ein Mittel um's andere in Bewegung gesetzt, unsere Missionsarbeit zu vernichten. Zuerst wurde das Gerede ausgebracht, unser Werk sei nichts als Humbug, in ganz Irland gebe es keine bekehrten Katholiken u. s. f. Dann kamen heftige Verfolgungen: 2 Kirchen wurden beschädigt, 8 Missionsschulen zerstört, ein Schulhaus und eine Lehrerwohnung niedergebrannt, natürlich bei Nacht, so daß die Insassen, ein blinder, pensionirter Strandwächter, dessen Frau und vier Kinder, kaum noch ihr Leben retten konnten. An zwei andere Schulhäuser wurde Feuer gelegt, und eben die Bekehrten, deren Vorhandensein man geleugnet hatte, wurden an Leib und Gut unzählige mal geschädigt und verletzt: ihr Vieh wurde ihnen getödtet, ihre Felder verwüstet, ihre Vorräthe an Brennholz oder Kohlen und Torf in's Meer geworfen oder verbrannt. Das Werk aber geht trotz allem fort. Die theils halb, theils ganz zerstörten Schulhäuser sind wieder hergestellt worden und täglich wird darin biblischer Unterricht ertheilt. Die Bekehrten sind fest geblieben. Und schon ist eine Reaktion eingetreten. Die armen Leute in Connemara, die von ihren Priestern sich zu Gewaltthaten hatten aufhetzen lassen, fiengen endlich doch an, sich zu fragen, ob denn diese Prediger des Hasses und diese Anstifter von Verfolgung wirklich Nachfolger dessen sein können, der Liebe und Sanftmuth von seinen Jüngern fordert. Sie fiengen an, sich ihrer Führer und ihrer eigenen Handlungen zu schämen, namentlich als sie sahen, wie jene verachteten Bekehrten Böses mit Gutem und Fluchen mit Segnen zu vergelten pflegten. In Folge dessen haben die Verfolgungen fast ein Ende genommen, ja an einigen Orten haben die Leute sich jetzt gegen ihre eigenen Priester gewendet und diesen den Gehorsam gekündigt. In Errismore, nicht weit von der Stadt Clifden, haben sie sogar die katholische Kapelle geschlossen, die Thüren vermauert und drei Wochen lang bei Tag und Nacht durch ausgestellte Wachen

den Priester verhindert, seine Kirche zu betreten. So hat also auch das Mittel der Gewalt nichts gefruchtet.

„Dann kam die Hungersnoth in Irland. Edle Menschenfreunde gaben große Summen, die in den meisten Fällen durch die katholischen Priester vertheilt wurden. Wie's dabei zugieng, haben wir nicht zu untersuchen. So viel aber ist gewiß, daß man in vielen Fällen den Bedürftigen mit dürren Worten sagte, sie würden so lange keine Unterstützung erhalten, als sie fortführen, ihre Kinder in die Missionsschulen zu schicken. Unsere Bemühungen, die Kinder im Wort Gottes zu unterrichten, galten für Proselytenmacherei. Wenn die Priester ihnen die römischen Irrlehren beibrachten, galt das für löblichen Eifer. Ihnen vertraute man alle möglichen Gelder an, uns keine. Und das war im großen Ganzen die Art, wie das gesammte protestantische England sich zur Sache stellte. Aber nein, nicht das gesammte! Es fanden sich doch noch einige Vertheidiger der evangelischen Mission, und im Anfang dieses Jahres vertrauten sie uns doch 40,000 M. an, so daß unsere Missionare und Pfarrer doch auch etwas für ihre Armen hatten, von denen viele in doppelter Noth waren, eben wegen der vorausgegangenen Verfolgungen des letzten Sommers. So wurde auch dieser Versuch, uns durch Verleumdung zu schaden, vereitelt.

„Dabei gieng die Arbeit in Dublin und sonst immer fort. Unsere Gottesdienste wurden zahlreich, oft von gedrängten Volksmassen besucht. Schulen und Sonntagsschulen bekamen neuen Zuwachs. Polemische Vorträge für forschende Katholiken wurden mit großem Geschick gehalten und zahlreich besucht. Selbst katholische Priester wurden bewogen, den Irrthümern ihrer Kirche abzusagen. Einige von diesen sind nach Amerika hinübergegangen, andere befinden sich in unserer eben für solche übergetretene Priester errichteten Anstalt in Dublin. Dazu kommt, daß viele Leute, die uns früher unzugänglich waren, uns jetzt näher gekommen sind, ja daß viele nach der Wahrheit forschen und ernstlich darnach verlangen, das Wort Gottes lesen zu dürfen. Dies bezeugen einmüthig alle, welche unter den Katholiken in Irland arbeiten. Und das ist die Frucht all' der Vergewaltigungen und Verleumdungen, deren man sich zur Vernichtung unseres Werkes bedient hat!

„Gegenwärtig haben wir 40 Sonntagsschulen mit 2180 Kindern, 72 Tagschulen mit 3118 Knaben und Mädchen; monatlich

werden 160 Sonntags- und 159 Wochengottesdienste gehalten und von durchschnittlich 25,000 Personen besucht. Angestellt sind 26 ordinirte Prediger, 170 Lehrer und Bibelleser, und 90 irische text-teachers (wahrscheinlich solche, die nichts zu thun haben, als die 100 von der Gesellschaft zusammengestellten biblischen Kernsprüche zu verbreiten und zu erklären). Jeden Monat werden durchschnittlich 16,000 Personen besucht, und im letzten Jahr sind fast eine Million Traktate, Flugblätter u. s. w. von der Gesellschaft verbreitet worden."

Das arme Irland, wie gut kann es diese evangelischen Einwirkungen brauchen! In ihnen liegt der einzige Balsam zur Heilung der traurigen Schäden, an welchen dieses unglückliche Land nun schon so lange darniederliegt.

Und nun auch noch das Neueste aus Mexiko! Das ist freilich nichts weniger als erfreulich, aber ein neuer Beweis dafür, in wie hohem Grade dies Land des Evangeliums bedürftig ist und wie die Feinde des Lichtes daselbst zu spüren anfangen, daß ihre Herrschaft dem Ende entgegengeht.

Nach dem «Monito Republicano» vom 5. September nämlich hat in Mexiko wieder eine Protestanten-Metzelei stattgefunden. Dieselben hatten obrigkeitliche Erlaubniß bekommen, in Salatitan einen Gottesdienst zu halten. Als dem katholischen Ortspfarrer Pagnia hievon amtliche Anzeige gemacht worden, rief er seine Gemeinde zusammen und erklärte, daß er am nächsten Sonntag keine Messe lesen könne, weil die Stadt an diesem Tage durch einen Teufelsdienst entweiht werden würde, der Prediger, der denselben halten wolle, sei kein Padre, sondern der Antichrist selber, und so lange man die Ketzer dulde, werde er den Einwohnern alle Wohlthaten der Kirche verweigern. Am Sonntag kamen nun die Protestanten aus Guadalajara in drei Partien, um an der Einweihung der neuen Kapelle theilzunehmen. Die beiden ersten Gruppen wurden mit Steinwürfen empfangen, flüchteten sich in die Kapelle, blieben bis Mittag hinter den verschlossenen Thüren und traten dann wieder den Rückweg an. Vor der Stadt aber trafen sie eine Bande, die von Pagnia angeführt wurde und bereits die dritte Abtheilung der von Guadalajara gekommenen Protestanten ermordet hatte. Ein Theil der Bande wollte nun auch die übrigen Protestanten, welche alsbald

flohen, verfolgen und tödten. Der Prieſter aber erklärte das für unnöthig, da die Ketzer an der Lektion wohl ſchon genug haben würden. Die ſterbenden Proteſtanten ſoll derſelbe noch zur Ablegung der Beichte aufgefordert haben, was ſie jedoch ſtandhaft verweigerten. Die Polizei kam ſcheint's zu ſpät, um die Unthat zu verhindern. Näheren Nachrichten über den gräßlichen Vorfall ſehen wir mit Spannung entgegen.

Bibelzeitung.

Am 11. April d. J. wurde in Kalkutta ein Kaufmann getauft, der eine merkwürdige Geſchichte hinter ſich hat. Als Knabe hatte er Dr. Duff's Schule beſucht, war aber bald aus derſelben aus- und in ein Geſchäft eingetreten. Mehrere Jahre lang hatte er ſich um religiöſe Dinge gar nicht gekümmert, bis ihn die Beſchäftigung mit der Muſik ernſter ſtimmte. Er verſuchte nun der Reihe nach bei der Sakta-, Karta Bhodſcha- und Waiſchnawa-Sekte den Frieden zu finden, der ihm fehlte, brachte auch ganze Nächte im Gebete zu: Gott möchte ſich ihm doch offenbaren. Da fand er unter ſeinen Büchern eine engliſche Bibel, die er einſt von einem Matroſen erhalten, aber nie geleſen hatte. Er ſchlug zufällig das erſte Kapitel in den Sprichwörtern Salomonis auf. Seine Aufmerkſamkeit wurde gefeſſelt und er las weiter, ja er wurde gläubig an Jeſum Chriſtum, konnte ſich aber 14 Jahre lang nicht entſchließen, dieſen Glauben durch den Uebertritt zum Chriſtenthum zu bekennen, obgleich er regelmäßig die Kirche beſuchte, chriſtliche Lieder dichtete ꝛc. Jetzt iſt er endlich in der ſchottiſchen freien Kirche getauft worden. Während der Feier machten einige anweſende Heiden Lärm.

— Aus dem Leben des im September d. J. von türkiſchen Räubern ermordeten Miſſ. Parſons berichtet eine amerikaniſche Zeitung folgenden ſchönen Zug: Vor einigen Jahren wurde Hr. Parſons, allein und unbewaffnet daherreitend, von drei Spitzbuben angefallen, die unter Drohungen ihm alle ſeine Habſeligkeiten abforderten. „Ich habe kein Geld bei mir," ſagte der Miſſionar.

„Was haben Sie denn in jenem Packet da?“ fragte einer der Räuber. „Nichts als gute Bücher,“ erwiderte Miss. Parsons, nahm eine Bibel aus dem Packet, bot sie den verhärteten Verbrechern an und redete so freundlich mit ihnen, daß schließlich jeder von ihnen eine Bibel annahm und — bezahlte. Eine Tochter dieses nach 30-jähriger Missionsarbeit ermordeten Mannes ist die Witwe des in China während der Hungersnoth gestorbenen Miss. A. Whiting. Von den Mördern des Miss. Parsons ist der eine zum Tode, die beiden anderen zu 15-jähriger Zwangshaft verurtheilt worden.

— Ein über 80 Jahre alter Mann aus der niedrigsten Kaste in Kumaon hat noch lesen gelernt, und zwar in 3 Monaten. Alle Sonntag kann man ihn jetzt bei seinem Neuen Testament sitzen sehen.

— Die Britische Bibel-Gesellschaft hat der Londoner Juden-Missions-Gesellschaft 1400 amharische und äthiopische Bibeln geschenkt, welche Miss. Flad an die abessinische Grenze bringen will, wo er mit den 9 eingebornen Evangelisten aus Abessinien eine Zusammenkunft haben soll. Die politischen Verhältnisse gestatten ihm nicht, über die ägyptische Grenzstadt Matama hinauszugehen. Hier will er einige Monate zubringen.

— Die Britische Bibel-Gesellschaft beklagt den Tod Dr. Wenger's, der am 20. August in Kalkutta gestorben ist. Derselbe war 1833 Hauslehrer bei Herrn Leeves, dem Agenten der Bibel-Gesellschaft in der Levante geworden und hat wohl schon damals angefangen, sich für Bibelübersetzungsarbeiten zu interessiren. In Indien hat er in Sanskrit, Hindi und Nepali übersetzt. Seine Lebensarbeit aber war die wiederholte Revision der Bengali-Bibel. Vier mal hat er die ganze Bengali-Bibel und sechs mal das Bengali-Neue Testament revidirt und durch die Presse geführt. Im Jahr 1874 wollte die Bibel-Gesellschaft in Anerkennung seiner Dienste ihm 4000 M. aufnöthigen. Als Angestellter einer Missions-Gesellschaft glaubte er diese Belohnung aber nicht annehmen zu dürfen und schrieb bei dieser Gelegenheit, daß es ihm eine Genugthuung sei, nach wie vor „ein uneigennütziger Freund der Britischen Bibel-Gesellschaft“ bleiben zu dürfen.

Bücherschau.

Es sind uns für die kommende Weihnachtszeit so viele Bücher und Büchlein zur Empfehlung zugeschickt worden, daß wir uns nur auf eine ganz kurze Anzeige der meisten derselben beschränken können.

Aus dem Verlag von **C. F. Spittler:**

Das **griechische Neue Testament**, welches auf Anregung des Dr. Marulis und im Auftrag unserer Bibelgesellschaft von den Basler Theologen Dr. C. J. Riggenbach und Dr. Imman. Stockmeyer im Anschluß an Tischendorf nach den ältesten Handschriften herausgegeben worden ist. Dasselbe zeichnet sich aus durch sorgfältige Redaktion des Textes, sehr großen, schönen Druck und ungewöhnliche Billigkeit (2 M.).

Nachtlichter aus Gottes Wort (50 Pfg.) 12 kurze, kernige Betrachtungen des englischen Predigers Power über die Stichworte: Noch, Aber, Niemand, Und (Joh. 11, 5), Auf (Psalm 41, 3), Alle, Nicht, Auch, Mich, Aufgehen (Psalm 97, 11), Ihr, Wie.

Winke zum Verständniß des Propheten Daniel. (80 Pfg.). Diese „von einem Freunde des prophetischen Wortes in Mülhausen im Elsaß" herrührende, auf fleißigen Studien beruhende Zusammenstellung ist garnicht darauf eingegangen, „was jetzt die moderne, ungläubige Kritik alles über dieses göttliche Buch faselt" und eifert für die „buchstäbliche" Auffassung.

Geistliche Friedenslieder aus alter und neuer Zeit, frei aus dem Englischen. (35 Pfg.) 29 Lieder mit Noten, groß und hübsch gedruckt.

Ferner folgende Erzählungen: **Benjamin Sylvester** oder der Sieg der Wahrheit von Miß Yonge (70 Pfg.); **Wunderwege im Kinderleben** von A. Blankenstein (M. 2. 40); **Zweierlei Wasser** (25 Pfg.); **Die Sommerferien**, für Knaben und Mädchen von Mathilde v. Hellmuth (M. 2); **Kinder im Dienst der Liebe** oder die kleinen Arbeiter im Weinberge des Herrn, von M. L. Charlesworth. Vierte verbesserte Auflage (M. 2). Ein Buch, das seinem Motto: Matth. 21, 16 alle Ehre macht und „aus dem auch Eltern und Erzieher viel lernen können." **William Carter's Stiefschwester** von Hesba Stretton, dritte Auflage, frei nach dem Englischen von M. K.-G. (M. 1. 20).

Christliches Gedenkbuch, fein Leinwd. Goldschn. M. 3. 60. 10. Aufl. Ein prächtiges Weihnachtsgeschenk für solche, die gerne Geburts- und andere Gedenktage in ein Buch eintragen, das auf jeden

Tag des Jahres einen Bibelspruch und Liedervers auf feinstem Schreibpapier darbietet.

Abreißkalender mit Bibelsprüchen für's Jahr 1881 (75 Pfg.). Nicht sehr elegant, aber billig und nützlich.

Aus dem Verlag von **D. Gundert** in **Stuttgart:**

Die modernen Darstellungen des Lebens Jesu. Vier Vorträge von Dr. G. Uhlhorn. Dritte Auflage.

Klar und scharf wird die Geschichtlichkeit der evangelischen Darstellung des Lebens Jesu gegen Renan, Schenkel, Strauß u. A. vertheidigt und dabei gar vieles gesagt, was nicht nur zur Abwehr, sondern auch zur Erbauung, ja Erweckung dienlich ist. Das Verhältniß der vier Evangelien zu einander wird durch folgendes Gleichniß in's rechte Licht gestellt:

„Es ist ein großer Unterschied zwischen einer Photographie und einem Gemälde. Eine Photographie ist nur ein Abdruck der Wirklichkeit, von einer todten Maschine gemacht, darum in gewissem Sinne selbst todt. Ein Gemälde ist eine lebendige Reproduktion; das Bild ist durch den Künstler hindurchgegangen, er hat es in sich aufgenommen, in sich verarbeitet und gibt nun wieder, was er geschaut. Vier Photographien einer Person müssen bis in's Kleinste miteinander übereinstimmen; weicht eine ab, so ist sie falsch. Denken wir uns aber vier Gemälde einer Person, von vier verschiedenen Künstlern gemalt, so werden wir vier Bilder vor uns haben, von denen zwar keines mit dem andern in jedem Striche übereinstimmt, von denen viel mehr das eine diese, das andere eine andere Seite der Person hervorhebt, und die doch alle vier ächte und wahre Bilder derselben sind, ja die alle vier zusammen erst das volle Bild geben ... Die vier Evangelien sind nicht vier Photographien; dann hätten die Recht, die aus jedem abweichenden Zuge ihre Unächtheit und Ungeschichtlichkeit beweisen zu können meinen" u. s. w.

Von den vielen christlichen Kalendern empfehlen wir: **Des Volksboten Schweizer Kalender**, Basel, Verlag von F. Schneider. Enthält viel Gutes und Gediegenes, namentlich aus neuester Zeit. **Wegzeiger auf der Pilgerstraße.** Verlag der Buchhandlung des „Kropper Kirchlichen Anzeigers." Kropp. 1881. Dies eigenartige Büchlein enthält ein von Pastor Paulsen zusammengestelltes, vollständiges Loosungsbuch, einen Kalender, 31 Gebete, eine Bibel-Lesetafel und eine Menge nützlicher Belehrungen, Recepte für Haus und Küche 2c. Es kostet nur 40 Pfg. gebunden. **Der evangelische Missionskalender** (Basel, Missionsbuchhandlung) bietet für 20 Pfg. ein prächtiges Farbendruckbild und viel Interessantes aus der Heidenmission.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

Stanford University Libraries
3 6105 012 814 948

BV
2000
E8
1880

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.